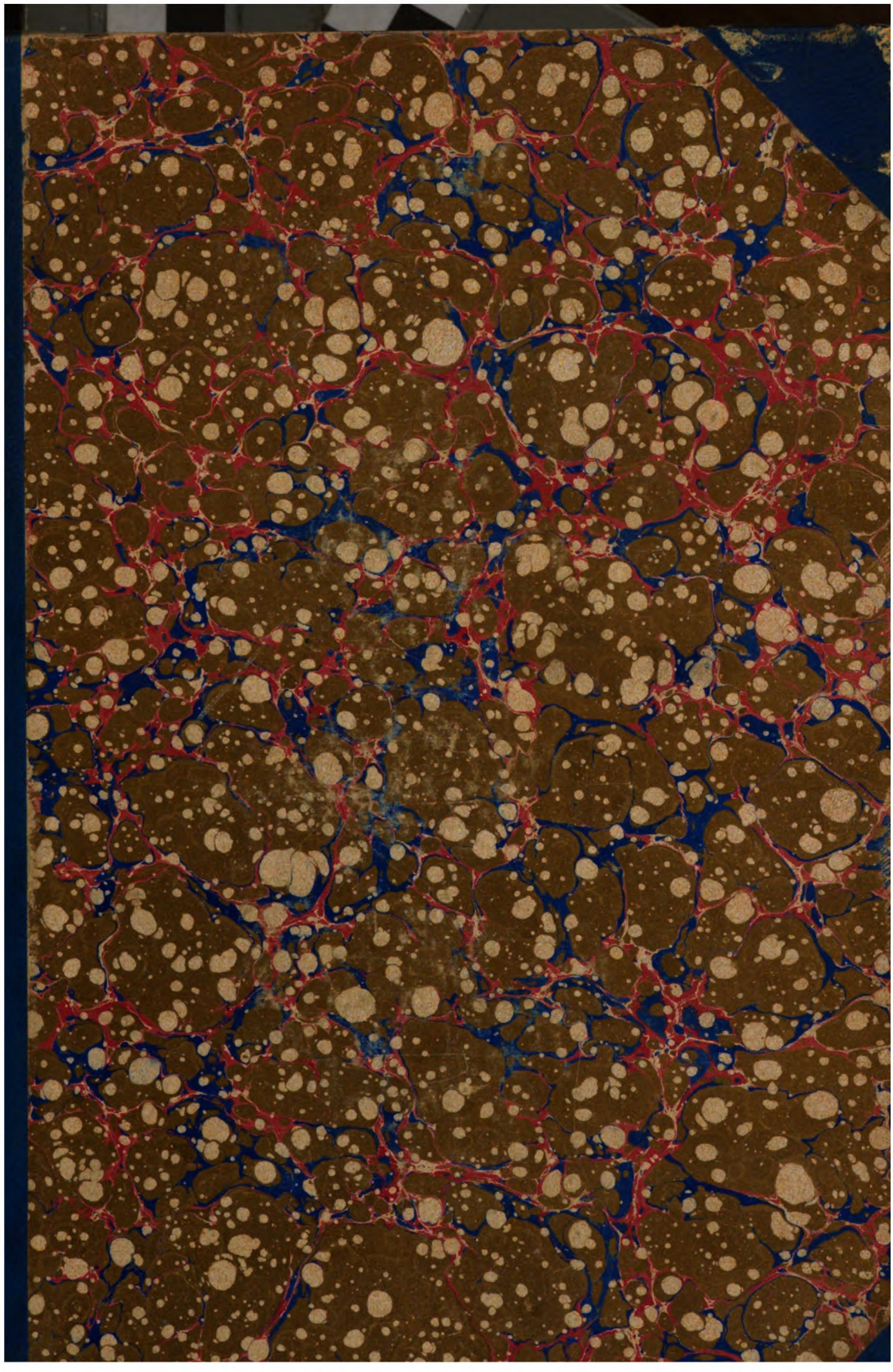


AP
30
G84

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

A.67342 9/3/94

S
9/3

DATE DUE

~~JUL 1~~	81 JA 2 0		
GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 065 543 716

A. 67342
N5 x 83
52 (1)

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1893. Viertes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege. Heer- und Unterrichtswesen

Der neueste Stand der Homerulepolitik. S. 1.
Finis Angliae. S. 49.
Europa und England. S. 145.
Deutschland und das Mittelmeer. S. 196.
Eine Inseratensteuer. S. 241.
Deutschland und Frankreich. S. 289.
Die Krisis in Amerika. S. 294.
Suggestionen in der Politik. S. 325.
Die Aussichten der Reichssteuern. S. 337.
Weiteres zur Steuerfrage und zur Finanzreform. S. 393.
Schein und Wirklichkeit in der Politik. S. 449.
Die sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften. S. 452.
Die Quittungssteuer. Von O. Bähr. S. 497.
Worte oder Thaten? S. 553.
Antisemitismus und Sozialdemokratie. S. 601.
Bismarcks Schatten. S. 633.

Weder Kommunismus noch Kapitalismus. S. 163. 207.
Die Landarbeiterfrage. S. 349. 401.

Die Sprache der gerichtlichen Entscheidungen. Von O. Bähr. S. 119.
Die Reform des Militärstrafprozesses. S. 361.
Der Arzt und das Unfallgesetz. Von F. König. S. 501.

Manöverbetrachtungen eines Beteiligten. S. 97.
Mehr Kreuzer! Von Georg Wislicenus. S. 557.

Zum Geschichtsunterricht an den höhern Lehranstalten. Von Emil Stutzer. S. 123.
Die Bürgerkunde in der französischen Volksschule. Von W. Maler. S. 245.
Ein Aufruf zur Organisation der Volksbildung. S. 511.

Geschichtliches und Biographisches

Das Königreich Westfalen. S. 21.
König Albert. S. 193.
Theodor von Bernhardi. S. 257.
Bach und Windischgrätz. S. 457.

Länder- und Völkerkunde

Indische Zustände. 3. S. 113. — 4. S. 609.
Bilder aus dem Westen. Von E. Below. 8. S. 270.
Eine neue Karte des deutschen Reichs. S. 624.

Litteratur und Kunst

Die Philosophie Paulsens. S. 10.
Gründeutschland S. 28.
Auch ein Einbänder. S. 64.
Ein italienischer Katholik über die Freiheit. S. 103.
Die Ziele der gegenwärtigen Litteraturbewegung in Deutschland. Von Adolf Bartels. S. 131.
Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Von Hans Nord. S. 174.
Edmund Dorer. S. 368.
Die Million. Von Arnold Fokke. S. 425.
Jugend. Ein Liebesdrama. Von Adolf Grafen von Westarp. S. 468.
Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. S. 519.
Gervinus Selbstbiographie. S. 572.

Die Münchner Ausstellungen. Von M. G. Zimmermann. 2. S. 33, 70.
Zur Erinnerung an Wilhelm Stier. Von H. A. Lier. S. 56.
Der kunsthistorische Kongreß in Nürnberg. Von Karl Kötschau. S. 266.
Das Raimundtheater in Wien. S. 577.

Verschiednes

Reiseeindrücke aus England. S. 217.
Der „Fall Kirchhof.“ S. 234.
Unser Zeitungselend. S. 299.
Bildung. Von Friedrich Paulsen. S. 415. 460.
Das Künstlerelend. S. 473.
Die gute Gesellschaft. S. 630.

Die Flüchtlinge. Eine Geschichte von der Landstraße. S. 313. 373. 429. 479. 527. 580.
Kanonier Schimansky. Eine Weihnachtsgeschichte. S. 635.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vergißmeinnicht. S. 41. — Schülermißhandlung. S. 41. — Die Schlierseeer. S. 42. — Naturverschönerung und Städteverschönerung. S. 43. — Geldkrisen und Volkswirtschaft. S. 81. — Die neue preußische Wahlordnung. S. 83. — Sechs Wochen in Genf. S. 85. — Fuß und Meter. S. 90. — Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage. S. 91. — Bairischer Ministerialstil. S. 92.

— Die Behörden und der Mittelstand. S. 138. — Die politische Lage im Mittelmeer. S. 186. — Noch ein katholischer Schulkalender. S. 189. — Deutsche Nationalbühne. S. 191. — Ein neuer Sachsenbischof. S. 236. — Unsre Schiffsnamen. S. 238. — Zur Diätenfrage. S. 281. — Die „Imparität" in Preußen. S. 283. — Pädagogik, Universität und Regierung. S. 285. — Symbiose. S. 332. — Unsre deutschen Lettern. S. 333. — Neue Zeitschriften. S. 335. — Berichtigung. S. 336. — Nachschrift. S. 441. — Encomion moriae. S. 441. — Der Spielerprozeß in Hannover. S. 442. — Vom Amtsgericht I in München. S. 444. — Auch eine Steuerfrage. S. 445. — Die nationalökonomischen Fortbildungskurse. S. 491. — Vom neuen Reichstagsgebäude in Berlin. S. 494. — Die deutschen Gewerkschaften. S. 542. — Die Gesindenot. S. 545. — Zur Vorbildung der Eisenbahnbeamten. S. 547. — Die Lebensversicherungen und die besitzlosen Klassen. S. 548. — Nochmals die Postdirektoren. S. 549. — Von den Anarchisten. S. 550. — Ein enystischer Dichter. S. 551. — Nochmals die Aussichten der Reichssteuern. S. 589. — Stammesverschiedenheiten. S. 591. — Berufung und Schöffengericht. S. 593. — Einiges Christentum. S. 594. — Pro domo. S. 595. — Anarchisten und Liberale. S. 645. — Das neue österreichische Geld. S. 645. — Herr Karl Bleibtreu über Moltke. S. 646. — Aus Briefen Wilhelm von Humboldts. S. 649.

Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen besprochen worden)

*F. Paulsen, Einleitung in die Philosophie. S. 10.
*A. Kleinschmidt, Geschichte des Königreichs Westfalen. S. 22.
*F. Thimme, Die innern Zustände des Kurfürstentums Hannover unter der französisch-westfälischen Herrschaft. S. 22.
*F. Kirchner, Gründeutschland. S. 29.
*H. Fechner, Grundriß der Weltgeschichte. S. 41.
Th. Ziegler, Das Gefühl. S. 44.
A. Ritter von Arneth, Aus meinem Leben. S. 45.
M. May, Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprache. S. 46.
J. Bolte, Die Singspiele der englischen Komödianten. S. 47.
*K. J. Fuchs, Die Handelspolitik Englands. S. 49.
*W. Stier, Hesperische Blätter. S. 57.
*J. Hart, Sehnsucht. S. 64.
J. Pfotenhauer, Die Missionen der Jesuiten in Paraguay. S. 93.
H. Kraeger, Johann Martin Miller. S. 96.
*Enrico Cenni, Della Libertà. S. 103.
*H. Daubenspeck, Die Sprache in den gerichtlichen Entscheidungen. S. 119.
L. Kuhlenbeck, Giordano Brunos Dialoge. S. 143
K. Heine, Der Roman in Deutschland. S. 143.
*Otto Ludwigs gesammelte Schriften. S. 175.
*Deutsche Nationalbühne. S. 191.
W. Hipler, Ehe denn die Schlacht beginnt. S. 240.
*P. Bert, Instruction civique. S. 246.
*Th. von Bernhardi, Briefe und Tagebuchblätter. S. 257.
D. Sibyllinus, An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. S. 288.
*O. Arendt, France et Allemagne. S. 289.
*Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. S. 335.
*Zeitschrift für Kulturgeschichte. S. 335.
*v. d. Goltz, Die ländliche Arbeiterklasse und der preußische Staat. S. 349.
*K. Frankenstein, Die Arbeiterfrage in der deutschen Landwirtschaft. S. 350.
*v. Marck, Der Militärstrafprozeß in Deutschland und seine Reform. S. 362.
*Edmund Dorers nachgelassene Schriften. S. 369.
A. Speil, Die Fahrt nach der alten Urkunde. S. 388.
H. Geffcken, Frankreich, Rußland und der Dreibund. S. 390.
J. Duboc, Hundert Jahre Zeitgeist. S. 391.
J. Duboc, Grundriß einer einheitlichen Triebslehre. S. 392.
*Th. Zolling, Die Million. S. 426.
*M. Halbe, Jugend. S. 468.
W. Gleim, Das Recht der Eisenbahnen in Preußen. S. 495.
*J. Hummel, Was läßt sich zur Pflege einer gediegnen, echt volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun? S. 512.
*Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. S. 520.
Pohlmey und Hoffmann, Gymnasialbibliothek. S. 552.
Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer. S. 552.
*G. G. Gervinus Leben. Von ihm selbst. S. 572.
*Oskar Jäger, Pro domo. S. 595.
J. Conrad u. A., Handwörterbuch der Staatswissenschaften. S. 597.
F. von Saar, Novellen aus Österreich. S. 599.

Schwarzes Brett

S. 48. — S. 144. — S. 192. — S. 446. — S. 600. — S. 652.

Der neueſte Stand der Homerulepolitik

Am 1. September iſt die längſte und hartnäckigſte Redeſchlacht, die je in dem britiſchen Hauſe der Gemeinen, der „Mutter der Parlamente," getobt hat, zu Ende gekommen. Mit vierunddreißig Stimmen Mehrheit iſt die Bill „für die beſſere Regierung Irlands," gewöhnlich Homerulebill genannt, zum drittenmal geleſen worden. Am 8. September haben die Lords derſelben Bill mit der überwältigenden Mehrheit von 419 gegen 41 Stimmen die zweite Leſung verweigert und damit nach viertägiger Debatte das Werk wieder zerſtört, das die „Gemeinen" in zweiundachtzig Tagen aufgebaut hatten. Trotzdem iſt nicht zu leugnen, daß der Kampf, den die iriſche Nationalpartei nun ſeit 1870 für die Unabhängigkeit Irlands führt, und in dem ſie 1886 Gladſtone und mit ihm den größern Teil der liberalen Partei zu Bundesgenoſſen gewann, jetzt in ein neues, entſcheidendes Stadium getreten iſt. Daß das Unterhaus einer Bill, die den Grundſatz „Irland eine Nation" verkörpert, in aller Form ſeine Sanktion erteilt hat, verleiht der ganzen iriſchen Bewegung eine Bedeutung, deren Eindruck nicht ſo leicht wieder zu verwiſchen ſein wird. Die Erfüllung des Traums der iriſchen Nationalpartei ſcheint von nun an nur noch eine Frage der Zeit zu ſein; noch jede große Bill, ſo tröſten ſich die Homeruler, die das Unterhaus angenommen und die die liberale Partei auf ihre Fahne geſchrieben hatte, iſt zuguterletzt trotz alles Widerſtrebens der „Lords" Geſetz geworden. Ihr Veto kann nur aufſchiebend wirken. Die Lords ſind ſich auch, wie die eben beendigte Debatte zeigt, der Grenzen ihrer Macht vollkommen bewußt: ihr Veto muß dem ausgeſprochnen Willen des Volkes weichen. Kann man aber behaupten, daß die Homerulebill dieſen hinter ſich habe? In der That hat das Oberhaus ein von der Mehrheit der Volksvertretung genehmigtes Geſetz

selten mit größerm Gleichmut und vollkommnerer Sicherheit verwerfen können, und zwar aus einem einfachen Grunde. In der Verwerfung der Homerulebill hat es sich nicht durch Standesinteressen bestimmen lassen, sondern einfach seine oberste konstitutionelle Pflicht erfüllt, es hat übereilte Gesetzgebung in einer wichtigen Frage unmöglich gemacht und für früher oder später eine Berufung an die letzte Instanz, das wahlberechtigte Volk erzwungen. Die Lords verabscheuen allerdings die Homerulepolitik im ganzen wie im einzelnen, und sie haben in der viertägigen Debatte aus dieser Abneigung kein Hehl gemacht. Ihre ersten Redner haben aber ihre ablehnende Stimme nicht so sehr damit, als mit folgenden zwei Gründen gerechtfertigt. Erstens: die Homerulebill, die eine Umgestaltung der ganzen britischen Konstitution einschließt, ist den Wählern nie zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt worden. Gladstone hat sich vor den letzten Wahlen und in der That seit seiner Niederlage im Jahre 1886 auf allgemeine Phrasen beschränkt und den Wählern wohlweislich die Einzelheiten seines Plans vorenthalten. Es ist die Pflicht des Oberhauses, diese Verschwörung des Schweigens zu durchkreuzen und keine Homerulebill durchgehen zu lassen, die nicht ausdrücklich von der Mehrheit der Wähler genehmigt ist. Zweitens: Die Homerulebill bezweckt die Umgestaltung der Union zwischen Großbritannien und Irland; eine solche Umgestaltung ist nur unter der Zustimmung der beiden ursprünglichen Vertragschließenden gerechtfertigt. Gladstone kann aber für seine Pläne nur auf eine Mehrheit in Irland hinweisen. Dagegen hat sich Großbritannien mit einer Mehrheit von fünfzehn Stimmen und England, das wichtigste Land der Union, gar mit einer Mehrheit von einundsiebzig Stimmen gegen ihn ausgesprochen. Es ist kein Zweifel, daß das Oberhaus jede Homerulebill verwerfen wird, solange Gladstone diesen zwei Bedingungen nicht gerecht geworden ist, und, was mehr ist, daß es dies thun kann, ohne eine gefährliche, sein Bestehen bedrohende Bewegung zu entfesseln. Das Oberhaus kann Gladstone in der That dankbar sein für seine Homerulepolitik. Sie hat seine Notwendigkeit als eine konstitutionelle Macht besser dargethan, als es hundert konservative Regierungen hätten thun können, sie hat damit gegenüber dem radikalen Geschrei nach einem Einkammersystem seine Stellung gewaltig gestärkt und ihm ergebne Freunde und Verteidiger in Kreisen geschaffen, die es früher als „archaistisches Überbleibsel" verhöhnten und verspotteten. Sollte die Homerulebill je Gesetz werden, so würde das Oberhaus nur eine weitere Stärkung seines Ansehens erfahren; es übernähme dann ohne Zweifel die dankbare Rolle eines Verteidigers der britischen Mehrheit, die Gladstone durch seine irische Hilfstruppe in eine Minderheit verwandelte, und es ließe kein britisches Gesetz durch, das dieser britischen Mehrheit in dieser Weise aufgezwungen würde.

Ich möchte mich im folgenden auf die Erörterung der drei Punkte beschränken, in denen die Debatte der letzten Monate den Kern der Homerule-

politik aufgedeckt hat, und die in den kommenden Kämpfen die entscheidende Rolle spielen werden. Ich meine die Frage, wie die Oberhoheit des Reichsparlaments gewahrt werden soll, die Frage der irischen Vertretung in Westminster und die Finanzfrage. Von diesen drei Fragen aus läßt sich auf den ganzen Geist, aus dem Gladstones letztes Werk entsprungen ist, das schärfste Licht werfen. Ihnen gegenüber treten die andern an sich wichtigen Punkte, wie die Zusammensetzung der irischen Gesetzgebung, die künftige Stellung der Beamten und Richter in Irland, die Schaffung eines konstitutionellen Gerichtshofs u. s. w., in den Hintergrund. Gelingt es Gladstone, in den genannten drei Fragen die Zustimmung des Landes zu seinen Vorschlägen zu gewinnen, so ist der Erfolg seiner Homerulepolitik gesichert. Die Regelung der übrigen Punkte ist dann mehr eine Frage der bloßen Zweckmäßigkeit.

Um Gladstones Homerulebill richtig zu verstehen, muß man im Auge behalten, daß sie ein Kompromiß ist zwischen dem, was die irische Nationalpartei wirklich will, nämlich Trennung aus dem Reichsverbande oder mindestens praktische Unabhängigkeit in der Art, wie sie die großen sich selbst regierenden Kolonien genießen, und dem, was Gladstone seinen ergebensten britischen Anhängern zumuten konnte. Der einfache „Widerruf der Union," der mit der Ausdehnung des Kolonialsystems auf Irland gleichbedeutend wäre, war unmöglich; die Union mußte, wenn nicht dem Wesen, so doch dem Namen nach gewahrt bleiben. Die Homerulekonstitution hatte also Bestandteile des Kolonialsystems mit dem jetzigen System legislativer Union zu verquicken, und diese Verquickung wurde vermittelt durch Zusätze föderativer Art. Aus dieser Verquickung dreier ihrer Natur nach unvereinbaren Systeme erklären sich alle Ungereimtheiten der Gladstoneschen Bill, Ungereimtheiten, die gar keine vernünftige Lösung zulassen. Gladstones Bill will eben das Unmögliche möglich machen; sie will Irland ein Parlament geben, das praktisch unabhängig sein soll — ohne das wäre die Zustimmung der Iren nicht zu erreichen —, das aber doch die Oberhoheit des Reichsparlaments nicht mindern und beeinträchtigen soll — darauf bestehen die englischen Homeruler —, ein Parlament, das die irische Exekutive ernennen und volle Gewalt haben soll, Gesetze zu machen, das aber zugleich diese Gewalt nie in einer Weise brauchen soll, die englischen Interessen widerspricht oder gegen die Minderheit in Irland, die von der Mehrheit durch die breite Kluft eines andern Glaubens, einer andern Abstammung und andrer geschichtlicher Erinnerungen getrennt ist, eine Ungerechtigkeit in sich schlösse. Offenbar ein unlösbares Problem. Man kann einem den Pelz nicht waschen, ohne ihn naß zu machen.

Der Kern der Bill ist heute derselbe wie 1886; er ist ausgesprochen in § 2 und § 5. Er besteht erstens in der Schöpfung eines national-irischen Parlaments mit der Befugnis, in seinem Wirkungskreis unabhängig vom Reichsparlament Gesetze zu machen „für den Frieden, die Ordnung und gute

Regierung Irlands" und zweitens in der Aufrichtung einer ausführenden Gewalt in Irland, die einzig und allein diesem irischen Parlament verantwortlich ist.

Ist dieser Grundsatz einmal zugestanden — sagen die Unionisten —, so ist die Union aufgelöst und der Weg zu praktischer Unabhängigkeit offen; daran können alle Einschränkungen und Oberhoheitserklärungen nichts ändern. Und sie werden damit wohl Recht haben. Die Lehre der Geschichte ist in diesem Punkte klar. „Schafft ihr eine beschränkte, verstümmelte, abhängige Nation, so wird sie ihre erste Aufgabe darin sehen, sich in eine vollkommne und unabhängige umzuwandeln." Die großen, sich selbst regierenden Kolonien haben England diese Lehre eindringlich genug gepredigt. Kein englischer Staatsmann ist darüber im Zweifel, daß die Oberhoheit des britischen Parlaments über sie rein theoretisch ist, und daß jeder Versuch, ihr praktische Geltung zu verschaffen, augenblicklich zur Unabhängigkeitserklärung führen würde. Die Kolonien sind es heute zufrieden, keine eigne äußere Politik zu haben, weil ihnen dafür die Kosten der Verteidigung abgenommen werden, und sie an den Vorteilen, die das Civis britannicus sum dem Auslande gegenüber verleiht, Anteil haben. Im übrigen aber lassen sie sich vom Mutterlande schlechterdings nicht in ihre Angelegenheiten hineinreden. Das Zugeständnis von Homerule würde nach der Logik der Thatsachen dazu führen, daß sich Irland dieselbe Stellung erränge wie diese Kolonien; kein nüchtern denkender Mann kann hoffen, daß es sich eher zufrieden gäbe. Während aber die Kolonien einerseits vom Mutterlande durch Weltmeere getrennt, andrerseits mit ihm durch Bande gleicher Abstammung und Geschichte verbunden sind, liegt Irland Großbritannien in der Flanke, ist nach Carlyles Ausdruck nach dem Grundplan der Welt mit ihm eins, fiele andrerseits aber als Kolonie ohne Zweifel in die Hände der Klassen, die seit Jahrhunderten das den Engländern feindliche Gefühl vertreten, und deren Führer wieder und wieder erklärt haben, daß sie in Homerule nur eine Abschlagszahlung pro tanto sehen könnten, nur eine Haltestelle auf dem Marsch zu ihrem letzten Ziele, der völligen Unabhängigkeit Irlands, Leute, die sich nach wie vor von ihrem alten Grundsatze: „Englands Not Irlands Gelegenheit" regieren ließen. Selbst wenn die jetzigen Führer der Iren bona fide versicherten — was sie keineswegs thun —, daß sie in Homerule die endgiltige Befriedigung der nationalen Bestrebungen Irlands sähen, die Thatsachen wären stärker als sie. Wer kann — mit Parnell zu reden — dem Marsch einer Nation Grenzen setzen wollen?

Wir berühren hier den tiefsten Gegensatz zwischen Homerulern und Unionisten. Gladstone erkennt in seiner Bill den Grundsatz an: „Irland eine Nation" und sucht dann den natürlichen Folgen dieser Anerkennung durch eine Reihe künstlicher Bestimmungen zu entgehn, die sich auf dem Papier ganz gut ausmachen. Die Unionisten erkennen die Fruchtlosigkeit dieser Bestrebungen und lassen sich von der abschwächenden Phrase, daß Homerule nur eine Aus-

dehnung örtlicher Selbstverwaltung sei, wie sie das Parlament ohne Gefahr für die Reichseinheit einzelnen Landesteilen oder Städten bewilligt habe oder bewilligen könne, nicht täuschen. Örtliche Selbstverwaltung meint Delegation, nicht Verzicht auf parlamentarische Autorität, örtliche Selbstverwaltung verleiht genau begrenzte Rechte, nicht Rechte, die unbegrenzter Ausdehnung fähig sind. Homerule ist nicht örtliche Selbstverwaltung, sondern die Mündigkeitserklärung einer Nation.

Die Beschränkungen, die Gladstone dem Dubliner Parlament auferlegen will, sind im wesentlichen dieselben wie in der Bill von 1886. Es sind ihm entzogen erstens: wie den Kolonien, alle Angelegenheiten, die das ganze Reich angehn — äußere Angelegenheiten, Stellung der Krone, Heer und Flotte u. s. w.; daneben aber zweitens: ohne einheitlichen Grundgedanken — wenn man nicht das geheime Mißtrauen, von dem Gladstone gegen sein eignes Kind beseelt ist, einen solchen nennen will — eine Reihe von Gegenständen, deren Vorenthaltung sich keine Kolonie auch nur einen Tag gefallen ließe, nämlich die Handels-, Zoll-, Maß- und Währungspolitik, die Kirchen- und Schulpolitik, Eingriffe in die Rechte bestehender Körperschaften und die Fischereirechte.

Die irische Nationalpartei hat sich alle diese Beschränkungen bereitwilligst gefallen lassen; sie weiß wohl, daß ihr dasselbe Mittel, mit dem sie England Homerule abgerungen hat, auch ferner bleibt, nämlich das Gewicht ihrer Stimmen im Reichsparlament, und sie weiß ferner, daß sie, wenn sie erst die ausführende Gewalt in ihren Händen hat, alle diese Beschränkungen auf dem Verwaltungswege unwirksam machen kann.

Der einzige wirkliche Schutz, den die Bill von 1886 zu Gunsten der bedrohtesten Minderheit, der Grundbesitzer, enthielt, ist aus der heutigen Bill verschwunden. Die agrarische Gesetzgebung bleibt dem Reichsparlament auf drei Jahre vorbehalten, nach Ablauf dieser Galgenfrist werden die irischen Grundbesitzer mit Hand und Fuß einem Parlament ausgeliefert, das von den kleinen Pächtern und Bauern — seit Jahrhunderten ihren erbitterten Todfeinden — vollständig beherrscht werden wird. Was das heißen will, versteht man erst, wenn man bedenkt, daß, seit die grüne Insel durch ihre „sächsischen" Nachbarn erobert wurde, was die Begründung einer fremden Grundaristokratie und die Einführung eines den irischen Rechtsanschauungen widersprechenden Landsystems zur Folge hatte, die Iren gegen diese Grundbesitzer unaufhörlich mit der ganzen Hartnäckigkeit und Grausamkeit eines Bauernvolks Krieg geführt haben, wenn man weiter bedenkt, daß der Schrei: „Der irische Boden für die Iren!" die wirklich belebende Kraft in der ganzen nationalen Bewegung ist. Der irische Pächter ist feuriger Homeruler, weil er unter Homerule die Vertreibung der Grundbesitzer und die Wegnahme ihres Landes zu seinen Gunsten versteht. Seit der Union hat es nicht an Homerulebewegungen gefehlt; man denke an die Repealbewegung unter Daniel O'Connell und an die

Bestrebungen von Isaak Butt. Aber sie blieben so lange machtlos, als sie nicht für ihre politischen Ziele die agrarische Frage zum Vorspann nahmen und ausnutzten. Dies that Parnell; er sah, was schon vor ihm Fintan Labor und John Mitchel gepredigt hatten, daß der Kampf für die Unabhängigkeit erst dann Kraft gewinnen könne, wenn er zum Kampf für Abschaffung der Rente werde. Alle die jetzigen irischen Führer, die unter Homerule unzweifelhaft die Regierung Irlands in ihre Hände bekommen würden, haben den Grundbesitzern hundertmal den Untergang geschworen und „haben sich — wie es in dem Urteil der Parnellkommission heißt — in eine Verschwörung eingelassen, um durch planmäßigen Zwang und durch Einschüchterung eine agrarische Bewegung gegen die Zahlung der Pachtgelder ins Werk zu setzen, mit der Absicht, dadurch die irischen Grundbesitzer, die sie die englische Garnison nennen, zu berauben und aus dem Lande zu treiben." 1886 war sich Gladstone über diese Pläne seiner Bundesgenossen vollkommen klar, und er erklärte damals, es sei „eine Verpflichtung der Gerechtigkeit und eine Forderung der Ehre im Reichsparlament die Landfrage gleichzeitig mit der Homerulefrage zu lösen"; er brachte deshalb zusammengekoppelt mit der Homerulebill eine irische Landankaufsbill ein, die durch einen großartigen Geldaufwand die Ausraubung der Grundbesitzer durch eine irische Regierung unmöglich gemacht hätte. Der jetzige Minister Bryce erklärte damals: „Nach der Macht, über das Land frei zu verfügen, geht der eigentliche Herzenswunsch der Iren. Mit einer Polizei unter der Aufsicht gewählter Behörden könnten die Grundbesitzer auf ihre Rente pfeifen; sie dürften sich glücklich schätzen, wenn sie ihre heile Haut behielten. Die Ehre Englands ist für ihre Rechte verpfändet." Die irischen Grundbesitzer haben auf den verlockenden Köder nicht angebissen und sind der Union treu geblieben; heute ist deshalb von jenen feierlichen Verpflichtungen der Ehre und der Gerechtigkeit nicht weiter die Rede.

Neben diesen ins einzelne gehenden Kompetenzbeschränkungen dienen nach Gladstone dem Schutze der Oberhoheit des Reichsparlaments noch zwei weitere Bestimmungen, nämlich das Veto des Vizekönigs und eine feierliche Erklärung. Der Paragraph, der die Vetobestimmung enthält, lautet: „Der Lordleutnant soll auf Anweisung des genannten Exekutivausschusses (d. h. seines irischen Kabinets) die Zustimmung Ihrer Majestät der Königin zu einem von beiden Häusern der irischen Gesetzgebung angenommnen Gesetz geben oder verweigern, aber trotzdem allen Anweisungen, die von Ihrer Majestät in Bezug auf irgend ein Gesetz gegeben werden, unterworfen sein." Der letzte Abschnitt sichert der britischen Krone, durch sie dem Reichsministerium und durch dieses dem Reichsparlament ein Veto gegen jeden Beschluß des irischen Parlaments. Wie würde sich dies aber in der Wirklichkeit machen? Unzweifelhaft so, daß, wenn der Vizekönig dieses Veto gegen den Willen der Mehrheit seines irischen Parlaments ausübte, die ganze Regierungsmaschine zum Stillstande käme.

Das irische Kabinet des Vizekönigs, das den Willen dieser Mehrheit darstellt, würde abdanken, ein andres könnte er nicht bilden. Das Parlament schritte zur Verweigerung der nötigen Gelder, eine Auflösung in einem solchen Fall, wo das nationale Gefühl entflammt wäre, würde die Lage nur noch verschlimmern. Schließlich bliebe dem Reichsparlament nur übrig, nachzugeben oder zur ultima ratio einer bewaffneten Einmischung und damit zum Bürgerkriege zu greifen.

Die feierliche Oberhoheitserklärung, auf die sich Gladestone viel zu gute thut, da er nach der scholastischen Richtung seines Geistes einen großen Glauben an Worte hat, lautet: „Vorausgesetzt, daß unbeschadet irgend einer Bestimmung in diesem Gesetz die Oberhoheit und oberste Autorität des Parlaments des Vereinigten Königreichs über alle Personen, Materien und Dinge in den Landen der Königin (unangetastet und ungemindert) bestehen bleibt" — offenbar ein bloßes Spiel mit dem Doppelsinn der Worte „Oberhoheit des Reichsparlaments." Die Oberhoheit, auf deren Wahrung es den Unionisten allein ankommt, ist die, die das Parlament heute in England so gut wie in Irland ausübt, nämlich thatsächliche Kontrolle der ganzen Gesetzgebung und Verwaltung. Würde diese unangetastet und ungemindert bleiben? Selbstverständlich nicht. Die Oberhoheit über ein Homerule-Irland wäre nichts andres als die rein theoretische, die das Reichsparlament heute noch in Australien und Kanada ausübt. Was Großbritannien allein bliebe, ist seine in der Natur begründete Überlegenheit über die ärmere und schwächere Schwesterinsel. Mit Waffengewalt kann es ein widerspenstiges irisches Parlament immer zum Nachgeben zwingen, und das einzige Verdienst dieser Erklärung ist daher, daß sie die Anwendung von Gewalt, d. h. den Bürgerkrieg, ohne Bruch der Rechtsordnung unmöglich macht.

Mit der Frage der Oberhoheit des Reichsparlaments steht die Frage, was mit der irischen Vertretung in Westminster geschehen solle, in engster Beziehung. Wenn nicht alles täuscht, wird diese Frage bei den nächsten allgemeinen Wahlen eine entscheidende Rolle spielen und in ihrer neuen Lösung Gladstones Plänen eben so gefährlich werden, wie 1886 im alten Gewande. In keinem Punkte der ganzen Bill treten die innern Widersprüche seiner Homerulepolitik in so greifbarer, für den Durchschnittswähler so handgreiflicher Form zu Tage wie hier. Darin liegt der hohe Agitationswert dieser Klausel. Die Geschichte dieses Paragraphen (früher § 9, jetzt § 10) ist für Gladstones ganzes Verhalten seit seinem Frontwechsel im Spätherbst 1885 ungemein bezeichnend. In der ersten Homerulebill schlug er die gänzliche Ausschließung der irischen Vertretung aus dem Reichsparlament vor und bezeichnete diese Ausschließung als den Hauptvorteil, der sich aus seiner Politik für Großbritannien ergebe; sie befreie das britische Parlament mit einem Schlage von aller irischen „Obstruktion." Irland wäre damit in Bezug auf diesen Punkt

wie eine der selbständigen Kolonien gestellt gewesen. Gladstone konnte aber unmöglich die notwendige Folgerung dieses Planes ziehn und nun auch Irland gegenüber auf jede Besteuerung zu Reichszwecken verzichten. Sein Plan war also nichts andres, als eine Verletzung des obersten konstitutionellen Grundsatzes: Keine Besteuerung ohne Vertretung. Er hätte Irland zu der Stellung eines tributzahlenden Staates herabgewürdigt. Die Opposition, insbesondre Chamberlain und die liberalen Unionisten, richteten denn auch ihre schärfsten Pfeile gegen diesen Punkt, und bei den Wahlen von 1886 sprach sich das Land entschieden gegen diesen „Ausplan," wie er gewöhnlich genannt wird, aus. Gladstone blieb nur die Wahl zwischen dem „Inplan" und dem „In- und Ausplan." Die ursprüngliche Bill von 1893 enthielt den „In- und Ausplan." Die Iren sollten nach wie vor nach Westminster kommen, aber nur über Reichsangelegenheiten und nicht über rein britische mitberaten und mitabstimmen dürfen. Der Plan war offenbar nicht ernst gemeint. Gladstone hatte ihn nur aufgenommen, um sein Übergehn zum reinen „Inplan" zu verhüllen. Zwischen Reichs- und rein britischen Angelegenheiten zu unterscheiden, übersteigt nach seinen eignen Worten „Menschenwitz." Der Plan hätte praktisch im Unterhause zwei verschiedne Mehrheiten geschaffen und damit die Grundlage des britischen Systems der Kabinetsregierung, die verhältnismäßige Dauerhaftigkeit der jeweiligen Mehrheit zerstört. Gladstone ließ ihn denn auch im letzten Augenblick fallen und nahm den reinen „Inplan" an. Die Bill giebt also jetzt Irland ein eignes Parlament zur unabhängigen Besorgung seiner eignen Angelegenheiten, erlaubt ihm aber zugleich, Vertreter nach Westminster zu schicken und in rein schottischen und englischen Angelegenheiten eine entscheidende Stimme zu haben. Wer künftig in Irland regieren soll, wird einzig und allein von den Iren abhängen, und England wird in der Bildung der irischen Exekutive schlechterdings keine Stimme haben. Ob aber in Großbritannien Gladstone oder Salisbury Premier sein soll, darüber wird nicht Großbritannien, sondern darüber werden achtzig irische Abgeordnete entscheiden. Die Ungerechtigkeit dieses Planes wird auch der schwerfälligste Wähler herausfühlen. Dazu kommt noch, daß es offenbar im Interesse dieser irischen Abgeordneten liegen wird, daß die jeweilige britische Regierung so schwach als möglich ist; denn um so willfähriger wird sie gegen ihre Wünsche sein. Sie werden daher immer die Partei unterstützen, die die britische Minderheit darstellt, was die seltsame Folge haben wird, daß in Großbritannien immer die Partei am Ruder sein wird, die nicht das Vertrauen der Mehrheit der britischen Wähler genießt.

Die einzige Lösung dieser ganzen Schwierigkeit wäre Home Rule all round, d. h. ein vollständiger Umbau des Vereinigten Königreichs auf föderativer Grundlage, mit einem obersten Reichsparlament — entsprechend unserm Reichstage —, streng beschränkt auf Reichsangelegenheiten, und vier oder

mehr untergeordneten Parlamenten zur Besorgung der örtlichen Angelegenheiten in England und Schottland, Wales und Irland. Ein solcher Plan wäre logisch, aber durchaus ein Sprung ins Dunkle und eine gänzliche Umkehrung dessen, was seit 600 Jahren englische Politik gewesen ist.

Eine kaum weniger große Gefahr für die Wahlaussichten Gladstones bergen die neuen Bestimmungen, die die zukünftigen finanziellen Beziehungen zwischen Großbritannien und Irland ordnen sollen. Verletzt die Unterwerfung Englands unter irische Abgeordnete das britische Ehrgefühl, so greifen diese den britischen Wähler an einem nicht minder empfindlichen Punkte, nämlich an seinem Geldbeutel an. Es wird der unionistischen Kritik nicht schwer fallen, dem britischen Wähler zu beweisen, daß er für das Vergnügen, in Dublin eine feindselige oder mindestens unfreundliche Regierung einzusetzen, noch teuer wird zahlen müssen. Der jetzige Plan ist bereits der dritte, den Gladstone ausgeheckt hat; alle drei haben das gemein, daß um jeden Preis auf Kosten der britischen Steuerzahler ein jährlicher Überschuß für das irische Parlament herausgerechnet werden mußte, und alle drei unterscheiden sich nur darin, daß jeder den Iren günstiger ist als der vorangehende. Die ursprüngliche Regierungsvorlage von 1893 schlug vor, den Nettoertrag der irischen Zölle, der auf 2370000 Pfund Sterling geschätzt wird, als irischen Beitrag zu dem gemeinsamen Reichsaufwande zu nehmen; nach dem neuesten Plan dagegen soll Irland ein Drittel seines Gesamteinkommens zu Reichszwecken beisteuern. Was dies bedeutet, zeigt ein Blick in die amtliche Statistik. Für das Jahr 1891/92 war Irlands Gesamteinkommen 6780000 Pfund Sterling, ein Drittel davon wäre 2260000 Pfund Sterling. Davon hätte aber nach den Bestimmungen der Bill das Reich etwas über 200000 Pfund Sterling (Eintreibungskosten) und 500000 Pfund Sterling (für die irische Polizei) zu zahlen. Der letztere Posten soll allerdings mit der allmählichen Ersetzung der irischen Konstablerei durch örtliche Polizeikräfte abnehmen und schließlich ganz verschwinden. Aber jedenfalls wäre Irlands wirklicher Beitrag in nächster Zeit nur 1550000 Pfund Sterling. Die Gesamtausgabe des Reichs beträgt zur Zeit 62400000 Pfund Sterling — natürlich eine immer wachsende Größe —, davon hätte also Großbritannien 69900000 und Irland nur 1550000 Pfund Sterling zu zahlen. Großbritanniens Gesamteinkommen beträgt aber etwa 83 Millionen Pfund Sterling; es bleiben ihm also für seine eignen Zwecke kaum ein Drittel seiner Einnahmen, während Irland zwei Drittel für sich behielte. Mit andern Worten: rechnet man die Bevölkerung von Irland auf rund 4700000, die von Großbritannien auf 33 Millionen, so hätte nach diesem neuesten Plan ein Ire nur 6 Schilling 6 Pence für Reichszwecke zu zahlen, ein Schotte und ein Engländer dagegen 35 Schilling. Nach Gladstones Plan von 1886 waren die entsprechenden Zahlen 13 Schilling 5 Pence und 30 Schilling 11 Pence. Die angeführten Zahlen sprechen für sich selbst.

Die drei bisher erörterten Fragen waren das Hauptthema der zweiundachtzigtägigen Homeruledebatte. Das ganze Heer der übrigen verwickelten Fragen, die die Bill ins Leben gerufen hat, ist in der Debatte kaum gestreift worden. Von 1495 Zeilen, aus denen die Bill besteht, sind nur etliche 320 im Ausschuß erörtert worden, in der That infolge des Verhaltens oder, wie die Homeruler es nennen, der „Obstruktion" der Opposition. Die Opposition wußte, was sie that. Von den drei behandelten Fragen allein hängt der Ausgang des ganzen Kampfes ab. Gelingt es Gladstone, die Wähler zu überzeugen, daß in seiner Bill die Oberhoheit des Reichsparlaments gewahrt ist, gelingt es ihm, zu zeigen, daß die Beibehaltung irischer Abgeordneten im britischen Parlament nicht eine Demütigung für England und nicht der Tod jeder Stetigkeit der Regierung ist, gelingt es ihm, ihnen vorzurechnen, daß sie mit Homerule ein gutes Geschäft machen und die zwei Millionen Pfund Sterling, die sie die neue Nation kosten wird, gut angelegt sind, dann und nur dann darf er hoffen, dem Gesetzbuche des Reichs seine Homerulebill einverleibt zu sehen.

Die Philosophie Paulsens

Friedrich Paulsen hat eine Einleitung in die Philosophie geschrieben, die nichts geringeres ist, als die Philosophie selbst, oder ein neues System der Philosophie.*) Wir kommen etwas spät zur Besprechung dieses Buches, aber zu spät würden wir auch nach zehn Jahren nicht kommen. Denn es ist ein Buch von bleibendem Werte. Was die Denker idealistischer Richtung im Laufe des letzten Menschenalters errungen haben, das faßt es zusammen, dafür hat der Verfasser die richtigen Worte gefunden, und die Wärme seiner edeln Empfindung, die schöne Darstellung, die Klarheit der Sprache sichern ihm Leser. Man kann nicht sagen, daß er den wissenschaftlichen Materialismus hingerichtet habe, weil das schon andre vor ihm gethan haben; aber die Leichenschau, die er anstellt, muß auch den Blödesten überzeugen, daß jene Philosophie, die ohne den Geist auszukommen gedachte, wirklich tot ist, und den Demagogen Ludwig Büchner als wissenschaftliche Autorität anzuführen, wird in Zukunft kaum noch jemand wagen.

*) Einleitung in die Philosophie von Friedrich Paulsen, a. o. Professor an der Universität Berlin. Berlin, W. Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1892.

Paulsen hat, das darf ohne Übertreibung behauptet werden, eine ganze Reihe bisher streitiger Fragen so ins Reine gebracht, daß nur eigensinnige Pedanten den Streit noch fortsetzen könnten; so vor allem die Frage nach dem Begriff der Philosophie. Nachdem er klar gemacht hat, daß sich diese Wissenschaft weder der Methode noch dem Inhalt nach von den übrigen Wissenschaften unterscheiden lasse, fährt er fort: „Aber was bleibt dann für ein Unterschied zwischen der Philosophie und den übrigen Wissenschaften? Wenn sie weder durch eine besondre Methode noch durch einen besondern Gegenstand von ihnen unterschieden ist, dann müssen sie ja zusammenfallen. In der That, dies ist meine Ansicht. Philosophie ist von den Wissenschaften nicht zu trennen, sie ist nichts andres, als der Inbegriff aller wissenschaftlichen Erkenntnis. Alle Wissenschaften sind Glieder eines einheitlichen Systems, einer universitas scientiarum, deren Gegenstand die gesamte Wirklichkeit ist. Dieses nie vollendete System, an dem die Jahrtausende bauen, das ist die Philosophie. Jede Wissenschaft erforscht einen bestimmten Ausschnitt der Wirklichkeit; indem wir alle diese Erkenntnisse in eins fassen, um eine Antwort auf die Frage zu geben, was es mit der Wirklichkeit überhaupt auf sich habe, haben wir Philosophie." Die Frage, wie alsdann heute noch Philosophie möglich sei, da ja beim Umfange des heutigen Wissens Universalität nicht mehr möglich ist, beantwortet Paulsen mit der Gegenfrage, ob man deswegen keine Professoren der Geschichte mehr anstellen dürfe, weil kein einzelner das ganze Gebiet dieser Wissenschaft beherrscht. Der Drang, Sinn und Bedeutung der Dinge und ihren innern Zusammenhang zu erkennen, dieser Drang, der schon das Kind und den gemeinen Mann zu Philosophen macht, berechtigt um so mehr den Vertreter jeder einzelnen Wissenschaft, sich einen Philosophen zu nennen. Und wie eine Wissenschaft, die ohne diesen Drang nur als Sammlung von Thatsachen betrieben würde, kaum den Namen Wissenschaft verdienen würde, so ist auch der kein wahrer Philosoph im höhern Sinne des Wortes, der nicht wenigstens eine einzelne Wissenschaft betreibt. Von jeder beliebigen Wissenschaft kann man zur Erforschung des Zusammenhangs der Dinge im allgemeinen aufsteigen, und es ist daher gleichgiltig für den Erfolg, ob der Mann, der sich zur philosophischen Betrachtung und Bearbeitung des Wissensstoffs erhebt, von der Physik oder von der Astronomie oder von der Physiologie oder von der Psychologie oder von der Geschichte oder von der Botanik ausgeht.

Damit ist auch schon das Gebiet der Philosophie von dem der Religion abgegrenzt, oder sollte es wenigstens sein, seitdem Kant zwischen theoretischer und praktischer Vernunft, zwischen Wissen und Glauben so reinlich geschieden hat. Es ist nichts neues, was Paulsen über diese brennende Frage sagt; er spricht nur aus, was alle Gebildeten, denen die Not der Zeit zu Herzen geht, fühlen, meinen und begehren: daß uns ein Glaube notthut, der die Vernunft

nicht unter das Joch eines Dogmas zwängt, und daß dieser Glaube von dem Fortschritte der Wissenschaften nicht das geringste zu fürchten hat, ja daß ihn die echte Philosophie fordert. Aber er spricht diese Gedanken, die unser heutiges Geschlecht im tiefsten Innern bewegen, so vielfach auf neue Weise aus und verbreitet ein so schönes Licht über die Schwierigkeit und ihre Lösung, daß man seine Ausführungen mit wahrer Erbauung liest. Sie wollen im Zusammenhang gelesen werden, darum reißen wir keine einzelne heraus; nur eine von den Stellen wollen wir anführen, aus denen klar wird, wie gerade die reinliche Scheidung der beiden Seiten der Menschenvernunft in der wissenschaftlichen Untersuchung ihren harmonischen Zusammenklang im Leben sichert:

„Mir erscheint der negative Dogmatismus der Wissenschaft [d. h. die anmaßende Behauptung, die Nichtexistenz Gottes sei wissenschaftlich erwiesen] als das Gegenstück des positiven Dogmatismus der alten theologischen Orthodoxie. Beide kommen überein in der Auffassung der Religion als einer Summe buchstäblich zu fassender, mit dem Verstand aufzunehmender Lehrsätze, nur daß der erste nein sagt, wo der zweite ja sagt. Sie kommen überein in dem harten Intellektualismus, der für Dichtung und Kunst keinen Sinn hat. Sie kommen oft auch überein in einem harten Moralismus, der für Individualität und Freiheit des Geistigen keinen Sinn hat, nicht minder in herrschsüchtigem Fanatismus, der von jedermann absolute Unterwerfung unter die eignen Bekenntnisformeln, negative wie positive, fordert. . . . Philosophie ist nicht Religion und kann nicht an ihre Stelle treten. Sie will nicht ein Glaube sein, sondern ein Wissen. Dennoch enthält jede Philosophie, sofern sie Philosophie in dem alten Sinn, Welt- und Lebensanschauung, sein will, auch ein Element des Glaubens in sich, das die Wissenschaft als solche nicht enthält. Jede Philosophie geht zuletzt darauf hinaus, Sinn in die Dinge zu bringen oder vielmehr den Sinn, der in den Dingen ist, aufzuzeigen. Dieser Sinn ist aber im letzten Grunde immer eine Sache nicht des Wissens, sondern des Willens und Glaubens. Was dem Philosophen selber das höchste Gut und letzte Ziel ist, das sieht er in die Welt als ihr Gut und Ziel hinein und meint es nun auch durch hinterherkommende Betrachtung als solches darin zu finden. In diesem Sinne ist das Augustinische Wort: fides praecedit rationem eine allgemein menschliche Wahrheit, ja der eigentliche Schlüssel zum Verständnis der Philosophie."

Paulsen hätte noch das Wort des Anselm von Canterbury beifügen können: credo ut intelligam. Er selbst hebt an einer andern Stelle hervor, daß die Philosophie die Einzelwissenschaften aus sich hervorgetrieben habe; eben der Glaube an die Vernünftigkeit der Welt und der Drang, diese Vernünftigkeit im einzelnen nachzuweisen, ist es, was zur Forschung treibt. Friedrich Lange, der Geschichtschreiber des Materialismus, hat auf den merkwürdigen Umstand hingewiesen, daß gerade die idealistischen Perioden der Philosophie für die Naturforschung am fruchtbarsten gewesen sind.

„In diesem Sinne ist also Glauben ein Element, ja das eigentliche Formprinzip jeder Philosophie. Der Glaube an die Zukunft formt die Auffassung des geschichtlichen Lebens, und die Pilosophie der Geschichte formt die Weltanschauung eines Menschen. Nicht die Astronomie formt die Weltanschauung.... Die Konstruktion und Deutung aber des geistig-geschichtlichen Lebens, die kommt nicht aus der Wissenschaft vom Vergangnen, sondern aus der Idee vom Vollkommnen, die jeder mitbringt. Sie sagt ihm, wohin die Bewegung geht, und sowie er das weiß, so weiß er auch bald, was es mit der Natur und der Welt überhaupt auf sich hat. Das mir Wichtige ist das Wesentliche an der Welt, nach diesem Schema hat der menschliche Geist zu allen Zeiten geschlossen, und er wird es schwerlich verlernen, es sei denn, daß einmal Kopf und Herz, Intelligenz und Wille zu völlig getrennter Haushaltung übergehen sollten. So lange sie in der alten Gemeinschaft leben, wird es bleiben wie bisher: was den Willen nicht erregt, das vermag die Aufmerksamkeit nicht zu erregen, das wird übersehen und fällt also für die Bildung der Vorstellung von der Wirklichkeit aus. So wird notwendig das Wichtige zum Wesentlichen und das Wesentliche zum allein Wirklichen."

Ist nun auch durch solche Erwägungen, wie sie Paulsen anstellt, dem einzelnen Denkenden der Besitz einer vom Kirchenglauben unabhängigen Religion gesichert, so ist doch damit die zweifache Schwierigkeit nicht gelöst, wie eine Volksreligion ohne Dogmen bestehen soll, und wie sich, so lange es keine dogmenlose Volksmoral giebt, der einzelne Denker zur Volksreligion, zur Kirche, und diese zu ihm zu stellen habe. Denn die Auffassung, daß die Dogmen fortbestehen sollen, nur nicht als Begriffe, sondern als Symbole, ist zwar richtig, ist aber, wie die Erfahrung zeigt, bisher im kirchlichen Leben nicht durchführbar gewesen. Es bleibt daher vorläufig dabei, was ein andrer Denker sagt, daß die bisherigen Lösungen der Philosophie, so weit es sich um das Leben der Massen, der Menschheit im allgemeinen handelt, nur eben so viele neue Fragen sind. „Wo so gewaltige Verwicklungen vorliegen — sagt Eucken*) — und bis in den Grundbestand unsrer geistigen Existenz zurückgreifen, da kann ein leises Verschieben, ein geschicktes Zurechtstellen der vorgefundnen Lehren und Einrichtungen nicht genügen. Aber da darf sich auch die Kultur nicht den Schein geben, als besitze sie einen untrüglichen Maßstab, den man nur einfach anzulegen brauche. Es liegt geradezu eine Unwahrhaftigkeit darin, unsern heutigen Stand mit all seinen Problemen und Widersprüchen als einen sichern und fertigen hinzustellen, mag das von der Religion, mag es von der Kultur aus geschehen. Wir alle, d. h. wir, die wir uns

*) In seinem vortrefflichen Buche: Die Grundbegriffe der Gegenwart, historisch und kritisch entwickelt von Rudolf Eucken, o. ö. Professor an der Universität Jena. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Veit und Comp., 1893. Das Buch ist aus demselben Geiste geschrieben wie Paulsens Einleitung; etwas schwieriger zu lesen, aber sehr reichhaltig.

nicht einfach in das Mittelalter zurückzuversetzen vermögen, sind Suchende; wir sollten uns gegenwärtig halten, daß wir inmitten großer Krisen stehen, die nicht einzelne Gebiete, sondern die ganze geistige Existenz betreffen."

Fragen wir nun bei Paulsen nach dem Gegenstande der Religion, nach Gott, so läßt die Antwort allerdings an Klarheit und Bestimmtheit zu wünschen übrig. Der „anthropomorphische Theismus" wird abgelehnt, und unter den beiden andern kosmologischen Vorstellungen, dem Atomismus und dem pantheistischen Monismus, wird der letztere vorgezogen. Es versteht sich von selbst, daß der Atomismus nicht als physikalische, sondern nur als kosmologische Hypothese verworfen wird, und daß der Verfasser nicht etwa den Versuch macht, durch einen förmlichen Beweis seines Monismus den Grenzgraben zu überspringen, den Kant der Wissenschaft gezogen hat. „Die Zeit — sagt er — dürfte vorüber sein, wo man glaubte, mit logischen Demonstrationen die Notwendigkeit dieses oder jenes Weltbegriffs ausmachen zu können. Die Beweise für die letzten Gedanken über die Dinge werden im wesentlichen darauf hinauskommen, daß man zeigt, wie die Thatsachen auf einen solchen Abschluß unsrer Versuche, sie zu konstruiren, hinweisen oder gleichsam gegen jene Gedanken konvergiren." Wir bekennen uns als Glaubensgenossen Paulsens, da sein Pantheismus den Glauben an einen persönlichen Gott nicht aus-, sondern einschließt. Zwar mag er den Ausdruck Persönlichkeit auf Gott nicht anwenden, aber S. 265 sagt er ausdrücklich, daß Gott in den Dingen nicht aufgehe, daß sein unendliches Wesen „durch die Bestimmungen des Wirklichen, die wir sehen, durch Körper und Geist, durch Ausdehnung und Denken" nicht erschöpft werde, nachdem er schon vorher versichert hat, er wolle Gott nichts nehmen, sondern verwerfe den Begriff der Persönlichkeit nur, weil dieser für die unendliche Fülle und Tiefe seines Wesens zu eng sei; nicht zwar ein unpersönliches, aber ein überpersönliches Wesen sei Gott. Dann fährt er fort: „Übrigens würden wir uns, nachdem dies vorausgeschickt ist, auch nicht weiter dagegen sträuben, dem All-Einen Persönlichkeit beizulegen; da menschlich-geistiges Leben das Höchste und Bedeutendste ist, was wir kennen, so können wir Gott, wenn wir uns überhaupt von ihm eine Vorstellung machen wollen, nur durch menschliches Wesen in höchster Steigerung vorstellen. Die Philosophie ist hier in derselben Lage wie die Kunst. Wenn diese Gott darzustellen unternimmt, so giebt sie ihm die leibliche Gestalt eines Menschen.... Nun, in demselben Sinne, als Symbol, können wir Gott auch die geistige Gestalt beilegen, die wir an den besten und größten Menschen verehren.... Das ist der mögliche und notwendige Anthropomorphismus aller Religion. Wir kennen keinen andern Geist als irdischmenschlichen, darum können wir uns Gott durch ihn vorstellen, nicht weil er so sein muß, sondern weil unsre Vorstellungen nicht über unser Erleben hinausreichen."

Können wir uns also mit seiner Vorstellung von Gott zufrieden geben,

so genügt uns sein Begriff von der Menschenseele auf keine Weise. Die persönliche Unsterblichkeit der Seele leugnet er zwar nicht, aber er spricht davon nur ganz kurz als von einer Möglichkeit, ohne der ungeheuern Wichtigkeit dieser Möglichkeit für unser diesseitiges Leben auch nur mit einem Worte zu gedenken. Die Wichtigkeit des Unsterblichkeitsglaubens liegt vorzugsweise auf dem moralischen Gebiete, denn Moral ist freilich bei jeder Art von Glauben und Unglauben möglich, aber, um es kurz und gerade herauszusagen, eine sittliche Weltordnung giebt es nicht, wenn es kein Jenseits, keine persönliche Fortdauer nach dem Tode giebt, und mit dem Glauben daran fällt auch einer der mächtigsten Antriebe weg zur Verwirklichung dessen, was an Anläufen zu einer sittlichen Weltordnung hienieden geleistet werden kann. Es ist richtig, die Moralgesetze sind, wie sie Paulsen nennt, Naturgesetze, aber keineswegs in dem allgemeinen Sinne, wie er es darstellt, sondern nur in dem doppelten Sinne, daß erstens die Moralität die geistige Gesundheit des edeln Menschen ist, und daß zweitens die moralischen Empfindungen und Triebe zu den Kräften gehören, die alle Gebilde der menschlichen Gesellschaft aufbauen. Der weniger moralische, der unmoralische Mensch, mag dem moralischen Beschauer krank scheinen, er selbst fühlt sich nicht krank, sondern soweit seine Triebe Befriedigung finden, vollkommen wohl. Das Verlangen nach sinnlicher Befriedigung ist in den meisten Menschen soviel stärker als das nach sittlicher Befriedigung, daß es die Obrigkeiten allerorten für notwendig erachten, durch Zwangsmaßregeln und Strafen wenigstens einen äußern Schein der Moralität aufrecht zu erhalten, und daß der Kampf um die Güter, die leiblichen Genuß gewähren, den Hauptinhalt der Weltgeschichte ausmacht. Das böse Gewissen ist in den meisten Fällen nicht ein Gericht des Sünders über sich selbst, sondern Furcht vor dem äußern Richter. Zur Erklärung dieser Beschaffenheit der Menschennatur ist bekanntlich das Dogma von der Erbsünde erfunden worden. Und die moralischen Triebe gehören zwar zu den Kräften, die Familien, Gemeinden, Parteien, Stände und Staaten aufbauen, aber es wäre falsch zu sagen, sie seien diese Kräfte, vielmehr hat Empedokles mit seinem von Paulsen selbst beifällig angeführten Ausspruche Recht, daß Liebe und Haß die beiden Schöpferkräfte sind. Man muß dann allerdings beide im weitesten Sinne, als Anziehung und Abstoßung, verstehen; nimmt man sie im engern und eigentlichen Sinne, so muß man noch die ganze Reihe der übrigen Paare von entgegengesetzten Trieben hinzufügen: Habgier und Freigebigkeit, Zorn und Sanftmut, Herrschsucht und Unterwürfigkeit, Sinnlichkeit und Erkenntnistrieb u. s. w. Keiner dieser Triebe ist dem Ganzen entbehrlich, so wenig wie aus dem Haushalte der Natur die zersetzenden und zerstörenden Kräfte hinweggedacht werden können, oder vielmehr die Wirkungen, die sie als zerstörende Kräfte erscheinen lassen, denn es ist ja dieselbe Sonnenwärme, die den Baum erst aufbaut und ihn dann später durch einen Sturmwind knickt. Nur mit großen Einschrän-

kungen ist daher Paulsens Satz als richtig anzuerkennen: „Auch daran mag doch erinnert sein, daß nach der hierin einstimmigen Erfahrung der Völker das, was die Moral als das Gute und Rechtschaffne darstellt, sich in der Wirklichkeit als das Erhaltende und Fördernde, das Böse dagegen als das Hemmende und Zerstörende darstellt, im Leben der Einzelnen und im Leben der Völker." Den Wahrheitskern dieses Satzes hat Schiller in den bekannten Versen ausgesprochen: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten." Ein zwecksetzender Wille muß sich die treibenden Kräfte unterwerfen, wenn bei ihrem Drange etwas herauskommen soll, aber gut im Sinne der christlichen Moral braucht dieser Wille nicht zu sein; Vernunft muß die Triebäußerungen zügeln und ordnen, aber weit entfernt davon, daß dieses System geregelter Triebe, diese römische virtus Eigenschaften, wie Ungerechtigkeit, grausame Härte, Habsucht und Herrschsucht ausschlösse, werden diese vielmehr gefordert, wenn sich die „Tugend" schöpferisch erweisen soll. Wie geht es denn zu beim Aufbau großer Vermögen und großer Staaten? Ohne Zweifel wirken dabei auch Tugenden im gewöhnlichen Sinne des Wortes, wie Fleiß und Mäßigkeit, Vaterlandsliebe und Opfermut mit. Allein damit allein kommt man nicht weit; Reichtum ist nicht ohne Armut und ein Großstaat nicht ohne besiegte und unterworfne Feinde möglich. Nun malen ja die Geschichtschreiber der wirtschaftlichen und politischen Eroberungen die beiden Parteien ganz verschieden, je nachdem sie selbst der einen oder der andern angehören. Weil ich fleißig, klug und sparsam bin, ihr aber faul, dumm und liederlich seid, bin ich reich geworden und seid ihr arm geblieben, spricht der Reiche; durch meine Tugend habe ich gesiegt, um eurer Laster willen seid ihr unterlegen, und so ist mein Sieg ein Gottesgericht, spricht der glückliche Eroberer. Der Arme dagegen behauptet, er sei beraubt worden, und der Unterjochte, auch in seinem Falle, wie gewöhnlich auf Erden, habe das Unrecht triumphirt. Mag nun Recht haben, wer da will, oder mögen beide Parteien Recht haben, in jedem Falle bildet irgend welche Immoralität mindestens einer Partei die Voraussetzung des Erfolges.

Ja Paulsen selbst muß zugeben, daß unsre irdische Welt ohne das physische und moralische Übel gar nicht denkbar wäre. Freilich schlägt er dessen Bedeutung zu niedrig an, wenn er es nur als Hemmung und unentbehrlichen Widerstand bezeichnet; haben wir doch eben erwogen, wie Habsucht und Herrschsucht zu den schöpferischen und auferbauenden Kräften gehören. Auch wenn wir das sittlich Böse als Entwicklungskrankheit auffassen wollten, so wäre damit seine Bedeutung für den irdischen Haushalt noch nicht erschöpft und nicht einmal ganz richtig angegeben. Die Dinge stehen nicht so, daß jeder einzelne eine Periode der Sündhaftigkeit durchmachen müßte, um schließlich gut zu werden, sondern vielmehr so, daß die einen untüchtig sein müssen, damit die Tüchtigkeit der andern Erfolg habe, wobei es uns unbekannt bleibt,

ob die moralische Bilanz vor dem göttlichen Richter bei den Tüchtigen oder bei den Untüchtigen ungünstiger ausfällt. Wären alle Völkerschaften gleich tüchtig, so würden sie entweder alle gleichmäßig verkümmern, oder es würde der Kampf jener Löwen entbrennen, die einander bis auf die Schwanzspitzen auffressen. Die menschliche Gesellschaft ist nicht denkbar ohne vielfache Ungleichheiten, und unter diesen spielen die moralischen eine hervorragende Rolle.

Paulsen hat Recht, wenn er den bekannten Fechterkniff der Frommen, die Materialisten als lasterhafte Menschen zu denunziren, mit Entrüstung verwirft und erklärt, die sittliche Güte eines Menschen hänge weder von seinem religiösen Glauben, noch von seiner Kosmologie ab. Aber er hat Unrecht, wenn er glaubt, die moralische Weltordnung bei der Preisgebung des Jenseits retten zu können, und wenn er den Glauben daran für hinlänglich geschützt hält durch die angebliche innere Unseligkeit des unmoralischen Menschen, die dadurch noch nicht Thatsache wird, daß gläubige und ungläubige Moralisten übereinstimmend davon predigen. „Wer gegen seine Umgebung rücksichtslos, hochmütig, niederträchtig, boshaft ist, der ruft Abneigung und Haß und das diesen Gefühlen entsprechende Verhalten hervor. Es giebt aber niemanden, dem dies völlig gleichgiltig wäre.“ Dazu komme das Schuldbewußtsein, und das mache einsam. Als ob jeder Unmoralische ein Tiberius auf Capri werden müßte! In Wirklichkeit vereinsamen Armut und Unglück weit öfter und gründlicher als Sünden und selbst Verbrechen. Der große Finanzmann, der durch glückliche Spekulationen, d. h. durch Beraubung unzähliger Witwen, Waisen und kleiner Sparer, sich selbst, seine Familie und seine Freunde bereichert, wird von diesen angebetet, von den Mächtigen im Staate geehrt und scheidet mit dem stolzen Bewußtsein aus dieser Welt, einer der nützlichsten und edelsten Menschen gewesen und um das Vaterland wohl verdient zu sein. Solche Erfahrungen halten den Mann, der nun einmal so geartet ist, daß er fremdes Gut nicht mag und lieber Unrecht leidet als Unrecht thut, natürlich nicht ab, zeitlebens rechtschaffen und gewissenhaft zu bleiben, aber den Glauben an die sittliche Weltordnung rauben sie ihm. Man kann nämlich sehr wohl sittlich sein, ohne an eine sittliche Weltordnung zu glauben. Wenn ein solcher Dummkopf oder eigensinniger Querkopf, wie ihn die Welt nennt, elend untergeht, so stirbt er zwar als ehrlicher Mann, aber nicht mit einem Preis der sittlichen Weltordnung auf den Lippen, sondern mit dem Fluche: Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn! Es scheine wohl manchmal so, meint Paulsen, indem er allbekannte und gut gemeinte Trostlieder wiederholt, als siege das Schlechte, aber wenn auch Unrecht und Lüge vorübergehend Triumphe feiern: „das Ende trägt die Last!“ Ist denn aber unserm Gerechtigkeitsgefühl dadurch Genüge geschehn, daß Ludwig XVI. für die Sünden seines Urgroßvaters geköpft wurde? Was schadet es denn dem Sonnenkönig, daß sein Ururenkel geköpft wird, wenn er nicht im Jenseits bewußt und persönlich fortlebt, also nichts davon weiß? Heißt denn das nicht

zur ersten Ungerechtigkeit eine zweite fügen, wenn der verhältnismäßig unschuldige Nachkomme an den Sünden des Ahnherrn zu Grunde geht? Oder sollen vielleicht die verhungerten französischen Bauern und die gespießten und lebendig verbrannten Kinder der Pfälzer die Vergeltung für den Hochmut Ludwigs XIV. bilden und die Wage der Gerechtigkeit ins Gleichgewicht bringen? „Das Große und Gute — fährt Paulsen fort — war zwar in der Gegenwart oft verkannt und unterdrückt, während das Nichtige und Scheinbare und Schlechte in Geltung und Ansehen stand. Aber die Geschichte läßt sie die Rollen tauschen." Dieser Rollentausch, was besagt er anders, als daß das Gute und das Böse gleichberechtigt sind auf Erden? Keiner dieser Rollentausche ist ja der letzte; Güte und Gerechtigkeit werden, wenn sie eine Zeit lang regiert haben, gar bald wieder von ihrem Widerpart abgelöst. „Dem Schlechten mag der Tag gehören, dem Wahren und Guten gehört die Ewigkeit." Ganz dasselbe ist unser Glaube, der aber nur Sinn hat, wenn wir unter Ewigkeit nicht den endlosen irdischen Wechsel verstehen, sondern das jenseitige Reich unsterblicher Geister, sonst ist die Ewigkeit, die dem Guten und Wahren gehören soll, eine leere betrügerische Phrase. Ob Paulsen an jene wahre Ewigkeit gedacht hat? Man sollte es meinen, denn er beruft sich auf „die große Lehre des Christentums: durch Leiden und Tod gehe der Weg zur Auferstehung und Herrlichkeit. Triumphirend fragt sein Glaube: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle,*) wo ist dein Sieg?" So ruft ja eben der Apostel, nachdem er gezeigt hat, daß ohne den Glauben an die leibliche Auferstehung der ganze Christenglauben eitel wäre und wir Christen die elendesten aller Menschen sein würden. Aber Paulsen spricht das Wort, das man erwartet, nicht aus; er schließt seine Betrachtung mit dem Satze: „Das Übel und das Böse hat keine Macht über die, die in Gottes Hand sind. Es kann sie äußerlich treffen, aber nicht innerlich überwinden." Demnach scheint es, daß er doch zu guter letzt unter dem Siege des Guten nur den innern Sieg versteht: die Standhaftigkeit des Helden, der lieber untergeht als nachgiebt. Aber die ist kein Beweis für die sittliche Ordnung der Welt, sondern nur für die seiner eignen Seele; denn viel tausend edle Seelen machen immer noch nicht die Welt aus.

Die Wirklichkeit zeigt uns verschiedne Kräfte thätig, von denen wir die einen moralisch, die andern unmoralisch nennen, die aber beide gleich unentbehrlich sind, sodaß die Ordnung der Menschenwelt weder als sittlich gut noch als sittlich böse charakterisirt werden kann. Indem aber die edlern Seelen so organisirt sind, daß ihnen die Erscheinungen, die wir moralisch nennen, Wohlgefallen, die entgegengesetzten Abscheu erregen, entsteht in ihnen der Wunsch,

*) So wird der Spruch gewöhnlich angeführt, aber im Original kommt das Wort „Hölle" nicht vor. Nicht γέεννα, die Bezeichnung für den jenseitigen Strafort, gebraucht Paulus 1. Kor. 15, 55 im zweiten Gliede des Ausrufs, sondern ᾅδης, Unterwelt, was nur ein andrer Ausdruck für das θάνατος des ersten Gliedes ist.

den Kräften der ersten Art die Alleinherrschaft zu sichern. Da sie sich aber bald davon überzeugen, daß dies nicht möglich ist, so entsteht in ihnen die Sehnsucht nach einer andern Welt, in der ihr Wunsch erfüllt und die Gerechtigkeit, die der Gang der irdischen Dinge beständig verletzt, endlich einmal hergestellt werden möge. Unzählige unschuldig Gemarterte haben im Augenblicke ihres Todes ihre Peiniger vor den Richterstuhl Gottes gefordert, und wenn dieser Richterstuhl hinweggedacht wird, so ist die sittliche Weltordnung dahin. Diese Ordnung besteht nur unter der Voraussetzung, daß dem Diesseits das ergänzende Jenseits nicht fehle. Gut bleiben wird der gutgeartete Mensch auch ohne diese Voraussetzung, aber nur mit ihr wird er den Mut finden, an der Verwirklichung der sittlichen Weltordnung in seiner Umgebung zu wirken, einer Verwirklichung, die nach der oben dargelegten Natur des Diesseits immer unvollkommen bleiben muß und nur als Vorbereitung des Jenseits einen Herz und Vernunft befriedigenden Sinn und Zweck hat. Im Grunde genommen ist wohl auch Paulsen dieser Ansicht, denn als die drei Wurzeln der Religion nennt er die Angst, die bewundernde Freude und die Enttäuschung. Über die dritte aber sagt er: „In aller idealistischen Philosophie ist etwas von dieser Empfindung; bei Plato, bei Fichte klingt sie an. Die Entrüstung über die Welt und die Menschen, wie sie sind, treibt die Behauptung hervor: diese Welt ist gar nicht die wirkliche Welt, sie kann es nicht sein, sie ist zu gering dazu; es giebt, es muß geben eine reinere, eine höhere Welt jenseits dieses Dunstkreises der Sinnlichkeit.“ Demnach ist es nicht wahr, daß der Glaube an eine sittliche Weltordnung den Unsterblichkeitsglauben überleben und von ihm unabhängig fortbestehen könne; wohl allenfalls in den Seelen hoffnungsfroher Jünglinge, aber nicht in denen erfahrner Männer könnte das geschehen. Nur muß man sich natürlich die Ergänzung des Diesseits durchs Jenseits nicht in der Weise der orthodoxen Theologen aller Konfessionen denken, die neunundneunzig Hundertel aller Menschenseelen im Höllenschlunde versinken lassen, denn wäre dieses das Jenseits, dann wäre es wieder nichts mit der sittlichen Weltordnung, weil in diesem Falle der Teufel über Gott gesiegt hätte, wie Lucio Vanini — Paulsen erzählt die Anekdote — dargelegt hat, der dafür natürlich verbrannt worden ist.

Um aber den Unsterblichkeitsglauben retten zu können, sind wir genötigt, für ein Ding einzutreten, dem Paulsen mit eben soviel Lebhaftigkeit als Scharfsinn die Daseinsberechtigung abstreitet: für die Seele. Die Seele, sagt Paulsen nach dem Vorgange Lotzes, der dabei aber doch wohl nicht ganz dasselbe gemeint hat, die Seele ist nichts andres als die Gesamtheit der seelischen Lebensäußerungen. Paulsen verspottet die Psychologen, die außer diesen Lebensäußerungen durchaus noch ein unbekanntes und unkennbares, unbegreifliches und undefinirbares Etwas haben wollen, ein „Wirklichkeitsklötzchen,“ die Seelenregungen daran zu hängen, das sie Seele oder Seelensubstanz nennen. Hat

nicht Paulsen vielleicht selbst so ein Klötzchen im Sinne, das freilich weder unbekannt noch undefinirbar und eigentlich nicht ein Klötzchen, sondern ein großer Klumpen ist? Kein Seelenleben ohne Gehirn! wird er doch gewiß mit allen neuern Philosophen sagen. Daraus folgt weiter: Also verschwindet die Individualseele mit der Zersetzung des Gehirns. Keine Möglichkeit, die Seele ins Jenseits hinüberzuretten, wenn es das Gehirn, und nicht ein unzerstörbares Etwas im Gehirn ist, woran das Seelenleben hängt! Unter den Gründen, die seiner Ansicht nach den Anhängern der Theorie von einer Seelensubstanz dieses „Gespenst" teuer und unentbehrlich machen sollen, hat er gerade diesen wichtigsten und allein entscheidenden übersehen. Wir haben schon früher einmal dargelegt, wie wir uns mit Hilfe der Leibnizischen Hypothese die Sache zurechtlegen. Die einfachsten Elemente der Wirklichkeit sind unteilbare Wesen, Ausstrahlungen Gottes und einer Wesenheit mit ihm, denen er jedoch relative Selbständigkeit verliehen hat, sodaß sie, einmal ins Dasein gesetzt, nicht wieder als Einzelwesen verschwinden. Die Monaden haben die Fähigkeit, ein äußeres und ein inneres Dasein zu führen. In der Entfaltung der erstern bauen sie die räumlich ausgedehnte Welt auf, ihr inneres Leben vermag sich zum Seelenleben zu entwickeln. Thatsächlich geschieht das jedoch nur so oft, als es einer von ihnen glückt, Zentralmonade eines tierischen Organismus zu werden, und Menschenseele wird dieses Wesen, das ursprünglich vielleicht ein Wasserstoffatom war wie die übrigen einfachsten Wesen, nur dann, wenn es die regierende Stellung in einem menschlichen Gehirn erlangt. Beim Zerfall dieses Gehirns geht es nicht nur nicht zu Grunde — erfreut es sich ja doch der Gabe der Unzerstörbarkeit wie alle andern Monaden —, sondern bewahrt auch den in seiner bevorzugten Stellung erworbnen Inhalt. Wie ihm Gott in seinem ferneren Leben den Genuß und die Bethätigung dieses Inhalts möglich macht, ob vielleicht dadurch, daß er ihm die Fähigkeit verleiht, andre Monaden an sich zu ziehen und sich aus diesen einen neuen „verklärten" Leib zu bilden, wissen wir nicht. Nicht eine Hypothese wollen wir das nennen, sondern nur einen Versuch, uns die Fortdauer der Seele nach dem Tode vorstellbar zu machen. Paulsen machen wir natürlich keinen Vorwurf daraus, daß er uns nicht in allen Stücken befriedigt. Was könnte es schlimmres geben, als wenn ein Denker uns andern nichts mehr zum Denken übrig ließe! Es ist nicht bloß Thatsache, daß wir Suchende sind, wie es Eucken ausdrückt, sondern es ist Bedürfnis, daß wir es bleiben.

Das Königreich Westfalen

Königreich Westfalen — so nannte Napoleon im Jahre 1807 ein auf der deutschen Landkarte beliebig zusammengesuchtes Gebiet, das er seinem jüngsten Bruder Jerome, dem verwöhnten Benjamin der vierten Dynastie, zum Geschenk machte. Es umfaßte im wesentlichen die Eroberungen des letzten siegreichen Feldzugs gegen Preußen, die linkselbischen Besitzungen dieser schwer niedergeworfnen Macht, zu denen die braunschweigischen und kurhessischen Lande, sowie der südliche Teil des ehemaligen Kurfürstentums Hannover kamen. Das neugeschaffne Staatswesen wurde ganz nach französischem Muster geordnet, denn nur so, ganz ohne Rücksicht auf die nationalen und geschichtlich begründeten Eigentümlichkeiten dieser Lande, konnte etwas Einheitliches geschaffen werden. Freilich rief der Radikalismus, mit dem das neue Regiment vorging, vielfach Unwillen hervor, und selbst später noch, als man die guten Folgen, die namentlich in der Beseitigung des alteingebürgerten Schlendrians der Verwaltung bestanden, anerkannte, fehlte es nicht an Leuten, in deren Erinnerung nur die Trübsale jener schweren Zeiten haften geblieben waren. Das kann man ihnen nun nicht verübeln, denn schwer hat Napoleons Hand auf diesen Ländern geruht. Anders aber stellt sich der Geschichtsforscher bei der Beurteilung dieses Staatswesens; er wägt die Vorteile, die das französische Regiment brachte, gegen die Opfer ab. Und wenn bereits ein so hervorragender Staatsmann wie der preußische Staatskanzler von Hardenberg den Reformen, die damals in Westfalen angebahnt wurden, seine Aufmerksamkeit schenkte, so ist das ein Zeichen für ihre Bedeutung. Freilich schwand mit dem Sturz des korsischen Usurpators die Herrlichkeit seines in Kassel lustig residirenden Bruders schnell dahin, und die alten Gewalten kehrten zurück. Aber sie konnten doch unmöglich an den getroffnen Neuerungen in der Gesetzgebung und Verwaltung vorübergehen, sie mußten ihnen Rechnung tragen. So bildet denn das Königreich Westfalen ein wichtiges Bindeglied in dem Übergange vom Feudalstaat zum modernen Staatswesen und verdient wohl eine eingehendere Betrachtung.

Ein Spiel des Zufalls ist es, daß soeben zwei Werke erschienen sind, die sich dieser Aufgabe unterziehen. Im einzelnen bringen sie verschiednes. Der durch seine Studien über die napoleonische Zeit bekannnte Heidelberger Professor

A. Kleinschmidt hat für die Heeren-Ukertsche Sammlung (Gotha, Perthes) eine Geschichte des Königreichs Westfalen geschrieben. Auf Grund eingehender archivalischer Studien giebt er im wesentlichen ein Bild der politischen Schicksale Westfalens, während die innern Zustände nur gestreift werden. Darum müssen wir einem jungen Gelehrten, Friedrich Thimme, Dank zollen, daß er auch Die innern Zustände des Kurfürstentums Hannover unter der französisch-westfälischen Herrschaft (Hannover, Hahnsche Buchhandlung) in einem zweibändigen Werke ausführlich behandelt hat. Wenn man auch den Eindruck gewinnt, als ob er seines reichen Stoffes nicht immer Herr geworden wäre, so kann man doch seiner aktenmäßigen Darstellung ungemein viel Lehrreiches entnehmen. Beide Werke zusammen gestatten einen genauen Einblick in das Innere des westfälischen Staatswesens.

Als Napoleon die genannten deutschen Gebiete zum Königreich Westfalen vereinigte, versäumte er nicht, den Unterthanen nach seiner Art goldne Berge zu versprechen. Durch die Lobpreisung der in Aussicht gestellten Konstitution, die anstatt der frühern Fürsten- und Adelswillkür walten sollte, suchte er sie zu ködern. „Die Völker Deutschlands — schrieb er an Jerome — wünschen mit Ungeduld, daß die nichtadlichen, aber talentvollen Leute ein gleiches Recht auf Ihre Achtung und auf Ämter erhalten, daß jede Art Unterthänigkeit und Mittelstellung zwischen dem Souverän und der untersten Volksklasse gänzlich abgeschafft werde.“ Zu einem segensreichen Wirken war die Konstitution schon deshalb nicht geeignet, weil sie auf die Eigentümlichkeiten der Länder keine Rücksicht nahm, sondern einfach nach französischem Rezept ausgearbeitet war. Freilich hätte sie trotzdem mehr Nutzen stiften können, wenn sie von geschicktern Händen gehandhabt worden wäre.

Die wichtigste Bestimmung der neuen Verfassung war die Erklärung der völligen Gleichberechtigung aller Unterthanen, die Aufhebung der noch etwa vorhandnen Leibeigenschaft und die Abschaffung der ehemaligen Stände. Namentlich im Kurfürstentum Hannover hatten sich unter der Regierung Georgs II. allerhand Mißstände gebildet, deren Beseitigung deshalb sehr schwer war, weil der König allen Reformen abgeneigt war. Während die Lage des Bürger- und Bauernstandes höchst unbefriedigend war und sich unter den schweren Erpressungen der französischen Okkupation immer ungünstiger gestaltet hatte, war die Aristokratie und der höhere Beamtenstand fortgesetzt darauf bedacht, für sich allein zu sorgen. Die gutbesoldeten Stellen waren stets in der Hand der bevorrechtigten Familien, sodaß es für einen Neuling, auch wenn er hervorragendes leistete, ganz unmöglich war, dazu zu gelangen. Noch schwieriger war es natürlich für den Fremden, zu den bessern Kreisen Beziehung zu gewinnen, nur der Engländer wurde mit freundlichen Augen angesehen, und aus der Vorliebe für diese Nation entsprang eine geradezu lächerliche Anglomanie, die besonders in Adelskreisen gepflegt wurde, ohne daß man damit zugleich die

freiere Denkungsart, die jenseits des Meeres herrschte, angenommen hätte. An diesem Kastengeist, der unter den Beamten herrschte, hat das westfälische Regiment nur wenig ändern können, weil es eben die große Mehrzahl der Beamten vorläufig in ihren Stellungen ließ. Aber es kamen doch hin und wieder durch einzelne in leitender Stellung befindliche Franzosen andre Gedanken zum Durchbruch. Gründlich Wandlung zu schaffen, war erst dem preußischen Regiment beschieden.

„Die Wohlthaten des Code Napoleon, die Öffentlichkeit des Verfahrens, die Einrichtung der Jurys werden ebenso viel entscheidende Charakterzüge Ihrer Monarchie sein," äußerte Napoleon weiter in dem schon erwähnten Schreiben an Jerome. Auf diesem Gebiete ist der Radikalismus, mit dem die Franzosen vorgingen, nur zu loben. Wenn an der Spitze des Justizwesens nicht Simeon gestanden hätte, ein eingefleischter Franzose, der gar nicht daran dachte, ein Verständnis für das geschichtlich gewordne Recht zu gewinnen, so wäre es nicht zu so durchgreifenden Maßregeln gekommen. Was es bedeuten will, daß die gesamten in dem Königreich vereinten Gebiete nur ein Recht hatten, kann man nur ermessen, wenn man bedenkt, daß selbst in den frühern einzelnen Staaten nirgends einheitliches Recht galt. Noch schlimmer war es, daß man im Kurfürstentum Hannover nicht einmal dazu gekommen war, die empfindlichsten Lücken des römischen Rechts auszufüllen. Nur das Osnabrückische besaß eine Konkursordnung. Im Hypothekenwesen, in der Vormundschaft fehlte es völlig an gesetzlichen Bestimmungen. In der Strafrechtspflege hatte man noch die Tortur, denn als Grundkodex galt dem Kriminalrichter noch die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. Hier hat die westfälische Regierung durchweg bessernd eingegriffen. So gute Gesetze wie dieses Königreich hat selten ein Land erhalten. Freilich auch hier ließ die Ausführung viel zu wünschen übrig, da die Einmengung der Polizei in Sachen der Justiz und Verwaltung, sowie das in allen napoleonischen Staaten beliebte Spionagesystem vieles verdarb.

Die große Menge des Volks setzte zuerst in die Neuerungen wenig Vertrauen, man war zu sehr von der Güte des bisherigen Rechts überzeugt und sah ihm thränenden Auges nach. Einsichtigere hatten freilich schon früher die herrschenden Mängel erkannt; in Hannover hatte sich bereits ein hervorragender Rechtsgelehrter für die Einführung des preußischen Landrechts ausgesprochen. Trotzdem lebten sich die Juristen sehr allmählich in die neuen Formen ein. Worin der Grund hierfür zu suchen ist, läßt ein Brief des Justizministers Simeon an den Präsidenten des Appellhofes in Celle deutlich erkennen. „Langsame Justiz — heißt es hier — ist keine Justiz. Es giebt in Westfalen viel gute Rechtsgelehrte, nur müssen sie ihr Wissen einer demselben bisweilen anhaftenden scholastischen und metaphysischen Wendung entkleiden, es weniger spitzfindig machen und es direkter aufs Ziel lossteuern lassen, ohne sich auf davon

ablenkende Nebenfragen zu stürzen. Dann wird es rascher und glänzender wirken. Die Advokaten werden sich darnach schulen, daß die Richter die Prozesse nicht mehr selbst einleiten, hiermit werden andre sich befassen, und vielleicht haben Sie eines Tages Advokaten wie in Frankreich, die an Talent, Ausbildung und an Ansehen wetteifern."

Weniger glücklich ging das westfälische Regiment auf dem Gebiete des Polizeiwesens vor. Eine eigentliche Polizeigewalt hatte es in den Ländern früher nicht gegeben; wo sie aber etwa vorhanden war, steckte sie noch ganz in den Kinderschuhen. Durch die fortwährenden Kriegslasten war die gesamte Lage sehr verschlechtert. Verarmung, die infolge der Zeitläufte über manchen ganz unverschuldet kam, führte dazu, in dem einzelnen die Begriffe von Mein und Dein zu verwirren. Was durch die Gewalt genommen worden war, sollte auf unrechtmäßige Weise zurückerworben werden. Namentlich im Kurfürstentum Hannover mehrte sich die Zahl der Diebstähle in erschreckender Weise. Durch Selbsthilfe sollte dem entgegengearbeitet werden. „Nächtliche Patrouillen aus sichern Mitgliedern der Kommune" machten die Runde, suchten verdächtige Gegenden ab und waren jederzeit bereit, bei eintretender Gefahr zum Schutze gegen Räuber herbeizueilen. Aber hierdurch allein konnte keine Abhilfe geschehen, es war das Eingreifen des Staats erforderlich. Freilich die alten hannoverschen Behörden hatten wenig Neigung dazu, und erst die Drohung Napoleons, er würde einen Franzosen schicken, wenn nicht sofort ein tüchtiger Polizeidirektor angestellt würde, brachte sie aus dem alten Schlendrian heraus. In der Person des Amtsschreibers Meyer wurde für diesen Posten eine geeignete Persönlichkeit gefunden. Dieser erließ nicht nur eine Reihe segensreicher Verordnungen, sondern verstand es auch, die Polizeigewalt so zu leiten, daß sie von den Franzosen nicht zum Nachteil der Landeskinder ausgenutzt werden konnte.

So wurde denn auf Napoleons Anregung das Polizeiwesen in Jeromes Landen geordnet. Nach französischem Muster wurde Gendarmerie eingerichtet, die sich aber schlecht bewährte und beim Volke unbeliebt war. Noch weniger zweckentsprechend war freilich die Einrichtung einer Geheimpolizei, die namentlich den geheimen Gesellschaften, die sich zur Befreiung von der Fremdherrschaft gebildet hatten, nachspüren sollte. An ihrer Spitze stand ein Franzose, der kein Wort Deutsch verstand. Die Sucht, um jeden Preis hinter die Geheimnisse der Bürger zu kommen, führte zu zahllosen Mißgriffen. Alle Briefe, deren Adressaten irgendwie verdächtig erschienen, wurden heimlich geöffnet. Dies wurde bald ruchbar, und die Folge war, daß der westfälischen Post keine Schreiben von irgend welcher Bedeutung mehr anvertraut wurden. Auch aus andern Ländern suchte man die Briefe so zu lenken, daß sie womöglich das westfälische Gebiet umgingen. Am lästigsten aber war die Einmischung der Polizei in die Familie, wozu die Anwendung der niedrigsten Mittel nicht ge-

scheut wurde. Besonders bedauerlich erscheint es, daß sich als Agenten niedrigster Art vielfach Deutsche benutzen ließen. Wie ein Schandfleck des deutschen Namens kommt es uns vor, wenn der Chef der westfälischen Polizei rühmend schreibt: „Die Deutschen sind eifriger im Denunziren, im Entdecken, im Geheimnisse verraten; darf ich so sagen, sie rapportiren besser.“ Natürlich war dieser Klasse von Menschen nichts heilig. Selbst die durch das Völkerrecht geheiligte Wohnung der fremden Gesandten war der Polizei keine Achtung gebietende Grenze. Sie schleppte einen Diener des sächsischen Gesandten ohne Wissen seines Herrn hinweg. Natürlich ergaben sich daraus diplomatische Weiterungen. Daß es dabei auch oft zu Verhaftungen Unschuldiger kam, ist nicht zu verwundern. So wurde der Berghauptmann von Meding geheimer Beziehungen zu England beschuldigt und eine strenge Haussuchung bei ihm gehalten. Aber trotz aller Mühen konnte nichts gefunden werden; ebenso wenig gelang es im Verhör, ihn zu irgend welchen verdächtigen Äußerungen zu veranlassen. Dieser Schlag ins Wasser erregte ungeheures Aufsehen. Napoleon selbst war höchst ungehalten über das Benehmen der westfälischen Polizei, und sie erregte seinen Zorn noch mehr, als das Jahr 1809 den Beweis lieferte, daß es ihr vollständig an der Fähigkeit fehlte, die Stimmungen des Volkes zu ergründen.

In derselben Hand, die das Justizwesen leitete, ruhten auch die Kultusangelegenheiten. Kleinschmidt bringt auch über diese nur wenige Seiten, und doch verlohnte sich ein tieferes Eingehen, da auch hier das westfälische Regiment reformirend vorgegangen ist. Der Artikel 10 der Verfassung gewährleistete allen Unterthanen freie Religionsübung. Es war das erstemal, daß auf deutschem Boden ein so weitgehendes Zugeständnis auf religiösem Gebiete gemacht wurde, denn der Gedanke der unbedingten Toleranz war den Feudalstaaten etwas ganz Unbekanntes. Selbst in Preußen, wo nach Friedrichs Ausspruch angeblich jeder nach seiner Façon selig werden konnte, war man doch nicht so weit vorgeschritten. Mit Recht rühmte deshalb der offizielle Merkur: „Kaum giebt es ein Königreich, in welchem mehrere Religionen vorhanden wären, kaum eins, worin die Toleranz bessern Fuß gefaßt und folglich die Polizei des Kultus unnützer wäre.“ Übertrieben war es dann aber, wenn die Regierung nicht nur alle Anwartschaften auf Präbenden und sonstige Benefizien, wie sie von den frühern Landesherren festgesetzt waren, aufhob, sondern sogar bestimmte, daß alle Personen ohne Unterschied der Geburt in die verschiednen Kapitel aufgenommen werden sollten. Die Einmischung des Staats ging sogar noch weiter, er beanspruchte ein Zehntel aller Einkünfte für sich und ging dann später mit dem Besitztum der Stifte so um, als ob es sein Eigentum wäre.

Jerome kümmerte sich im Grunde genommen um die kirchlichen Verhältnisse herzlich wenig. Er schenkte zwar der katholischen Kirche in Kassel ein neues Glockengeläute, aber die protestantische Garnisonkirche verwandelte er in

ein Fourage- und Heumagazin. Den Einfluß der Geistlichkeit schlug er nur gering an. Hierin verkannte er aber die örtlichen Verhältnisse, denn der westfälische Bauer hielt geradeso wie heute noch fest zu seinem geistlichen Herrn, und in dem ehemaligen Kurhessen beherrschten die reformirten Pfarrer ebenfalls die Bevölkerung.

Die schwächste Seite der neuen Verwaltung war das Finanzwesen. Einzelne Darsteller jener vergangnen Zeiten werden nicht müde, für die schlechte Geldwirtschaft die Verschwendungssucht des Königs verantwortlich zu machen. Man erzählte die wunderbarsten Geschichten von seinen Schwelgereien, von seinen Bädern in Rotwein und kölnischem Wasser. Wilhelmshöhe galt für ein modernes Babel, dem man jede Orgie zutrauen zu dürfen meinte. Es liegt nicht in unsrer Absicht, an Jerome in dieser Beziehung eine Mohrenwäsche vorzunehmen, wenn er auch etwas besser war als sein Ruf; aber darüber kann kein Zweifel herrschen, daß den finanziellen Ruin des Königreichs lediglich sein kaiserlicher Bruder herbeigeführt hat, der das Land bis auf den letzten Tropfen aussog. Als Napoleon seinem Bruder das neue Reich übergab, nahm er sich gewissermaßen die Generalhypothek darauf, wenn er für sich die Hälfte aller Domänen beanspruchte und dazu Jerome die Nachzahlung sämtlicher rückständigen Kriegskontributionen auferlegte. Diese beliefen sich auf 25 Millionen Franks.

Jerome hat es nicht an vielfachen Einwendungen hiergegen fehlen lassen, auch mit seiner Abdankung gedroht, aber er stieß in Paris auf den zähesten Widerstand, der um so größer wurde, je mehr man die Machtlosigkeit des Kasseler Hofes erkannte. So galt es denn einfach, sich dem Gewaltwort Napoleons zu beugen und das Geld auf jeden Fall aufzubringen. Wie weit die Franzosen in der Ausbeutung der Steuerkraft des Landes zu gehen willens waren, mag ein Beispiel zeigen. Im Kurfürstentum Hannover wurde im Jahre 1807 eine Kontributionsordnung erlassen, die die Steuer nahezu in eine Vermögenseinziehung verwandelte. Bei einem jährlichen Einkommen von 300 bis 400 Thalern sollte ein Prozent gezahlt werden; je höher aber das Einkommen wuchs, um so mehr stieg die Steuer. Wer über 12000 Thaler zu verzehren hatte, sollte 25 Prozent davon an den Staat abliefern.

An der Reform des Finanzwesens hat namentlich der Freiherr von Bülow mit unermüdlichem Fleiß gearbeitet. Er unternahm eine Neuordnung der Grundsteuer, der Personensteuer u. a., und suchte durch neue Einnahmequellen aus den Zöllen die Finanzen zu heben. Leicht war seine Aufgabe aber nicht. Die Höhe der Staatsschulden stellte er auf 60 Millionen Franks fest; rechnet man hierzu aber noch die Departement- und Gemeindeschulden, so steigt die Summe auf 112667750 Franks. Noch trauriger werden die Verhältnisse, wenn man das Budget für 1809 ansieht. Die Reichsstände hatten eine Einnahme von 37375000 Franks bewilligt. Hiervon sollte die Grundsteuer 10, die Per-

sonensteuer 4, die Patentsteuer 1, die indirekten Steuern über 11 Millionen einbringen. Den Ertrag der Domänen hoffte man auf 19 Millionen steigern zu können. Während die öffentliche Schuld allein für Zinsen jährlich $4^1/_2$ Millionen verschlang, forderte das Kriegsministerium noch 13 Millionen. Daher sah man dem Ausbruch des Krieges mit Rußland wie einer Erlösung entgegen. Aber dieser legte dem Königreiche noch gewaltige Opfer auf. Im Jahre 1812 wurden über 24 Millionen für die westfälische Armee ausgegeben. Sie ging auf den Gefilden Rußlands zu Grunde. Im Jahre 1813 zogen die Franzosen noch über 50 Millionen aus dem Lande.

Bei diesen hohen Anforderungen für das Militär und den Krieg mußten natürlich andre Ausgaben zurückstehen. Vielfach war kein Geld vorhanden, den Beamten ihren Gehalt und ihre Pensionen zu zahlen. Sie mußten sich mit der Hälfte begnügen und froh sein, daß sie wenigstens etwas erhielten. Vergebens versuchte man dann durch eine Anleihe den Finanzen aufzuhelfen. Aber wer hätte denn diesem jungen Staatswesen, dessen Bestehen völlig von Napoleons Belieben abhing, sein Geld anvertrauen sollen? So griff denn die Regierung zu dem verrufnen Mittel der Zwangsanleihen, ohne doch dadurch zum Ziele zu gelangen. Da es an Geld fort und fort fehlte, setzte man die von Napoleon begonnene Verschleuderung der Domänen fort und erklärte schließlich allen stiftischen Besitz, so weit er nicht für die Unterhaltung der Kirchen und Schulen notwendig war, für Staatseigentum. Allein das große Angebot von Domänen drückte die Preise herunter, und dabei gab es im Lande nur wenige Leute, die über die notwendigen Barmittel zum Kaufe verfügten. Nur einige wenige konnten sich bei der günstigen Konjunktur bereichern und Güter zu Spottpreisen erwerben.

Auf der Einwohnerschaft lastete ein schwerer Druck. Es hätte sich gelohnt, wenn einer der beiden neusten Forscher eine Berechnung darüber angestellt hätte, wie viel Kosten insgesamt das Bestehen des Königreichs Westfalen jenen Gebieten verursacht hat. Thimmes Arbeit bietet hierzu viel schätzenswertes Material. Vieles, was aufgebracht wurde, wird sich heute freilich nicht mehr ermessen lassen, z. B. was an Vorspanndiensten, Versorgung der Einquartierung, die in Kurhannover jahrelang dauerte, die Unterthanen geleistet haben. Der Wohlstand der gesamten Bevölkerung sank, die Häuser verödeten. Niemand hatte Lust, sein Geld in Häusern anzulegen. So kam es, daß sie bei öffentlichen Versteigerungen nicht einmal die Hälfte des Taxwertes erreichten, zu dem sie in der Brandkasse versichert waren. Der Zinsfuß stieg von drei bis vier Prozent auf sechs bis sieben und höher. Der Handel war durch die Kontinentalsperre gelähmt. Infolge des allgemeinen Geldmangels hatten dann besonders die Handwerker zu leiden, deren Verdienst von der Wohlhabenheit der bessern Klassen abhängt, wie Uhrmacher, Goldschmiede, Tischler, Maler u. a.

Haben so die innern Zustände Westfalens, je weiter wir vorgedrungen sind, ein um so trüberes Bild gezeigt, so sollen doch daneben die Lichtseiten, die die französische Verwaltung brachte, nicht vergessen werden. Selbst ein so treuer hannoverscher Beamter wie der Appellationspräsident von Strombeck erkannte dies an. Wenn man glauben sollte — schreibt er in seinen Lebenserinnerungen —, daß Trauer und Niedergeschlagenheit der allgemeine Charakter gewesen wäre, so würde man sich sehr irren. „Manchen drückte freilich die Gegenwart nieder, aber im allgemeinen hoffte man und glaubte, mit dem Verschwinden mancher veralteten Form würde ein neues Leben erwachen. Uns war zu Sinne, wie ungefähr einem deutschen Auswanderer zu Sinne sein mag, der den Boden der neuen Welt betritt. Mit Sehnsucht denkt er zurück an das, was er verlor, an seine Lieben; aber neue Hoffnung — nicht ohne Bangigkeit für die Zukunft — belebt ihn doch auch und macht, daß er sich nicht eigentlich unglücklich fühlt." Es waren freilich sieben schwere Jahre, diese Jahre der Fremdherrschaft, aber es kam ein neuer Geist in die Köpfe, der sein Entstehen nicht zum wenigsten der französischen Revolution und dem in ihrem Sinne begründeten Königreich Westfalen verdankte. Auch gewann dadurch das Nationalitätsprinzip in Deutschland mehr Boden, sodaß ein neuerer Geschichtschreiber, wenn auch etwas kühn, die Schöpfung des Königreichs Westfalen ein vorbereitendes Experiment auf Deutschlands Einigung nennen konnte.

Gründeutschland

Wie oft haben wir, als wir Kinder waren, dem Märchen „Schwan kleb an!" mit Entzücken und ohne kritische Zweifel gelauscht! Nachher kam wohl für jeden die Zeit, in der er sich des fröhlichen Glaubens an gereimte und ungereimte Ammenmärchen schämte. Und heute, mit ergrauten Haaren, verstehen wir endlich den ganzen Tiefsinn der Erzählung: wie die Klebekraft des Schwans in die Hände aller überströmt, die von dem Vogel fortgezogen werden, wie der Schornsteinfeger der Bauerdirne und der Amtmann dem Schornsteinfeger folgt, bis zuletzt auch die Königstochter hängen bleibt. Denn haben wir nicht hundertmal und unter den verschiedensten Umständen erlebt, daß es hieß: „hie Schwan!" und „Schwan kleb an!", wissen wir nicht, daß, wenn erst ein Thor angefaßt hat, alle andern in endlosem Gewimmel hinterdreintanzen, und sehen wir nicht, daß es meist nicht einmal eines Schwans bedarf? Ein Schuhu, ein kollernder

Puter, ein Wiedehopf und ach, wie viele Gänse entfalteten die gleiche Wunderkraft, und immer zappelte eine endlose Kette gemischten Gefolges hinter ihnen drein! Keine noch so wüste Partei- oder Kliquenbestrebung, keine noch so haarsträubende Idee oder Hypothese, keine noch so verzerrte Scheingenialität, keine noch so widersinnige Lehre, die sich nicht einen immer wachsenden Anhang verschafft hätte. Schwan kleb an! Und wie viele, die gar nicht anzukleben begehren, sondern im Gegenteil andre retten und aus der Gefolgschaft obligater Schwäne oder Gänse herausreißen möchten, werden bei dieser Gelegenheit dingfest gemacht. Es giebt eine Art, Leidenschaften, falsche Richtungen und Irrtümer zu bekämpfen, bei der man, ohne es zu wollen, die bekämpften Übel fördert, dem als leblos und nichtig erkannten gleichwohl eine Bedeutung beimißt. Das ist immer ein Zeichen eigner Unsicherheit und bedenklich schwankender Empfindung. Die Gewohnheit, mit der Masse zu gehn, sich vom großen Zulauf imponiren zu lassen, die Furcht, unter die „Zurückgebliebnen" gerechnet zu werden, spielt selbst bei leidlich tüchtigen Menschen eine so verhängnisvolle Rolle, daß wir über gewisse Erscheinungen gar nicht zu erstaunen brauchen. Der Zug rauscht heran, rauscht vorüber — Schwan kleb an! — wer will gern im Straßengraben sitzen bleiben?

Das Buch, das uns zu diesen nicht sehr erfreulichen Betrachtungen Anlaß giebt, nennt sich Gründeutschland, ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung von Professor Dr. Friedrich Kirchner (Wien und Leipzig, Kirchner und Schmidt, 1893) und will „ein Versuch sein, die modernen Dichter vom litterarhistorischen Standpunkte aus zu würdigen." Unter den „modernen" Dichtern versteht aber auch Kirchner nicht etwa die wirklich schöpferischen, poetischen Naturen, die mit ungebrochner, aber auch unbeschmutzter Phantasie, vom Ernst des Daseins erfüllt, am Ganzen des Lebens festhalten und nicht ausschließlich in den Fratzenerscheinungen des Größenwahns, in den Entartungen der Plutokratie und in dem Elend der niedergedrückten großstädtischen Massen Leben sehen und suchen, sondern lediglich die Gruppe jener Jüngern, die sich selbst als die „Modernen" ankündigen, die, nachdem sie ein Jahrzehnt hindurch die gesamte Poesie von Homer bis zu ihren unmittelbaren Vorgängern unwahr genannt, nach dem Erdgeruch der Wirklichkeit, nach der Zuverlässigkeit und Überzeugungskraft des wissenschaftlichen Experiments gerufen haben, jetzt wieder dabei angelangt sind, daß die moderne Dichtung ungestüm zum „Wunderbaren" und „Rätselhaften" dränge, daß der Phantasie und dem Traum „starker Individualitäten" keine Schranken, auch nicht die der Natur, gesetzt seien, und in dieser Forderung oder Behauptung, meist ohne es zu wissen, glücklich wieder mit Friedrich Schlegels Charakteristik der „romantischen Dichtart" zusammentreffen: „sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist und das als erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide." Der Satz ist gerade ein Jahrhundert alt, kann also wieder einmal als

funkelnagelneu verkündet und der staunenden Welt zur Beherzigung dargeboten werden. Man braucht nur die „romantische“ Dichtart mit der „modernen“ Dichtart zu vertauschen.

Doch Kirchner hat es in seinem Buche nicht mit dieser Wendung zum Wunderbaren, sondern mit den Jüngsten in der ein Lustrum hinter uns liegenden „Periode“ zu thun, wo sich besagte Jüngste in anmutigen Flegeljahren noch selbst als „Gründeutschland“ bezeichneten und jedenfalls Naturalisten, waschechte Naturalisten zu sein begehrten. Und da ist es denn wunderbar: der Verfasser, der nach seiner Vorrede nach möglichster Gerechtigkeit gestrebt hat, der versichert, daß in dem Titel „Gründeutschland“ nicht etwa eine Ironie, sondern die Anerkennung liege, daß „die deutsche Poesie durch die Jüngstdeutschen grüne, das heißt frisch und fröhlich (!) treibe,“ der, trotz mancher Übertreibung, Verirrung und Verzerrung, doch „eine große Zahl tüchtiger Leistungen“ in der jüngsten deutschen Dichtung gefunden haben will, der am Schlusse in leisem Widerspruch mit der unmaßgeblichen Einschränkung: „trotz alledem scheint uns die Revolution in der Litteratur, welche die Jüngstdeutschen in Szene gesetzt zu haben glauben, weder nötig noch nützlich“ versichert, daß diese Richtung Nutzen stiften werde, ja schon Nutzen gestiftet habe, der den Naturalismus „als notwendige Reaktion gegen den extremen Idealismus, sowie gegen die sentimentale Süßlichkeit mancher Schriftsteller oder die französelnde Pikanterie andrer“ betrachtet wissen will, giebt in seiner Einzelbesprechung der naturalistischen Litteratur eine Blütenlese von Geschmacklosigkeiten, Brutalitäten und Scheußlichkeiten aus den Dramen und Romanen der gepriesenen Modernen, die der ausgesprochenste Gegner nicht besser veranstalten könnte.

„Unweise ist, wer ein Pfund Eiderdunen gegen einen Zentner Eisen in die Wagschale legt,“ sagt ein russisches Volkssprichwort, und wer seine Kenntnis Gründeutschlands nur aus den Proben schöpft, die Friedrich Kirchner anführt, wird schwerlich in Versuchung kommen, mit dem Verfasser in Strindberg und Mackay, in Konrad Alberti und Hermann Bahr die „neuen Sonnenaare“ zu erkennen, die der greise Goethe fliegen sah. Die Sache ist offenbar die: der Verfasser hat geglaubt, sich dem Berliner Zug zur „Moderne“ nicht entziehen zu können (Schwan kleb an!), hat sich jede Reflexion angeeignet, die für eine günstige Beurteilung der neuesten Litteraturexperimente spricht, hat sich redlich bemüht, den überhitzten Genialitäten Gründeutschlands Geschmack und Genuß abzugewinnen und ist dann doch, als er vom einzelnen Rechenschaft zu geben hatte, von Ekel und sittlicher Entrüstung, von einem gesunden Instinkt für das eigentliche und unabänderliche Verhältnis der Kunst zum Leben übermannt worden. Er hat sich, wenn er es auch wünschte und wollte, doch der Erkenntnis nicht entziehen können, daß der moderne Naturalismus Naturwahrheit nicht im ästhetischen, sondern im physiologisch-pathologischen Sinne versteht, daß seine Schilderungen der Gesellschaft, die er einseitig für alle Laster

und Verbrechen verantwortlich machen will, falsch sind, daß er die soziale Frage mißversteht und nicht zu ihrer friedlichen Lösung, sondern zur Verschärfung der Gegensätze beiträgt. Indem Kirchner, nachdem er in einer allgemeinen Übersicht „die Vertreter Gründeutschlands" gemustert und vom „Wesen und Ursprung des Naturalismus" gehandelt hat, in den Kapiteln „Der Naturalismus und die Liebe" und „Die soziale Dichtung und der Naturalismus" am eingehendsten die hierher gehörigen Bücher der Neuesten bespricht, muß ganz unwillkürlich seine ausgesprochne und unausgesprochne Verurteilung viel schärfer ausfallen, als ihm selbst von vornherein klar war. Ja in der Zusammendrängung so vieler Bestrebungen und Versuche, die doch sehr verschiedne Anfänge und Ziele zeigen, könnte sogar ein gewisses Unrecht gefunden werden. Aber es ist ein Unrecht, dem schwer auszuweichen ist, weil uns die angebliche Gemeinsamkeit all dieses modernen Geistes immer wieder aufgetrumpft wird.

Wenn Kirchner am Schluß seines Buches „die Prinzipien des Naturalismus" noch einmal zu verdeutlichen sucht und daran „Thesen" anknüpft, so vermissen wir auch hier wieder die eine entscheidende These: der Naturalismus, so wie er sich in seinen bisherigen Schöpfungen und Anläufen darstellt, ist Unnatur, seine Wirklichkeitsschilderung besteht bestenfalls aus guten Einzelstudien, die zusammengeschoben und zusammengeflickt, kein Bild ergeben, seine Symbolik muß wertlos sein, weil sie nicht aus einer festen und reifen Welt- und Lebensanschauung, sondern aus einer nach fortwährendem Wechsel des Neuen und Unerhörten, nach Verblüffung und prickelndem Nervenreiz haschenden Willkür hervorgeht. Eine „Schule," eine Theorie, die angeblich alles Konventionelle bekämpft und geringschätzt, die dabei aber in ihrer Elendsschilderung und ihrer Darstellung geschlechtlicher Probleme bis zum Einfältigen konventionell ist, hat keine Zukunft, kann keine haben. Gewiß ist es leichter, in den wiederkehrenden Rouladen und Trillern des bel canto das Konventionelle zu erkennen, als in einem fortgesetzten unterschiedslosen Gebrüll, aber unmöglich ist auch das nicht, und die Leute fangen auch schon an, gegen die angeblichen Naturlaute sehr mißtrauisch zu werden.

Daraus folgt nun keineswegs, daß nicht einzelnen Talenten, die in de Getümmel des ersten Anlaufs mit fortgerissen worden sind, eine sehr sel bständig und tüchtige Entwicklung beschieden sein könnte. Sehr richtig sagt Friedrich Lange in seiner ernsten und inhaltreichen Schrift „Reines Deutschtum": „Man darf nicht vergessen, daß dieses jüngste Künstler- und Dichtergeschlecht sich wohl oder übel der Zustimmung eines großen Publikums hat entwöhnen müssen und nun gewissermaßen ohne Öffentlichkeit eine Welt für sich spielt, in der man einfache Gesundheit und ernste Kraft des Empfindens als eine Alltäglichkeit von gestern betrachtet, immer die Nase im Winde hält nach dem Neuen und Neuesten und darum jede noch so krankhafte Albernheit für einen

Augenblick mit neidischer Verblüffung begrüßt." Aber es sind doch Naturen unter unsern Jüngsten, sie haben Augen, zu sehen, und Ohren, zu hören, sie müssen doch merken, daß ihre Nation und die Welt im allgemeinen von der gepriesenen Entfesselung tierischer Brutalität kein Heil erwartet. So lange sie freilich unfähig sind, auch nur den ungeheuern Unterschied, der zwischen ihnen und dem vergötterten Zola obwaltet, zu messen, so lange sie nicht erkennen, daß gerade ihr Pariser Apostel den unverwüstlichen Boden der einfachsten und ursprünglichsten Menschentugenden: der nüchternen Selbstbeherrschung, der harten Arbeitsamkeit, der Sparsamkeit als das „Neuland" und „Freiland" gegen die Invasion entarteten Blutes verteidigt, so lange ist die Aussicht gering, daß man sich über den öden Kreis von Problemen erhebt, die für Millionen von Menschen gar keine Probleme sind.

Bücher wie das Kirchnersche werden natürlich die Modernen zu gleicher Zeit entrüsten und in ihrem Selbstgefühl bestärken. Uns scheint es an der Zeit, die allgemeinen Auseinandersetzungen mit dem, was Naturalismus, moderne oder jüngste Schule genannt wird, beiseite zu lassen. Das Verhältnis ihrer Kritik zu unsrer vergangnen Litteratur verdient keine Erörterung und Widerlegung. Wem in der That Schiller „nur ein Pfuscher" ist, der „nicht eine Eigenschaft idealer Menschlichkeit besaß," wer durch Goethe „den Sinn für das Große vergiftet" sieht, wer Grabbe über Hebbel und Otto Ludwig setzt, dem ist nicht zu helfen, und dessen „Selbständigkeit" wird über ein wutgeifern-des Umsichschlagen nicht weit hinauskommen. Aber uns dünkt, daß es sich auch bei dieser Art von Kritik und Ästhetik meist nur um Kraftphrasen handelt, die einer dem andern nachredet: Schwan kleb an! Wenn die Herren wüßten, wie getreu sie den tapfern Kapitänen Don Daradiridatumdaridas und Don Horribilicribrifax gleichen, sie würden selbst lachen. „Der große Chach Sefi von Persien erzittert, wenn ich auff die Erden trete. Der Türckische Kaiser hat mir etlich mahl durch Gesandten eine Offerte von seiner Kron gethan. Der weitberühmte Mogul schätzt seine retrenchements nicht sicher für mir. Afrika hab ich vorlängst meinen Cameraden zur Beute gegeben. Die Printzen in Europa, die etwas mehr courtese, halten Freundschafft mit mir, mehr aus Furcht, als wahrer affection! Und der kleine verleckerte Bernhäuter, der Rappschnabel, Ce bougre, Ce larron, Ce menteur, Ce fils de Putayne, Ce traistre, Ce faqvin, Ce brutal, Ce bourreau, Ce Cupido darff sich unterstehen seine Schuch an meinen Lorberkräntzen abzuwischen!" Wir fürchten sehr, daß der liebenswürdige Herr Kirchner, der nur gerecht sein will, den Herren für diesen Cupido und Henker zugleich gelten wird. Hat er doch als Motto eine Strophe von Geibel gewählt, demselben Dichter, dessen Poesie die Modernen als „ein wohlschmeckendes Brech-pulver für Backfische" bezeichnen:

Mag die Welt vom Einfach-Schönen
Sich für kurze Zeit entwöhnen,

Nicht gelingts ihr auf die Dauer,
Schnöder Unnatur zu fröhnen.

Inzwischen können wir ruhig der Zeit, wahrscheinlich nicht einmal einer sehr fernen Zeit, die Feststellung des wahren Verhältnisses der Kraftgenialen von gestern zur bleibenden Dichtung, wie zur ewigen Natur überlassen. Alle Abschlüsse sind verfrüht und helfen nur die Verwirrung vermehren. Wir haben es zur Zeit nur mit den einzelnen poetischen Leistungen der Jüngsten zu thun, und diesen gegenüber wird wohl der biblische Spruch: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ noch zu Recht bestehen.

Die Münchner Ausstellungen

Von M. G. Zimmermann

2

Das Laienpublikum und der Kenner stehen den Ausstellungen sehr verschieden gegenüber. Der Kenner, der in jedem Jahre die großen Ausstellungen besucht, verfolgt mit Interesse die Bewegung der Kunst im allgemeinen; er ist begierig, zu sehen, welche Fortschritte sie seit dem vorigen Jahre gemacht hat. Die Art der ältern, ständigen Kunst kennt er seit vielen Jahren, und er ist müde, ihr immer gleiches Schaffen zu beobachten. Deshalb wendet er sich mit Vorliebe den Sezessionisten zu. Der Laie dagegen hat sich durch spärlichen Ausstellungsbesuch mit Mühe ein gewisses Kunstverständnis errungen, er freut sich, wenn er dieselben Meister und dieselbe Kunstart, die ihm geläufig sind, in jedem Jahre wiederfindet; das Neue, Ungewohnte der Sezessionisten macht ihn irre, er fühlt die Schwierigkeit, sich das richtige Verständnis dafür zu erwerben, er hat nicht die genügende Zeit dazu und geht daher kopfschüttelnd an ihren Bildern vorüber. Auch der Bilderkäufer stellt sich mehr auf die Seite der alten Richtung, denn die neue ist unfertig, und er hat keine Lust, eines ihrer skizzenhaften Werke zu erwerben, das nur eine Stufe auf dem Wege der Kunst darstellt; er fürchtet, an einem solchen Bilde auf die Dauer nicht dieselbe Freude zu haben, wie an einem Werke der reifen Kunst, selbst wenn es im ganzen niedriger steht.

Aber selbst der, der sich gegen die neue Richtung ablehnend verhält, muß eingestehen, daß die Glaspalastausstellung durch die Sezession eine empfind-

liche Einbuße erlitten hat, der Eindruck der deutschen Abteilung ist flau, unter einer großen Masse von Bildern sind sehr wenige, die wirklich fesseln.

Es ist bezeichnend, daß die Stärke dieser Ausstellung in den Gattungen liegt, die bei den Sezessionisten entweder gar nicht oder nur schwach vertreten sind, vor allem im Bildnis. Als unerreichbare Größe steht wieder Lenbach da. Unter seinen diesmaligen Bildnissen ist wohl das schönste das des bairischen Finanzministers Riedel, von einer Noblesse, Größe und Einfachheit, wie wir sie selbst bei Lenbach selten finden. Neben Lenbachs Bildnissen können sich nur noch die beiden des so traurig zu Grunde gegangnen Stauffer-Bern halten, der wie Lenbach im wesentlichen Schüler der großen Meister vergangner Jahrhunderte war und mit seiner gewaltigen Künstlerkraft ihre Einflüsse, die einem schwächern Talent so leicht gefährlich werden können, verarbeitet hatte. Besonders anziehend ist eine Vergleichung der Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt des Anfängers bei Stauffer mit der vollendeten Meisterschaft und souveränen Sicherheit Lenbachs. Neben diesen beiden haben die andern Bildnismaler einen schweren Stand. Max Koner ist in seinem Bildnis des preußischen Finanzministers Miquel zu zeichnerisch, Karl Marr in seinem Herrnporträt im Profil zu malerisch. In einem Profilbildnis ist es schon an sich niemals möglich, den Charakter einer Persönlichkeit zu erschöpfen, um so weniger, wenn man die malerische Seite zu sehr betont. Eine mehr zeichnerische Auffassung wie bei Koner kann die Aufgabe der Charakteristik vollständiger lösen. Der Kopf in Marrs Bildnis ist in lauter kleinen Flächen gesehen; wie gut aber eine gewisse Breite der Behandlung thut, kann man an der Bildnisskizze eines jungen Mannes von Franz Hofstötter erkennen. Ein Bildnis muß immer ein Stück Monumentalmalerei sein: das Historienbild einer einzelnen Persönlichkeit; je näher es dieser Auffassung kommt, desto besser ist es. Eine solche Auffassung erstreben die Bildnisse des Professors Liezenmayer von László und Wilhelm Rabes von Hans Fechner. Aus den angeführten Gründen darf ein Bildnis auch in der Stellung und im Kostüm nichts Zufälliges haben. So vortrefflich auch das Bildnis einer jungen Dame von Schuster-Woldan gemalt ist, die zufällige Stellung — die Dame kniet vornüber gebeugt auf dem Divan — stört. Anders ist es bei Kinderbildnissen. Da bietet ein genrehafter Zug oft einen wohlthätigen Ersatz dafür, daß die unausgebildete Persönlichkeit noch nicht das genügende Interesse erwecken kann. Zu den anziehendsten Gemälden dieser Art gehört das große Kinderbildnis von Karl Marr. Während wir aber beim Bildnis auf der einen Seite sehr viel verlangen, sind wir auf der andern auch mit einer lebendigen Skizze zufrieden. Darum wirken Pastellbildnisse oft so vorteilhaft. Darin haben sich besonders ausgezeichnet der feinfarbige Ludwig Passini, Fritz Burger mit dem Bildnis des Anatomieprofessors Rüdinger, allen Künstlern wohlbekannt durch seine Vorträge über plastische Anatomie, und Helene Mühlthaler. In keinem Fache ist soviel Mittelware

vertreten wie im Bildnis, weil der Besteller oft nur wenig imstande ist, die Fähigkeit des Künstlers, den er wählt, zu beurteilen.

Auch beim Sittenbild liegt das Schwergewicht im Glaspalast, da die Sezessionisten viel zu wenig Interesse am Gegenständlichen in der Malerei haben. Nicht vielen gelingt es, damit so frisch und flott zu erscheinen wie Joseph Brandt und Wierusz-Kowalski in ihren bekannten Pferde- und Figurenbildern. Jedes Bild ist ein einheitliches Kunstwerk, lebendig bis in die äußersten Ecken. Brandts großes Gemälde „Ein Gebet" dürfte die Formatgrenze, die sich der Künstler stecken darf, schon überschritten haben. Flott ist auch Iwanowitsch mit seinen Dalmatinern in der Schenke. In bekannter Weise feinfarbig und feintönig sind die kleinen Bilder von Harburger; zwei Männer beim Bier oder im Gespräch. Ein kleines Bild von Rudolph Gudden ist sehr fein im Licht: ein Mädchen sitzt im Zwielicht lesend am Fenster, von der andern Seite wird sie durch die Kerze einer Laterne beschienen. Eduard Kämpffer hat seine Meisterschaft mit der Farbe zu modelliren in zwei kleinen Bildern bethätigt, die seine Kinder im Atelier darstellen. Dieffenbacher erzählt wieder ein Trauerspiel aus den Bergen: an einem Regentage mit düsterer Luft verstößt ein Bauer seine Tochter, die eine Liebschaft gehabt hat. „Sensationell" im Gegenstand ist das große Bild von Falkenberg: Hypnose eines jungen Mädchens im Laboratorium eines medizinischen Instituts. Bokelmanns Bilder: „In einer Kirche auf Föhr" und „Bewirtung der Abgebrannten" sind ein Zeugnis dafür, daß es selbst für einen Künstler von Talent verderblich ist, in einer absterbenden Richtung zu beharren. Viel besser ist Bokelmann in einem kleinen Bildchen „Allein," das sich darauf beschränkt, einen Zimmerwinkel im Licht eines Seitenfensters darzustellen. Eine gute, bildmäßige Wirkung hat Bennewitz von Loesen in seiner Geigenmacherwerkstatt zu Mittenwald erreicht. Das Vollendetste im Genrebild hat Firle geschaffen: drei zusammenhängende Gemälde, die die Bitten des Vaterunsers „Unser täglich Brot gieb uns heute," „Dein Wille geschehe" und „Vergieb uns unsre Schuld" an Beispielen vorführen. Da ist Freiheit der malerischen Behandlung, wie sie die Sezessionisten verlangen, verbunden mit gewissenhafter Durchbildung und mit Durchgeistigung und tiefer seelischer und künstlerischer Erfassung der Aufgabe. Das einzige, was bei diesen schönen Bildern nicht ganz befriedigt, ist, daß das dunklere Mittelbild durch die beiden hellern Seitenbilder etwas gedrückt wird.

Auch das Farbenbild gehört zu jenen Gattungen, die bei den Sezessionisten fehlen und im Glaspalast gut vertreten sind. Mit eleganten Farben reich ausgeführte Rokokobildchen malen Franz und Marie Simm; sie bringen auch ein angenehmes humoristisches Element hinein. In ähnlicher Weise fein sind die kleinen Bilder von Niczky mit Figuren aus der Empirezeit. Das kleine Bild von Kreling, das ein Rokokoinneres mit drei jungen Damen darstellt, ist etwas zu unruhig in der Farbe. Ein herrliches Rot finden wir in dem schönen

Bilde von Schmuz-Baudiß: Ein Kind mit einem japanischen Gewande bekleidet und mit japanischen Puppen spielend. Leider wird das Blumen- und Fruchtstück bei uns wenig gepflegt, und doch können solche Bilder an den Wänden eine ganze Wohnung freundlich machen. Seit einigen Jahren thut sich in diesem Fache das Hamburger Schwesternpaar Helene und Molly Cramer hervor. Beide sind Schülerinnen des Antwerpener Joors, der selber im Glaspalast mit einigen herrlichen Blumen- und Fruchtstücken vertreten ist. Beide haben unter der Leitung ihres Lehrers vorzügliche Fortschritte gemacht und kommen ihm in der Frische, der Farbe und dem Duft ihrer Bilder nahe, wenn ihnen auch noch etwas an der geschlossenen Ruhe fehlt, die die Bilder von Joors zu so hervorragenden Kunstwerken stempelt.

In mancher Beziehung ist auch die ältere Weise der Münchner Kunst von modernem Geiste durchsetzt, mehr als die ältere Kunst der andern deutschen Kunststädte, mit Ausnahme von Karlsruhe, das mit München immer ziemlich gleichen Schritt gehalten hat. Ein Zeichen davon ist z. B., daß es die Künstler des Glaspalastes möglichst vermeiden, ihre Genreszenen aus weit zurückliegenden Zeiten zu nehmen. Höchstens gelingen ihnen noch Bilder aus dem Rokoko oder dem Empire, weil von daher noch viele Wohnungseinrichtungen vorhanden sind und der Künstler darin diese Zeit verkörpert sieht. Einige weiter zurückgreifende Bilder, nämlich mit geschichtlichem Genre aus der Reformationszeit, sind künstlerisch ganz ärmlich.

Auch das eigentliche Historienbild zeigt in den Münchner Ausstellungen nur noch eine spärliche Nachblüte. Mißlungen muß man das „Bacchusfest zur Zeit des Nero“ von Celestin Medovic nennen; es ist kleinlich und fleckig. Zu solchen Gegenständen gehört das Erhabne, wie es Wilhelm Kaulbach zu Gebote stand, der denselben Gegenstand behandelt hat. Eduard Kämpffer hat zu seinem Bildercyklus für das Erfurter Rathaus drei neue Gemälde vollendet, die die Faustsage behandeln; nicht nach dem Goethischen Drama, sondern nach der ältern Überlieferung. Durch gründliche, tüchtig geschulte Technik und zwingende Gestaltungskraft gehört Kämpffer zu den bedeutendsten Künstlern; eine Fülle von planvoller Arbeit steckt auch in diesen Faustbildern. Dennoch haben sie in München einen schweren Stand, namentlich wenn man sie mit den Erfolgen der Sezessionisten vergleicht, denen sie in allen genannten Eigenschaften weit überlegen sind. Das rührt daher, daß dem Künstler infolge seiner Schulung in Düsseldorf die nötige Freiheit fehlt, auch verdirbt die nüchterne und trockne Kaseïnfarbe, eine der verderblichsten Erfindungen der malerischen Technik, von vornherein jede koloristische Wirkung.

Auch das religiöse Bild hat bei den Münchner Ausstellungen einen auffälligen Rückzug angetreten. Max Dasios heiliger Sebastian ist ein schöner Akt in einer stimmungsvollen Landschaft. Die religiöse Weihe, die diesem Gemälde fehlt, streben die Bilder von Eduard von Gebhardt an: die Parabel vom

reichen Jüngling, die Bergpredigt und Christus vor Pilatus. Niemand wird in Gebhardt den bedeutenden Menschenschilderer verkennen, aber in seiner sonderbaren Auffassung biblischer Szenen hat er nicht das Richtige gefunden. Der Künstler stützt sich darauf, daß uns heilige Bilder weder im orientalischen Gewande, noch in dem unsrer Zeit heilig anmuten und ergreifen, und daß die religiöse Malerei im idealen Stil süßlich und flach geworden ist. Er nimmt daher das Kostüm aus der Zeit der deutschen Renaissance, in der die meisten Altarbilder unsrer Kirchen gemalt seien, und von denen wir von Jugend an durch Gewöhnung den Eindruck des Weihevollen hätten. Die meisten deutschen Altarbilder sind aber keineswegs in der Zeit der deutschen Renaissance, sondern im Barock- und Rokokozeitalter mit idealem Kostüm gemalt worden; ferner haben die am meisten bekannten Meisterwerke der religiösen Kunst, die Gemälde Raphaels und derer, die ihm folgen, das ideale Kostüm. Es werden auch nur sehr wenige den Gedankengang des Künstlers erraten, und daher wird die erste Empfindung vor Gebhardts Bildern immer die des Erstaunens sein, und das beeinträchtigt von vornherein die Wirkung. Ganz verderblich ist es, wenn ein solcher Künstler Schule bildet und Nachahmung findet; nur eine schwächere Natur wird sich einem so eigenartigen Meister ganz hingeben. Bei Gebhardt kann man die barocke Laune über seiner Meisterschaft in der Menschenschilderung vergessen, bei einem Schüler aber bleibt nichts als die Laune übrig. Das ist um so schlimmer, als der Kunst Gebhardts das eigentliche Malerische fehlt, es fehlt ihr auch die hinreißende Beredsamkeit, sie ist viel mehr ein Produkt des Verstandes als des genießenden Auges und der beflügelten Phantasie. Ein reiner Nachahmer Gebhardts ist Louis Feldmann; obwohl er noch die volle Frische der Jugend hat, gelingt es ihm doch nicht, sich aus dem Allgemeinern, Flachern zu der markigen Charakteristik Gebhardts zu erheben. Solche Naturen sind in Gefahr, mit zunehmenden Jahren immer mehr an Gestaltungskraft zu verlieren. Wie sehr die eigentliche Begabung Gebhardts auf dem Gebiete der Bildniskunst liegt, zeigen auf dem Gemälde der Bergpredigt die Figuren, die seine und die Züge seiner Frau und seiner Kinder tragen. Sie fallen durch ihre viel größere Lebendigkeit, ja schon durch ihre bessere Technik gleich auf den ersten Blick auf. Es ist sehr zu bedauern, daß Gebhardt so selten ein Bildnis malt.

Während in Berlin und in Düsseldorf gerade die Sezessionisten die Landschaft eifrig pflegen, findet sie sich bei den Münchner Sezessionisten gar nicht, aber auch im Glaspalast wird die Zahl der von Münchnern ausgestellten Landschaften in jedem Jahre geringer. Die bedeutendsten unter den Münchner Landschaftern schildern das Großartige der Natur: Raupp und Wopfner in Sturm und Wetter auf dem Chiemsee, Ludwig Willroider in dem Sturm auf der Heide. Das Bild Willroiders hat nicht mehr die Macht seiner frühern Werke, auch haben wir uns inzwischen an eine frischere und derbere Auffassung

der Natur gewöhnt. Eine großartige Wirkung hat der Berliner Eugen Bracht erreicht in seinem großen Gemälde „Nachts beim König der Berge." Es stellt die vereisten Gipfel einer gewaltigen Alpenkette im Mondlicht dar. Zu dem besten auf landschaftlichem Gebiete gehören wie immer die Strandbilder von Hans von Bartels; durchsichtige Klarheit, helles Flimmern des Lichtes und poetische Empfindung zeichnen sie aus. Das Vollendetste leistet er im Aquarell.

Zu den besten Landschaftern Deutschlands gehören gegenwärtig die Düsseldorfer Sezessionisten. Diese haben sich in München der Glaspalastausstellung und nicht der Sezession angeschlossen, weil sie fühlen, daß sie neben den Münchner Virtuosen mit ihrer auf feinere Wirkungen berechneten Kunst nicht bestehen können. Jedoch ist die Vertretung der Düsseldorfer Sezession in München zu wenig zahlreich, um dem Besucher eine abgeschlossene Vorstellung zu liefern; außerdem sind die meisten ihrer Bilder vorher auf der Berliner Ausstellung gewesen, sodaß wir uns mit einigen zusammenfassenden Bemerkungen begnügen können. Die Düsseldorfer betrachten noch immer Berlin als ihren Kunstmarkt, weil sie fürchten, in dem Wettbewerb aller Nationen in München zurückzubleiben. Die Figurenmaler unter ihnen leiden an den unüberwindlichen Fesseln, in die sie die veraltete Art ihrer Ausbildung schlägt; das Nüchterne, Verknöcherte, Unfreie, den Mangel an malerischem Blick wird kaum einer von ihnen los. Ganz anders die Landschafter, die die Hauptgruppe der Sezession bilden. Sie beobachten mit großer Schärfe die Licht- und Lufterscheinungen der freien Natur und verstehen diese mit malerischen Mitteln in freiem, lockerm Vortrag darzustellen. Ihre Landschaften in kleinem Format sind fein gearbeitete, durchgeistigte Kabinetstücke. Trotz alledem haftet ihrer Kunst etwas Provinzielles an, das sie an dem Wettbewerb auf einem Weltmarkt hindert.

Das wäre die ganze spärliche Auslese, die die deutsche Abteilung im Glaspalast aufzuweisen hat, wenn sie nicht bedeutend gehoben würde durch mehrere Sonderausstellungen. Im „Lenbachsalon" hat sich eine Anzahl von Gemälden des verstorbnen Viktor Müller und Böcklins zusammengefunden. Viktor Müller, von Publikum und Kunstgeschichte fast vergessen, tritt uns hier als eine achtunggebietende Künstlerpersönlichkeit entgegen. Mitten in die moderne Nüchternheit klingen aus seinen Bildern die Töne der Romantik, die Freude an Schönheit und Poesie. Neben ihm läßt der Schweizer Meister Böcklin seine gewaltigen Farbensymphonien erschallen. Der musikalisch-malerische Gehalt des bedeutendsten dieser Bilder, des Prometheus auf dem Kaukasus, ist so groß, wie der einer ganzen Oper. Dazwischen stehen als Zeugen eines erschütternden Schicksals die beiden Statuetten von Stauffer-Bern, der Adorant und Adrian von Bubenberg. Übermenschliches hat der Künstler gewollt, er war Maler und Radirer gewesen, er ging nach Rom und glaubte nun erst seine eigentliche Bestimmung zum Plastiker zu erkennen. Mit ganzer Macht ergriff ihn der Anblick der Antike; in ringender Arbeit wollte er sie bewältigen

und ihre Größe in dem eignen Schaffen erreichen. Aber die Geisteskraft reichte nicht aus, der junge Künstler erlag dem Wahnsinn. Von den beiden Statuetten, seinen einzigen plastischen Werken, zeigt der Adorant, daß der Künstler seine große Kenntnis der Antike noch nicht bis zum freien Schaffen verarbeitet hatte, während das kleine Standbild des Adrian von Bubenberg zu den größten Hoffnungen hätte berechtigen können. In einem andern Raum der Ausstellung befinden sich die Bildnisradirungen Stauffers. Sie zeugen von einem wahrhaft klassischen Gefühl für einfache Größe und von urwüchsiger Naturfrische in Auffassung und Wiedergabe. Wer, angeregt durch die Betrachtung der ausgestellten Werke Stauffers, dessen bedeutende Persönlichkeit ganz kennen lernen will, der lese seine im vorigen Jahre herausgegebnen Briefe, sie gewähren den genußreichsten Einblick in ein den höchsten Zielen geweihtes Leben.

Noch eine Sammelausstellung ziert die deutsche Abteilung des Glaspalastes, es sind die Bilder des Österreichers Emil Schindler. Auch er war, wie Viktor Müller, ein Romantiker, aber nicht auf figürlichem, sondern auf landschaftlichem Gebiete. Wer es liebt, das reiche Empfindungsleben eines Menschen im Bilde ausgedrückt zu sehen, wer Freude hat an der Poesie stiller Thäler, an der Wehmut eines verlassenen Friedhofes, der betrachte das Lebenswerk dieses sympathischen Meisters. Solche Sonderausstellungen eines einzelnen Künstlers wirken innerhalb einer größern Ausstellung höchst wohlthuend. Wenn man verwirrt und ermüdet ist durch das Vielerlei in den andern Sälen, hier kann man sich erholen, indem man gleichsam in der Werkstatt eines einzelnen Künstlers weilt.

Nach dem Eintritt der Sezession bleibt der bei weitem interessanteste Teil der Ausstellung im Glaspalast das Ausland. Vor allem nehmen die Franzosen unser Interesse in Anspruch. Auch sie haben übrigens geglaubt, mit bekannten und geschätzten Namen und Werken nachhelfen zu müssen. Neben Gemälden von Daubigny, Corot, Millet, Diaz, Rousseau sind namentlich Meissonier und Munkacsy vertreten. Von der Hand Meissoniers bewundern wir außer einigen fertigen kleinen Bildern eine Reihe erst untermalter und halbfertiger Arbeiten. Da finden wir alles, was der modernsten Kunst fehlt, lebendige Sicherheit der Zeichnung, Reichtum und Kraft der Farbe, Zartheit des Tones, Liebe für die Natur, unermüdliche Sorgfalt bis ins Kleinste. Von Munkacsy sind Gemälde ältern und jüngern Datums da, solche mit braunem Gesamtton und charakteristischer Menschenschilderung, wie die Gemälde „Das Leihhaus“ und „Episode aus dem ungarischen Kriege 1848,“ andre mit reicher, geschmackvoller Farbe, wie die eleganten Zimmerinterieurs auf dem Bildnis einer Dame und auf dem kleinen Genrebild „Die Amme.“ Von Neuschöpfungen der Malerei finden wir nur einen kleinen Teil dessen, was der Pariser Salon in diesem Jahre gebracht hat, darunter die beiden großen Gemälde Roybets, des preisgekrönten Ringers im malerischen Wettkampf. Das eine ist die Riesen-

leinwand „Karl der Kühne leitet das Blutbad in der Kirche zu Nesle," ein historisches Kostümstück von virtuoser Kraft der Farbe. Es kommt in den Räumen der Münchner Ausstellung nicht so zur Geltung wie in dem großen Treppenhause des Palais de l'Industrie, wo es eine prächtige Dekoration abgab. Von einer Künstlerkraft ersten Ranges zeugt das andre Gemälde: Propos galants; ein Trompeter des dreißigjährigen Kriegs scherzt mit einer derben, vollbusigen Küchenfee, die in einer Schenke beschäftigt ist, mit blutigen Händen einen Hahn zu rupfen. Die Kraft und Pracht der Farben und die ganze Gesundheit des Bildes können sich mit Jordaens besten Werken messen. Eine hübsche Episode aus der französischen Revolution behandelt in gefälligem Vortrag das Gemälde von J. P. Laurens. Die Witwe des Generals de Bonchamps aus der Vendee ist begnadigt worden und schickt ihre kleine siebenjährige Tochter, den Begnadigungsbrief vom Revolutionstribunal zu Nantes zu holen. Die Schreckensmänner, in guter Laune, machen die Herausgabe des Briefes davon abhängig, daß die Kleine ihr schönstes Lied singe. Sofort bereit, stimmt das Kind an: Vive le roi, à bas la république. Die düstern Männer wissen nicht recht, was sie für ein Gesicht dazu machen sollen, geben aber schließlich lächelnd das Papier heraus. Auch die kräftig charakterisirten Bildnisse eines Mönches von Comon und eines Geigers von Brozik gehören ganz der ältern Weise an. Ebenso das Bildnis einer alten Dame von Bonnat; aber bei aller Achtung vor der künstlerischen Kraft dieses berühmten Meisters stört uns in dem Gemälde doch die harte Zeichnung. Heilige Gegenstände stellen zwei Bilder dar: Paul Leroys „Abend in Nazareth" (Maria, eine Orientalin, sitzt auf dem Dach ihres Hauses) und P. Alb. Laurens „Gang der heiligen Frauen zu dem Grabe Christi." Laurens ist in der blassen, flachen und dämmrigen Art seiner Malerei moderner als Leroy, aber beide sind Beispiele dafür, wie die Franzosen die Erzählungen der Bibel in freier, poetischer Weise zu verwerten lieben. Unter den Bildnissen gehört zu den Modernen Salayado mit dem Porträt des Malers Adrien Demont. Es ist ein schöner Künstlerkopf, der uns in echt poetischer Weise vorgeführt wird. Von Demont selbst hängt im Nebenraum ein Gemälde: über eine Wiese wandelt in der Abenddämmerung eine weibliche Gestalt, die die Nebel des Taus ergreift und zum Schleier verdichtet, mit dem sie ihre Gestalt umhüllt. Solcher poetischen Erfindungen bringen die Salonausstellungen in jedem Jahre eine ganze Menge. Auch Maignans Gemälde gehört dazu, das die Klänge einer Sturmglocke als nackte männliche Gestalten darstellt, die von der schwingenden Glocke laut schreiend nach allen Winden eilen. Die heftig bewegten Akte sind mit großem Geschick gezeichnet.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vergißmeinnicht. Die Vorbereitungen zu den russischen Festen in Frankreich sind im Gange. Frau Juliette Adam darf hierbei natürlich nicht fehlen. Sie richtet an alle französischen Mütter, Töchter, Schwestern und Frauen einen Aufruf, worin sie zur Beteiligung an einer Sammlung auffordert, deren Ertrag zur Anfertigung von Gedenkkleinodien verwandt werden soll: zwei Vergißmeinnicht sollen die Worte „Kronstadt—Toulon" tragen. Diese sinnige Gabe sollen die russischen Seeleute ihren Frauen mitbringen.

Dabei kommt uns in Erinnerung, was wir einst bei Förster in „Preußens Helden" gelesen haben. Dort wird eine ergreifende Schilderung des Übergangs über die Beresina gegeben und erzählt, daß ein Reisender einige Jahre später diesen Ort, wo tausende von Menschen ihren Tod in den Wellen gefunden hatten, aufgesucht habe. Es hatte sich, nach dem Berichte dieses Reisenden, unterhalb der Stelle, wo die Brücke gestanden hatte, aus den zusammengeschwemmten Leibern eine Insel gebildet, und diese Insel war über und über mit Vergißmeinnicht bewachsen. „Das ist das Vergißmeinnicht der Beresina" — so schloß der Bericht.

Es scheint, daß Frau Juliette Adam die Blümlein, die sie den russischen Seeleuten darbieten will, nicht von diesem Beete genommen hat.

Schülermißhandlung. Seitdem es in jeder Universitätsstadt mindestens einen Zahnbrecher giebt, den der Titel „Professor" ziert, seitdem dieser Titel an Musiker und Maler mit großer Freigebigkeit verteilt wird, seitdem endlich an einem Tage viele hunderte von preußischen Gymnasiallehrern zu Professoren ernannt worden sind, seitdem sieht man in einem Professor nicht mehr unbedingt einen hervorragenden und hochgelehrten Maun. Aber einen in seinem Fache tüchtigen Mann möchte man immerhin noch darunter verstehen. Von dem Zahnarzt, der Professor heißt, erwartet man, daß er im Zähneausziehen besonders gewandt sei, auch ein Professor, der malt oder geigt, soll in seinem Fache mehr, als sonst üblich ist, leisten, und so könnte ein Unbefangner auch glauben, ein Professor, der „in den beiden Primen," wie es im amtlichen Schuldeutsch heißt, den Unterricht im Deutschen erteilt, müßte der Sprache, die er lehrt, wenigstens annähernd mächtig sein. Weit gefehlt! Vor uns liegt ein an dem städtischen Johannesgymnasium in Breslau eingeführtes Lehrbuch, das den Titel führt: Grundriß der Weltgeschichte für die obern Klassen preußischer höherer Lehranstalten. Von Professor Dr. Hermann Fechner, Oberlehrer am Johannesgymnasium zu Breslau. I. Altertum (—476). (Lehraufgabe der Obersekunda.) 1893, Berlin, Wilh. Hertz (Bessersche Buchhandlung). Besagter Herr Professor unterrichtet — wenn man so sagen darf — nicht nur im Deutschen, sondern auch in der Geschichte, und so hat er denn in seiner Doppelgestalt als Historiker und Lehrer des Deutschen für die „preußischen höhern" Lehranstalten ein Werk zustande gebracht, von dem wir den Kopf und zwei andre niedliche Teilchen hier vorlegen wollen.

Das Buch beginnt mit folgenden zwei Sätzen:

„Alte Geschichte. Ägypten. Abgesehen von den Chinesen, die für die Entwicklung der abendländischen Kultur keine Bedeutung erlangt haben, waren die Ägypter das älteste Kulturvolk der Welt. Ihr von den Alten noch zu Asien ge-

rechnetes Land, das von Wüsten umgeben und fast regenlos, vom Juli bis Oktober von dem es (!) durchströmenden Nil überschwemmt wird, der auf dem Boden seines Thals und seiner Deltaniederungen einen fruchtbaren Schlamm zurückläßt, konnte von seinen der hamitischen roten Rasse angehörenden, aber eine semitische Sprache sprechenden Bewohnern aus (!) bei streng geregelter und einheitlich gebildeter Thätigkeit nutzbar gemacht werden."

In § 6 auf Seite 29 äußert sich der Herr Professor folgendermaßen über die griechische Kunst:

„Die Griechen haben zuerst das Schöne im Unterschiede vom sinnlich Reizenden und vom Großartigen und Schrecklichen als Harmonie der Teile mit der Idee des Ganzen als Ursache eines von jedem Interesse losgelösten Wohlgefallens, das eine Reinigung in sich schließt und die Seele über das Sinnliche erhebt, erfaßt und in ihren Kunstwerken dargestellt."

Die Beschreibung des peloponnesischen Krieges endlich beginnt mit folgenden Sätzen:

„Der peloponnesische Krieg. (431—404.) Als aber (!) Athen auch im ionischen Meere, in dem die Korinther bisher die Vormacht gewesen waren, seine Seeherrschaft auszudehnen suchte, sich mit Kerkyra, einer korinthischen Kolonie, welches (!) die Rache seiner Mutterstadt zu fürchten hatte, weil es dieselbe (!) durch eine Seeschlacht gehindert hatte, der kerkyräischen Kolonie Epidamnus gegen die vom Volke vertriebnen Aristokraten und die illyrischen Taulantier zu Hilfe zu kommen, verbündete und ihm in einer zweiten Seeschlacht gegen die Korinther beistand, sodaß dieselben (!), als seien (!) sie besiegt, abfahren mußten, klagten die letztern (!) in einer zu Sparta abgehaltenen Bundesversammlung der Staaten des Peloponnes Athen des Friedensbruches an, und als die letztere (!) von Athen Auflösung der Symmachie, Ausweisung des Perikles und Aufhebung der von Athen gegen Megara verhängten Handelssperre zu verlangen beschloß, was Athen ablehnte, so entstand der Krieg, den man den peloponnesischen nennt, weil er von dem peloponnesischen Bunde erklärt wurde."

Diese drei Beispiele in sachlicher und sprachlicher Beziehung kritisiren zu wollen, hieße nur ihre Wirkung abschwächen, denn was soll man zu der „Idee des Ganzen als Ursache eines von jedem Interesse losgelösten Wohlgefallens, das eine Reinigung des Affekts in sich schließt," sagen? Was soll aber der arme Sekundaner dazu sagen, der dieses Buch durchstudiren muß, das mehr Druckseiten enthält, als durch Punkte abgeschlossene Sätze, und mehr an blühendem Blödsinn, als selbst mancher Erwachsene vertragen kann!

Vor einigen Wochen erließ der preußische Kultusminister eine Verfügung an die Provinzialschulkollegien, wonach künftig an keiner Schule ein von einem Lehrer derselben Anstalt herausgegebnes Lehrbuch eingeführt werden darf, das sich nicht schon an einer andern Schule bewährt hat. Diese Verfügung kam für die armen Breslauer Johannesgymnasiasten zu spät. Der Fechner hängt ihnen hinten. Aber damit ist doch das Verschulden des schlesischen Provinzialschulkollegiums nicht aus dem Wege geräumt. Denn entweder hat es das Lehrbuch zugelassen, ohne es der Verpflichtung gemäß zu prüfen, oder — doch nein, das wollen wir gar nicht ausdenken, geschweige denn hinschreiben, daß ein Schulrat diesen (!) Grundriß der Weltgeschichte gelesen und dennoch die Einführung zugelassen haben sollte.

Die Schlierseeer. Man braucht nicht besonders skeptisch oder pessimistisch angelegt zu sein, um hinter jeder „volkstümlichen" Veranstaltung unsrer Tage eine

Spekulation auf unsern Geldbeutel zu vermuten. Um so erfreulicher ist es, wenn man ganz unerwartet einmal auf ein Unternehmen stößt, das die Bezeichnung „volkstümlich“ wirklich verdient, dem sie nicht nur als Aushängeschild und Reklame dient, sondern das keinen schwindelhaften Aufputz braucht, um sich Anerkennung zu erwerben. Als ein solches Wunderding hörte ich zu Beginn dieses Sommers nicht nur von der Presse, sondern — was für mich von größerer Bedeutung war — auch von verständig denkenden Freunden das von dem Münchner Hofschauspieler Konrad Dreher, dem bekannten Komiker des Gärtnerplatztheaters, begründete Schliersseeer Bauerntheater preisen. Das begeisterte Lob, das alle Welt den Leistungen der bäuerlichen Schauspielertruppe spendete, bewog mich, bei einem Ausflug in die bairischen Berge an dem freundlichen Schliersee Rast zu halten und eine Vorstellung des Bauerntheaters zu besuchen. Als Saulus war ich gekommen, und als Paulus, als begeisterter Lobsänger der wahrhaft volkstümlichen Kunst, der Konrad Dreher in Schliersee ein Heim geschaffen hat, zog ich von dannen. Die staunenerregende Geschicklichkeit der Schliersseeer Bauernspieler — allerdings sind es größtenteils nicht eigentliche Bauern, sondern kleine Handwerker, aber das macht ja wenig aus —, die eigentümliche, reizvolle Inszenirung des ganzen Spiels war wirklich überraschend, und die aufrichtige Freude, die ich darüber empfand, ließ kein Bedenken bei mir aufkommen.

Aber die Freude sollte mir bald gründlich verleidet werden. Eines Tages las ich in einem Münchner Blatte, die Mitglieder des Schliersseeer Bauerntheaters würden während des Sommers auch allwöchentlich einmal im Gärtnertheater gastiren. Das verstimmte mich schon sehr. Bald kam aber die weitere Nachricht von „winterlichen“ Gastspielen, die die Schliersseeer nach Berlin, Hannover, Leipzig u. s. w. führen sollten. Da wars denn mit der Volkstümlichkeit vorbei, das Unternehmen zeigte sich in seiner wahren Gestalt, als Geschäft, als Spekulation! Die frischen Kinder der Berge nach Art der Meininger als Wandertruppe von Stadt zu Stadt ziehend, jeden Abend vor einem natürlich ausverkauften Hause Proben ihrer „volkstümlichen“ Kunst ablegend, die einzelnen „Künstler“ und „Künstlerinnen“ wohl gar mit Lorbeerkränzen und Blumenspenden bedacht, in den Börsenblättern „kritisirt,“ in albernen Tiraden gelobhudelt, weil sie dem Großstadtpublikum Gelegenheit geboten hätten, zu zeigen, daß „unverfälschte Natur“ und „schlichtes Volkstum“ auch in unsern Tagen noch Beifall finden und über die Fin de siècle-Produkte unsrer Theater„dichter“ triumphiren könnten — weitere Folgerungen zu ziehen sei dem Leser überlassen — nein, da war es mit meiner Begeisterung für das Schliersseeer Bauerntheater für alle Zeiten vorbei.

Der Erfolg des Schliersseeer Gastspiels wird durch meine Ausführungen in keiner Weise in Frage gestellt werden, aber sie sollen wenigstens dem einen Ausdruck geben, was gleich mir wahrscheinlich viele hunderte jetzt von dem Unternehmen halten, die es zuerst ebenso begeistert gepriesen haben, wie ich selbst.

Naturverschönerung und Städteverschönerung. Dem Naturfreunde in Heft 38 gegenüber möchte ich doch unsre moderne Kultur trotz allem, was ich gegen sie einzuwenden habe, ein wenig in Schutz nehmen. Der Name „Verschönerungsverein“ ist freilich eine Lächerlichkeit, aber daß es ein anmaßender Gedanke sei, der Mensch könne die Natur verschönern, bestreite ich. Verschönert er sie doch wirklich! Es giebt eben verschiedne Arten von Naturschönheit. Der eigentümlichen Schönheit des Hochgebirges und des Meeres kann der Mensch nichts hinzufügen; wenn uns beim Anblick eines Berghotels das Herz im Leibe lacht, so entspringt

unsre Freude nicht der ästhetischen Schicht unsrer Seele, sondern einer, die tiefer unten liegt. Aber das Hügelland und die Ebne empfangen ihre höchste Schönheit erst von der ordnenden Menschenhand. Was ist wohl schöner: ein wogendes Meer grüner Saaten, umsäumt von blühenden Obstgärten, aus denen weiße Häuschen hervorlugen, oder der Sumpf, der ausgetrocknet werden mußte, ehe dieses Paradies geschaffen werden konnte? Ein Seeufer, das mit Villen und Gärten bedeckt ist, und dessen Paläste sich mit ihren Säulenhallen in den Wellen spiegeln, oder eine Schilf- und Kieswüste? Ein Wald struppiger Kiefern, oder ein Park voll edelgeformter, feinlaubiger Bäume, deren mannichfaltiges Grün die schönsten Farbenspiele hervorbringt, mit saftiggrünen Rasenplätzen, eingestreuten Teppichbeeten und kleinen Teichen? Die Kette der mannichfachen Naturschönheiten hat zwei Pole: an dem einen Ende die Berg- und Eiswüste, am andern die Menschengestalt und das Menschenantlitz. Dort das Erhabenste, hier das Lieblichste. Dort die reine Körperlichkeit, den höchsten Geist zwar verkündend, selbst aber völlig geist- und seelenlos und durch ihre Größe und Unbezwingbarkeit bei völliger Vernunft- und Fühllosigkeit den menschlichen Beschauer erdrückend, wenn er von andern Menschen abgeschnitten, allein darin umherirrt. (Weshalb auch das Erhebende dieses Erhabnen den Menschen erst zum Bewußtsein kommen konnte, nachdem die Gefahr durch Wegebau und Verkehrswesen überwunden war.) Hier der lebendige Geist, der nur noch eines winzigen Klümpchens körperlichen Stoffs bedarf, sich zu äußern, eine Seele, in der der Beschauer sich selbst wiederfindet. Mitten inne zwischen diesen beiden liegt die Schönheit der von dem Menschen beherrschten und gestalteten Natur, das Stück Natur, dem der Menschengeist das Siegel aufgedrückt hat.

Was aber die Städte anlangt, so ist es zwar wieder richtig, daß Millionenstadt und Schönheit einander in gewissem Grade ausschließen, und daß die heute beliebte Bauweise unästhetisch ist, aber von den grünen Plätzen in ihrem Innern denke ich doch nicht so geringschätzig wie unser Naturfreund. Die Anlagen Leipzigs z. B. machen die Stadt nicht bloß „weniger häßlich," sondern stellenweise wirklich schön. Welche Wohlthat, nicht bloß für die Lungen, sondern auch für die Augen die Anlagen sind, mit denen sich heutzutage wohl jede Stadt und jedes Städtlein in Deutschland schmückt, das merkt man erst in manchen italienischen Städten, die zwar bei kurzem Verweilen durch architektonische Schönheit entzücken, bei längerem Aufenthalt aber dem Deutschen wie steinerne Gräber vorkommen müssen, weil sie des frischen Grüns im Innern fast gänzlich entbehren und auch vorm Thore nur kümmerliche Anlagen unterhalten, die mehr grau als grün aussehen.

Litteratur

Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung von Dr. Theobald Ziegler, Professor der Philosophie an der Universität Straßburg. Stuttgart, G. J. Göschen, 1893

Die Philosophie — meint der Verfasser in der Einleitung — sei auf dem besten Wege gewesen, in dem einseitigen Streben nach der Lösung des erkenntnis-

theoretischen Problems eine neue Scholastik zu werden und ein Seitenstück zu dem mittelalterlichen Streit über die Universalien zu liefern. Jetzt habe sich endlich das Interesse von diesen Subtilitäten abgewendet; Fragen der Ethik und der Religion bewegten die Gemüter. „Die nächste Zukunft gehört sicherlich der sozialen Ethik; und im Zusammenhang damit haben auch religionsphilosophische Untersuchungen wieder auf lebhafte Teilnahme zu rechnen. Die klägliche Hilflosigkeit, in welcher sich bei der Beratung über den Zedlitzischen Volksschulgesetzentwurf die preußische Regierung und der ganze preußische Landtag der Frage nach dem Verhältnis von Religion und Sittlichkeit gegenüber befand, gab hier unmittelbar aus der Praxis heraus einen mächtigen Antrieb." Zur Lösung dieser Fragen gehört aber vor allem Psychologie, und der für die genannten Gebiete wichtigste Faktor des Seelenlebens ist das Gefühl; deshalb hat sich Ziegler in der letzten Zeit seiner Erforschung zugewandt. In dem vorliegenden Buche behandelt er: das Bewußtsein, die körperlichen Gefühle, das Wesen des Gefühls, das Gefühlsleben im einzelnen, die Gefühlsäußerungen, das Verhältnis des Gefühls zum Willen und die Abnormitäten des Gefühlslebens. Die Darstellung ist im besten Sinne des Wortes populär, ansprechend und fesselnd, meidet es aber, z. B. bei den sittlichen Gefühlen, sich in allzu gefährliche Tiefen zu wagen. Dafür entschädigt sie durch Reichtum und weiten Umfang; wird doch auch „die Kultur als ein Ausdrucksmittel von Gefühlen aufgefaßt," der Gefühlsinhalt und Gefühlswert des Kulturlebens ergründet.

Am Schlusse wird die Bedeutung eines gereinigten Gefühlslebens für die brennenden Fragen der Gegenwart hervorgehoben. Es gelte, im Namen der humanen Gefühle den Kampf aufzunehmen gegen irregeleitete Gefühle aller Art: gegen den religiösen Fanatismus, gegen den Bildungsstolz, gegen den Chauvinismus, gegen das falsche Ehrgefühl, gegen die Verirrungen des Gefühls in der Kunst, gegen Überfeinerung auf der einen, gegen Roheit und Stumpfsinn auf der andern Seite. Mit Goethe sagt Ziegler: „Gefühl ist alles"; er mag aber „den Sprung ins Metaphysische" nicht wagen, sondern will sich „an einer Seelenlehre ohne Seele" genügen lassen. Noch weniger mag er das Gefühl als Weltgrund fassen. Wer, wie er, mit dem Pantheismus Ernst mache, der dürfe nicht mehr versuchen, den Weltgrund zu vermenschlichen. „Wenn das Göttliche als Weltgrund, das All in seiner Einheit gedacht ist, so kann es noch weniger, als es ein zur unendlichen Persönlichkeit erweiterter Mensch ist, wie der Theismus will, nur die Potenz einer einzigen menschlichen Kraft sein, heiße diese nun Denken (Logos) oder Wollen oder Fühlen. Was ist es aber dann? Mit Montaigne kann ich darauf nur sagen und so in einer durch das viele Ungewisse und Problematische auch dieser vorliegenden psychologischen Untersuchung verstärkten skeptischen Stimmung mit seinen oft wiederholten Worten schließen: Que sais-je?" Wird sich aber, fragen wir unsrerseits, auf Nichtwissen und Zweifel eine wetterfeste Sozialethik bauen lassen?

Aus meinem Leben. Von Alfred Ritter von Arneth. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 1893

Alfred von Arneth, der Direktor des kaiserlich österreichischen Staatsarchivs in Wien, der verdiente Historiker, dessen „Prinz Eugen von Savoyen" und „Geschichte der Maria Theresia" zu den besten Werken über neuere österreichische Geschichte zählen, hat vor einigen Jahren eine Selbstbiographie als Handschrift für Verwandte und Freunde drucken lassen. Dieser bescheidne Verzicht auf eine größere Öffentlichkeit hat mannigfache Proteste hervorgerufen, und teilnehmende Leser des

ersten Abdrucks haben Arneth gedrängt, die interessanten und inhaltvollen Aufzeichnungen im Buchhandel erscheinen zu lassen. Mit zwei Bildnissen des Verfassers, einem aus seiner Jugendzeit, einem andern aus spätern Tagen geziert, liegen nun zwei stattliche Bände von 282 und 368 Seiten vor uns. Unverkennbar sind einzelne Teile des Buches zu breit geraten; was Arneth zu erzählen hat, würde sich in knapperem Rahmen oft weit eindrucksvoller darstellen. Aber es handelt sich unzweifelhaft um „das Leben eines Mannes, der in selbstloser Weise dasjenige zu verwirklichen sich bestrebte, was er nach seiner innigsten Überzeugung als recht ansah, als edel und als gut." Und viele seiner Mitteilungen sind von hohem Wert für die Kenntnis der Zustände und Stimmungen in Deutschösterreich. Der Historiker Alfred von Arneth ist bekanntlich einer der beiden Söhne des Wiener Archäologen und Numismatikers Josef von Arneth und der schönen, hochgefeierten und charaktervollen Hofburgschauspielerin Antonie Adamberger, die vor ihrer Verheiratung mit Arneth die Braut Theodor Körners gewesen war. Die Familienverbindungen und Überlieferungen Alfred Arneths reichen also vielfach in das alte Wien des Kaisers Franz und in Tage zurück, wo Haydns Hymne „Gott erhalte Franz den Kaiser" noch Ausdruck eines wahrhaften und allgemeinen Empfindens war. Die ritterliche Loyalität des Geschichtschreibers hat den natürlichsten und besten Ursprung und hat ihn niemals gehindert, ein freimütiger und unabhängiger Mann zu sein. Freilich ist es das Leben eines Glückbegünstigten, das uns in dieser Selbstbiographie geschildert wird; dem Vorteil, von Guten abzustammen, im Guten aufzuwachsen, gesellte sich jeder Vorzug, den vielseitige Bildung, mäßiger aber sicherer Besitz und glückliche Anlagen dem Menschen geben können. Daß es auch diesem Leben, wie es Menschenlos ist, an Schatten und Leiden nicht gefehlt hat, erkennen wir namentlich aus dem zweiten Bande des Buches. Die Hauptsache bleibt, daß der deutschösterreichische Gelehrte die große Gunst des Schicksals, die ihm zu teil geworden ist, in Dankbarkeit empfunden hat, und daß er bestrebt gewesen ist, sie durch ernste Arbeit und warme Teilnahme an dem Geschick und der Lebensarbeit andrer wett zu machen. Daß im ganzen die Lebensläufe, die minder mühelos aufwärts führen und ein härteres Ringen und tiefere seelische Kämpfe spiegeln, auch einen stärkern und nachhaltigern Eindruck hinterlassen, nimmt dem tüchtigen Manne und dem guten, die mannichfaltigsten Ausblicke eröffnenden Buche nichts von ihrem Werte.

Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprache nebst einer Einleitung über die keltgermanischen Sprachen und ihr Verhältnis zu allen andern Sprachen. Von Martin May. Leipzig, F. W. Biedermann, 1893

Mit diesem Buche hat die thätige junge Verlagshandlung keinen glücklichen Griff gethan. Es ist eines von jenen pomphaft auftretenden dilettantischen Machwerken, die nicht alle zu werden scheinen — das letzte der Art war das famose etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache von Faulmann.

Diese „Beiträge" — auf gutes Papier schön gedruckt — sind eine Art von Antikluge, eine Polemik eines Ignoranten gegen die deutsche Sprachwissenschaft, hervorgegangen aus der Verblendung, womöglich alle Lehnwörter (die meint nämlich Herr May, wenn er von Fremdwörtern redet) als urgermanisches Sprachgut nachweisen zu können. Welcher Unsinn dabei herauskommt, mögen folgende Stichproben zeigen: Kaput ist nicht mit andern Spielausdrücken aus dem Französischen entlehnt, sondern gehört zu der altnordischen Wurzel kapp = „Kampf, Spiel, Einsatz,

Wette"! Schach*) stammt nicht von dem persischen schah, sondern von dem altnordischen skâ, schräg! Laster ist, da die Endung -er „machen" bedeutet (Donner und Doria!), soviel wie Lastenmacher, Belastendes u. s. w. Das wenige Richtige in dem Buche ist fast wörtlich aus Kluges Wörterbuch abgeschrieben.

Es widersteht uns, noch von dem Unsinn zu reden, der auf den 130 Seiten Einleitung über die keltgermanischen (!) Sprachen und ihr Verhältnis zu allen (!) andern Sprachen in anmaßendem Tone als neue Weisheit vorgetragen wird. Wir legen das Buch aus der Hand mit dem Bedauern, daß die Namen von zwei Gelehrten, wie Cleasby und Vigfusson nicht davor sicher gewesen sind, ihm vorangesetzt zu werden.

Die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien. Von Johannes Bolte. Hamburg und Leipzig, L. Voß, 1893

Unsre klassische Oper, die Oper Mozarts, ist aus der Vermählung zweier Kunstgattungen entsprossen, so verschieden, wie sie nur auf der Bühne gedacht werden können. Um 1600 drang gleichzeitig im Süden und im Norden die Musik auf das Theater: in Italien wollten humanistisch gebildete Kreise Italiens das Drama der Griechen wieder aufleben lassen, in England hatten gewandte Schauspieler den Einfall, volkstümliche Stücke in Strophen abzufassen und gesungen darzustellen. So gut wir nun, dank der Musikwissenschaft und der Litteraturgeschichte (Opitz hat das erste deutsche Operntextbuch geschrieben), über das Eindringen der neuen Kunst unterrichtet sind, so wenig haben wir bisher über die Ausbreitung und Wirkung der von England herüberkommenden Singspiele gewußt. Da erscheint die in dem siebenten Hefte der „Theatergeschichtlichen Forschungen" gesammelte Bibliotheksbeute eines so eifrigen Jägers wie Bolte als eine willkommne Hilfe. Der Verfasser giebt in dem Bändchen nicht nur eine Skizze von der Entstehung und dem Charakter dieser Singspiele und ein genaues Verzeichnis und eine Inhaltsangabe der zweiunddreißig Stücke, die er aufgetrieben hat, sondern teilt auch einige ganz mit, darunter ein paar in holländischer und deutscher oder englischer und deutscher Fassung neben einander. Auch die Musik fehlt nicht, und sie ist das beste daran: an Stelle der ursprünglichen Art, das ganze Stück liedmäßig Strophe für Strophe nach einer Melodie absingen zu lassen, tritt bald eine ziemlich bunte Reihe von Strophen und Melodien, teilweise sogar den einzelnen Rollen angepaßt; einfache Weisen und zierliche, künstlich gefügte mehrstimmige Sätze wechseln nach Begabung und Bildung der Komponisten. An den Texten wäre nichts verloren gewesen, es sind fast lauter zotige Harlekinaden.

Schade, daß gerade die Musik zum Teil in einer ganz unmöglichen Gestalt gegeben ist; hätte sich der Herausgeber dazu nicht mit einem Musikhistoriker verbinden können?

*) In der zweiten Hälfte des ältern Wortes Schachzabel (Schachbrett) das lateinische tabula zu erkennen, wird der Verfasser abgehalten „wegen gewaltsamer Lautänderung." Also von Lautverschiebung keine Ahnung!

Schwarzes Bret

In der Magdeburgischen Zeitung vom 14. September steht folgende Bekanntmachung:

Der unterm 12. Juli 1893 vom Königlichen Herrn Ersten Staatsanwalt hier erlassene Steckbrief hinter den (!) Brauer und Arbeiter Karl Schneider, am 18. Juni in Riegersdorf geboren, wird hierdurch aufgehoben.

Magdeburg, den 11. September 1893. Der Erste Staatsanwalt.

Der „Herr Erste Staatsanwalt" ist sehr schön gesagt. Welcher Unterschied aber ist wohl zwischen dem Ersten Staatsanwalt und dem Herrn Ersten Staatsanwalt? Offenbar sind das doch zwei verschiedne Personen.

Zu welchen Mitteln die Buchhändlerreklame greift, davon liefert der neueste antiquarische Wahlzettel ein fast unglaubliches Beispiel. Die „Kommissions- und Exportbuchhandlung von M. Neufeld Nachfolger" in Berlin bietet da die von Schwind illustrirte Prachtausgabe von Mörickes Historie von der schönen Lau zu herabgesetztem Preise an, und darüber steht mit dicker, fetter Schrift: Picant! Man denke: Möricke, der keuscheste deutsche Dichter, und Schwind, der keuscheste deutsche Künstler, als „pikant" ausgeschrieen, nur um „e Geschäftche" zu machen! Ist das eine Frechheit!

Licht und Bedienung wird nicht berechnet — so steht jetzt auf vielen Gasthofsrechnungen. Was soll das heißen? Es kann heißen, es werde dem Fremden überlassen, dafür zu bezahlen, was er wolle. Aber wenn auch die meisten dem Kellner etwas geben, so fällt es doch keinem ein, auch noch etwas für die Beleuchtung zu bezahlen. Also können jene Worte nur bedeuten, daß Licht und Bedienung nicht besonders berechnet werden, sondern schon in der Rechnung mit inbegriffen sind. Dann schreibe man aber doch lieber: Für Licht und Bedienung braucht nichts bezahlt zu werden. — Glücklicherweise giebt es schon einige Gasthöfe, in denen die Fremden ausdrücklich gebeten werden, keine Trinkgelder zu geben.

In einer Zeit, wo man mit Vorliebe die „Speisefolgen" veröffentlicht, die hohe Herren bei festlichen Gelegenheiten über sich haben ergehen lassen, darf man wohl auch der Mittagstischkarte Erwähnung thun, die ein bairisches Gasthaus kürzlich einer der üblichen deutschen Wanderversammlungen vorlegte. Die Karte lautete buchstäblich wie folgt:

Menu

Hirn consumé
Salm Sauce Hollandaise & Kartoffeln
Kalbsragout mit abgetriebene Knöderl
Rehziemer mit pommes frités
Gemischtes Compot u. s. w.

Sollte sich Hirn consumé auf den Verfasser dieser Karte bezogen haben, so würde deren übriger Inhalt allerdings nicht mehr Wunder nehmen. Zu den „Knöderl" dürfte der Jurist bedenklich auf § 218 des Strafgesetzbuchs geblickt haben.

Die älteste Gesellschaft Leipzigs sind jedenfalls „die Letzteren." Adolf Lippold erzählt wenigstens in seinen soeben erschienenen „Erinnerungen eines alten Leipzigers": Eines der bedeutendsten Volksfeste war das im Juni 1840 in Leipzig zu Ehren Gutenbergs und der Erfindung der Buchdruckerkunst gefeierte „Vierhundertjährige Jubiläum der Letzteren."

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Finis Angliae

Unſre peſſimiſtiſche Auffaſſung der wirtſchaftlichen Lage Englands findet eine neue Beſtätigung in der jüngſten Nummer (57) der Schriften des Vereins für Sozialpolitik: Die Handelspolitik Englands und ſeiner Kolonien in den letzten Jahrzehnten von Dr. Karl Johannes Fuchs, a. o. Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an der Univerſität Greifswald (Leipzig, Duncker und Humblot, 1893). Aus den ſtatiſtiſchen Tabellen dieſes Buches geht hervor, daß der engliſche Handel, und zwar namentlich der Ausfuhr- und der Durchfuhrhandel, in ſtetem Rückgange begriffen iſt, der Durchfuhrhandel deswegen, weil ſich die andern Staaten immer mehr von der engliſchen Vermittlung freimachen und eigne unmittelbare Verbindungen anlegen. Mag auch die Geſamtſumme des im engliſchen Handel umlaufenden Geldes noch ſteigen — unter ſtarken Schwankungen —, ſo ſteigt doch das Handelskapital der übrigen Großſtaaten in weit ſtärkerm Maße, ſodaß es nur noch eine Frage der Zeit iſt, wann England von ſeinen Konkurrenten überflügelt ſein wird. Die Schwankungen der Ausfuhr fallen mit den Schwankungen der engliſchen Geſamtwirtſchaft zuſammen, ſo daß die Zeiten ſchwächerer Ausfuhr zugleich die Zeiten größern Elends ſind. Darin drückt ſich die Thatſache aus, daß das engliſche Volk mit ſeinem Unterhalt faſt ganz auf die Exportinduſtrie und den Ausfuhrhandel angewieſen iſt, und daß es zu Grunde gehen muß, ſobald ſich die übrigen Staaten induſtriell hinreichend entwickelt haben, die engliſchen Waren entbehren zu können. „Keine andre große Nation — ſagt Parkin in ſeiner Schrift Imperial Federation — hat je unter ſo künſtlichen Bedingungen gelebt, wie England heute am Ende (und infolge, ſchaltet Fuchs richtig ein) ſeiner außerordentlichen induſtriellen Entwicklung.“ Das Künſtliche, daher Unnatürliche und Widernatürliche beſteht darin, daß ein ganzes großes Volk rein ſtädtiſch zu leben verſucht. Für die

Stadt ist es das Natürliche, von Industrie und Handel zu leben, weil sie ja das ackerbauende Land hinter sich hat, dessen Ergänzung sie ist; wenn aber ein ganzes Land als Stadt leben will, so kann das nur so lange gehn, und nur unter ungeheuren Leiden der Bevölkerung gehn, als es andre Länder zur Verfügung hat, die sich von diesem Stadtungeheuer als sein Land behandeln lassen. Das Natürliche für ein Land ist, daß das Wohlbefinden seiner Bevölkerung mehr mit seinem wechselnden Ernteausfall als mit seiner Handelsbilanz schwankt.

Was nun die Frage nach dem Zusammenhange der Geschicke des englischen Volkes mit seiner Handelspolitik anlangt, so trägt das vorliegende Buch zur Entscheidung in dem theoretischen Streite zwischen den Freihändlern und Schutzzöllnern nichts bei, und auch bei den einzelnen darin beleuchteten Wendungen läßt sich, wie der Verfasser hervorhebt, meistens nicht deutlich erkennen, ob sie mehr von der Zollpolitik Englands und seiner Konkurrenten oder mehr von andern, natürlichern Ursachen, wie Volksvermehrung, Ernteausfall, fortschreitendem Gewerbefleiß der andern Völker herbeigeführt wurden. Im allgemeinen aber bestätigt es die längst bekannten Thatsachen, die dem Cobdenklub, möchte er theoretisch noch so Recht haben, jede Aussicht auf praktische Erfolge für die nächste Zukunft versperren. Englands Industrie und Handel sind groß geworden unter einer rücksichtslosen Schutzzoll- und Monopolwirtschaft — ob durch sie oder trotz ihr, darüber mögen die Theoretiker streiten —, die so weit ging, daß, nach Lord Chathams Ausspruch, die Bewohner seiner Kolonien auch nicht einen Nagel zu einem Hufeisen anfertigen durften. Es hat sich vor etwa fünfzig Jahren zum Freihandel bekehrt*) bei einer Lage der Weltwirtschaft, die seine Schutzzölle überflüssig machte, da ja eine Industrie, die alle Konkurrenten vernichtet hatte und die Welt beherrschte, keines Schutzes mehr bedurfte. Es hat sich aber in der von seinen Theoretikern gepredigten Hoffnung, es werde the workshop of the world und alle übrigen Staaten würden Ackerbaustaaten bleiben, gründlich getäuscht. Fast alle Staaten von Bedeutung sind mehr oder weniger Industriestaaten geworden. Ob durch den Schutzzoll, dem sie sich nach einer Periode gemäßigten Freihandels zuwandten, oder trotz seiner, mag wiederum dahingestellt bleiben. Und weiter mag auch noch ununtersucht bleiben, ob diese industrielle Entwicklung der andern Länder ein Glück für sie ist. Aber daß jedes für sich allein, Schutzzoll und Steigerung der Industrie wie beides zusammen, den Engländern geschadet hat, leugnet in England niemand. Und mitten in dieser schutzzöllnerischen Entwicklung steht

*) Ohne jedoch auf Finanzzölle zu verzichten. „So finden wir das überraschende Verhältnis, daß das freihändlerische Großbritannien einen größern Teil seiner Staatseinnahmen durch Zölle aufbringt, als die meisten schutzzöllnerischen Staaten, nämlich ein Viertel.“ (Fuchs, S. 18.)

England völlig wehrlos da; nicht einmal Handelsverträge kann es schließen, so gern es, seinen Grundsätzen zuwider, welche schließen möchte, weil es ja schon alles hingegeben und daher nichts mehr zu bieten hat. Denn mit Vorstellungen und Protesten ist natürlich nichts zu erlangen. Die Lächerlichkeit solcher Vorstellungen — im Munde dieser rücksichtslosen, kalten Geschäftsleute nehmen sie sich doppelt lächerlich aus — hat Lord Salisbury am 4. März 1891 bei einem Handelskammerdiner mit den Worten bloßgestellt: „Tariffragen sind die denkbar ungünstigste Gelegenheit zur Entfaltung von Überredungskünsten. Wenn eine auswärtige Macht ihren Tarif erhöht, so thut sie das, um unsre Waren auszuschließen, und wenn wir ihr in vorwurfsvollem Tone sagen: Aber da wird ja unsern Waren der Zugang versperrt! so antwortet sie: Sehr verbunden! danke bestens! das ist es ja gerade, was ich beabsichtige!“ Ein Handelsvertrag ist ein Schacher; wer kein Tauschobjekt in der Hand hat, kann sich nicht darauf einlassen. Endlich, und das ist vielleicht die für die Herren vom Cobdenklub allerbetrübendste Thatsache, haben die Vollblutengländer in den Kolonien nichts eiligers zu thun gehabt, als sich gegen alle Welt, namentlich auch gegen das Mutterland und gegen einander, durch Schutzzölle abzusperren und durch rasche Entwicklung ihrer eignen Industrie Konkurrenten des Mutterlandes zu werden.

Unter diesen Umständen sieht sich England darauf angewiesen, Ersatz für den Ausfall in der Erweiterung seines Absatzgebiets in Ostasien und in seinen Kronkolonien zu suchen. Seine Ausfuhr dahin ist ja nun auch wirklich in den letzten Jahren gestiegen. Allein allzu sanguinische Hoffnungen werden die Engländer selbst nicht auf jene Gegenden setzen, denn, was Fuchs nicht erwähnt, Ostasien fängt an, sich gegen die Beglückung mit englischen „Kulturgütern“ energisch zu sträuben, und Indien ist augenblicklich, mit der Saturday Review zu sprechen, eine Pulverniederlage, in der Narren und Fanatiker mit brennenden Fackeln herumrennen; schon in mehreren Nummern hat die genannte Wochenschrift gemahnt, man möge doch ja die dort drohenden Gefahren nicht unterschätzen.

Bei dieser Lage der Dinge sind es vorzugsweise zwei Streitfragen, die die englischen Handelspolitiker beschäftigen. Die eine ist, ob man nicht zu einem gemäßigten Schutzzollsystem zurückkehren, ob man nicht wenigstens Kampfzölle zur Erreichung von Handelsverträgen einführen solle. Um dem nationalen Vorurteil Rechnung zu tragen, nennen das die Befürworter einer solchen Schwenkung bekanntlich nicht Zollschutz (protection), sondern fair trade, Ausgleich der künstlich geschaffnen Unbilligkeiten und Ungerechtigkeiten im internationalen Handelsverkehr; in der Fair Trade League haben sie sich ein Organ geschaffen. Die Hauptschwierigkeit, die sich ihren Bestrebungen entgegenstellt, besteht darin, daß gerade die konservativen Landwirte die eifrigsten Fairtraders sind, daß aber die Gefahr einer Lebensmittelverteuerung sämtliche Arbeiter zu

entschiednen Gegnern agrarischer Schutzzölle macht, und daß daher bei der ausschlaggebenden Stellung, die die Arbeiter seit den letzten Parlamentsreformen erlangt haben, kein Minister mehr, mag er auch, wie Salisbury, für seine Person überzeugter Schutzzöllner sein, wagen darf, mit derartigen Plänen vor das Parlament zu treten.

Die andre Frage ist die Reichsfrage. Als die manchesterliche Richtung den Höhepunkt ihrer Herrschaft erreicht hatte, verstiegen sich die Theoretiker zu der Behauptung: die Kolonien, die ja nur kosteten und nichts brächten, seien lediglich eine Last für England; über kurz oder lang würden sie sich so wie so nach dem Beispiele der Vereinigten Staaten für unabhängig erklären, und im Interesse des Mutterlandes liege es, die Trennung nicht zu verzögern, sondern zu beschleunigen. So denkt heute kein ernsthafter Politiker mehr in England. Man weiß es, was die Kolonien, wenn auch nicht unmittelbar der Staatskasse, so doch dem Volke bringen. Die einen dieser Kolonien sind Thätigkeitsgebiete, in denen sich Engländer als Beamte und als Unternehmer auf Kosten der Eingebornen Vermögen sammeln, die andern sind Aufnahmestätten für englische Auswandrer, die nicht gesperrt werden können, alle aber sind Absatzgebiete für englische Produkte.

In letzter Beziehung ist nun ein Teil der Kolonien schwierig geworden, und dieser Umstand, zusammen mit den Kosten, die sie dem Staate verursachen, ist es, der die Bewegung für Ausgestaltung des „Reichs" erzeugt hat. Bekanntlich zerfallen die englischen Kolonien in zwei Klassen: Kolonien, die sich selbst regieren, und Kolonien, die vom Mutterlande regiert werden. Die letztern liegen in den Tropen und sind größtenteils von Farbigen bewohnt,*) die erstern, wie namentlich Kanada, Kapland und Australien, sind Ackerbaukolonien mit englischer Bevölkerung. Diese europäisch lebenden und organisirten Kolonien möchten nun zwar gern ihre Autonomie in Tarifangelegenheiten, zugleich aber auch den Vorteil bewahren, daß das Mutterland die Kosten der Landesverteidigung und der Vertretung dem Auslande gegenüber allein trägt, weshalb sie denn, nebenbei bemerkt, auch gar nicht nach Trennung von England trachten. Dieses möchte in beiden Stücken das Gegenteil, nämlich den Kolonien ihre handelspolitische Selbständigkeit nehmen und ihnen einen Teil der Kosten der auswärtigen Politik auflegen; die Kolonien sollen so mit dem Mutterlande zu einem wirklichen Reiche vereinigt werden, das ein einziges Wirtschafts- und Handelsgebiet ohne innere Schranken bilden und dem Auslande gegenüber mit etwaigen Schutz- oder Kampfzöllen oder bei Abschließung

*) Eine Unterabteilung dieser Klasse bilden die westindischen Kolonien, die zwar unter dem englischen Ministerium für die Kolonien stehen, aber gewählte Vertreter haben, an deren Mitwirkung das Ministerium gebunden ist. Früher erfreuten auch sie sich der Selbstverwaltung, sie konnte ihnen aber nicht gelassen werden, als nach Aufhebung der Sklaverei dem englischen Pflanzer der Neger als „freier Staatsbürger" zur Seite trat.

von Handelsverträgen als geschlossenes Ganzes gegenübertreten würde. Die darauf gerichteten Bestrebungen haben sich in der am 10. November 1884 gegründeten Imperial Federation League verkörpert, und ein Teil der Mitglieder dieser Liga hat sich außerdem noch drei Jahre später zur Förderung des oben bezeichneten handelspolitischen Zieles als United Empire Trade League organisirt. Gelänge der Plan, so könnte das englische Volk, auf eine breitere, wenn auch durch Zerstückelung und Ungleichartigkeit unsichere Grundlage gestellt, möglicherweise noch eine weitere Periode äußern Glanzes erleben. Ist es aber, bei den schutzzöllnerischen Neigungen der Kolonien, dafür nicht schon zu spät? fragt Fuchs in der Einleitung. Der zweite Teil des Buches, der die Handelspolitik der Kolonien darstellt, soll diese Frage beantworten, aber die Antwort beschränkt sich darauf, daß vorläufig noch niemand voraussehen könne, welchen Erfolg die Bestrebungen der beiden Vereine haben werden. Und wäre der Glanz aufrecht zu erhalten, daß dieser Glanz noch keine Volkswohlfahrt ist, das wird auch in England selbst nicht mehr geleugnet. „Die heutige Menschheit blickt weiter hinaus als die alte Freihandelsschule; man glaubt es heute nicht mehr, daß eine durch Konkurrenz gesteigerte Warenerzeugung, bei der ein Teil der Arbeiter ein nicht mehr lebenswertes Leben zu führen gezwungen ist, der Endzweck des Daseins sei. Mehr und mehr bricht sich die Überzeugung Bahn, daß nicht die Aufhäufung von Reichtum, sondern die Wohlfahrt aller das Ziel sei, wonach ein Volk zu streben habe.“ Der das vor zwei Jahren gesagt hat, war Sir A. Rollit, der Vorsitzende des Ausschusses der Londoner Handelskammer. So wäre also der Vertreter der Handelskammer der englischen Weltstadt auf dem Standpunkte angelangt, den die Christlichsozialen und den auch die Grenzboten einnehmen. Wie viel Jahrzehnte werden unsre deutschen Handelskammerpräsidenten noch brauchen, um nachzuhinken?

Die Frage, ob es nicht zu spät sei, wirft Fuchs am Schluß noch einmal auf mit Beziehung auf schutzzöllnerische Bestrebungen, die auch nach seiner Ansicht geeignet sein sollen, dem englischen Volke seine natürliche Grundlage zurückzugeben und seinen Ackerbau wiederherzustellen. Wir unsrerseits glauben, daß dieses Ziel, wenn überhaupt noch erreichbar, nicht auf dem Wege der Handelspolitik, sondern nur auf dem einer Bodenbesitzreform zu erreichen wäre, womit wir aber nicht etwa die von Henry George vorgeschlagne, sondern nur die Zerstücklung der englischen Latifundien meinen.

Seitdem Fuchs sein Buch vollendet hat, haben die Anzeichen des Rückganges nicht allein angehalten, sondern sich noch verstärkt. Während unmittelbar nach dem Baringkrach, bemerkt der Börsenkorrespondent der Saturday Review in der Nummer vom 2. September, zunächst nur der Auslandshandel anfing stetig zurückzugehen, zeigt jetzt auch der Inlandshandel eine auffällige Abnahme. Dazu sei der Einnahmeausfall der Eisenbahnen so auffällig, daß

er aus dem Kohlengräberstreik allein nicht erklärt werden könne. (Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Saturday Review, als ein hocharistokratisches Blatt, auf die Ausständischen sehr schlecht zu sprechen ist und die Wirkungen der Streiks im allgemeinen so schwarz wie möglich malt.) Es sei also nicht daran zu zweifeln, das die Kaufkraft des Volkes abnehme.

Ob unter diesen Umständen die Brandfackeln und Brandreden der englischen Arbeiter als die Vorboten der hereinbrechenden Nacht oder als die Morgenröte eines neuen Tages anzusehen seien, vermöchte nur ein Seher zu sagen. Soviel aber steht vorläufig fest, daß in England beide Richtungen des optimistischen Manchestertums bankrott gemacht haben. Die ältere, indem nicht allein die geträumte Interessenharmonie zwischen England und den übrigen Staaten, sondern auch die zwischen Kapital und Arbeit längst in die Brüche gegangen ist; die neuere, die in Deutschland von Brentano und seiner Schule vertreten wird,*) indem sich die englischen Gewerkvereine mit unzweideutiger Entschiedenheit dem Sozialismus zuwenden. Auf dem Gewerkvereinskongreß zu Belfast wurde beschlossen, einen Fonds zu gründen zur Unterstützung von Arbeiterkandidaten. Hierzu wurde noch ein Zusatz des Abgeordneten Macdonald angenommen, wonach sich die Arbeiterkandidaten verpflichten sollen, den Grundsatz zu vertreten, daß das Gemeineigentum eingeführt und die Produktion wie die Einkommenverteilung unter öffentliche Aufsicht gestellt werden müsse (to support the principle of collective ownership and control of all the means of production and distribution, and the Labour programme, as agreed upon from time to time by the Congress). Vor zehn Jahren, bemerkt dazu der Vorwärts, wäre ein solcher Antrag ganz unmöglich gewesen; vor drei Jahren wurde er zum erstenmal eingebracht und erhielt 55 von 363, diesmal aber 137 von 380 Stimmen; 97 stimmten dagegen, die übrigen fehlten bei der Abstimmung, doch wird behauptet, daß sie mit der Mehrheit einverstanden seien. Mit dem „sozialen Frieden," den Schulze-Gävernitz und seine Freunde preisen, ist es schon lange nichts mehr. Die Saturday Review schildert die Kohlengräber, neben den Maschinenbauern und den Spinnern die Säulen der gepriesenen englischen Arbeiteraristokratie, als eine Rotte von Mordbrennern, Straßenräubern und unverschämten Bettlern und die Gewerkvereine im allgemeinen als Verschwörerbanden, deren wahnwitzigem und verbrecherischem Treiben ein Ende gemacht werden müsse. Sollten die sozialistischen Bestrebungen erfolglos verlaufen, so wäre damit der Sieg der Pessimisten unter den Manchesterleuten, der Malthusianer, besiegelt, die das Arbeiterelend für unabwendbar und für eine Bedingung des Kulturfortschritts halten.

*) Sie hat bekanntlich die „klassische Ökonomie" in einem wesentlichen Punkte berichtigt: das freie Spiel der Kräfte führe allerdings zum Heil, nur müsse es wirklich frei sein, müsse namentlich der Arbeitskontrakt frei sein, und dazu gehöre, daß dem Kapital nicht der einzelne machtlose Arbeiter, sondern eine Organisation mächtiger Gewerkvereine gegenüberstehe.

Freilich wäre Besserung noch auf einem andern als dem sozialistischen Wege denkbar: wenn nämlich England darauf verzichtete, der workshop der Welt zu sein, und durch eine nicht kommunistische Bodenbesitzreform seinen Bauernstand wiederherstellte. Auch Irland, dessen Bevölkerung von 8 196 597 im Jahre 1841 auf 4 706 162 im Jahre 1891 zurückgegangen ist, böte für ein derartiges Unternehmen noch viel Raum. Auf dem Gewerkvereinskongreß hatte der Vorsitzende, Monro, u. a. gegen die Behandlung der Arbeit als einer Ware und gegen die Anwendung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage darauf protestirt. Darüber spottete die Saturday Review vom 9. September: „O male sancta simplicitas! Als ob es sich um ein Gesetz handelte, das vom Parlament oder vom Kirchspiel erlassen worden wäre und nach Belieben außer Kraft gesetzt werden könnte! Ebenso gut könnte Mr. Monro sagen, auf einen Mann, der eine Botschaft des Heiles bringt und dabei in einen Abgrund taumelt, dürfe das Fallgesetz nicht angewendet werden.“ Aber der Mann braucht ja bloß den Abgrund zu umgehen oder eine Brücke zu benutzen, so thut ihm die Schwerkraft nichts. Naturgesetze kann der Mensch freilich nicht ändern, aber er kann Bedingungen herstellen, unter denen sie keine Anwendung auf ihn finden. Wo immer es „freie,“ d. h. besitz- und herrenlose Lohnarbeiter giebt, da unterliegt die Verwendung ihrer Kräfte dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, und keine noch so christliche Gesinnung kann es ändern, wenn sie auch vielleicht in einzelnen Fällen die Härten dieses Zustandes zu mildern vermag. Aber verwandelt den Lohnarbeiter in einen kleinen Grundbesitzer, und er braucht seine Arbeitskraft nicht mehr feilzubieten; das Gesetz ist nicht mehr für ihn da! Zwischen der Scylla des Volkselends und der Charybdis der Revolution hindurch giebt es nur einen Weg: die Vermehrung des kleinen Grundeigentums. Freie Lohnarbeit werden die modernen Kulturstaaten niemals ganz entbehren können; aber soll sie weder die Menschen elend machen, noch Gefahren für Staat und Gesellschaft erzeugen, so muß die Zahl der Lohnarbeiter kleiner bleiben, als die der kleinen Grundbesitzer.*)

Das führt uns noch einmal auf Fuchs zurück. In einer Schlußbetrachtung meint er, die kontinentale Schutzzollpolitik habe ihr Ziel, Englands industrielle Hegemonie zu stürzen, erreicht und so sich selbst überflüssig gemacht; die Staaten könnten nun ohne Gefahr zum gemäßigten Freihandel der sechziger Jahre zurückkehren. Dieses Zeitbedürfnis erkannt und den Anfang zur Reform gemacht zu haben, sei das Verdienst Deutschlands. Zunächst gelte es, die Ausführung jener Pläne eines britischen Reichszollverbandes mit Differenzial-

*) In der vorletzten Septemberwoche war Engels in Berlin. Auf dem Feste, das ihm zu Ehren gegeben wurde, sprach er seine hohe Befriedigung aus über den Gang der Dinge in Deutschland. Insbesondre hat es ihm gefallen, daß zwischen dem Rhein und Berlin kaum noch ein Ort gefunden werde, wo nicht ein Fabrikschlot rauchte; denn, meinte er, jeder Fabrikant macht Proletarier, und wer Proletarier macht, der macht Sozialdemokraten.

zöllen gegen die fremden Länder, die natürlich für diese ein großes Unglück sein würden, zu hindern, zu diesem Zweck u. a. auch die Handelsbeziehungen zu den englischen Kolonien eifrig zu pflegen und damit große Interessen in diesen selbst gegen jene Pläne zu schaffen. „Auf dem Gebiete der Kolonialpolitik aber wird Deutschland hoffentlich auch noch einmal in die Lage kommen, für einen großen deutschen Kolonialbesitz aus Englands Politik die richtigen Lehren zu ziehen." Die wichtigste dieser Lehren würde nach unsrer Meinung die sein, daß sich Deutschland davor hüten müsse, die Existenz seines Volkes auf eine überseeische Grundlage zu stellen, nnd daß, wenn sein Volkswachstum die Verbreiterung der Grundlage zur unabweisbaren Notwendigkeit macht, das hierfür erforderliche Kolonialgebiet auf unserm Festlande zu suchen sei. Daß wir das Heil nicht auf den Wegen Englands, nicht in der Verwandlung Deutschlands in einen Industrie- und Handelsstaat zu suchen haben, scheint auch Fuchs zu meinen, denn der Schlußsatz seines Buches lautet: „Weiter aber wird man aus der Betrachtung der englischen Handelspolitik in dieser Periode vielleicht auch lernen, daß den Fragen der Handelspolitik allein überhaupt nicht die große Bedeutung mehr innewohnt, wie man gewöhnlich annimmt, und daß sie heute gegenüber den großen Problemen der nationalen Organisation der Produktion und der Arbeit verhältnismäßig in den Hintergrund treten."

Zur Erinnerung an Wilhelm Stier

Von H. A. Lier

Der Berliner Kunst unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. hat, wie jedermann weiß, Karl Friedrich Schinkel das Gepräge seines Geistes und Willens aufgedrückt. Doch war sein Einfluß, der sich noch lange Jahre nach seinem Tode mächtig erwies, schon bei seinen Lebzeiten nicht unbestritten. Schon die Zeitgenossen tadelten an seinen Schöpfungen, daß sie zu kalt und gemessen seien, und vermißten an ihnen die Berücksichtigung des malerischen Elements. Offen freilich wagte sich der Widerspruch gegen den gestrengen Meister nicht leicht hervor, aber es darf doch nicht übersehen werden, daß die romantische Richtung auch in Berlin neben Schinkels antikisirenden Bestrebungen eifrige Anhänger hatte, und daß sie sogar an der unter seiner Leitung stehenden Bauschule vertreten war.

Der eigentliche Führer der romantischen Kunstanschauung in Berlin war Wilhelm Stier, ein Mann, der in der Regel in unsern Kunsthandbüchern kaum oder gar nicht erwähnt wird, der aber doch auf seine Schüler einen weitreichenden Einfluß ausgeübt hat, der im wesentlichen auf seine eigentümliche, genial angelegte Persönlichkeit zurückzuführen sein dürfte. Stier war, wie Lübke in seinen Lebenserinnerungen (Berlin, 1891) bemerkt, „eine jener phantasievoll angelegten Naturen, die mehr durch geniale Entwürfe als durch praktische Ausführung hervorragen. Auf dem Katheder wußte er die Zuhörer durch die sprühend geistvolle Art, wie er die kunstgeschichtlichen Denkmäler erklärte und aus den Zeitströmungen dem modernen Verständnis näher zu bringen suchte, zu fesseln. In ihm lebte noch der ganze Feuereifer einer hochidealen Zeit, welche die Flamme der Vesta zu pflegen und dem modernen Leben einen romantischen Hauch großer Vorzeit mitzuteilen bestrebt war."

Wer sich von der eigentümlichen Persönlichkeit Stiers, die uns heute in vieler Hinsicht befremdlich erscheint, für ihre Zeit aber typisch genannt werden darf, eine Vorstellung machen will, der greift am besten zu den von ihm hinterlassenen Schriften, die W. Lübke im Jahre 1857 unter dem Titel: Hesperische Blätter (Berlin, Ernst & Korn) herausgegeben hat. Diese Sammlung zerfällt in zwei Teile. Der eine, umfassendere Teil enthält italienische Künstlernovellen, für die Stier meistens die Briefform angewendet hat. Sie legen ein beredtes Zeugnis ab von der schwärmerischen Begeisterung des Verfassers für die Meisterwerke der italienischen Malerei und zeigen, wie vertraut er sich mit dem Geistesleben der Zeiten Raphaels und Tizians gemacht hatte. Da sie aber ziemlich breit angelegt und unnötig wortreich geschrieben sind, wird sich der Leser jedenfalls lieber in den andern Teil der Sammlung vertiefen, in dem Stier eine Anzahl lebensvoller Bilder und Szenen aus dem italienischen Leben entwirft und von seinen Beziehungen zu den deutschen Künstlern erzählt, die in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts in Rom ihre Studien gemacht haben. Der fesselndste Abschnitt des Ganzen dürfte die Schilderung der Fußwanderung sein, die Stier im Jahre 1822 von Paris aus über Lyon, Marseille, die Riviera entlang bis Rom unternommen hat. Er hat sie unter dem Titel „Die Pilgerfahrt" erzählt und damit ein lesenswertes Seitenstück zu Seumes „Spaziergang nach Syrakus" geschaffen.

Der Aufenthalt Stiers in Italien dauerte fünf Jahre und diente ihm dazu, eine Fülle von künstlerischen Anschauungen in sich aufzunehmen, die später seinen Vorträgen zu gute kamen, die er aber trotz seines Vorhabens niemals systematisch verarbeitet und in wissenschaftlicher Form veröffentlicht hat. Doch wissen wir, daß er sich an den grundlegenden Arbeiten Bunsens, Platners, Hittorfs und Zanths — mit den beiden letzten besuchte er Sizilien — beteiligt hat.

Wie viele deutsche Künstler, die ihre Jugendjahre in Italien verlebt

hatten, konnte sich Stier, als er im Jahre 1828 nach Berlin zurückgekehrt war und eine Anstellung als Lehrer an der Bauakademie erhalten hatte, anfangs nur schwer in die engen Verhältnisse der Heimat finden. Im Laufe der Jahre fesselten ihn jedoch seine Berufspflichten mehr und mehr, und die Erkenntnis von der Schönheit und Bedeutung der heimischen Baudenkmäler wurde für ihn ein ähnliches Heilmittel gegen die krankhafte Sehnsucht nach Italien, wie für Ludwig Richter die Entdeckung der landschaftlichen Reize des Elbthals und des böhmischen Mittelgebirges. Er fand an den Backsteinbauten Norddeutschlands das, was er in der antiken Baukunst vermißte, den Ausdruck deutscher Empfindung und die Berücksichtigung unsrer heimatlichen Bedürfnisse, und legte seitdem bei seiner Würdigung eines Kunstwerkes immer mehr Nachdruck auf die Ermittlung der geschichtlichen Bedingungen, unter denen sie entstanden waren.

Infolge dieses umfassenden Studiums aller Baustile und Kunstweisen wurde er aber in seinen eignen, überaus zahlreichen Entwürfen zum Eklektiker Als solcher tritt er uns gleich in seinem großartigen Projekt für einen protestantischen Dom entgegen. Einer Anregung Busens folgend, hatte er schon in Rom im Jahre 1827 einen idealen Entwurf angefertigt, der Schinkel zu Gesicht kam, und der der Grund für seine Berufung nach Berlin wurde. Stier wollte diesen Dom zu einem deutschen Nationalheiligtum machen und ihn in Bezug auf Form, Größe und Material so gestalten, daß er zugleich als ein Gotteshaus und als ein Ehrentempel der Nation und ihrer Fürsten erscheinen sollte. Als Grundform dachte er sich einen durch Abschneidung der Kreissegmente in ein Achteck verwandelten Kreis, der durch einen gewaltigen Kuppelbau überdacht werden sollte. Diese Idee hatte er in mehreren Projekten verschieden ausgearbeitet. Dem einen Projekt hatte er gotische, dem andern romanische Formen gegeben, in einem dritten sogar eine Kuppel nach dem Muster der bei russischen Kirchen üblichen Zwiebelgestalt angebracht. Als im September 1842 in Leipzig die erste Versammlung deutscher Architekten tagte, legte ihr Stier diese Entwürfe vor und hatte die Genugthuung, daß die Fachgenossen allgemein die Großartigkeit der Gedanken und die außerordentliche Sorgfalt der Ausführung der Entwürfe anerkannten.*) Aber es ging diesen Vorarbeiten Stiers eben so, wie vielen andern, die in der Domsache gemacht worden waren, sie blieben unbenutzt, und erst in neuester Zeit ist in dem vor kurzem veröffentlichten Werk über den „Kirchenbau des Protestantismus“ wieder von ihnen die Rede gewesen.

Die eklektische Richtung Stiers erklärt es auch, daß er sich bereit finden ließ, auf den sonderbaren Gedanken König Maximilians III. von Baiern in Bezug auf die Erfindung eines neuen Baustils einzugehen. Stier war es,

*) Vergl. das Kunstblatt von 1842, S. 346 bis 350.

der den vom König im Jahre 1851 ausgesetzten Preis für ein Athenäum in München davontrug. Doch blieb auch dieser Entwurf wegen seiner Kostspieligkeit unausgeführt und mußte einem der unglücklichsten Pläne weichen, die je ein Baumeister ersonnen hat.

Trotz dieser äußerlichen Mißerfolge sollte die Kunstgeschichte Stiers Namen nicht verschweigen, weil die Anregungen, die von seiner originellen Persönlichkeit ausgingen, bei seinen zahlreichen Schülern Früchte getragen haben. Es lohnt sich daher wohl, ein umfassendes Bekenntnis über sein Streben und seine Kunstanschauung aus dem Dunkel der Vergessenheit ans Tageslicht zu ziehen: ein längeres Schreiben Stiers an den Maler Julius Schnorr von Carolsfeld, das uns von dem Besitzer des handschriftlichen Nachlasses dieses Malers, von dem Oberbibliothekar Herrn Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld in Dresden, gütigst zur Verfügung gestellt worden ist. Schnorr gehörte in Rom zu den vertrautesten Freunden Stiers. Ihm widmete Stier am 11. März 1827 bei der Feier, die Schnorr bei Gelegenheit der Vollendung seiner Rolandfresken veranstaltete, einen poetischen Glückwunsch, worin er in gehaltvollen Versen der Kunst seines Freundes, seinem Mäcen, König Ludwig I. von Baiern, und seiner künftigen Geliebten drei Becher widmete. Auch dieses Gedicht, von Schnorr in einem Briefe an seinen Vater vom 27. Mai 1827 erwähnt,*) hat sich unter den Papieren Schnorrs erhalten und verdient gelegentlich einmal veröffentlicht zu werden. Hier begnügen wir uns, das erwähnte Schreiben, dessen Veranlassung sich gleich aus seinem Anfang ergiebt, bekannt zu machen; es ist in jeder Hinsicht das wichtigste unter den in Schnorrs Nachlaß befindlichen Schriftstücken aus Stiers Feder. Auch von ihm gilt, und zwar in ganz besonderm Maße, was Lübke in dem Vorwort zu den „Hesperischen Blättern" über Stier sagt: „Er trägt die Richtung und Stimmung einer Zeit, die bereits abgeschlossen hinter uns liegt. Ist darin die stillschweigende Aufforderung ausgesprochen, ihn als Kind, als nachgebornen Spätling eben jener Zeit aufzufassen, so wird andrerseits die Ursprünglichkeit, Frische und Lebensfülle, die darin sprudelt, als ein Ausfluß von Stiers eigenstem Wesen zu betrachten sein, und man wird ihn in künstlerischen Kreisen als anziehende Offenbarung eines für die Schönheit in edler Glut begeisterten Künstlergemütes willkommen heißen."

Berlin d. 30. Aug. [18]32.

Mein edler Schnorr!

Ich sende Deiner Liebe diese Zeilen durch den Maler Xeller,**) meinen Freund. Ihr werdet Beide Freude haben in gegenseitiger Bekanntschaft. Er hat mit gestanden im Phalanx unserer neu teutschen Kunst. Von ihm wirst Du gründlich erfahren können, was Dir von dem Nordteuschen Treiben zu wissen begehrlich sein

*) Briefe aus Italien von Julius Schnorr von Carolsfeld. Gotha, 1886. S. 326.

**) Johann Xeller (1784—1872), Maler aus Heidelberg, einer von Cornelius Freunden, studierte in Rom.

sollte. — Wiewohl nach Jahren, begrüß ich Dich liebe Seele mit den herzlichsten Empfindungen und wünsche mir ein warmes Plätzchen in Deinem Andenken. Die Zeilen, welche ich durch Chateauneuf*) von Dir erhalten, sind mir ein gar liebes Geschenk gewesen, und Deine drei Niebelungenritter im Kunstblatt und hin und wieder mündliche Nachricht von Deinem Treiben warmer Sonnenschein in der Kamschadalen-Luft, die ich athme. Blühe denn freudig fort das Glück Deiner Seele und der hohen Flamme Deiner Kunst, weiter und weiter in Blüthe und Frucht, uns allen zu Freude und Ruhm!

Gedenkend der schönen Zeit unsrer Genossenschaft und der mir erwiesenen Liebe und Traulichkeit, hoffe ich Dir nicht unangenehm zu sein mit ein Paar Worten von meinem bisherigen Treiben und Leben. Zuerst von der Kunst. Dann von mir selber.

Meinem Ziele in der Kunst bin ich unverrückten Auges nachgeschritten, nicht achtend der Mühen des Weges und der herben Last der Bürde und der wenigen Erquickung von Außen her. Um manches Stadium darf ich mit Recht denken näher gekommen zu sein, seit unserer Trennung. Doch habe ich von dem Gold, was ich suche, zu hellen Schein in der Seele, als daß ich mir könnte genügen lassen an der Hand voll funkelnden Gesteine, die ich halte. Aber es zieht mich magnetisch weiter in die Schachten und das Wetterleuchten froher Hoffnung weht Morgenkühle an die heiße Stirne. — Die Forderungen meines Amtes, wiewohl sie mir viele Zeit zersplittern und zu den verlorenen Stunden werfen, haben auf der anderen Seite wesentlich beigetragen mich weiter zu fördern, — durch den Zwang keinen Tag ohne einen Strich zu lassen und durch das fortwährende Erkennen dessen, was der Lernende fordert, und wie es ihm dargethan werden muß. Dann bin ich mit dem Wege, den ich bisher eingeschlagen, zufrieden gewesen. Die allgemeine Wahrheit, die klare Erkenntniß der Geister, die uns fehlen und die wir suchen, hab ich am sichersten zu finden geglaubt zwischen den beiden Bestrebungen: die vorhandenen guten und großen Werke in ihrem wahren Sinn und Geist zu studiren und zu erkennen — und der Bemühung, selber zu erfinden, in einem Sinne, der sich überall bewußt zu bleiben sucht, und sich bemüht in den natürlichen Gränzen der jedesmaligen besondern Situation zu bleiben, neben dem Ziele dieser so vollkommen zu genügen, wie dies hohe Zeiten der Kunst für ihre Forderungen verstanden haben. — Aus diesen beiden Bestrebungen, welche für sich weiter rücken, unterdeß sie gegenseitig sich lichten und unterstützen, wird mein System der zeitigen Baukunst umgebildet und die beste Frucht aus jenen beiden Wegen (dem Studium der vorhandenen Werke und der Erfindung) darin niedergelegt. — Von den vorhandenen Werken werden ohne Ausnahme alle studirt, welche Zeiten und Völkern angehören, die ein mal Sonnenschein in ihrem Geiste gehabt haben. Ein eigentliches Studium dieser Werke ist von der Masse trotz alles Geschwätzes, Messens und Zeichnens, noch gar nicht angefangen. Und zwar deshalb unterblieben, weil sie den Organismus der Baukunst überhaupt nicht kennt, und nicht weiß, in welchen Abschnitten, von welchen Seiten und mit welchem Grade von Schärfe die Dinge betrachtet werden müssen, anderntheils in ihrem Barbarismus, ihrer Unheiligkeit und ihrem Hochmuthe glaubt darüber erhaben zu sein, und endlich die Mühe und Plage verabscheut die mit solcher Bestrebung verbunden ist. So liegt diesen Herren ein krauses unendlich breites Chaos vor den Augen, und weil sie zu vornehm und

*) Châteauneuf, ein Hamburger Architekt, war hervorragend beteiligt bei dem Wiederaufbau seiner durch den Brand zerstörten Vaterstadt.

träge sind, sich ums Einzelne und Kleinste zu kümmern, bleibt ihnen das Ganze ewiglich Nacht und Nebel. Der hohen antiken Welt habe ich viel Licht zu danken, sie hat die größte Fülle verschiedenartiger Situationen zur Vollendung (wenigstens größtentheils) durchgearbeitet und führt am leichtesten, einfachsten und tiefsten in den Geist dieser Kunst überhaupt. Sie wird für alle Zeiten Schule bleiben müssen. Nur muß sie anders angeschaut werden, als bisher geschehen; und ich für mein Theil muß bedauern, erst in der Ferne für sie Auge gewonnen zu haben. Dann bin ich unsrer vaterländischen Kunst mit dem fleißigsten Eifer nachgegangen. Es ist unglaublich, wie viel schöne Einzelheit aus ihr selbst in unsrem mageren Norden noch zerstreut liegt. Die Ferien pflege ich mit meinen Schülern zu künstlerischen Raubzügen anzuwenden, außerdem Einzelne auf Beute zu senden in ihre Heimatsgegenden. Auch ist es mir gelungen, unsern Direktor G. R. Beuth*) in das Interesse zu ziehen. Diesen Sommer ist einer meiner Schüler, den ich besonders für den ornamentalischen Theil gebildet, nach dem Rhein auf Raub gesendet, und dergleichen Expeditionen denke ich alljährlich zu Wege zu bringen. Schon sind wir reich an Schätzen, und wissen uns erfindend zu regen in der alten Welt und im nordischen und orientalischen Mittelalter, und haben außerdem volle Mappen mit Erfindungen von ganz besonderer Seele. An Erfindungen in Planen, Architekturen, und allen möglichen Einzelheiten ist im Kreise meiner Schüler so viel innerhalb drei Jahren zu Tage gekommen, daß damit ein Paar Folianten rühmlich zu füllen wären. Ich habe mir für die Erfindung eine gewisse Mechanik erdacht, nach welcher ich die Geister der Schüler auf jeden Punkt, der mir beliebt, zu spannen vermag, und in der ein Wenig Talent schon hinreicht, nützlich zu wirken; — nur bleib' ich dabei freilich selber die Seele und der Kern und verschenke mich mit jedem zurückgelegten Heller, die Einzelnen in Fluß und Feuer zu erhalten. Ich bin die Idee, während die Schüler die Mühe übernehmen, aufzuzeichnen und kreuz und quer zu versuchen, wozu mir nicht Zeit gegeben ist. — Mein ganzes Bestreben hat hier tiefer Wurzel gefaßt, als es bei der Liebloſigkeit, Armut und dem Egoismus hiesiger Natur den Anschein hat. Von meiner Seite werden zwei litterarische Unternehmungen mit Eifer betrieben; das eine schildert den Geist großer Kunstbezirke, das anderer ist ein System der Baukunst überhaupt. Von dem ersten werden in kurzem die Anfänge ausgegeben werden unter dem Titel: Studien über die Baukunst der Alten. Das andere, denk' ich, soll mich einst unter Euch in die Geschichte einschreiben. Hier ist es nicht mit einem Büchelchen Phrasen und guten Meinungen abgethan, eines Fingers dick. Es wird mehr als Ein Foliante werden, mit kurzen Worten. Die Erscheinungen in der Baukunst sind so unendlich mannigfaltig, und jede einzelne hat eine klare Begründung und eine ausgebreitete historische Anschauung so nöthig, daß hier mit ein Paar plumpen Ansichten und pathetischen Phrasen gar nichts gethan ist. Auf's Ende will ich auch ein kleines Büchlein schreiben, aber ich weiß vorher, daß die zusammengedrängten Wahrheiten einem Anfänger um nichts verständlicher sein werden und um nichts nützlicher für den practischen Gebrauch, als ein Pindarisches Lob eines Rosses einem, der reiten lernen will, oder schöne platonische Phantasien einem Liebhaber, der einem Weibe eine Nacht zum Himmelreich machen soll. Nur Genies können in kurzen Worten mit einander reden; — die sind dann aber auch darnach. Unsrer nüchternen genielosen Zeit muß mans von allen Seiten fertig in den Hals werfen. Hübsch**) und Heugelin und unser guter Passavant mit seinen Grab-

*) Beuth, Oberfinanzrat, ist der Begründer des Berliner Gewerbeinstituts, der spätern Gewerbeakademie.

**) Stier meint vermutlich die Schrift von Heinrich Hübsch: In welchem Stile sollen

monumenten*) habens mit ihrer Schreiberei und ihrem Machwerk um kein Haar weiter gefördert und können nur denen etwas scheinen, die ihnen nicht in die Karten sehen. Sie sind weder Künstler in dieser Kunst, noch haben sie vom Geist der Baukunst überhaupt gesunde und gebildete Begriffe, noch erkennen sie irgend ein großes Bauwerk, in dem was es naturgemäß ist und sein will. Dieser Barbarenkram von Machwerk, viel roher als die ersten Anfänge der Kunst im 12. Jahrhundert, diese freche Verachtung und finsterste Blindheit gegen die edelsten Blüthen der Kunst sind nicht im mindesten gemacht, diese Kunst auf den Standpunkt zu stellen, der ihr im 19. Jahrhundert zukommt, und den sie einnehmen kann nach den Hülfsmitteln, die ihr die Mühen von ein paar Jahrtausenden darbiethen. Statt mit ihnen Parthei zu machen, müßte man sie angreifen, wenn dies Gemüth und Zeit zuließe, und wenn sichs überhaupt der Mühe verlohnte.

Von meinem Leben bemerke ich dir in der Kürze nur dieß. Die 3 ersten Jahre meines hiesigen Aufenthaltes habe ich in großer Einsamkeit zugebracht, nur beschäftigt mir für die Kunst Fundament zu legen und unter der Jugend einen Keim des Lebens einzupflanzen. Anfänglich noch leidend von der Glut die Italien in Seele und Marck gebrannt, und krankhaft aufgeregt im ganzen Wesen, voll Verlangen nach den besessenen Gütern und Wonnen — hab ich nichts weniger als eigentlich glückliche Tage gelebet. Später brachte glückliches Fortschreiten, und körperliches Wohlbefinden, und der Gedanke von Beruf und Pflicht größere Ruhe in mein Leben. Im Frühjahr 30 verband ich mich mit meiner Frau — nicht gerade in Rausch und Taumel — sondern ruhig erkennend, daß gerade ein solches Wesen nur an meiner Seite sein könne, wenn ich bei den Neigungen meiner Natur, im Bündniß mit einem Weibe, dem Ziele treu bleiben sollte, das ich mir als Weltbürger gesteckt habe. Es ist eine gebildete, durchaus noble Seele, die dadurch manches entbehrt, was Weiber anziehend macht, weil die sinnliche Seite in ihr nicht vorherrscht und sie sich mit mir lieber in einem alten Dichter ergeht, als von der Küche und Magd und der Mode schwatzt. Unsre Verbindung ist vielen ein Räthsel, welche Wissen wie meine Sinne bei den titanischen Naturen und Schönheiten aufthauen. Ich genieße mit ihr in der That ein reines Lebensglück — hinreichend bewandert in dem, was von Glück außer uns zu gewinnen ist. Ich würde mit ihr in der einsamsten Wüste nichts entbehren, was eine Natur von meinen Richtungen und Bestrebungen: Edelstes, durch Mittheilung und Mitempfindung angeregt zu sehen wünschen könnte. Nur in der Kunst giebt es eine Lücke, die mir allein der Künstler füllen kann, — und dann freilich sind die Freuden des Umganges um so reicher und schöner, je vielseitiger sie sein können. Wie sehr verlangt hier meine Seele nach Dir und dem Kreise der Trauten und Lieben, die Italien verbunden hat. — Vor dem Thore hab ich mit aus den Mitteln meiner Frau zur Hälfte (die sich jetzt etwa 6000 Rtr. belaufen und vielleicht einmal verdoppeln können) ein Häuschen gebaut, wo ich abgeschieden von der großen wirren Babel, meine Tage lebe unter freier Luft in Mitten von Bäumen und Wiese und Acker. Mein Auskommen ist von der Art, daß es gerade knapp zum Leben hinreicht. So denke ich noch einige Jahre in ruhiger Sammlung weiter zu weben. Dann gehts noch ein Mal auf Reisen durch Italien, Spanien, Frankreich, England, mein Werk weiter zu fördern. In allem aber befehl ich mich der Gnade Gottes, wohl wissend daß unser Vermögen klein ist ohne seinen Beistand.

---

wir bauen? Karlsruhe, 1828. Hübsch, seit 1827 in Karlsruhe, bekleidete dort später die Stelle eines Baudirektors.

*) Joh. Dav. Passavant, Entwürfe zu Grabdenkmalen. Frankfurt a. M., 1829.

Lebe denn wohl, mein Herzens lieber Freund! Sei mit Dir und den Deinen das beste Glück und der reichste Segen. Wirf nicht aus Deiner Seele dieß bleiche Gesicht, welches Wache steht in den Schauern der Nacht. Ich werde Euch treu bleiben durch mein ganzes Leben, denn meine Seele ist in Euch. Lebe denn wohl. Empfiehl mich zu Andenken und Neigung Cornelius, Heß, den Eberhards, Schwanthaler, Vogt,*) Rottmann, Gail**) und wer von lieben Freunden und guten Leuten meiner sich noch erinnern sollte. Ewiglich in Liebe und Verehrung

Dein treuer Freund W. Stier.

Diesem Briefe liegen auf besondern Zetteln folgende zwei Nachschriften bei:

1

(Im Herzen zu behalten)

Zufällig hat Schinkel seit der Zeit meines Hierseins wesentlich von seinem Principe: die antike Baukunst, mit Haut und Haar und dem größten Aufwande auf unsrem Boden lebendig zu machen, das er so lebhaft an dem Abende, der uns bei Bunsen vereinigte, vertheidigte: — wesentlich nachgelassen. Du wirst in seinen Heften vom Jahre 27 an, mit einer Folge von Kirchen einen ganz neuen Weg eingeschlagen finden, der im innern Kern zwar der Alte — ein ganz anderes Kleid anzuziehen sich bemüht. Er giebt zu, daß man bei dem Baustyl an dem Material halten müsse, welches das Lokal gewährt und an den Constructionen, die aus diesem Material erwachsen. Seine letzten Projecte gehen ganz auf den Ziegelstein ein und auf Eisen. Wenn ich nicht so gescheut geworden wäre, manchen tieferen Gesichtspunct in mir zu verschließen, würde ich dem Anscheine nach, manches, von dem, was ich einst als mein eigen hinstellen werde, ihm abgesehen haben. Wie wohl Du errathen wirst, daß ich gar manches zu verschlucken habe, worüber nur eine Heiligenseele im Confluxus der menschlichen Dinge hinweg ist, — muß ich am Ganzen immerhin Freude haben. Auch spricht er jetzt ziemlich milde von anderen großen Kunstgebiethen, und findet das Princip nicht gerade unbequem, von allen zu nutzen; — nur vergißt er hierbei den organischen Anschluß an die Eigenheiten des Ganzen. — Persönlich steh ich mit ihm auf ziemlich freundlichen Fuß, und in der nichts bedeutenden Masse pflegt er von mir gutes zu reden. Ich erkenne ihn als den geistreichsten unter allen Baumeistern, die jetzt leben und als den ausgebildetsten und fähigsten Künstlergeist unter ihnen. Er ist unter diesem flachen und ungeraten Pack immerhin ein Riese. Wäre mein Ziel nicht ein Höheres — als auf den hohlen Brettern unserer Zeit Figur zu machen, und wäre es nicht unmöglich gleichzeitig: einen gesammelten Geist zu halten, und den Kindereien und Nichtigkeiten der Zeit zu dienen: — so würde ich mir seine Weise, die Dinge anzugreifen und das Menschenpack zu behandeln und zu seinen Zwecken zu gewinnen, zum Ziel der Nachahmung setzen. Nur wenn die Politick so fein ist, daß man sie nicht ahndet, ist sie wirklich Politick. Als er das letzte Mal von München kam, war er nicht sehr gut auf Euch zu sprechen. Du hast vermuthlich mit ihm Debatten gehabt.

2

Noch mein lieber Schnorr bin ich schändlicher Weise mit 15 Scudi in Deiner Schuld. Daß Du diese erst jetzt durch Keller zurück erhälst, ist nicht ganz meine Schuld. Ich habe bald nach meiner Rückkunft das Geld eingezahlt, doch liegt es

*) Es ist wohl Karl Friedrich Voigt gemeint, ein ausgezeichneter Medailleur, der 1826 in Rom war. Seine Gattin, Therese, geborne Fioroni, war eine bekannte Miniaturmalerin.

**) Wilhelm Gail, Landschafts- und Architekturmaler, war gleichzeitig mit Stier in Rom.

lediglich an mir, daß es Dir nicht zugekommen. Habe deßhalb herzlichen Danck und sei milde in der Gesinnung gegen einen der allezeit durch den Unstern seines Geschickes ein schlechter Zahler gewesen. Sehr leid thut es mir, daß ich mit Vogts nicht näher zusammen gekommen bin. Der Teufel hat hier mit tausendfacher Beschäftigung, oft um die kleinsten Dinge dergestalt sein Spiel, daß man zu dem nicht kommt, was die Seele wünscht. Grüße sie herzlich von mir.

Auch ein Einbänder

Es war ein süßes klagendes Tönen, welches mit dem helltrüben Licht des Mondes sich (!) verschlang, daß der Ton zu einer müden Farbe wurde und das Licht in ein musikalisches Klingen sich (!) auflöste.

So steht zu lesen in einer Liebesgeschichte des Herrn Julius Hart, der er den Titel „Sehnsucht“ gegeben hat. Wenn der Verfasser der „Sprachdummheiten“ Lust und Zeit hätte, so könnte er auf wenigen Seiten noch viele Stellen finden, die den angeführten Worten an Überspannung des Ausdrucks und Gesuchtheit der Bilder um nichts nachstehen. Aber er wird sich wohl hüten, in dem leeren Zeug herumzukramen.

Der Name Julius Harts steht in der Reihe der Journalisten, die in Berlin den geistigen Bedarf des Volks herrichten, nicht unten an. Seit Gründung der Täglichen Rundschau war er in Sachen der Litteratur und Kunst ein thätiger Förderer dieser Zeitung. Besonders in der Bekämpfung des Klassizismus hat er Großes geleistet, er stand da unter den Rufern im Streit in vorderster Reihe. Wenn Friedrich Lange, der Herausgeber der Rundschau und Verfasser des gleich nach seiner Geburt selig entschlafnen „Lothar,“ der Lehrerschaft in der Schule auf den Dienst paßte und ihr den Staub aus der Jacke klopfte, so kritisirte Julius Hart die Erzeugnisse der Schulmeister, die sich in Gestalt von Dramen oder andern Dichtungen an die Öffentlichkeit wagten, und wehe ihnen, wenn sie in der von Lessing und andern überlieferten Form noch etwas Tüchtiges zu leisten vermeinten! Was wie Schillersche „Rhetorik“ aussah, verursachte ihm Kopfschmerz, ein Monolog nach dem alten Rezept Bauchgrimmen und Übelkeit, und wer gar seinem Dialog die Form des fünffüßigen Jambus gab, den hätte er am liebsten als öffentlichen Krankheitserreger denunzirt.

In dem Neste der Täglichen Rundschau oder wenigstens nicht weit davon ist auch das jüngste litterarische Küken, die „Moderne,“ aus dem Ei gekrochen,

und damit war einem längst gefühlten Bedürfnis abgeholfen. Man hatte endlich die Fahne, unter der man sich sammeln konnte, den Schlachtruf, mit dem man die noch immer schwer gewappneten Reihen der Gegner durchbrechen konnte. Mit Worten läßt sich bekanntlich trefflich streiten, und was sich einstellt, wo es an dem Besten fehlt, das weiß man auch. Julius Hart hat sich redlich bemüht, seinen Zeitgenossen das Wesen der Dichtkunst in größern und kleinern Abhandlungen klar zu machen, aber — die Redlichkeit war das beste dran. Was in diesen langatmigen Erörterungen unzweifelhaft verständlich ist, das hat nicht gerade den Vorzug der Neuheit, das andre aber liegt zu sehr in einem Wust von Worten, als daß man ihm mit dem Begreifen leicht beikommen könnte. Natürlich ist die „Moderne," wie sie in seinen Kritiken den leicht zu handhabenden Maßstab darbietet, das Fremde darnach zu bestimmen, auch die Quintessenz und das Endziel, worauf die meist weit hergeholte und weit hinauskramende Theorie ausgeht, aber alle Auseinandersetzungen Harts, die gewissermaßen das große Sammelbecken bilden, aus dem sich die für den Tag notwendige Beurteilung ergießt, haben nur den Schein der Tiefe. Es fehlt ihnen an Klarheit und Bestimmtheit.

Hier soll nur auf eines Beziehung genommen werden. Schon die einseitige Aufstellung der „Moderne" der „Antike" gegenüber zeigt eine Voreingenommenheit, die eine wirklich sachliche Auseinandersetzung unmöglich macht. Wiederholt kommt die Beweisführung auf den Punkt zurück, daß die Antike, als die vollendete Kunst des Schönen, nicht mehr übertroffen werden könne, und daß deshalb jedes Streben in der angegebnen Richtung ein aussichtsloses Bemühen sei. Sehr richtig. Aber erstens möge die Frage gestellt sein, ob denn überall durchaus übertroffen werden muß, und zweitens, ob der Satz bloß dem Klassizismus gegenüber gilt, oder ob er nicht auf alle Richtungen anwendbar ist, in die jemals die künstlerische Gestaltungskraft des Menschengeistes geraten ist. Alles ist schon einmal dagewesen, und wessen sich der Mensch einmal bemächtigt hat, das hat er auch so gut, wie die Griechen ihre Kunst, bis zu der Linie geführt, über die hinaus kein Weiterschreiten mehr möglich war. Da dieses aber dem menschlichen Ermessen gemäß Vollendung oder Vollkommenheit genannt wird, so wäre nach der Beweisführung Harts alles künstlerische Streben der Menschen zum Stillstand verurteilt, denn auf jeder Bahn, die es einschlüge, müßte es sich sagen, daß sie schon vor ihm einmal durcheilt worden sei. Ja noch schlimmer: wenn es sich wirklich so verhielte, wie er sagt, so dürften weder Hart, noch ich, noch irgend jemand seine Meinung zu Papier bringen. Denn wir müßten uns nicht bloß sagen, daß das, worüber wir unser Urteil abgeben, ja schon längst dagewesen sei, sondern auch fröhlichen Herzens eingestehen, daß auch das Urteil keineswegs neu, sondern schon vor undenklicher Zeit und wie vielmal schon ausgesprochen worden sei.

Wahrlich eine schlimme Geschichte, wenn wir schweigen sollten, weil schon Propheten und Seher, große und kleine, vor uns gewesen sind, auch gottbegnadete, von denen es heißt, daß sie uns aus dem Munde des Höchsten selbst das Wort vorweg genommen haben. In der That, wenn wir recht bedenken, von welcher Großen Lippen uns die Wahrheit gepredigt, das Licht auf unsre Wege geworfen worden ist, dann sollte unsre Herzen heilige Scheu erfüllen und uns ewiges Schweigen auferlegen. Denn es ist wahr, sterblicher Mensch, daß alles schon dagewesen ist vor dir, und daß es eine Vermessenheit von dir wäre, zu glauben, du könntest es besser sagen. Und doch — sollte Julius Hart eine Liebesgeschichte deshalb nicht erzählen dürfen, weil sie unzähligemale vor ihm und auch unübertrefflich in der Weise erzählt worden ist, die der seinigen gleichartig ist? Getrost — mir, der ich es im Augenblick nicht lassen kann, zu seiner Sache mein Urteil abzugeben, würde es am wenigsten zukommen, ihm die Berechtigung zum Erzählen abzusprechen. Mit Recht würde er, wie auch ich es thun könnte, auf die Allgewalt der Natur hinweisen, die ihn zwingt, das aus sich herauszugeben, was in ihm ist. Denn die Natur ist nicht bloß außer uns, sondern auch in uns, und wie sie alle Jahre den Frühling heraufführt, der bei seinem letzten Erscheinen nicht schöner war als bei seinem ersten, so erweckt sie in den Herzen der Menschen immer von neuem die Lust und den Drang, eine gesehene und erlebte Welt künstlerisch nachzuschaffen und damit in den Gemütern andrer einen Frühling wieder wachzurufen, der, wenn er auch keineswegs prächtiger ist als jeder vorausgegangne, doch deshalb nicht von geringerer Lebenskraft zu sein braucht. Kann also der Dichter, auch wenn er auf Pfaden wandelt, die tausendmal vorher betreten worden sind, und auf denen Werke der höchsten Vollendung geschaffen wurden, doch Dichtungen von unübertrefflicher Wirkung ins Leben rufen, so ist nicht einzusehen, wie das unter Hinwendung zur Antike nicht stattfinden könne. Möge hier Platz finden, was früher schon einmal gesagt worden ist, daß zwar der Anblick der griechischen Muse erstarrend wirken kann, daß es aber über den, der sich nicht beirren läßt und freien Geistes in ihr eigenstes Wesen vordringt, wie eine Erlösung kommt, die ihn über allen Zwang hinausträgt. Denn ihr eigentlichstes Wesen ist die Freiheit, die durch nichts von außen herantretendes, wohl aber durch das Vernunftgesetz gehalten wird. Aber dieses Gesetz hat nichts drückendes, einengendes, wie man gerne behaupten möchte, sondern es ist das mit der Natur übereinstimmende, sich von selbst ergebende Korrelat der Freiheit und bringt das Maß und die Harmonie in einen vielstimmigen Chor. Wer möchte nun wohl so thöricht sein, den Weg durch das Studium der Alten als den einzig richtigen zu bezeichnen? So gut das Nibelungenlied ohne Berührung mit der alten Welt entstanden ist, eben so gut kann auch jetzt noch die vortrefflichste nationale Dichtung geboren werden, ohne daß der Verfasser auch nur eine Ahnung von irgend welchen

Gesetzen der Antike hat. Aber etwas andres ist es, wenn Julius Hart und die mit ihm an demselben Strange ziehen, diese Nichtkenntnis als ein Postulat hinstellen, wenn sie behaupten, daß die Beschäftigung mit den Alten schädlichen Einfluß auf alles künstlerische Schaffen habe. Man mag das Übermaß des Klassizismus bekämpfen, aber hüte man sich davor, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Maßhalten ist überall ein vortreffliches Ding, man kann es auch an allen Ecken und Enden des Lebens lernen, aber zur künstlerischen Gestaltung nirgends besser als bei den Alten. Hätte doch Julius Hart nur dieses eine von ihnen gelernt, er könnte dann in allen andern Dingen so weit von ihnen abweichen, wie er wollte.

Aber nicht allein Mangel an Maß muß der neuesten Liebesgeschichte des Herrn Hart zum Vorwurf gemacht werden, sondern es ist noch etwas andres, was einem unbefangnen Leser sehr bedenklich erscheinen muß. Die überaus feindliche Stellung, in der er sich zu allem befindet, was irgendwie „antik“ aussieht, hat ihn in eine schlimme Lage gebracht. Da er sich sein Haus von dieser Seite verbaut hat, so ist sein Verfahren ungefähr wie das der Schildbürger, die bekanntlich in ihrem neuerbauten Stadthause die Fenster vergaßen und nachträglich das Licht mit dem Sacke hineintragen wollten. Sein Beginnen, Licht in den Räumen zu schaffen, die er baut, hat etwas furchtbar Gewaltsames. Es fällt nicht durch Fenster hinein, die auf freundliche Gärten und bewohnte Straßen hinausgehen, sondern durch finstre Boden- und Kellerluken, die es ihrerseits aus unheimlichen Höfen und aus schaurigen, nie betretnen Gängen erhalten. Andrerseits bekommt man da, wo die Strahlen heller einfallen, kaum irgendwo den Eindruck des Natürlichen, sich von selbst Gebenden, sondern steht meist unter dem peinlichen Zwange des Absichtlichen, Gesuchten. Das Unmittelbare ist das, was den Menschen mit fortreißt, in Harts „Sehnsucht“ sieht man sich Schritt für Schritt aufgehalten von irgend etwas auf irgend eine Weise vermitteltem, entlehntem. In seinen Abhandlungen spricht er häufig von dem Selbsterleben des Dichters, in seiner eignen Dichtung erlebt man nur des Erzählers Reflektiren. „Modern“ muß die Dichtung sein, es mag biegen oder brechen, diese Tendenz grinst einem aus jedem Satze entgegen. So modern und fin de siècle wie nur irgend etwas sein kann.

Wer hätte nicht Tolstois Kreuzersonate gelesen? Harts „Sehnsucht“ ist die dichterisch sein sollende Variante über dieses Thema. Mann und Weib sind zwar der Natur der Schöpfung nach auf einander angewiesen, aber die Erfüllung der Liebe im Fleische ist nach dem einen eine Sünde, nach dem andern die Vernichtung alles Idealismus. Nur die Sehnsucht soll bleiben, ein Zwitterzustand, worin der Realismus das beste, was er hat, die frische Zeugungskraft verliert und der Idealismus sich zu der schmählichsten Form aller Notwendigkeit gesellen muß. Daß dieses die endgiltige Meinung des

Dichters selber sei, wage ich zwar nicht zu behaupten, aber warum stellt er denn eine Figur wie die Lacryma auf, die, wenn sie keinen Halt in Harts eigner Überzeugung hat, ganz gewiß keinen in der außer ihm befindlichen Welt erlangen kann. Kann es überhaupt ein Menschenkind wie die Lacryma geben, so ist es gewiß eine solche Seltenheit, daß sie der Dichter höchstens zur Schattirung gebrauchen kann, will er sie aber als Typus der Weiblichkeit angesehen wissen, dann ist sie eine so grauenhafte Unwahrheit, wie sie nur jemals aus der Retorte eines „modernen" Menschenschöpfers hervorgegangen ist.

Lacryma ist kein Wesen von natürlichem Fleisch und Blut, sondern ein homunculus aus der Schmelzpfanne des Münchhausen bei Immermann, außerdem ein Medium. Was giebt es Moderneres als Hypnotismus und Spiritismus? Sie sind da, um wie vor hundert Jahren der Mesmerismus einer an Geist und Gemüt bankerotten Gesellschaft in ihrer Not wieder einmal auf die lahmen Beine zu helfen. Deshalb giebt es auch keine Ecke, keinen noch so verlassenen Winkel des gesellschaftlichen Treibens, worin die beiden nicht ihr Wesen hätten. Der „Mediumismus" ist überall, er will sogar wissenschaftlich werden, oder ist es vielmehr schon. Hochmodern! Wenn Du Prel und andre Größen der Wissenschaft die Sache ernsthaft nehmen, dann ist es die höchste Zeit, auch in der Litteratur vorzugehen. Wie kein Salon ohne Musikbegleitung, so sollte kein Roman ohne sein Medium sein. Weshalb auch nicht? Gewiß, der Dichter kann die Figuren, die er in sein Kunstwerk einstellen will, nehmen, woher er Lust hat, aber es sind doch noch einige Bemerkungen dazu zu machen. Wenn Julius Hart die Sache in objektiver, echt dichterischer Weise behandelt hätte, wenn er uns ein Medium von der betrügenden oder betrognen, von irgend einer ernsthaften oder komischen, von der hypersensitiven oder krankhaften Art vorführen, oder wenn er alle diese einzelnen und noch mehr Züge hätte zu einer Erscheinung zusammenziehen wollen, um uns damit einen Blick in das Leben der Gegenwart thun zu lassen, so würde gewiß niemand, der ein Urteil hat, an der Aufstellung eines solchen Bildes etwas auszusetzen haben. Aber so verfährt der Verfasser der „Sehnsucht" nicht, sondern er erscheint selber als in der Sache befangen, als von der Überzeugung irgend eines transcendenten Vermögens im Menschen durchdrungen. Deshalb kann auch das Medium in seiner Dichtung nicht eine Nebenfigur sein, sondern es muß die beherrschende Hauptstellung einnehmen, es giebt den Anlaß zu aller Handlung, wie es auch ihr Ende bestimmt. Der Leser ist nicht sehr weit in der Lektüre vorgedrungen, und er steht unter der Überzeugung, daß Hart irgend einer Leserwelt den Glauben beibringen will, es gebe in Wahrheit noch eine andre Lücke, als die von jeher überlieferte, durch die man den Kopf aus der Welt der Notwendigkeit in die der Freiheit hineinstecken könne.

Der Dichter Hart beherrscht nicht das Medium, sondern das Medium beherrscht ihn, und das kommt unzweifelhaft daher, daß er sich an eine Sache

gemacht hat, die er nicht bis auf ihren untersten Grund durchschaut hat. Daher kommt es denn auch, daß er nicht von seinem Gegenstande in ruhiger, klarer und verständlicher Weise erzählt, sondern sich von ihm fassen und in unglaublichen Wirbeln herumjagen läßt. Soeben ist von Handlung die Rede gewesen, aber man darf sich dadurch nicht etwa zu dem Glauben verleiten lassen, daß davon mehr als eine leise Spur in der Erzählung vorhanden sei. Man müßte denn Reflexion, verständig sein sollende Erörterung, ein Übermaß in der Schilderung, wüste Traumbilder und unverständliche Visionen für Handlung nehmen. Nachdem Lacryma und „er," ich meine nicht den Dichter, sondern den, an dem sie ihre Mediumskraft probiren soll, sich zuerst auf der Rosenthaler Straße in Berlin begegnet sind, sind sie bald durch einige Zwischenstationen — die eine ist eine religiöse Versammlung, in der ein amerikanischer Sektirer Vorträge hält, die andre ein geistreich sein sollender Journalistenzirkel — zu dem Punkte gelangt, wo Adam den Apfel pflücken darf. Wie man sich denken kann, ist er auch sehr bereit dazu, aber Lacryma sagt: „Nur das wirst du nicht von mir verlangen." Sie weigert sich, weil dann die öde graue Alltäglichkeit folgt, in der alles Leben erstorben ist, weil dann das Streben nach der Vollkommenheit aufhört. Und nun hebt jener grauenhafte Zustand an, den der Dichter — Sehnsucht nennt, und den er mit der Schilderung der widerwärtigsten Leibes- und der unglaublichsten Seelenzustände unter einer martervollen Verrenkung der Sprache in unser Verständnis einführen will. Vergebliches Bemühen! Denn was als natürlich Thatsächliches zu Grunde liegt, wissen wir und kann sich jeder nach Bedürfnis ausmalen, während seine eignen Zuthaten an Reflexion und Schilderung, an Phantasien und Halluzinationen die graue Lichtlosigkeit nur vermehren. Wenn nur irgend etwas Wirkliches in diese verlassene Welt hineinragte, an der sich nur das geringste Thun derer, die darin leben, emporranken könnte! Aber Thatsache ist nur das Gieren der beiden, bis es endlich nach Ausschweifungen, an deren Schilderung jeder Tropfen Tinte verloren ist, doch in die Erfüllung zusammenklappt.

Nun ist die Öde und Leere, die Alltäglichkeit da, vor der die empfindsame Seele Lacrymas ein so entsetzliches Grauen hatte. Aber warum hatte sie dieses Grauen? Wenn ihr der Dichter nur einen Tropfen thätigen Blutes in die Adern gegossen hätte, anstatt sie mit jener Medialität auszustatten, die ihr bloß den Aufenthalt zwischen Himmel und Erde erträglich macht, dann würde sie jetzt, nachdem sie in Wahrheit Weib geworden ist, den Beweis liefern, daß gerade die Alltäglichkeit, die gewohnheitsmäßige, geringfügige Arbeit, nur ab und zu vom Genuß, von der Freude und der Feiertagsstimmung unterbrochen, das eigentlich Wahre im Menschenleben ist. Wer von uns allen darf denn den Anspruch machen, immer in den Himmel sehen zu dürfen? Wenn die Richter von der Kriminaljustiz einen Fall unter den Händen haben, dessen Urheber noch nicht entdeckt ist, so stellen sie die Frage: cui bono? Fragen

wir auch hier, cui bono Julius Hart diese seine Liebesgeschichte verbrochen hat, sollte da nicht die Antwort einfach in folgendem zu finden sein? Leute, die es wissen können, behaupten, daß wieder einmal ein tiefes Sehnen nach Erlösung durch die Seele der Menschheit ziehe. Da, wo frisch und fröhlich gearbeitet wird, merkt man freilich wenig oder nichts davon. Wohl aber giebt es viele Menschen, denen im Wohlleben jede Lust und Fähigkeit zum Arbeiten verloren gegangen ist. Die Weiber wollen ihre Kinder nicht mehr selber ernähren, die Männer sie nicht mehr erziehen. Genuß ist die Losung. Aber wenn man nur ihn sucht, so ist man bald am Ende damit. Wenn dann innerhalb der Grenzen der Erde nichts mehr ist, was die tötende Langeweile zu bannen vermag, dann beginnt man jenseits zu suchen. Diesen Leuten, die den Himmel bald ebenso veröden würden, wie sie die Welt wüste legen, ist jeder willkommen, der ihnen auch nur die geringste Aussicht eröffnet, in den abgetöteten Nerven den Kitzel wieder beleben zu können. Ist hier nichts mehr, giebts vielleicht drüben etwas. Ich will nicht behaupten, daß Julius Hart für diese Menschen geschrieben habe, aber sein Publikum wird er unter ihnen und nur unter ihnen finden.

Die Münchner Ausstellungen

Von M. G. Zimmermann

2

(Schluß)

Die Pariser sind auch die einzigen ausländischen Künstler, die in größerer Zahl bei den Sezessionisten vertreten sind. Ihre Ausstellung ist reich genug, dem Besucher ein Gesamtbild von dem Schaffen der Pariser Sezession zu geben; eine große Anzahl ihrer besten Werke ist nach Schluß des Marsfeldsalons nach München gekommen. Für die Münchner Sezessionisten kann diese Pariser Ausstellung nur von Vorteil sein, denn sie zeigt, was ihnen noch fehlt: gediegnes Studium, einfache Größe, Geschmack und Poesie. Ausschreitungen kommen freilich auch bei den Parisern vor. Raffaellis Gemälde wollen wie Kohlenzeichnungen wirken, die mit Buntstift kolorirt sind, Henri Martin, dem monumentale Größe der Form und Tiefe der Auffassung zu Gebote stehen, malt, als wären die Farben auf rauhes Mauerwerk auf-

getragen, J. E. Blanche läßt seine beiden schwarzgekleideten Damen nebeneinander in gleichem Tempo durch ein Zimmer marschieren und gleichmäßig scharf zur Seite blicken, als wäre „Augen rechts!“ kommandirt. Einer der talentvollsten von allen ist Aman Jean, aber er bleibt selbst in seinen Bildnissen dekorativ, sie sind halb heraldisch gezeichnet, flächenhaft, unkörperlich, gespenstisch. Zorn ist in seinen kecken Farben und Strichen sehr sicher, aber er ist einer der wenigen Pariser, die den Zug zum Rohen haben, wie er sich bei den Münchner Sezessionisten findet; er hat ihn aus Deutschland nach Paris mitgebracht. Dagegen hat für seine entzückenden Interieurs Gotthard Kühl, der seit Jahren in Paris lebt, die ganze Grazie, die ganze poetische Empfindung in Form und Inhalt von seinen französischen Kollegen angenommen. Im allgemeinen sind die Pariser Sezessionisten maßvoll und auf schöne und angenehme Wirkung in ihren Bildern bedacht. Ein bedeutendes Kontingent zu den Pariser Künstlern stellen die in Paris lebenden Amerikaner; sie schließen sich ganz der französischen Kunstweise an, und ihre frische Kraft befähigt sie, sich in die erste Reihe zu stellen.

Der Akt, den die deutschen Künstler fast gar nicht pflegen, ist den Parisern unentbehrlich. Einer der hervorragendsten Aktmaler ist Albert Fourié, sein Hauptbild A travers bois. Aus dem Waldesdickicht bricht ein Zug von vier nackten Gestalten hervor; ein Knabe, der einen Esel führt, ein Knäbchen, das auf dem Esel reitet, eine junge Frau, die, das Kind haltend, danebenläuft, und ein Mädchen, das ihr zur Seite folgt. Die Sonnenstrahlen brechen durch das Blättergewirr, betupfen die üppigen Leiber und vergolden das blonde Haar des Kindes und des Mädchens. Aus den derben Gesichtern weht uns frische Landluft entgegen. Alles Überbildete und Krankhafte liegt weit hinter diesen Gestalten, aber fern ist auch jede Roheit. In einer reich spendenden Natur sind diese vollen Leiber erblüht, und sie tummeln sich in frischer, naturwüchsiger Ausgelassenheit. Malerische Bedeutung erhält das Bild durch den Wechsel von kalten und warmen Tönen. Herrlich sind die Aktstudien von Stewart, namentlich das Mädchen im Walde; auch hier wirkt der Kontrast zwischen den warmen Fleischtönen im goldnen Sonnenlicht und dem kalt blaugrünen Laub. Denselben Gegensatz behandelt Dubufe d. J.: der Körper einer von der Rückseite gesehenen Diana ist in warmes goldiges Licht getaucht, quer über ihren Rücken zieht sie einen hellblauen Schleier. Als dekoratives Gemälde bezeichnet Albert Aublet seine große Leinwand „Juli,“ drei nackte Frauen am Ufer eines Flusses mit einem gemalten Rahmen von rosavioletten Blüten. Die weiblichen Körper sind von großer Schönheit.

Alle guten Eigenschaften der Pariser finden sich im höchsten Grade vereinigt in dem Gemälde von Harrison, „Die Einsamkeit.“ Ein dunkelblaugrüner Teich mit einzelnen Wasserrosenblättern, ein Stück des bewaldeten Ufers, kein Himmel; ein hellblauer Kahn schwimmt mitten auf der Flut, ein nackter Knabe

steht darauf. Das ist ein Werk eines vollendeten Meisters, ein Gedicht in Farben.

Von den Landschaften, die in Paris die Mehrheit beider Ausstellungen ausmachten, sind nur wenige herübergekommen. Vielfach holen sich die Pariser Sezessionisten ihre Motive aus dem Süden ihres Landes wegen des gleichmäßigen klaren Sonnenlichtes, so Montenard. Poetische Empfindung ist immer in diesen Bildern. Zuweilen wird sie personifizirt: Lagarde läßt die Stimmen der Dämmerung als geisterhafte Gestalten über einem Teiche schweben.

Unter den Figurenbildern steht in erster Linie ein Bild von Dagnan-Bouveret: am Rande eines Waldes sind Hirten versammelt, von denen sich einer in die Mitte gestellt hat und Geige spielt. Die Köpfe tragen realistische Züge, aber sie sind mit flächenhafter Wirkung gemalt, und der dämmerige Vortrag ist geschickt benutzt, um eine poetische Stimmung hervorzurufen. Man glaubt die sanfte Melodie der Geige zu hören, man glaubt die Wirkung der Musik in den Seelen dieser einfachen Leute zu spüren.

Dem Bildnis thun die Pariser Sezessionisten ebenso wie die Münchner gern Gewalt an. Es handelt sich auch bei ihnen weniger um schlagende Wiedergabe der Persönlichkeit, als um irgend welche malerischen Reize. Aber sie bestreben sich doch, ihre Bildnisse angenehm zu machen. Äußerst pikant ist die schwarz gekleidete Dame vor einem roten Vorhang von Gervex; interessant sind die Beleuchtungseffekte auf den Damenbildnissen von John Alexander. Gustave Courtois und Carolus Duran halten sich mehr an die hergebrachte Weise.

Wir begeben uns nun wieder in den Glaspalast zurück und betreten die belgischen Säle, wo wir vielfache Anklänge an die französische Kunst finden; aber es sind nicht die einzigen, die sich bei den Belgiern bemerklich machen. Sie charakterisiren sich als ein Mischvolk dadurch, daß sie den verschiedensten Einflüssen zugänglich sind. Das Flache, Körperlose der Malerei, das Poetisch-Träumerische des Inhalts hat Khnopff in seinem Bilde I lock my door upon myself von den Franzosen angenommen: ein junges Mädchen mit verlornem Blick ihr feines Gesicht auf ihre zarten, durchgeistigten Hände stützend. Auch Richir blickt in seinen Bildnissen nach Paris: über die Schultern einer jungen Dame, bekleidet mit einem kostbaren pelzverbrämten Morgengewande, fluten die aufgelösten roten Haare, ihre Stellung und ihr Ausdruck sind affektirt und haschen nach Effekt, aber es ist eine weltmännisch elegante Mache in dem Bilde. Als eine provinzielle Geschmacklosigkeit, die in Paris nicht vorkommen könnte, ist die Malerei der sogenannten Vibristen zu betrachten, Anna Boch und Emile Claus. Sie betupfen die ganze Bildfläche mit vielen kleinen farbigen Flecken und meinen dadurch das Zittern der Luft darzustellen. Andre lehnen sich an ältere Meister an, Léon Frédéric an Botticelli; de Vriendt in seinen Historienbildern an altflandrische Teppiche — ein guter Gedanke, denn dadurch erhalten die gemalten Historien etwas von dem naiven Erzählungston einer alten

Chronik. Andre belgische Künstler holen sich Anregung bei ihren Nachbarn in Holland, besonders die Landschafter, unter ihnen Schampeleer, Carpentier, Massaux, H. Arden, sie haben den fetten, pastosen Vortrag der Holländer angenommen. Viktor Gilsoul und Courtois bedienen sich zwar ähnlicher Mittel, aber sie bewahren doch vermöge ihrer kräftigen Persönlichkeit mehr die eigne Nationalität und bringen in ihren Landschaften dramatische Wirkungen in Licht, Luft und Farben hervor, die die Holländer nicht erreichen. Einer der bedeutendsten belgischen Künstler ist der Blumenmaler Joors in Antwerpen. Er ist prächtig in der Farbe, ruhig, groß und geschlossen in der Komposition, und seine Blumen und Früchte sind von einer wahrhaft verblüffenden Naturfrische; Primeln von solcher Natürlichkeit wie die auf einem seiner diesjährigen Bilder sind wohl überhaupt noch nicht gemalt worden. Dieselben Elemente, die einen Rubens hervorgebracht haben, finden sich noch heute bei den belgischen Künstlern: Rubens ist bei einem fremden Volke, den Italienern, in die Schule gegangen und zeichnet sich durch freudige Pracht der Farbe und dramatische Wirkung aus.

Auch die holländischen Maler haben noch heute eine gewisse Verwandtschaft mit den Meistern des siebzehnten Jahrhunderts, ihre Säle fallen durch die Einheitlichkeit des Tons in allen Bildern auf. Viel trägt wohl dazu die feuchte Luft ihres Landes bei, die alle Farben dämpft. Ihre Farbenfreude offenbart sich nur in den Blumenstücken. Schönen roten Mohn hat Oldenelt gemalt, ein blühendes Tulpenfeld A. L. Koster, Blumen in gedämpften Farben Backhuysen. Die meisten Bilder aber stellen Landschaften dar, und diese haben es besonders darauf abgesehen, die Dunsterscheinungen der Luft zu schildern. Mesdag wendet sich in seinen berühmten See- und Strandbildern neuerdings vibristischen Effekten zu und zerstört dadurch die ruhige Haltung seiner Bilder. Geballte Wolken am Himmel stellt Bernhard Höppe dar, das klare Licht der Sturmluft und einen herbstlichen Himmel, der schwer über einer Heide liegt, Poggenbeck, peitschenden Regen A. v. d. Waaij, schwermütige Flußlandschaft Rudolph Haak, helles Licht unter Bäumen mit Sonnenflecken von packender Wirkung Marie Bilders van Bosse, einen Jahrmarkt am Abend mit dem zitternden Licht seiner Lampen über dem Gedränge der Marktbesucher Oldenelt, entlaubte Bäume eingehüllt in regenschwangere Luft Wysmuller. Aber auch den Frieden des Hauses schildern die holländischen Künstler wie ihre Vorfahren, das dämmerige Licht in dunstiger Stube, immer mit einem Genremotiv verbunden. Bei Dake wärmen sich herumziehende Musikanten am gastlichen Kamin, Willy Martens schildert die bangende Mutter am Bett ihres kranken Kindes, Koning läßt eine Magd im dunkeln Stall die Kühe tränken. Fast immer sind es arme Leute, die in den Bildern vorgeführt werden; selten andre, wie die junge Frau in Gesellschaftstoilette an der Wiege ihres Kindes von Gérard Müller. Die Malweise der jetzigen Holländer freilich ist lange

nicht so intim wie die ihrer Kollegen aus dem siebzehnten Jahrhundert, der breite, etwas derbe Vortrag sucht auf möglichst leichtem Wege eine Wirkung zu erzielen. Auch die lebendige Lustigkeit der alten Genrebilder findet sich nicht mehr; die Figuren bewegen sich kaum; es liegt etwas schwermütiges, trauriges über ihnen. Die Begabung für das Bildnis haben zwar die heutigen Maler ebenfalls von früher überkommen, aber auch die Bildnisse haben alle einen schwermütigen Zug, der von dem kecken Mut und der weltmännischen Sicherheit und Freiheit der großen Zeit bedeutend absticht. Beispiele dafür sind die Bildnisse von Thereſe Schwartze, das des Ministers des Auswärtigen van Tienhoven, der wie ein nachdenklicher Gelehrter aussieht, und das des Finanzministers Pierson, in dem man einen die Zeitung lesenden und den Stand seiner Geschäfte überlegenden Kaufmann vermuten könnte. Das Bildnis eines jungen Bauernmädchens von Bischop ist eines der wenigen Bilder mit reichen Farben.

Als Originalität wird die Sammelausstellung des Malayen Jan Toorop viel belacht. Schon den Europäern fehlt vielfach der sichere Geschmack, in Toorop aber haben sich die modernen Absonderlichkeiten bis zur Karrikatur gesteigert, umsomehr als er ein bedeutendes Talent ist. Seine Kunst ist ein Gemisch aus japanischen und europäischen Elementen, in bizarren Linien und Farbenspielen versucht er philosophische Gedanken auszudrücken, zu denen eine Gebrauchsanweisung an jedem Bilde befestigt ist, in andern Gemälden ist er Hypervibrist.

Die geschlossenste Wirkung haben mit ihrer Ausstellung die Briten erzielt. Sie sind so poetisch wie die Franzosen, doch noch vornehmer als diese; höchst selten ist bei ihnen ein Bild auf den Effekt gemalt. Die Gemälde kommen dem Beschauer nicht entgegen, sondern ziehen ihn zu sich hinan. Es sind fast ausschließlich Landschaften und Bildnisse. In der Landschaft ragt vor allem die Schule von Glasgow hervor. In ihren Bildern herrscht düstre, schwermütige Poesie wie in einem Lied aus dem schottischen Hochlande. Wie die Holländer, sind auch die Schotten Tonmaler, aber dieser Ton löst die Farbe nicht auf, sondern bricht nur ihre scharfe Wirkung. Rostbraun, Rot, Grün und Blau sind ihre Hauptfarben, kräftig, aber weich. Die Herbstlandschaft wird bevorzugt. Das tiefe Blau der entfernten Berge, das Rostbraun des welken Laubes herrscht in dem Bilde von Fulton: „Spätherbst an der Mündung des Clyde.“ An die Küste hoch im Norden mit dunkelbraunen Sümpfen und blaugrünen Wolken am Horizont führt uns Rattray. A. R. Brown schildert das Großartige der Natur, aber mildert es durch ein lyrisches Element. Bei Archibald Kay steht eine dunkel-blaugrüne Baumgruppe gegen den hell-blaugrünen Himmel, aber weiche Dünste umfließen die Bäume und vermitteln den Übergang. Es ist bezeichnend, daß unter der Hand dieser Künstler selbst die duftige und lustige Frühlingsblüte der Obstbäume schwer und ernst in der Farbe wird, wie bei Milne in Edinburgh.

Im Bildnis gelingen den britischen Künstlern am besten Frauen und Kinder. Überaus fein in seinem Silberton und elegant in der Zeichnung ist Greiffenhagens Bildnis seiner Frau, entzückend naiv, echt kindlich die Bildnisse kleiner Mädchen von Loudan. Wie ein Porträt aus der Zeit der deutschen Romantik mutet uns das Bildnis eines jungen Mädchens von Richmond an, es ist wenig modellirt, aber gerade dadurch wird der feine malerische Reiz des Kopfes künstlerisch herausgebracht. Doch auch das Männerbildnis ist den Engländern nicht unerreichbar. Durch scharfe Beobachtung der Persönlichkeit zeichnet sich das kleine Bildnis eines zeitunglesenden Herrn von Hamilton aus. Es ist fast gar keine Farbe in dem Gemälde, selbst die Fleischfarbe löst sich in dem zarten silbergrauen Ton; aber mit eminenter Sicherheit ist der Kopf gezeichnet, obwohl die Auffassung rein malerisch ist. Die englische Kunst ist die Kunst eines hochgebildeten Volkes, das den feinsten künstlerischen Reizen zugänglich ist, das in der Kunst etwas Vornehmes sieht und das Bedürfnis hat, sich durch sie über das Gewöhnliche hinausheben zu lassen, in ihr das Leben veredelt und verfeinert wiederzufinden.

Einen hohen Genuß bietet die Sonderausstellung von G. F. Watts in London. Dieser bedeutende Künstler ist eine Art von englischem Böcklin. Er hat sich hauptsächlich an Tintoretto geschult und ist doch durchaus eigenartig geblieben. Man könnte in seinen Bildern fast einen englischen Maler vermuten, der zur Zeit Tintorettos nach Italien gekommen wäre, der gelernt hätte, so groß und lodernd farbig zu empfinden wie die Venezianer und doch seine englische Persönlichkeit nicht verleugnete. Was infolge seiner Nationalität bei ihm blonder ist, nähert ihn Paolo Veronese. Solche venezianisch-farbenglühenden Bilder sind „Psyche“ und „Ararat,“ je eine kräftig braune männliche und eine zarte weibliche Gestalt in blühenden Büschen. Auf einem andern Bilde tritt dem knabenhaften Gott der Liebe eine hohe weibliche Gestalt, der Tod, entgegen und erzwingt sich mit übermächtiger Geberde den Eingang in ein Haus, den der Knabe vergebens verteidigt. Die weißgekleidete bleiche Todesgestalt und das blühende Kind sind herrliche Gegensätze, überaus großartig, die gebietende unwiderstehliche Bewegung des Todes. Dieselben großen Wirkungen erzielt Watts auch im Bildnis, sei es, daß er weich und malerisch ist wie in dem Kopfe Lilfords oder scharf zeichnend wie in dem Bildnis des Kardinals Manning, oder daß er durch Farbenstimmung wirkt wie in mehreren weiblichen Bildnissen.

Wenden wir uns von den nordischen Völkern zu den südländischen, den Spaniern und Italienern, so kommen wir aus dem Reiche des Tones, dem alle nordischen Völker mehr oder weniger huldigen, in das der Farbe. Die hauptsächlichsten spanischen Künstler leben in Rom, weil sie dort einen bessern Verkaufsmarkt haben als in ihrem Heimatlande. Wegen der bunten Trachten der Priester und der festlichen Kleidung des Volkes malen sie gern Pro-

zessionen. Poveda wählt dazu das Innere der mosaikbekleideten Markuskirche in Venedig, Mas y Fondevilla in Barcelona läßt eine Prozession aus einem mittelalterlichen Kirchenportal hervortreten, Salinas schildert einen Gottesdienst in der Unterkirche von Assisi. Garcia y Ramos in Sevilla wählt ein Motiv, wie es bei seinen Landsleuten selten ist: eine Prozession wird durch Sturm und Regen unterbrochen und kehrt wieder in die Kirche zurück; in das dunkle Innere fällt eine scharfe Beleuchtung von außen. In der Regel schildern die Maler das gleichmäßig helle Tageslicht. Eines der besten vielfarbigen Bilder ist das große Gemälde von Mariano Barbesan, ein Markt in Subiaco. Die Landschaft ist bei den Spaniern selten. Entweder geben sie buntblühende Gärten oder das dämmerig Träumerische eines Sees bei wolkenbedecktem Himmel, wie Sanchoz Barbudo in Rom in seinem „Trasimenischen See," einem außergewöhnlich stark auf den Ton hin gemalten Bilde.

Die in Rom lebenden Spanier haben auf die einheimische römische Schule entschieden Einfluß geübt. Aber was im Renaissancezeitalter die Italiener und Spanier unterschied, gilt noch heute. Die bunte Farbe der Italiener ist mehr auf Dur, die der Spanier mehr auf Moll gestimmt. Das bunteste italienische Bild ist von Tiratelli: ein Festtag in Ceccano. Heiter prächtig sind auch eine Rokokoszene und eine Prozession von Pio Joris. Das beste aber hat Simiradzki gebracht in seiner Versuchung des heiligen Hieronymus. Die Gestalten seiner Phantasie schweben verkörpert vor dem einsam betenden: tanzende nackte Weiber und berühmte heidnische Dichter und Gelehrte. Gefühl für Maß und Schönheit herrscht in Bewegung und Farbe, und das Bild ist vorgetragen mit dem lebhaften Temperament des Polen.

Die bedeutendsten Künstlerschulen hat Oberitalien. Bei den Venezianern sind die Farben weich und gedämpft durch die feuchte Luft der Lagunen. Sie lieben die Dämmerstunde, wie Milesi und Zanetti in ihren Kanalbildern. Die Mailänder Schule klingt vielfach an die venezianische an.

Hiermit beschließen wir unsern der Malerei gewidmeten Rundgang durch den Glaspalast. In den Ausstellungen keiner andern Stadt Europas bekommt man einen so vollständigen Überblick über die Kunst aller Nationen wie in München. Es ist ein hochinteressantes Stück zeitgenössischer Kultur, das da vor unsern Augen ausgebreitet ist. Paris tritt als die erste Kunststadt hervor. Wie ein voller Strom rauscht die Pariser Kunst daher, der angeborne Geschmack, die weltmännische Eleganz bilden die sichern Ufer, die selbst die wilde Überschwemmung zur Zeit einer künstlerischen Revolution nicht vollständig zu durchbrechen vermag, und in die die Kunst bald wieder zurückkehrt. Das Temperament, das die Kunst der Franzosen so interessant macht, fehlt den Briten; ihre Kunst zeigt geschlossene Ruhe, sie ist wie der glatte Spiegel eines Sees, in dem sich wohlhäbige Ansiedlungen eines gebildeten Volkes spiegeln. Die Wucht, mit der in München die Revolution eingesetzt hat, ist

wie der derbe Stoß eines urwüchsigen Bauern, der an der Kraftleistung seine Freude hat und zufrieden ist, sich ein neues, wenn auch noch rohes Haus gebaut zu haben. Die Bildungsarbeit bei ihm soll erst beginnen, aber der Deutsche ist im höchsten Maße der Bildung fähig, wie er in den Jahrtausenden seiner Geschichte bewiesen hat, und so freuen wir uns seines regen Mutes und sehen mit Hoffnung seiner weitern Arbeit entgegen. Die andern deutschen Kunstplätze stehen ebenso wie Belgien, Holland, Spanien und Italien in Bezug auf die fortschreitende Bewegung erst in zweiter Linie. Die künstlerische Entwicklung der Welt wird von Paris und München bestimmt; England übt von Zeit zu Zeit einen bestimmenden Einfluß.

Die Plastiker sind fast alle dem Glaspalast treu geblieben, nur wenige haben bei den Sezessionisten ausgestellt. Das liegt in der Natur der Sache, denn die Plastik als die gebundnere Kunst kann viel weniger leicht ihre Gesetze umstoßen, oder Experimente anstellen wie die beweglichere Malerei. Und während wir durch die Glaspalastausstellung über den jeweiligen Stand der Malerei in Europa vorzüglich unterrichtet werden, ist das in Bezug auf die Plastik in viel geringerm Grade der Fall. Das Schwergewicht der modernen Malerei liegt ausschließlich im Tafelbilde; die wenigen Künstler, die überhaupt Wandbilder ausführen, sind Nachzügler einer frühern Zeit. Auch in der Plastik ragt die Monumentalkunst nicht hervor, wie sie es sollte, denn der Zug zum Erhabnen, der unumgänglich dazu gehört, liegt nicht in unsrer Zeit. Dennoch spielt die Monumentalplastik, schon wegen der Zahl und Bedeutung der Aufträge, die ihr zu teil werden, eine große Rolle. Aber die Werke der Monumentalplastik entziehen sich wegen ihrer großen Maßverhältnisse den allgemeinen Ausstellungen, sie werden dem Publikum bei den Konkurrenzen in Modellen vorgeführt, und wenn das Werk oder sein naturgroßes Modell fertig ist, dann ladet wohl der Bildhauer das Publikum seiner Stadt in seine Werkstatt zur Besichtigung ein. Nur selten werden Entwürfe oder einzelne Teile von Denkmälern in den großen Ausstellungen vorgeführt. Meist finden sich darin nur Figuren oder Gruppen in Lebensgröße und Büsten oder Werke der Kleinplastik.

Die erste Bildhauerschule Europas ist die von Paris. Die französische Plastik ist in der Zeit der französischen Renaissance nicht über eine unerquickliche Verbindung von nüchtern-akademischen und barocken Elementen hinausgekommen. Die Architektur hat damals eine Blüte gehabt, in der die italienische Renaissance ins französische übersetzt wurde, die entsprechende Blüte der Plastik aber fehlte. Erst jetzt kommt sie nach. Wie die Florentiner Plastik des fünfzehnten Jahrhunderts der reinste und reichste Ausdruck des italienischen Geistes in plastischer Form ist, so sind die modernen Pariser Werke der reinste und reichste plastische Ausdruck des französischen Geistes. Es finden sich hier nicht wie bei der Malerei unter den bedeutendsten Namen viele Amerikaner, sondern die

großen Vertreter der Pariser Plastik sind alle Franzosen. Zu den schönsten Werken gehört der tote Abel, als Knabe aufgefaßt, von Carlès. Das Original steht im Luxemburgmuseum; im Glaspalast befindet sich ein Gipsabguß. Auf felsigem Boden liegt der tote Knabe da, die Mitte des Körpers etwas höher als die herabhängenden Beine und der hintenübergefallne Kopf. Alles, was die Schönheit eines Knabenkörpers ausmacht, das Geschmeidige, die feine Muskulatur, die die künftige Stärke des Mannes erst ahnen läßt, die Zartheit der Haut, alles hat der Künstler mit sicherm Auge gesehen und harmonisch vereinigt. Es ist eine Bescheidenheit in den plastischen Mitteln, eine Feinfühligkeit in der Erfassung des Wesentlichen, eine Poesie der Schönheit, die an die Antike erinnern. Von ganz anderm Geiste ist die bemalte Gipsstatuette von Ringel d'Illzach erfüllt, ein mit langem Rock bekleideter Ungar, der auf einem Saiteninstrument spielt. Die ganze Figur ist von Feuer und Temperament durchzuckt. Monumentale Ruhe und Größe enthält die Statuette des Laternenträgers von Fremiet, ein zu Pferde haltender Herold, der eine Lanze mit einer Laterne auf der Spitze trägt. Nach dieser kleinen Figur kann sich der Besucher vorstellen, mit welcher Monumentalität die französischen Plastiker ihre großen Reiterdenkmäler aufzufassen wissen. Wieder eine andre Probe der französischen Plastik ist die lebensgroße, einen Pfeil abschießende Diana von Falguière. In ihr steckt noch etwas vom Rokoko, dieser Periode, die das französische Wesen so gut wiederspiegelt. Man kann die Figur als pikant, elegant und kokett bezeichnen — alles aus dem Französischen stammende Wörter. Von wahrhaft klassischer Feinheit und Harmonie sind die Franzosen in ihren Plaketten, herrliche Proben dieser Kunst hat Chaplain ausgestellt.

Unter den deutschen Bildhauerschulen thut sich als die erste Berlin hervor. Das Phantasielose, Nüchterne, Verstandesmäßige des Berliners, das die Entwicklung einer in breiter, überquellender Fülle schaffenden Malerei unmöglich macht, bereitet der Plastik weniger Hindernisse, ja weist in gewissem Sinne darauf hin. Der scharfe, berechnende berlinische Geist ist geeignet zu plastischer Präzision der Form, zu allseitiger scharfer, runder Ausgestaltung mit bestimmten Umrißlinien, wie sie die Plastik verlangt. Ganze Figuren und Gruppen gelingen am wenigsten, da zu einer lebendigen Komposition schon zu viel Phantasie gehört; das beweist der lebensgroße nackte Knabe, der eine Ziege an den Hörnern gepackt hat und rückwärts reißt, von Hans Latt. Das ganze Werk ist gut und tüchtig gearbeitet, aber es fehlt der sprühende Geist in der Zusammenstellung der beiden Figuren. Hübsch und elegant ist ein kleines Knabenfigürchen von demselben Künstler. Die Reiterstatuette Kaiser Wilhelms in Bronze von Max Klein leidet auch an dem Mangel an Originalität, wenn sie auch unter andern Darstellungen desselben Gegenstandes durch Frische und Monumentalität vorteilhaft absticht. Glücklicher ist diesmal Herter mit einem Meerweibe, das von einem Polypen umwunden ist und gegen diesen kämpft.

Es ist lebendige und interessant erfundne Bewegung in der Gruppe. Die Benennung des Werkes: „Die Meerestiefen“ ist freilich aus einem schiefen Gedanken entsprungen, denn es ist doch von dem Beschauer zu viel verlangt, daß er sich die Gruppe von Wasser umgeben vorstelle. Überdies, wenn ein Plastiker ein menschliches Wesen greifbar vor uns hinstellt und dabei sagt, es lebe auf dem Meeresgrunde, so werden wir einfach sagen: das ist nicht möglich. In Dichtungen nehmen wir keinen Anstand, uns auf dem Meeresgrunde Paläste bewohnt von menschlichen Wesen zu denken. Aber die Vorstellung, die uns eine Dichtung giebt, ist lange nicht so greifbar, wie das Werk eines Plastikers, vor dem wir stehen; deshalb lassen wir uns dort eher über das Naturunmögliche hinwegtäuschen. Der Plastiker wird gut daran thun, solche menschliche Wasserwesen in Situationen darzustellen, in denen sie sich an der Oberfläche oder am Strande befinden können. Eberlein hat wieder eine mit großer Grazie geschickt gearbeitete kleine Gruppe: Venus und Amor ausgestellt.

Das beste leistet Berlin in der Bildnisbüste. Unter den jungen Bildhauern, die dieses Fach vertreten, ragt Harro Magnussen hervor. Er hat in seinen Arbeiten die derbe Kraft, die Herzenswärme, die zähe Energie, die Unterdrückung alles Kleinlichen, die den niedersächsischen Stamm, dem er angehört, kennzeichnen. Niederdeutsche sind es auch, die sich Magnussen vorzüglich zu Modellen aussucht. Da ist eine Büste des Marschendichters Allmers: der Kraft und Naturmensch mit einem Profil — der Dargestellte verzeihe mir den Vergleich —, halb Adler, halb Eber, ist mit einer Energie der Charakteristik gegeben, die das Werk weithin sichtbar aus allen in seiner Nachbarschaft stehenden herausheben. Nicht weniger gut ist die bronzirte Büste des Chefredakteurs des Kladderadatsch, Johannes Trojan, gelungen. Um die Mundwinkel zuckt der Schalk, die Backen haben trotz des gleichmäßigen Bronzetons fast farbige Wirkung, mit haarscharfer Sicherheit und fester, kraftvoller Hand sind Nase und Stirn modellirt. Auch in diesem Kopfe ist dieselbe geschlossene, einheitliche Wirkung wie in dem Kopfe von Allmers. Weniger günstig für den ausgeprägt plastischen Stil des Künstlers ist der mehr malerische Kopf Heinrich Seidels. Auch weibliche Köpfe liegen dem Künstler nicht so gut, da in seiner Auffassung das Charakteristische zu sehr in erster Linie steht, als daß das Anmutige und Zarte eines weiblichen Kopfes genügend zur Geltung kommen könnte. Die Charakteristik in der Büste seiner Gattin aber ist so reich und sicher, daß sie an antikrömische Frauenbüsten erinnert. Von erster Güte als Studie ist der Kopf eines schleswig-holsteinischen Landtagsabgeordneten. Die lebensgroße Statue Friedrichs des Großen, wie er in seinen letzten Lebenstagen im Krankenstuhl sitzt, ist insofern weniger gelungen, als nur die Energie, noch zu leben, in dem nach der Totenmaske vortrefflich gearbeiteten Kopf zum Ausdruck kommt und nicht das Heroische, wie z. B. in der Statue des sterbenden Napoleon zu Fontainebleau.

Ebenfalls Schleswig-Holsteiner ist der junge Berliner Bildhauer A. Brütt, dessen erste größere Arbeit, die Bronzefigur einer Schwerttänzerin, bei den Sezessionisten ausgestellt ist. Sie hat aber mit dem künstlerischen Grundsatz ihrer Gastgeber nichts zu thun, sondern hat einen ebenso reifen plastischen Stil wie die Bildnisbüsten von Magnussen. Es ist ein vollerblühtes, ganz nacktes Weib, nur von dem Hinterkopf hängt ein Tuch bis auf den halben Rücken herab; sie schreitet aus und schwingt mit den beiden erhobnen Armen zwei Schwerter. Trotz der stark auseinandergehenden Bewegungen ist die Gestalt allseitig rund und von einer Schönheit der Silhouette, daß es ein Genuß ist, langsam um sie herumzugehen und das wechselnde Spiel der Linien zu beobachten. Mit vollendeter Sicherheit ist das Wesentliche herausgefunden und die ganze Schönheit des weiblichen Akts offenbart. Die Figur ist gleichzeitig kräftig und geschmeidig, fest und doch leicht, naturwahr und edel, trotz der die Nacktheit zur Schau stellenden Bewegung keusch wie eine Antike. Leider ist die künstlich hergestellte Patina etwas zu süß geraten.

Magnussen und Brütt haben in ihren Arbeiten beide eine gewisse Polychromie, d. h. eine verschiedne Tönung der einzelnen Teile, die die Plastik nicht mehr gut entbehren kann. Brütt hat verschiedenfarbige Bronze benutzt, eine Technik, die seit dem Altertum jetzt zuerst wieder aufgenommen wird.

Gute Bildnisbüsten in gefärbtem Marmor und verschiedenfarbiger Bronze sind auch von Max Klein ausgestellt; es sind weibliche Büsten, in denen der Künstler eine lebhafte Empfindung für Schönheit offenbart. Von Zadow ist ein guter Studienkopf eines alten Mannes da. Klimsch hat eine plastisch gut gesehne Büste eines jungen Mannes in römischer Toga eingesandt. Zwei hübsche Halbfiguren singender Kinder sind von Lund.

Die Münchner Plastik hat ihre größte Bedeutung auf dem Gebiete, auf dem sie die Berliner gerade nicht hat: in der Erfindung und Komposition. Wie hübsch ist die Gruppe der nackten Diana mit einem Hunde von Aigner in München erdacht! Hubert Netzer hat eine interessante Brunnenfigur geschaffen. Einen auf einem Felsen gelagerten Mann umwindet eine Schlange, aber sie greift ihn nicht an, sie richtet ihren Kopf auf und speit aus dem Rachen Wasser, was er mit Erstaunen betrachtet, indem er sich mit vorgehaltner Hand vor dem herabfallenden Naß zu schützen sucht. Die Bildnisbüsten der Münchner sind viel malerischer als die der Berliner, hauptsächlich gelingen weibliche Bildnisse, wie die von Hahn und Otto Lang. Bei den Sezessionisten hat Ludwig Maison ausgestellt, dessen Arbeiten die bedeutendsten sind, die Münchner Plastiker geliefert haben. Besonders gelungen sind seine Statuetten von lachenden Negern. Wuchtiger Naturalismus, derbe Gesundheit und geschlossenes künstlerisches Empfinden sprechen sich in diesen vortrefflichen kleinen Werken aus.

Die schönste Arbeit aus Wien hat Dürnbauer gesandt: die Konkurrenz,

eine weibliche nackte Gestalt mit Fledermausflügeln, ein Modellirholz in der Hand, einen Pinsel als Haarpfeil, auf einer Kugel sitzend. Die Figur mit nachdenklich zusammengezognen Gliedmaßen ist sehr fein komponirt.

In Rom ist eine Bildhauerschule aus aller Herren Ländern. Eine Selbstbildnisbüste hat Kopf dorther gesandt, sie ist mit französirender Feinheit in der plastischen Form gearbeitet. Ein kräftiger Athlet von polykletischer Gedrungenheit ist von Katsch. Der limonenverkaufende nackte Knabe von Emil Fuchs ist nicht viel mehr als ein tüchtiger Akt. Die Bildnisbüsten von Ciffariello, höchst energisch charakterisirt, haben malerische Wirkung und sind doch plastisch gesehen. Mariano Benlliures Mädchenköpfe und die Köpfe zweier Kinder zeigen ebenfalls, wie gut die Südländer das Farbige und die kräftigen Licht- und Schattenwirkungen in ihren Köpfen mit rein plastischen Mitteln herauszubringen wissen. Die reiche Bronzevase desselben Künstlers ist sehr zierlich und fein in den Einzelheiten, aber im ganzen etwas zu unruhig. Sehr schön ist die Terrakotte von Carlo, ein arabischer Schüler, der mit untergeschlagnen Beinen sitzend eifrig schreibt. Guten Humor zeigt der Mailänder Emilio Risi. Er hat einen römischen Spießbürger dargestellt, der sich selbst eine Gans eingekauft hat und sie unter seiner Toga versteckt nach Hause trägt, was aber seinen Stolz als civis romanus nicht im mindesten beeinträchtigt.

Aus den andern Ländern ist die plastische Abteilung der Ausstellung nur sehr spärlich beschickt. Ein elegantes kleines Reiterbildnis ist von de Vreese in Brüssel gesandt. Ford hat sein Shelleydenkmal ausgestellt: auf einer Grabplatte, die von Bronzelöwen getragen wird, ruht die Marmorfigur eines nackten toten Jünglings. Vor der Platte sitzt die Bronzegestalt der trauernden Poesie. Das Werk ist ansprechend, ohne sehr bedeutend zu sein. Interessant ist eine nackte, Harfe spielende männliche Gestalt, die Melodie vorstellend, von Kelloch Brown in Glasgow. Der pastose Vortrag in der schottischen Malerei hat, wie dieses Werk zeigt, auch auf die Behandlungsart der schottischen Plastik eingewirkt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geldkrisen und Volkswirtschaft. „Sobald [im Verkehr zwischen England und Indien] eine Krisis ausbricht, zeigt sich, daß unverkaufte Baumwollenwaren in Indien lagern, und daß andrerseits in England nicht nur unverkaufte Vorräte indischer Produkte liegen, sondern daß ein großer Teil der verkauften und verzehrten Vorräte noch gar nicht bezahlt ist. Was daher als Krise auf dem Geld-

markt erscheint, drückt in der That Anomalien im Produktions- und Reproduktionsprozeß selbst aus" (Karl Marx, Das Kapital, 2. Band, S. 306.) Daß die Ursachen jeder Geldkrisis volkswirtschaftlicher Natur sind, weiß heutzutage jeder Finanzmann, aber nur selten und schüchtern werden diese volkswirtschaftlichen Ursachen in den Zeitungen und den Parlamenten erörtert, und so erlebt denn die Welt, vielleicht zum erstenmale, seitdem es Kulturnationen giebt, das sonderbare Schauspiel, daß die Kulturwelt über Übel klagt, ohne für deren Beseitigung etwas zu thun, daß sie wartet, bis „es" von selber werde besser werden, obwohl es sich um Übel handelt, die schlechterdings nicht von selber besser werden können. Ein recht hübsches Beispiel für diese moderne Praxis bietet die Finanzlage Italiens dar, von der die Neue Freie Presse dieser Tage im Handelsteile sagte, sie sei augenblicklich der dunkelste Punkt am Börsenhimmel; aus London erfährt man, daß Italien dort, sowie auch in Paris und Berlin kürzlich einer Anleihe wegen angeklopft habe und abgewiesen worden sei. Wie kommt es, daß unsre Zeitungen, die über Lumpereien wochen- und spaltenlang salbadern, kein Eckchen übrig haben für eine Sache, die soviel tausend Reichsbürger als Inhaber italienischer Wertpapiere so nahe angeht? Wir kennen die Gründe. Aber da für uns diese Gründe keine Geltung haben, so wollen wir den lehrreichen und wichtigen Thatbestand, um den es sich hier handelt, wieder einmal aufdecken.

Italien erzeugt nicht so viel Nahrungsmittel, daß sich seine in den letzten Jahrzehnten zu stark angewachsene Bevölkerung daran satt essen könnte, und es hat auch nicht Natur- und Industrieerzeugnisse genug zur Ausfuhr übrig, mit dem Erlös daraus das Fehlende beschaffen zu können. Die Ausfuhr würde, zusammen mit dem Gelde, das die Touristen ins Land bringen, wahrscheinlich hinreichen, wenn zwei Dinge nicht wären: der bewaffnete Friede und die Schmarotzer; letztere sind teils Inhaber von Sinekuren, überflüssigen Beamten- und Professorenstellen, teils Panamisten, Spitzbuben, die dem Volke seine Ersparnisse stehlen, um sie zu verprassen. Ein großer Teil der Volksarbeit wird dazu verwendet, nicht Bedürfnisse des Volks zu befriedigen, sondern Gewehre zu kaufen, Panzerschiffe zu bauen und der Genußsucht jener Schmarotzer zu fröhnen. Da ein Volk, das seine eignen Bedürfnisse nicht mehr zu befriedigen vermag, noch weit weniger die Steuern für ein anspruchsvolles Staatswesen aufbringt, so muß man Anleihen aufnehmen, deren Zinsen wiederum nur mit Hilfe neuer Anleihen bezahlt werden können. Das geht bei Staaten wie bei Privatleuten wohl eine Zeit lang, aber nicht lange, und Italien steht augenblicklich auf dem Punkte, wo es nicht mehr geht. Nun erwägt man die progressive Einkommensteuer und Einschränkungen des Militärbudgets, allein bei der Übermacht, ja Allmacht der Klassen, die durch diese beiden Maßregeln getroffen werden würden, ist es nicht wahrscheinlich, daß es zu einer von ihnen kommt. Vielleicht greift man auf die Mahlsteuer zurück, diese grausame Steuer, wie die Neue Freie Presse sie nennt; es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß sich mit diesem Folterwerkzeuge dem Volke noch etwas Erkleckliches wird abpressen lassen.

Bei dieser Lage der Dinge ist es klar, was die Inhaber von „Italienern" thun müßten, um sich Zins und Kapital zu sichern. Sie müßten dem König Humbert raten, alle Sinekuren abzuschaffen, die der Banca Romana befreundeten Onorevoli aufhängen zu lassen, statt der Klique, die sich jetzt Parlament nennt, eine auf dem allgemeinen Wahlrecht beruhende wirkliche Volksvertretung zu berufen, wenn er nicht den Mut hat, absolut zu regieren, seine unnützen Panzerschiffe als altes Eisen zu verkaufen und seine Landarmee auf die Hälfte herab-

zusetzen; sie wäre dann immer noch groß genug, im Ernstfalle zum zehntenmale zu beweisen, daß am italienischen Soldaten der gute Wille, das edle Pathos in Wort und Geberde, der Federbusch samt dem Troddel- und Bänderputz das beste sind. Die Italiener haben ihre herrlichen Naturgaben, die sie uns schätzens- und liebenswert machen, aber Kriegstüchtigkeit gehört nicht dazu und kann ihnen nicht künstlich eingeimpft werden.

Wir wissen nun zwar, daß und warum die Besitzer italienischer Papiere niemals so sprechen werden, aber wir sehen nicht ein, warum in einer wichtigen Sache statt der geschraubten Redensarten, mit denen die Nächstbeteiligten die Wahrheit verhüllen müssen, nicht auch einmal zur Abwechslung diese Wahrheit von Unbeteiligten schlecht und recht herausgesagt werden sollte. Kommt es nicht zu einer gründlichen Reform, so haben die Italiener nur einen einzigen Ausfuhrartikel, dessen Produktion möglicherweise noch so weit gesteigert werden könnte, daß sie hinreichte, die italienischen Finanzen noch einmal flott zu machen: den Wein. Aber woher sollten die Abnehmer kommen? Wir Deutschen könnten sie wohl stellen, wenn sich unser Volk von Bier und Schnaps zum Rotwein bekehren wollte. Aber dann würden sich mit den rheinischen Weinbauern die bairischen Hopfenbauern, die ostelbischen Brenner, die Gerstenbauer und die Brauer ganz Deutschlands verbünden, einen Sperrzoll auf ausländische Weine durchzusetzen.

Die neue preußische Wahlordnung. Das neue „Reglement" für die Ausführung der Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause liegt vor. Es ist veranlaßt worden durch das Gesetz vom 29. Juni 1893, das das Wahlverfahren für das preußische Abgeordnetenhaus abändert. Für sich allein aber ist dieses Gesetz, wie manche andre solche Flickgesetze, so schwer verständlich, daß selbst einem Kenner des interessanten preußischen Wahlrechts die Deutung seiner diplomatisch abgezirkelten Sätze nicht ganz leicht wird. So ist denn die von dem Minister des Innern in jenem „Reglement" gegebne Auslegung sehr dankenswert; sie läßt die Änderung erst deutlich hervortreten.

Bekanntlich ist die Neuordnung des preußischen Wahlrechts eine Folge der Steuerreform. Und da ist es nun merkwürdig, zu sehen, wie der Einfluß dieser Reform das Wahlrecht in einer Richtung fortbewegt, die man zunächst gar nicht vermuten sollte. Das preußische Abgeordnetenhaus wird nämlich dadurch den Provinziallandtagen ähnlich gemacht. Der ehemalige vereinigte Landtag aus den vierziger Jahren war nichts als ein Auszug aus den Provinziallandtagen; nach dem neuen Gesetze ist wenigstens die Wahlberechtigung zum Abgeordnetenhause auf ähnliche Grundlagen gestellt, wie sie für die Gemeinden und die Gemeindeverbände, also mittelbar auch für die Provinziallandtage gelten.

Die Wahlen zum Abgeordnetenhause geschahen in drei Klassen, in die die Wähler jedes Urwahlbezirks oder jeder Gemeinde eingeteilt wurden. So ist es auch jetzt geblieben. Während aber früher die drei Klassen auf Grund der direkten Staatssteuern der Urwähler abgegrenzt wurden, sollen vom 1. April 1895 an nicht nur die direkten Staatssteuern, sondern auch die direkten Gemeinde-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialsteuern berücksichtigt werden. Für die nächste, bald bevorstehende Neuwahl des hohen Hauses bleibt es also noch beim Alten. Aber von dem Zeitpunkt an, wo der Staat keine Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer mehr erhebt, verstärkt sich das staatliche Wahlrecht des Staatsbürgers auch durch seine direkten Gemeinde- und Gemeindeverbandssteuern. Nun giebt es immer noch einige glückliche Gemeinden, wo solche Steuern gar nicht erhoben werden. Da sollen

dem Wähler aber doch die ideellen Steuersätze zu gute gerechnet werden, nach denen die Veranlagung erfolgen würde, wenn eben nicht die Gemeinde so glücklich wäre, sie nicht zu brauchen. Diese ideellen Steuersätze sind aber eben die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer, die der Staat zwar noch fortwährend veranlagt im Interesse der Gemeinden, aber künftig für sich selbst nicht mehr erheben wird. Auf gleicher Grundlage beruht das Wahlrecht in den Gemeinden, namentlich in den Städten der preußischen Monarchie. Auch hier wird die Wahlberechtigung gegründet auf die direkten Staats-, Gemeinde-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialsteuern.

Würde das Wahlrecht jetzt neu aus dem Nichts konstruirt und nur die Bedingung gestellt, daß es sich nach der Steuerkraft des Wählers abstufe, so würde man leicht dazu kommen, das staatliche Wahlrecht nach den Staatssteuern, das Gemeindewahlrecht nach den Gemeindesteuern zu berechnen. So ist die Entwicklung aber nicht gewesen. Das Gemeindewahlrecht in Preußen hat sich immer nach der gesamten Steuerkraft bemessen, sowohl der vom Staat als der von Gemeinden oder Gemeindeverbänden in Anspruch genommenen; das staatliche Wahlrecht hat allerdings früher nur nach den Staatssteuern gefragt, jetzt aber, nach dem neuen Gesetz vom 29. Juni 1893, giebt auch für das staatliche Wahlrecht die gesamte Steuerkraft des Wählers den Maßstab für seine Berechtigung an, gerade wie im Gemeindewahlrecht.

Somit ist jetzt überall in unsrer Gesetzgebung der Grundsatz verlassen, den man aus den jetzt veränderten Bestimmungen wohl hätte herauslesen können, nämlich daß die Wahlberechtigung gleichsam ein Äquivalent für die Leistung sei, die der Wähler als Steuerzahler macht: „Soviel Steuern du mir giebst, soviel Wahlrecht gebe ich dir.“ Jetzt heißt es: „Soviel Steuern du mir oder einem andern öffentlichen Verbande meiner Art giebst, soviel Wahlrecht gebe ich dir.“ Es kommt nicht mehr darauf an, wieviel der Wähler zu dem Verbande steuert, worin er wählt, sondern wieviel er überhaupt steuert, mit andern Worten, welche wirtschaftliche Kraft er im Gemeinwesen darstellt. Das ist entschieden ein richtiger und gesunder Gedanke, wenigstens für das Wahlrecht in den Gemeinden, den Gemeindeverbänden und dem preußischen Staate, wenn auch nicht für das Reichstagswahlrecht.

Das Reichstagswahlrecht ist für jeden Deutschen gleich, ohne Rücksicht darauf, ob er seinem Heimatstaat oder seiner Heimatsgemeinde oder sonst wem mehr oder weniger Steuern zahlt. Denn im Reiche ist das, was der Einzelne steuert, seine eigne Person, der Militärdienst. Das Reich ist in dieser Hinsicht eine ideale Vereinigung aller insoweit gleichberechtigten Bürger der Einzelstaaten. Die preußischen Gemeinden und Gemeindeverbände dagegen sind ideale Vereinigungen wirtschaftlicher Kräfte, die allerdings durch Bürger vertreten werden müssen. Der preußische Staat endlich nahm früher die Stelle ein, die jetzt das Reich einnimmt. Nach der Gründung des Reichs haben sich viele seiner Einrichtungen in einer Richtung entwickelt, die, wenn gehörig fortgesetzt, auf den Gemeindeverband trifft. So jetzt bei dem Wahlrecht zum Abgeordnetenhause. Es kann ja auch nicht anders sein. Die Einrichtungen des preußischen Staates müssen sich allmählich ändern, nachdem er ein Glied des deutschen Reichs geworden ist, und der Grundsatz, wonach er sich ändern muß, ist angedeutet in den Einrichtungen seiner Gemeinden und Gemeindeverbände.

Noch in andern Punkten hat das neue Wahlgesetz Änderungen geschaffen. Die drei Klassen der Urwähler wurden früher so gefunden, daß die gesamten

Steuern aller Urwähler in einer Gemeinde zusammengerechnet wurden, auch wenn die Gemeinde so groß war, daß mehrere Urwahlbezirke gebildet werden mußten. Dann wurde die Summe durch drei geteilt und der Urwähler der ersten oder der zweiten oder der dritten Klasse eingereiht, je nachdem er mit seinen Steuern im ersten, zweiten oder dritten Drittel stand. So erhielt also der Urwähler auch in solchen großen Gemeinden zunächst gleichsam eine Marke als Wähler erster, zweiter oder dritter Klasse. Wurde nun darauf die Gemeinde in Urwahlbezirke geteilt, so konnte es dahin kommen, daß in einem Urwahlbezirke mehr Wähler erster Klasse waren als zweiter oder gar dritter, wenn nämlich in der Stadt die wohlhabenden und die ärmern Wähler getrennt in zwei verschiednen Stadtteilen wohnten. Oder es konnte vorkommen, daß in einem solchen Urwahlbezirk ein einziger Wahlmann für sich die erste Klasse bildete, während er durchaus nicht so wohlhabend war, als ein Urwähler der ersten Klasse in einem andern Urwahlbezirke derselben Stadt, der sich mit einer ganzen Anzahl andrer Urwähler in das Recht zu teilen hatte. Deshalb hat das neue Gesetz bestimmt, daß fortan die drei Klassen überall nach Urwahlbezirken berechnet werden. Hierbei sollen dann für die Wähler, die gar keine Steuern zahlen, doch drei Mark Steuern auf die Person in Rechnung gestellt werden, damit nicht gleichsam eine Überwältigung der Steuerfreien in armen Stadtteilen durch einen oder mehrere einzelne dort wohnende Reichen eintrete. Damit aber dies wieder nicht zu einer Übermacht der Steuerfreien führen könne, ist endlich bestimmt, daß die Steuerfreien jedenfalls in der dritten Klasse zu stimmen haben, also auch dann, wenn sich die Summe der angenommnen Dreimarksteuersätze im einzelnen Falle in eine höhere Klasse hinaufschieben würde.

Man sieht, zu welch verzwickten Bestimmungen hier das Bestreben geführt hat, möglichst Gerechtigkeit walten zu lassen. Es zeigt das aber nicht etwa an, daß das ganze System fehlerhaft sei, sondern es ist nichts weiter als die Folge der Thatsache, daß zwar die Grundlage dieses Wahlrechts durch wirtschaftliche Kräfte gebildet wird, daß aber dennoch die wirtschaftlichen Kräfte durch Personen vertreten sein müssen. Es ist das ein in der Sache selbst liegender unvermeidlicher Widerspruch. Man darf deshalb nicht der Versuchung nachgeben, dem ganzen System des abgestuften Wahlrechts den Abschied zu geben. Dieses Wahlrecht ist eben berechtigt und notwendig in den öffentlichen Vereinigungen, die wie die Gemeinden und Gemeindeverbände höherer und niedrer Art auf solchen Grundlagen beruhen.

Sechs Wochen in Genf. Ich hatte diesen Sommer Gelegenheit, sechs Wochen in Genf zuzubringen und dort neben manchem andern auch das politische und gesellschaftliche Leben und Treiben zu beobachten. Nun sind freilich gerade die Sommermonate nicht besonders hierzu geeignet; wer irgend kann, flüchtet sich in die Berge oder aufs Land, und selbst die begeistertsten Politiker vermögen auf die Dauer einer Hitze von fündundzwanzig bis dreißig Grad Reaumur nicht zu widerstehen. Immerhin kann man viel sehen und hören, namentlich aber mancherlei aus den Zeitungen herauslesen.

Der erste und bleibende Eindruck, den man in Genf erhält, ist der, daß wir Deutschen nicht beliebt sind. Der stolze Republikaner mit seinen paar Quadratmeilen Landes, die fest von Frankreich umschnürt sind und von seiner Gnade leben, blickt mit einer gewissen Verachtung auf uns „Unterthanen“ eines Monarchen herab und sieht uns daraufhin an, ob wir nicht etwa zum Zeichen unsrer Sklaverei

einen Nasenring oder eine Handschelle tragen. Das deutsche Geld nimmt er aber mit demselben Vergnügen wie das französische und das schweizerische. Vor Frankreich liegt alles auf den Knieen. „Die Genfer sind französischer als die Franzosen," sagte mir ein Einheimischer. In den Genfer Zeitungen beschäftigen sich gewöhnlich nicht nur die Leitartikel mit Frankreich und französischen Zuständen, sondern man liest auch fast in jeder Nummer eine ausführliche politische Korrespondenz aus Paris, bisweilen auch noch eine zweite, die mehr gesellschaftliche und litterarische Verhältnisse behandelt. Deutschland wird mit wenigen Zeilen, meist ein paar Depeschen abgethan, manchmal findet man auch gar nichts oder eine Nachricht, die gerade nicht geeignet ist, die Achtung der Leser vor uns zu erhöhen, z. B. daß ein Rittmeister einen Husaren mit drei Tagen Mittelarrest bestraft habe, weil er ein königliches Dienstpferd durch ein starkes Schimpfwort gekränkt habe. Von unsrer sozialen Gesetzgebung, von unsern Wohlfahrtseinrichtungen, die der stolzen Republik zum Muster dienen könnten (ihre Postbeamten haben z. B. keinen Anspruch auf Pension und geben Konzerte zu Gunsten ihrer eignen Pensionskasse), hört man nichts.

Interessant war der Verlauf eines Streites zwischen der französischen und der Genfer Presse über den Rückkauf des Genfer Bahnhofs und des auf Genfer Gebiet liegenden Teils der Bahn Paris-Lyon-Mittelmeer; der Zwischenfall auf dem Genfer Bahnhof im vergangnen Jahre hatte die verschiednen Parteien Genfs aus ihrer Ruhe aufgeschreckt und auf das Bedenkliche der bestehenden Verhältnisse hingewiesen, sodaß jetzt von allen lebhaft für einen Ankauf des Bahnhofs durch den Genfer Staat gewirkt wird. Darüber große Erregung bei den Franzosen, die Genf schon als französische Stadt betrachten. Eine Zeitung, die in Annemasse erscheinende Tribune Savoienne, verstieg sich zu folgendem Erguß: „Das ist nur eine Episode in dem hundertjährigen Kampfe zwischen Frankreich und Deutschland, zwischen dem räuberischen Germanen und dem edeln, ritterlichen Kelten. Und hier konzentrirt sich der Kampf um das, was von dem Freistaate Calvins, von der Stadt übrig ist, die sich gegen ihre Herren und gegen ihr Vaterland empört hat. Wir achten die Verträge mehr als unsre Nachbarn und denken jetzt gar nicht daran, die einst von Savoyen losgerissenen Landstriche wieder unter unsre Gewalt zu bringen. Wir wollen Herren in unserm Hause sein — das wird unser Ruf sein, wie es der der Genfer ist. Weder die Schweiz noch Savoyen gehören Genf. Wir werden es beweisen. Ja, der Bahnhof der Gesellschaft Paris-Lyon-Mittelmeer darf nicht länger auf fremdem Gebiete sein, er muß auf französischem Gebiet errichtet werden. Bei derselben Gelegenheit werden wir euch eure »Schmalspurbahnen« und eure »Pferdebahnen« zurückgeben. [Genfer Gesellschaften haben diese Verkehrsmittel ins Leben gerufen, die auch eine Menge französischer Orte berühren.] ... Seid Herren in euerm Hause, ihr sittenstrengen und heuchlerischen Mumien, ihr Wechsler, ihr geizigen Handelsleute und Spieler. Ihr seid ein altes Volk, alt durch eure Laster, alt durch eure Gedanken! Ihr braucht Ruhe und Stille, die den Kranken und Greisen so lieb sind. Keine Fremden, kein Handel, keine Industrie mehr! Wir werden uns freuen, euch zu befriedigen. Dann könnt ihr in euerm endgiltig gestorbnen Genf schlummern und gehaltlosen Trugbildern nachlaufen unter dem Lärm, den die Pferdchen des Kursaals [eine Art Hazardspiel] machen. Ein Allobroger "

Ich habe vergeblich nach einer Abfertigung dieser französischen Unverschämtheit gesucht. Den Deutschen gegenüber würde man sie sofort gefunden haben. Aber Frankreich ist eine Republik, und Deutschland eine Monarchie! Selbst wenn man

die engen Bande der Sprache und der Staatsverfassung berücksichtigt, die die französische Schweiz mit Frankreich verknüpfen, läßt sich die Nichtachtung Deutschlands, deutschen Wesens und deutschen Geistes nicht rechtfertigen. Wenn die Unabhängigkeit der Schweiz und besonders die des offen daliegenden Genf von jemand bedroht ist, so ist sie es von Frankreich, das schon im Jahre 1870 die Absicht hatte, Genf zur Hauptstadt eines französischen Departements du Lac Léman zu machen, während Deutschland nie daran denken wird, seine Hand auf schweizerisches Gebiet zu legen. Man hat das im Jahre 1870 sehr wohl begriffen, und in keiner Stadt der Schweiz hatte damals Deutschland wärmere Sympathien als in Genf. Die Armee der Schweiz wird auch schwerlich genügen, einem ernstlichen Angriff Frankreichs zu widerstehen, trotz aller Sperrforts und aller Anstrengungen der Schweizer. Auch die religiösen Interessen weisen Genf auf Deutschland hin; die stolze Stadt Calvins wird immer mehr vom Katholizismus bedroht; in der Stadt halten sich Katholiken und Reformirte gerade noch die Wage, im ganzen Kanton aber giebt es infolge der starken französischen Einwanderung aus dem katholischen Savoyen bereits mehr Katholiken als Reformirte.

Von politischem Leben war in jenen Wochen wenig zu spüren; nur zwei Angelegenheiten brachten etwas Bewegung in das politische Stillleben, die Agitation der Abolitionisten für Abschaffung der Bordelle und die Abstimmung des ganzen Schweizer Volkes über das Schächtverbot. Seit Jahren bemüht sich eine eifrige Partei in Genf vergeblich, dem Unwesen der unter staatlicher Aufsicht stehenden Bordelle zu steuern; die Regierung untersucht, kommt aber zu keinem Entschluß. So ist schließlich den Leuten die Geduld ausgegangen, sie veranstalten öffentliche Versammlungen und suchen dadurch einen Druck auf die Behörden auszuüben. Eine solche zahlreich von Männern und Frauen besuchte Versammlung wurde Ende Juli im Reformationssaal abgehalten, einem Raume, der weit über tausend Menschen faßt. Die einleitenden Worte sprach ein Geistlicher; sie waren treffend und gut. Dann ergriff der eigentliche Redner des Abends, ein Ingenieur M., das Wort und zog in der leidenschaftlichsten Weise gegen den Chef der Polizei und Justiz los, zu dessen Geschäftsbereich die Angelegenheit gehört. Er begnügte sich dabei nicht, die frühern Handlungen dieses Beamten zu kritisiren, sondern verdächtigte auch alles, was er noch thun würde, in einer Weise, die uns Deutsche, die wir doch durch Herrn Eugen Richter nicht gerade verwöhnt sind, wahrhaft empörte, sodaß wir uns nach einem aufsichtführenden Polizeibeamten umschauten. Den giebt es aber in der freien Schweiz nicht. Der Redner erging sich dabei in Einzelheiten, die auch nur anzudeuten sich die Feder sträubt. Trotzdem harrte der weibliche Teil der Zuhörer, der durchaus nicht nur das kanonische Alter hatte, ruhig aus. Besonders merkwürdig war es, zu hören, daß die Abiturienten des Genfer Collège ihre Prüfung nicht besser zu feiern wissen, als durch einen Besuch in den verrufenen Häusern, und daß die Behörde ein Mädchen, das einem solchen Hause entflohen war, gezwungen hat, wieder dahin zurückzukehren, weil sie der Zuhälterin noch einige achtzig Franken schuldig war. Die Genfer Presse verurteilte das Vorgehen der Abolitionisten allgemein und meinte, sie machten dadurch die Sache nur noch ärger, als sie sei. Ich erhielt den Eindruck, daß die an der Spitze stehenden Männer den besten Willen, aber keine besonders geschickte Hand haben.

Interessanter war die Haltung der Presse und überhaupt der romanischen Bevölkerung gegenüber der Abstimmung über das Schächtverbot. Diese Angelegenheit hat eine ziemlich lange Vorgeschichte. In der Schweiz ist es verboten, die Tiere ohne vorhergehende Betäubung zu töten; nur den Juden hat man dies nach-

gelassen. Eine Anzahl von Tierschutzvereinen agitirte dagegen und suchte die Angelegenheit in ihrem Sinne durch die einzelnen Kantone zu regeln. Dagegen erhob die Gesamtvertretung der Schweiz Einspruch und erklärte die Ordnung der Angelegenheit für Bundessache. Nun sammelten die Gegner des Schächtens 50000 Stimmen und verlangten ein Volksreferendum, und das Schweizervolk nahm am 20. August mit einer Mehrheit von ungefähr 60000 Stimmen das Verbot des Schächtens an. Den Ausschlag gaben die deutschen Kantone, in denen die Juden den Viehhandel in den Händen haben. Die romanischen Kantone, in denen es nur wenig Juden giebt, wollten von dem Verbot nichts wissen; sie sahen in der ganzen Agitation nur das Aufkeimen der antisemitischen Bewegung auf Schweizer Boden, dieser Giftblume, die, wie die Sozialdemokratie, aus dem deutschen Reich in die freie, glückliche und zufriedne Schweiz verpflanzt worden ist. Schande über Schande riefen die Blätter auf die herab, die mit „Ja" stimmen und dadurch den ersten Grundsatz der Schweizer Verfassung angreifen würden; Redensarten über Freiheit u. s. w. wurden ins Treffen geführt, auch eine Versammlung in Genf anberaumt, die nur sehr schwach und zur Hälfte von lernbegierigen Deutschen besucht war. Aber es half alles nichts, der Jude ward verbrannt. Daß auch orthodoxe Juden Fleisch von nicht geschächteten Tieren essen können, beweist übrigens die Schweiz selbst; denn für die eingezognen jüdischen Soldaten wird nicht besonders geschlachtet und gekocht, und in Deutschland essen schon lange sehr strenge Rabbiner an fürstlichen Tafeln unkoscheres Fleisch. Es ist eben die alte Geschichte, die die Juden aber immer noch nicht begreifen: sie wollen an allen Rechten des Volkes teilnehmen, unter dem sie wohnen, sich aber nicht seinen sittlichen Anschauungen und seinen Gebräuchen anpassen. Trotz alles Geschreis wird auch die Schweiz ihre antisemitische und ihre sozialdemokratische Bewegung haben, da dort genau dieselben Voraussetzungen vorhanden sind wie in andern Ländern. Und daß ein möglichst großes Maß von politischer Freiheit kein Allheilmittel gegen gesellschaftliche und wirtschaftliche Schäden ist, wird die Schweiz nun wohl auch eingesehen haben.

Höchst befremdend für den an Autorität gewöhnten Deutschen ist die Art und Weise, mit der in den Zeitungen die Ernennungen von Beamten behandelt werden. So war im Laufe des Sommers ein Fräulein R. zur Inspektion des Nähunterrichts an den Schulen Genfs gewählt worden. Das brachte die radikalen Eltern und Amtsgenossinnen der Dame (die ernennende Behörde war konservativ) in große Erregung (geschieht bei uns auch), und es ergoß sich eine Flut von „Eingesandts" in den radikalen Genevois, worin die Fähigkeit der Lehrerin bezweifelt, ihr grobe Pflichtverletzung, Mangel an Anstand u. s. w. vorgeworfen wurde (geschieht bei uns nicht). Diese Auslassungen werden natürlich auch von den Schulkindern gelesen, und man kann sich denken, wie erzieherisch das auf sie wirken muß. Fräulein R. benahm sich allen diesen Anzapfungen gegenüber vortrefflich; sie erklärte alles für gemeine und feige Verleumdung, solange ihre Gegner nicht den Mut hätten, mit ihrer Namensunterschrift für ihre Behauptungen einzutreten. In Genf regt sich übrigens kaum jemand mehr über solche Dinge auf; man ist das längst gewohnt und weiß, was man davon zu halten hat. Schön können wir es trotzdem nicht finden, und förderlich für das Wohl des Staates gerade auch nicht.

Den nachhaltigsten Eindruck hat eine Theatervorstellung auf mich gemacht, die von einer Pariser Gesellschaft gegeben wurde. Das Genfer Theater, ein prächtiges Gebäude, das an die Pariser Große Oper erinnert, wurde seinerzeit von einem Teil der Braunschweiger Millionenerbschaft gebaut. Die Millionen des guten Herzogs von Braunschweig waren bald ausgegeben, und an den braven Mann denkt man

heute kaum mehr. Sein Denkmal an dem großen Kai im Angesicht des majestätischen Gipfels des Montblanc hat unter dem Zahn der Zeit gelitten, es vermochte das weiße Sachsenroß mit dem Herzog nicht mehr zu tragen, und so stehen denn beide augenblicklich in einem Winkel des Platzes versteckt und harren ihrer Neuaufstellung. In dem Theater also spielte eine Pariser Gesellschaft mit der berühmten Réjane ein Stück von Meilhac: Ma Cousine. Die Fabel ist echt französisch: eine junge Frau merkt, daß ihr ihr Gatte untreu ist. Alle Versuche, ihn ans Haus zu fesseln, schlagen fehl, und so wendet sie sich in ihrer Not an die berühmte Schauspielerin Riquette, deren natürliche Kousine sie ist. Diese erklärt sich gern bereit, zu helfen; sie will den ungetreuen Gatten in sich verliebt machen und ihn dann in die Arme seiner unglücklichen Gattin zurückführen. Der Anschlag gelingt, wenn auch unter großen Schwierigkeiten. Von Handlung ist kaum die Rede. Das Ganze besteht aus einer Häufung der gemeinsten Zoten, der niedrigsten Anspielungen und der heikelsten Situationen; daß die Réjane Cancan tanzte, war verhältnismäßig noch das anständigste. Ich habe vielleicht nur den dritten Teil aller Anspielungen und Zoten verstanden, aber das genügte. Die übrigen waren so, daß ein eingeborner Genfer sie nicht wiedererzählen mochte. Ich habe ähnliche Gemeinheiten nur noch in dem Viktoriatheater in Berlin bei einer Aufführung von Orpheus in der Unterwelt gesehen. Das zahlreich versammelte Publikum, das keineswegs nur aus Fremden bestand, wie man uns glauben machen wollte, klatschte kräftig Beifall (es waren auch Kinder dabei). Selbst wenn man zugiebt, daß ein Nichtfranzose und Nichtgroßstädter vielleicht nicht den richtigen Maßstab der Beurteilung für so etwas habe, so blieb doch soviel Schmutz und Gemeinheit übrig, daß man empört sein mußte. Wenn es auch vielleicht zuviel von der Bühne verlangt ist, daß sie eine „moralische Anstalt" sein solle, so braucht sie doch nicht eine Stätte der Schamlosigkeit und des gemeinsten Sinnenkitzels zu sein. Für reiche Kommerzienräte, die ein üppiges „Diner" hinter sich haben, für begeisterungsunfähige, frech witzelnde Journalisten mag ein solches Stück Reiz haben, jeder anständig denkende und fühlende Mensch konnte nur mit Ekel von dannen gehen und ein Volk bedauern, das sich solche Stücke bieten läßt und solche Gemeinheiten beklatscht. Wo bleibt da der Idealismus? Er flüchtet sich in das Lager der Sozialdemokratie. Und die Genfer Presse? Die parteilose Tribüne schrieb: Hier le public genevois a revu avec plaisir Mme Réjane. . . . L'excellente artiste est toujours la charmeuse que nous applaudissons trop rarement; elle met dans le rôle risqué de Riquette tant de bonne grâce et d'esprit que les choses les plus vives passent comme une lettre à la poste. Und das konservative Journal de Genève, das im allgemeinen gut geleitet ist und auf Sitte und Anstand hält, wußte weiter nichts zu sagen als: On rit et l'on est désarmé, surtout quand le talent des interprètes sait faire passer certaines crudités sur lesquelles un acteur de second ordre appuierait lourdement. Kein Wort des Tadels oder gar der Entrüstung! Die sittenstrenge Stadt Calvins geht unter in der Flut des aus Frankreich eingeführten Schmutzes. Einige Vorstellungen, die vor und nach meinem Aufenthalt gegeben wurden, sollen nach den Versicherungen glaubwürdiger Personen noch gemeiner gewesen sein.

Meine Schilderung würde nicht vollständig sein, wenn ich nicht auch die guten Seiten Genfs und seiner Bevölkerung hervorheben wollte. Es giebt dort ein arbeitsames und rühriges Völkchen, die Uhrmacher, die leider infolge der drückenden amerikanischen Konkurrenz im Aussterben begriffen sind. Die Gebildeten kommen den Fremden mit großer Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen und sind sehr gastfrei, und in dieser Beziehung denke ich noch mit großem Vergnügen an

die in Genf verlebten Tage zurück. Wenn diese Zeilen die Genfer anregten, uns Deutschen und unsern Einrichtungen etwas mehr Beachtung zu schenken und uns mit etwas weniger Voreingenommenheit gegenüberzutreten, so hätten sie ihren Zweck erfüllt.

Fuß und Meter. Wie hoch ist denn dieser Berg? fragte mich kürzlich ein Obertertianer. — Ungefähr achttausend Fuß. — Fuß? Was ist denn das? fragte er verwundert. — Arme Kerls! dachte ich; wissen nicht mal mehr, was ein Fuß, ein Schritt, eine Meile ist! Wieder eine alte Einrichtung geopfert, die dazu beitrug, einen Lehrgegenstand lebendiger und anschaulicher zu machen! Wem geopfert? Der Uniformirungswut, vielleicht auch der Bequemlichkeit der Schulbüreaukratie.

Wie Linnés System zwar unentbehrlich für den Botaniker, aber ganz ungeeignet ist, Kinder in das liebliche Reich der Pflanzen einzuführen, so ist das Metermaß zwar eine für die Wissenschaft unschätzbare Erfindung, aber unpraktisch für den gemeinen Gebrauch, insbesondre für einen Geographieunterricht, der bloß mitteilen soll, was zur allgemeinen Bildung gehört. Und wie auf den höhern Stufen des Unterrichts die künstliche und die natürliche Einteilung der Pflanzen neben einander gelehrt wird, so haben die Schüler bis zur amtlichen Einführung des Metermaßes ins bürgerliche Leben abwechselnd mit Fuß und mit Metern gerechnet, ohne das als eine besondre Unbequemlichkeit zu empfinden. Das alte Maß ist ein natürliches, das neue ein künstliches. Der Zoll: ein Fingerglied, der Fuß: eben ein Fuß, ein großer Mannsfuß, die Elle: eine Vorderarmlänge; zwei Fuß machen einen Schritt, 10000 Schritt eine Meile. Das alles ist nicht wissenschaftlich genau, aber jedermann hat eine klare Vorstellung davon; will der Fußwandrer wissen, wie weit er noch bis zur nächsten Stadt hat, so genügt ihm vollkommen die Angabe: eine Meile; auf hundertzwanzig oder hundertdreißig Meter mehr oder weniger kommt es ihm nicht an. Weder dem Meter noch dem Zentimeter entspricht ein Glied unsers Körpers, das wir im Notfalle zum Messen gebrauchen könnten. Der Meter ist zu groß, der Zentimeter zu klein für ein natürliches Maß.

Bald zu groß, bald zu klein für den gemeinen Gebrauch — das ist der Hauptfehler des wissenschaftlichen Maßes. Zu groß ist es namentlich als Höhenmaß, daher liefert es Bruchzahlen, wo wir ganze Zahlen wünschen müssen. Fünf Fuß ist ein mittlerer Mann hoch; das zehnfache davon ist die mittlere Höhe von Häusern und Bäumen, hundertmal so hoch sind die höchsten Türme, das tausendfache ergiebt die Höhe der höchsten Spitze des deutschen Mittelgebirges; dreimal so hoch wie die Schneekoppe ist der Montblanc, fünfmal so hoch ragen die Gipfel des Himalaya empor. 5, 5000, 15000, 25000, das sind, wo es auf wissenschaftliche Genauigkeit nicht ankommt, vernünftige Zahlen; was thu ich mit 1,66, 1601, 4810, 8176? Auch imponiren diese Zahlen gar nicht; imponiren aber *sollen* die Höhenzahlen, gerade so wie die Höhen selbst, das gehört zu den wohlthätigen Erregungen, die unsre Einbildungskraft bei der Beschäftigung mit der Natur empfängt. Anders ist es mit den Flächen, die brauchen nicht zu imponiren und können es nicht. Die Berge, auch die höchsten, können wir vor uns sehen und mit den Blicken messen, ein Land, ein Meer können wir weder sehen noch messen; nicht so weit das Land, sondern so weit unser Auge reicht, sehen wir rings um uns, und überall im Freien hat unser Horizont dieselbe scheinbare Weite, gleichviel ob wir uns in der Sahara oder in der Lüneburger Heide befinden. Diese über unsre sinnliche Wahrnehmung hinausgehende Größe der Erdoberfläche macht ein möglichst großes Maß wünschenswert; bei einem so kleinen, wie der Kilometer und der

Quadratkilometer, kommen viel zu große Zahlen heraus: über 348000 Quadratkilometer fürs deutsche Reich, über 10 Millionen für Europa, was sind das für ungeheuerliche Zahlen! Gerade die deutsche Meile, von der man die etwas kleinere geographische abgeleitet hatte, ergab leicht zu behaltende, die Vergleichung erleichternde Zahlen. 10000 Quadratmeilen sind das Normalmaß eines europäischen Großstaats; das europäische Rußland ist ungefähr zehnmal, Kleinasien doppelt, Hinterindien viermal, Arabien fünfmal, Vorderindien sechsmal, das chinesische Reich und das asiatische Rußland je fünfundzwanzigmal so groß. Das ergiebt lauter klare, runde Zahlen; und auch die Größe der Weltteile veranschaulicht man sich leicht, wenn ein Blick auf die Quadratmeilenzahlen lehrt, daß Australien sechzehn-, Europa achtzehn-, Afrika fünfundfünfzig-, Amerika sechsundsechzig-, Asien achtundachtzigmal so groß ist wie Deutschland. Das alles wäre nun dahin! Laß fahren dahin — wird der moderne Mensch sagen, denn was sollen Hilfsmittel der Phantasie unserm Geschlechte exakter Rechner, dem die Phantasie selbst nur noch ein rudimentäres Organ ist?

Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage. Wenn einer heute darauf ausginge, Beispiele zu diesem Sprüchlein zu sammeln, er fände reichlichere Ausbeute als je. Von dem, was einem so ungesucht aufstößt, hie und da etwas an die Öffentlichkeit zu bringen, dürfte doch nicht ohne Nutzen sein.

Falsches Maß und Gewicht ist ein Greuel vor dem Herrn wie vor dem Volke, das die Obrigkeit immer gelobt hat, wenn sie auf geaichtes Maß hält. Aber es kommt auch vor, daß die Käufer gern auf das geaichte Maß, das doch nur zu ihrem Schutze eingeführt ist, verzichten. So ereignete es sich jüngst in dem Städtlein Dingshausen. Eine Menge Bürgerfrauen umdrängen einen Wagen voll Birnen. Die Bäuerin, die ihn zu Markte gebracht hat, gehört nicht zu den gewerbsmäßigen Marktbesucherinnen, sondern kommt nur ausnahmsweise einmal, um den Überschuß ihrer reichlich ausgefallnen Birnenernte los zu werden. Sie hat daher kein Litermaß, sondern mißt mit einem Körbchen zu, das Körbchen voll zehn Pfennige. Ein Polizist sieht das, stürzt herbei und wehrt dem Frevel. Die Frau muß sich ein Litermaß leihen. Sie verkauft nun den Liter zu fünf Pfennige. Eine der Käuferinnen spricht: wir müssen doch mal sehen, wie viel Liter in das Maßkörbchen hineingehen. Kaum hat sie es in die Hand genommen, da kommt der Wächter des Gesetzes schon wieder gestürzt, und beinahe hätten sich die Bürgerfrauen durch Widerstand gegen die Staatsgewalt unglücklich gemacht, weil sie gegen das Gebot des Gewaltigen die Probe zu Ende führen. Sie finden, daß das Körbchen drei Liter hält, und mit Segenswünschen für die Polizei und gestärkt in ihrer staatsfreundlichen Gesinnung ziehn sie mit ihren Birnen ab. Die weltfremde Bauersfrau aber spricht kopfschüttelnd: „Nee, nee! kann man nich mal mehr mit seinem Eigentum machen, was man will! Ich glaube, man würde bestraft, wenn man seine Birnen wegschenken wollte."

Noch ein Geschichtchen! Kommt neulich ein junger Mann, der in irgend einer Amtsstube der Haupt- und Residenzstadt —n schreibt, zu Leuten, bei denen ich mich eben befinde. Ein Mädchen äußert: der Hund hat Sie angemeldet. „Der Herr Hund," sagt jener. Wieso? „Ja, vor den Hunden muß man Respekt haben." Und er erzählt, wie er jüngst eines Hundes wegen drei Strafmandate zu je einer Mark gegen einen armen Scherenschleifer habe schreiben müssen. Dem Manne war unterwegs seine Frau krank geworden, und er hatte sie auf seinen Hundekarren geladen. Der Gendarm trifft ihn und schreibt ihn auf wegen Tier-

quälerei, weil die Last zu schwer sei für den Hund; Strafmandat Nr. 1. Bei dieser Gelegenheit entdeckt er, daß der vorschriftsmäßige Strohdeckel fehlt zum Unterbreiten, wenn sich der Hund legen will; Strafmandat Nr. 2. Er entdeckt ferner, daß die Schrift an dem Firmenschilde des Karrens verwischt und nicht mehr deutlich zu lesen ist; Strafmandat Nr. 3. Ich fragte den Diener unsers Rechtsstaats, ob der Schleifer auch dann eine „Strafthat" begangen haben würde, wenn er zur Schonung des Hundes sein krankes Weib ohne einen Strohdeckel unterzubreiten auf der Landstraße liegen gelassen hätte? Er bekannte, noch nicht tief genug in das Wesen unsers neugermanischen Rechts eingedrungen zu sein, um diese Frage beantworten zu können.

Bairischer Ministerialstil. Ein ganz gehöriger Kanzleistiefel scheint in Baiern geschrieben zu werden. Vor uns liegt ein Erlaß des bairischen Ministeriums des Innern vom 25. Juli d. J. über die bairischen Ärztekammern, der gleich mit folgendem Satze beginnt: „Auf die im Jahre 1892 stattgehabten (!) Verhandlungen der Ärztekammern ergeht nach Einvernahme (!) des k. Obermedizinalausschusses nachstehende Verbescheidung (!) mit dem Auftrage, je fünf Exemplare der beifolgenden Abdrücke gegenwärtiger (!) Entschließung dem Vorsitzenden der Ärztekammer behufs (!) Kenntnisnahme und entsprechender Verständigung (!) der ärztlichen Bezirksvereine zuzustellen."

Die „Verbescheidung" besteht aus elf Abschnitten, von denen der erste lautet: „Über die vom Staatsministerium des Innern an die Ärztekammern gebrachte Vorlage in Betreff der nach den bisherigen ärztlichen Erfahrungen zweckmäßigsten Arten der Desinfektion der Lokalitäten, Gebrauchsgegenstände, Wäsche (Sextanerschnitzer!), Betten und Kleidungsstücke Tuberkulöser und der einfachsten Art der Beseitigung der Sputa (!) derselben wurde von der Mehrzahl der Ärztekammern Beschluß dahin (!) gefaßt, weiteres Material durch die Beratungen in den Bezirksvereinen sammeln zu lassen und die Behandlung dieser Frage für die diesjährigen Beratungen der Aerztekammern bereitzustellen. Das k. Staatsministerium des Innern sieht der bezüglichen (!) Vorlage entgegen, um sie für die endgiltige Begutachtung im verstärkten Obermedizinalausschuß zu bereifen (!)."

Es ist immer die alte Geschichte: der fürchterlichste Sprachschwulst entsteht dadurch, daß man keine Nebensätze schreibt, sondern den Inhalt der Nebensätze in Hauptwörter zusammenpreßt. Wie leicht verständlich wäre der Anfang dieses Abschnittes, wenn er so hieße: „Auf die an die Ärztekammern gerichtete Frage, wie nach den bisherigen ärztlichen Erfahrungen Räumlichkeiten, Gebrauchsgegenstände, Wäsche, Betten und Kleidungsstücke Tuberkulöser am zweckmäßigsten desinfizirt und ihr Sputa am einfachsten beseitigt werden könnten, wurde von den meisten Ärztekammern beschlossen u. s. w."

Die folgenden Abschnitte sind nicht alle gleich schlimm, aber doch reich an Stilblüten aller Art. Da sind in Unterfranken „durchwegs" (!) die Bezirksärzte als Sammler von Zählblättern gewählt worden. Das Ministerium „nimmt die Gelegenheit gerne wahr," um (!) den Ärztekammern seine Anerkennung für die „bethätigten" Untersuchungen auszusprechen. Ein Antrag wird entweder „in Würdigung genommen," oder es wird ihm „eine (!) Berücksichtigung nicht (!) zugewendet" u. s. w. Am Schluß des zweiten Abschnittes steht folgender vollendete Unsinn: „Was die Anzeigepflicht der ansteckenden Krankheiten in Bezug auf die kostenlose Zuteilung und Einsendung der hierzu zu bestimmenden Formularien betrifft, so bleibt dieser Gegenstand unter den gegenwärtigen Verhältnissen weiterer Erwägung vorbehalten."

Wie es besser werden soll? Nur die Schule kann helfen. Wir brauchen dringend Lehrer, in großer, großer Anzahl Lehrer, die selber ein gutes Deutsch reden und schreiben und ihre Schüler darin so unterrichten können, daß ihnen später alles Professoren- und Kanzlistendeutsch nichts mehr anhaben kann.

Litteratur

Die Missionen der Jesuiten in Paraguay. Ein Bild aus der ältern römischen Missionsthätigkeit, zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas. Nach den Quellen zusammengestellt von J. Pfotenhauer, P., Mitglied der geographischen Gesellschaft zu Hannover. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1. und 2. Teil 1891, 3. Teil 1893

Der Verfasser dieses Werkes beherrscht die reiche Litteratur über den Gegenstand vollständig und fußt überall in erster Linie auf den eignen Briefen und Berichten der Jesuiten, sowie auf den Verfügungen der Ordensobern. An der Hand dieser Quellen zeigt er, wie die merkwürdige Gründung aus der Not der Zeit heraus geboren wurde, zunächst zum Schutze der Indianer vor der Habsucht und den unvernünftigen Ausbeutungsversuchen der Spanier (im Gegensatz zu Gothein, der im Jesuitenstaat einen berechneten Versuch zur Verwirklichung der in Campanellas Sonnenstaat entwickelten Ideen sieht); wie jedoch die Bekehrung, mit rein äußerlichen Mitteln ins Werk gesetzt, rein äußerlich blieb, wie die Bekehrten bis zur Auflösung des Jesuitenstaats mehr oder weniger artige Kinder, oder wenn man es gröber ausdrücken will, gut dressirtes und gut gefüttertes Arbeitsvieh geblieben sind, und wie die Missionare, zu unumschränkten Gebietern eines großen und reichen Landes geworden, den Versuchungen ihrer Stellung unterlagen, den Unterthanen gegenüber die Paschas spielten und in ihren Häusern ein epikureisches Leben führten.

Das Wertvolle an dem fleißigen Werke sind die Schilderungen der verschiednen Indianerstämme, die genauen Angaben über ihre Wohnsitze, ihre Geschichte, soweit sie in den Rahmen der Geschichte des Missionswerkes fällt, und diese Missionsgeschichte selbst. Schade, daß der Verfasser den wissenschaftlichen Wert dieser Teile seines Werkes durch die auf dem Titel angegebne Tendenz vermindert hat, die sich namentlich im letzten Teile fast auf jeder Seite hervordrängt, der er sehr viel Raum opfert, und die er in der Einleitung zum dritten Bande noch stärker in dem Satze ausdrückt: „Das jesuitische System in Paraguay in seiner ganzen schamlosen Nacktheit soll jetzt sich vor uns enthüllen, Fragen von unendlicher Bedeutung sollen hier zum Austrage kommen, und im steigenden Maße wird dieses alles eine gewaltige, laut zeugende Apologie protestantischer Mission gegen unlautere Angriffe aus verschiednen Heerlagern werden.“ Es ist doch schade um ein so reiches wissenschaftliches Material, um die Früchte eines so mühsamen Fleißes, wenn sie zuguterletzt bloß für ein Pamphlet verwendet werden, das mit weit geringern Unkosten viel wirkungsvoller hätte hergestellt werden können. Denn, das ist das

Schlimme an der Sache, Pfotenhauer wird seinen Zweck nicht erreichen. Zunächst ist es schon eine wunderliche Einbildung, daß durch eine wahrhaftige Schilderung von katholischen Missionen früherer Jahrhunderte die protestantischen Missionen gerechtfertigt werden könnten. Die Jesuiten von Paraguay mögen leibhaftige Teufel gewesen sein, das nützt den protestantischen Missionaren in Deutschostafrika gar nichts; nur durch ihre eignen Erfolge können diese ihre Ankläger beschämen. Sodann: hätte Pfotenhauer einfach die Thatsachen reden lassen, so würden eifrig protestantische Leser die Folgerungen, die er daraus ableitet, schon selber gezogen haben. Indem er jedoch diese Folgerungen nicht allein ausspricht, sondern sie überall als zu beweisende Thesen an die Spitze stellt und die Thatsachen lediglich als Beweismittel behandelt, berechtigt er die Gegner, die Zuverlässigkeit dieser Thatsachen anzuzweifeln oder wenigstens ihre Gruppirung zu beanstanden. Unter den konfessionell Unparteiischen aber — und die bilden, wo von Kolonialangelegenheiten die Rede ist, die Mehrzahl — dem Missionswerke Freunde zu machen, ist sein Buch wenig geeignet. Daß das Christentum der Jesuiten nicht das Christentum des Neuen Testaments, daß die Frömmigkeit ihrer Bekehrten nur Lippenwerk und Zeremonienwesen ist, daß sie gar nicht daran denken, ihre Bekehrten zu sittlich freien selbständigen Persönlichkeiten zu erziehen, und daß sie die Arbeitsleistungen ihrer Untergebnen für sich und ihren Orden ausbeuten, das alles versteht sich ganz von selbst, und keiner von uns zweifelt daran. Aber je öfter diese ganz natürlichen Erscheinungen zu einer Anklage gegen die Jesuiten gestempelt werden, desto mehr drängen sich den Unparteiischen die Fragen auf: wo ist denn nun das neutestamentliche Christentum, bei welcher der hundert Sekten und Parteien, die es einander abstreiten? Wo sind denn die Missionare, die ein Heidenvolk einzig und allein mit dem „Gnadenmittel des Wortes und dem Bade der Wiedergeburt im heiligen Geiste“ (III, 16) zu diesem echten Christentum bekehrt hätten? (Hätte nicht Karl der Große die Sachsen mit dem Schwerte bekehrt, so gäbe es heute in Gütersloh keine christliche Buchhandlung; alle Völker des Nordens, mit alleiniger Ausnahme der Irländer, und zum großen Teil auch schon die Bewohner des römischen Reichs sind auf gewaltthätige Weise und meistens nur äußerlich zu Christen gemacht worden.) Wo in aller Welt wohnt denn ein bekehrtes Volk gelber, brauner oder schwarzer Menschen, das aus lauter sittlich freien selbständigen Persönlichkeiten bestände? Und wo giebt es bekehrte Heiden, die nicht von ihren christlichen Bekehrern ausgebeutet würden? „Missionar? — sagte der Zuluhäuptling Ketschwayo auf die Ankündigung eines solchen — Missionar wäre schon schön; aber nach Missionar kommt Kaufmann, nach Kaufmann kommt General.“ Wäre ausgemacht worden, daß „Seelenrettung“ (III, 17) der einzige Zweck aller Missionsthätigkeit sein und bleiben müsse, die Engländer hätten keine hundert Pfund für ihre Missionen ausgegeben.

Und wenn Pfotenhauer die Thätigkeit der Jesuiten immer und immer wieder zu der der Apostel in Gegensatz stellt, so muß man doch fragen: hätte denn das Neue Testament in Südamerika entstehen können? konnte es irgendwo anders entstehen als in dieser griechisch-römisch-jüdischen Welt, die alle seine Ideen längst besaß, nur nicht in dieser Gruppirung und ohne die Person Jesu? Sind die Apostel anderswo dankbar als auf dem Schauplatze ihrer Wirksamkeit? Konnte Paulus den Römer- und den Galaterbrief an Kannibalen, konnte er sie auch nur an deutsche Bierphilister schreiben? Hätte er sich wohl Rat gewußt, wenn ihn das Schicksal zu den Guaranis verschlagen hätte, Geschöpfen, wie es im ganzen Umkreise des römischen Reichs keine gab? Wir bekennen uns zu der ketzerischen An-

sicht, daß er in diesem Falle entweder an seinem Evangelium oder an der Menschennatur der Indianer irre geworden sein würde.

Der Verfasser eines theologischen Werkes hätte vielleicht das Recht, den Gegenstand vom Standpunkte und in der Weise Pfotenhauers zu behandeln, und jedenfalls ginge uns sein Buch nichts an. Aber da wir es hier mit einem geographisch-historischen Werke zu thun haben, so müssen wir doch noch ein paar in unsern Augen besonders häßliche Verstöße gegen die Gesetze der Wissenschaft ausdrücklich rügen. Nicht wenige Autoren — schreibt der Verfasser III, 353 — haben sich gemüßigt gesehen, des längern in mehr oder weniger sentimentalen Ausführungen die Vertreibung der Jesuiten zu erörtern, sie entschieden im Hinblick auf die Indianer zu verurteilen und als politischen Fehler in Betreff (!) kultureller (!) Entwicklung Südamerikas zu brandmarken; ihnen allen fehlen die höhern, christlich-sittlichen Gesichtspunkte, die allein hier maßgebend sind. Die Vertreibung der Jesuiten kann nur recht gewürdigt werden unter dem Gesichtspunkte eines Gottesgerichtes; ein Gottesgericht ist das Aufhören des Ordens und seiner Thätigkeit, ein Gericht über den Orden, ein furchtbares über den indianischen Volkskörper in der That." Das mag gut calvinisch gesprochen sein, evangelisch ist es nicht. „Richtet nicht vor der Zeit, ehe der Herr kommt, der das im Finstern verborgne ans Licht bringen und die geheimen Absichten der Herzen offenbar machen wird," schreibt Paulus 1. Kor. 4, 5. Und der Historiker gar hütet sich sorgfältig, in den historischen Umwälzungen Gottesgerichte zu sehen, denn was gestern unten lag, kann morgen oben stehen, sodaß sich das Gericht gegen den Richtenden kehrt. Ist etwa die Ausrottung des Protestantismus aus den österreichischen Alpenländern und aus Böhmen auch ein Gottesgericht gewesen?

Sentimentale Schilderungen fordert man allerdings nicht vom Geschichtschreiber, wohl aber Vollständigkeit, und an der läßts der Verfasser an dieser Stelle fehlen. Zwar von den Indianern erzählt er weiter bis auf unsre Tage, die Geschichte der vertriebnen Jesuiten aber schließt er mit dem Satze: „In verhältnismäßig kurzer Zeit waren alle Jesuiten gleich Gefangnen von den Kommissarien aus den Städten und Reduktionen in die Gefängnisse von Buenos Ayres abgeführt und harrten der Einschiffung nach Europa." Wenn man die Geschichte eines Verbrechers schreibt — in den Augen Pfotenhauers sind die Jesuiten große Verbrecher —, und dieser Verbrecher hat seine Vergehungen mit schweren Strafen gebüßt, so fordert die historische Gerechtigkeit, daß dem Leser auch nicht verschwiegen werde, was der Mann erlitten und wie ers erlitten hat. Demnach war noch beizufügen, daß diese Jesuiten zu Lissabon achtzehn Jahre lang, bis zu Pombals Sturz, in scheußlichen Kerkern gelegen haben, ohne daß sie eines Verbrechens angeklagt und gerichtlich vernommen worden wären. Zwar kennen wir diese Thatsache nur aus der Schrift eines Jesuiten, des P. Duhr, über Pombal, aber da diese Schrift schon vor zwei Jahren erschienen ist, und da den Berichten österreichischer Gesandten über diesen Gegenstand, die Duhr mitteilt, bis jetzt weder die Echtheit noch die Glaubwürdigkeit abgestritten worden ist, so kann man daran wohl nicht zweifeln. Und noch in andrer Beziehung fällt sie ins Gewicht. Sie wirft ein eigentümliches Licht auf den Charakter Pombals und auf die Glaubwürdigkeit seiner Staatsschriften, auf die sich die Gegner der Jesuiten bis heute stützen, und die auch Pfotenhauer, allerdings nur mäßig und mit Auswahl, benutzt hat.

Der Verfasser hat vollkommen Recht: die amerikanischen Jesuiten haben weder die Missionsfrage noch die Kolonialfrage gelöst. Aber dieses Buch löst sie ebenso wenig. Sie kann nur durch Thaten gelöst werden, und auf diese Lösung warten wir.

Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Von Dr. Heinrich Kraeger. Bremen, M. Heinsius Nachfolger (!), 1893.

Es ist nun über fünfzig Jahre her, daß Robert Prutz sein vortreffliches Buch über den Göttinger Dichterbund geschrieben hat, wissenschaftlich im besten Sinne, mit weitem historischem Blick und gründlicher philosophisch-ästhetischer Bildung, und zugleich erfüllt von dem klaren Bewußtsein der litterarischen und künstlerischen Aufgaben seiner Zeit: eine Vereinigung, die die Wissenschaft seitdem wenig mehr erstrebt, ja wohl gar verpönt hat, die allein aber sie wieder auf die wahre Höhe wird führen können. An dem Buche von Prutz gemessen, würde das vorliegende trotz einiges neuen Quellenmaterials und trotz der modernen Berliner Methode schlecht wegkommen; heute darf man es aber schon darum, daß es einen ganzen geistigen Kreis zusammenfaßt, eine kleine That nennen. Der Verfasser geht zwar von Millers Leben und seiner Thätigkeit als Hainbündler aus, zeichnet diese aber im Zusammenhange mit dem geistigen Leben und Schaffen des ganzen Hainbundes und giebt so dem Leser ein Bild von dem Brennpunkte der Empfindsamkeit in Deutschland.

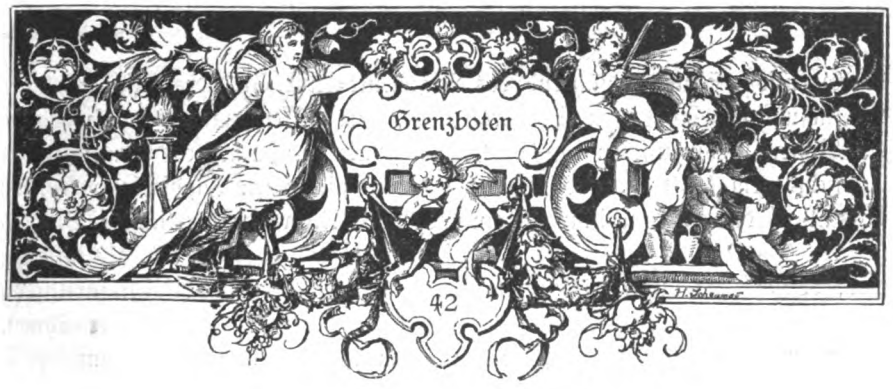
Millers äußere Erlebnisse bieten wenig merkwürdiges, den Höhepunkt bildet das Zusammenwirken mit den jungen Freunden in Göttingen, mit Hahn und Hölty, mit Voß und den Brüdern Stollberg, und mit den kleinern Geistern, die sich in der glühenden Verehrung Klopstocks um Boie zusammenfanden. Ihre ersten Dichtungen sind leichte Bauern- und Gesellschaftslieder,*) noch Kinder der Anakreontik; bald aber wachsen ihre Ziele mit dem Verständnis Klopstocks, und Deutschtum und Freiheit stehen obenan auf ihrem Panier. Schließlich kommen sie als echte Vorläufer der Romantik auf das Studium und die Nachahmung des altdeutschen Minnesangs, und Miller findet in seinen Nonnenliedern den treffendsten Ausdruck der empfindsamen Schwärmerei in gebundner Rede. Aber eindringlicher als in Versen hat schon jene Zeit im Roman zu sich sprechen lassen: Millers Siegwart ist typisch für jene ganze gefühlsselige Romandichtung geworden, die man, nachdem der Werther einmal gewirkt hatte, mit wachsendem Entzücken las. Wie in Siegwart und in Millers schwächern spätern Romanen die Liebe auftritt, wie die Poesie des Landlebens, des Mondes, der Kinderwelt gefühlt und gepriesen, wie die leidenschaftliche Freundschaft verherrlicht wird, und wie man endlich den Gedanken an Krankheit und Tod in melancholischen Stunden fort und fort nachhängt und sich das Leben im Jenseits schwärmend ausmalt, alles das schildert der Verfasser lebendig aus den Quellen.

Weniger ist ihm die Beurteilung des Siegwart als eines Ganzen gelungen: besonders unangenehm wirkt hier das fortwährende Herüber- und Hinüberflattern zwischen Siegwart und Miller und — zwischen dem Präsens und dem Präteritum, und diese Schwankungen entsprechen sich nicht einmal! Im ganzen ist die Darstellung frisch und gewandt. Leider verfällt sie wiederholt in einen burschikos absprechenden Ton, wozu der Verfasser um so weniger Veranlassung hatte, da er sich als Litterarhistoriker hätte bewußt bleiben sollen, daß wir doch heute leicht zu einer Unterschätzung des Gefühlslebens neigen.

Ein andrer Fehler des Buches, der freilich unsern Universitätslehrern zur Last fällt, ist der, daß die Individualität hinter dem „Milieu" fast ganz verschwindet — insofern wird dem Haupttitel nicht Genüge geleistet; in der Zeichnung der Charaktere des Hainbundes hat freilich schon Prutz das beste gethan.

*) Beiläufig: die noch heute gesungne allbekannte Melodie zu dem Liede: Was frag ich viel nach Geld und Gut? ist nicht, wie der Verfasser meint, die Mozartische, sondern die von Reese.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Manöverbetrachtungen eines Beteiligten

Die Manöverbriefe, die während des Spätſommers in vielen Zeitungen eine ſtehende Rubrik bilden, werden meiſt von unbeteiligten Zuſchauern geſchrieben, oft genug von ſolchen, die nie des Königs Rock getragen haben. Sie bekunden denn auch häufig eine grauſame Unkenntnis in militäriſchen Dingen, und ihre Verfaſſer haben nur die äußere Schale geſehen. Gleichwohl werden dieſe Berichte eifrig geleſen, und das iſt kein Wunder: der biedere Staatsbürger will etwas hören über den Verlauf dieſer Herbſtprüfungen des Heeres, und die farbenreichen Schilderungen der heißen Friedensſchlachten und der ſtrammen Parademärſche erfüllen ſein Männerherz mit einem Gefühle der Befriedigung und der Sicherheit, das ihm wohl zu gönnen iſt. So finden denn wohl auch einige nachträgliche Bemerkungen noch Beachtung, die mehr allgemein gehalten ſind und ein paar Eindrücke wiedergeben, die einer empfangen hat, der mit dabei war.

Über das Landſchaftliche will ich mich kurz faſſen, obſchon unſer Übungsgelände auch in dieſer Beziehung wahrlich nicht des Reizes entbehrte. Der Brigadeexerzierplatz, eine Hochebene in der Hainleite, bot nach Südweſten den Blick zum Inſelberg, im Südoſten zeichnete ſich der langgeſtreckte Ettersberg gegen den Horizont ab, und im Norden ragte der Brocken ſo deutlich auf, daß man bei guter Beleuchtung mit bloßem Auge das Gaſthaus erkennen konnte. Die Gefechtsübungen führten uns ſpäter über das Kyffhäuſergebirge, dicht an dem Denkmal vorbei, das ſchon an dem maſſigen Unterbau erkennen läßt, wie großartig es werden wird, quer durch die goldne Aue bis hart an den Harz hinan. Eine Kompagnie lag den einen Tag in dem waldumrauſchten, von hohen Bergwänden eingeſchloſſenen Zorge in Quartier. In den letzten Tagen, die zwiſchen Eisleben und Sangerhauſen ſpielten, grüßte bereits wieder von Oſten herüber der Petersberg und mahnte an die bevorſtehenden Wintergenüſſe

der Garnison (Halle). Während des Regiments- und Brigadeexerzierens lagen wir in nächster Nähe von Sondershausen, aus dessen malerischer Umgebung der Possen hervorzuheben ist, der höchste Punkt der Hainleite. Ein stattlicher Aussichtsturm (150 Fuß hoch) nahe bei dem fürstlichen Jagdschlosse eröffnet vor allem den Blick weithin in ein wogendes Meer der herrlichsten Buchenwipfel. Die Thüringer Seite der Fernsicht war leider verschleiert, als ich oben war; desto klarer lagen die Harzberge vor unsern Augen. Von der fürstlichen Residenzstadt Sondershausen selbst weiß ich nichts Bemerkenswertes zu erwähnen, außer den Lohkonzerten. Sie sind ja dem Namen nach weltbekannt, diese für jedermann unentgeltlich zugänglichen Konzerte der fürstlichen Hofkapelle. Ich gestehe, daß ich mit einigem Mißtrauen hinging. Der Leipziger, durch das Gewandhaus verwöhnt, ist in musikalischer Beziehung anspruchsvoll und — sagen wir es nur gerade heraus — hochmütig. Allein ich war geradezu entzückt, nicht so sehr von der Musik an sich, obwohl ich sie nicht tadeln möchte, wie von dem Gesamteindruck der Aufführung. Man denke sich einen prachtvoll gehaltnen Schloßpark. Nach allen Seiten führen saubere Kieswege zwischen den uralten Baumriesen hin. Aus der Höhe grüßt das fürstliche Schloß. Mitten in dem Loh — so heißt der Park — ist ein viereckiger Platz freigelassen und mit Stühlen und Bänken besetzt. Vor dem Platze steht die muschelförmige Musikhalle. Die Wände des Konzertraums rechts und links und hinten sind gebildet durch Reihen hochaufragender Bäume. Man spielte die Eroika. Ich habe sie schon manchmal gehört in meinem Leben, diese mächtige Symphonie „zum Gedächtnis eines Helden," vielleicht in Kleinigkeiten auch schon technisch vollendeter. Aber sie wirkte doch ganz eigentümlich in dieser Umgebung. Der erschütternde Trauermarsch mit seinem düstern C-moll vereinigte sich mit dem geheimnisvoll auf- und abschwellenden Rauschen der mächtigen Eichen zu wundersamen Klängen, und selbst das Knacken der fallenden Kastanien verstärkte nur den Eindruck herzergreifender Klage über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Und dann wieder das eigentümlich hastende Scherzo, begleitet von den schwirrenden Stimmen der Schwalben, die in dichten Zügen über den Platz hinsegelten — ein solches Zusammenwirken von Kunst- und Naturmusik bot mir einen völlig neuen Reiz, dem ich mich mit ganzem Herzen hingab! Aber nach der Eroika ging ich heim. Das weitere Programm war nicht darnach angethan, den empfangnen Eindruck zu vertiefen, und verderben lassen wollte ich ihn mir nicht.

Doch nun zum Militärischen. Mehr als sonst fiel mir die lebhafte Teilnahme auf, mit der das Publikum die soldatischen Exerzitien verfolgte. Schon zum Regimentsexerzieren strömten Mengen von Zuschauern zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen herbei, und in den letzten Tagen steigerte sich der Zulauf, zumal in den Biwaks, in fast beängstigender Weise. Das war ganz gewiß nicht bloß müßige Neugier und kindliche Freude an den wechselvollen Bildern des Ma-

növerlebens, sondern auch herzliche Teilnahme am Heer und an allen denen, die ihm angehören. Das konnte man schon an der Bereitwilligkeit sehen, den Soldaten etwas zu gute zu thun, wo sich nur dazu Gelegenheit bot. Wiederholt habe ich gesehen, daß ganze Körbe voll Obst zum beliebigen Zulangen für die vorbeimarschierende Truppe aufgestellt waren. Im Biwak bei Artern erschien an unserm Lagerfeuer ein liebenswürdiger Bürger der Stadt mit einer niedlichen Tochter; die brachten zwei riesige Kannen Warmbier, das uns an dem kühlen Abend sehr wohlthat. Fast nirgends habe ich über unfreundliche Aufnahme der Einquartierung klagen hören. Überall stellte sich zwischen den Wirten und ihren unfreiwilligen und ungebetnen Gästen bald ein vortreffliches Verhältnis her, und ich habe mehrfach erlebt, daß sich ein Ortseinwohner des Abends im Gasthause bitter beschwerte, daß ihm der Schultheiß keinen Soldaten gegeben habe. Besonders merkwürdig war es mir, daß die Füsiliere in den seltnen Fällen, wo sie ruppiger Gesinnung und geiziger Zugeknöpftheit begegneten, sofort mit dem Urteil bei der Hand waren: Das ist ein richtiger Sozialdemokrat! Mögen sie auch mit diesem Schluß manchmal fehlgegriffen haben, man erkennt doch, wessen man sich in den Kreisen des Heeres zu den Anhängern dieser Partei versieht; und daß ein waschechter Sozialdemokrat für einen Soldaten, der es mit seinem Fahneneid ernst nimmt, nichts übrig hat, das ist ja eigentlich ganz selbstverständlich.

Auf das Militärisch-Technische im engern Sinne will ich meine Bemerkungen nicht erstrecken. Denn erstens wird durch unmaßgebliche Äußerungen der Presse in dieser Richtung mehr geschadet als genützt, und dann steht es mir als einem Angehörigen des Heeres ohnehin nicht zu, öffentlich mein Urteil abzugeben. So viel aber darf ich sagen, daß sich die Anforderungen an das Heer und namentlich an die Führer in den sechzehn Jahren, die ich übersehen kann, bedeutend gesteigert haben. Am meisten wohl sind davon betroffen die Kompagnieführer, die in der That geradezu maßlos überbürdet sind, wenn sie alle ihre Pflichten gewissenhaft erfüllen wollen. Aber auch von den Leuten wird viel verlangt, schon an rein körperlicher Anstrengung. Die Anläufe zum Sturm gingen manchmal bis hart an die Grenze der Leistungsfähigkeit der menschlichen Lunge. Allerdings gebe ich zu, daß einem ältern Landwehroffizier das wohl mehr zum Bewußtsein kommen mag, als den aktiven Herren und vollends den Mannschaften; aber auch diese — bei ihnen fällt der gepackte Tornister noch erschwerend ins Gewicht — habe ich bedrohlich keuchen sehen, und gar manchem blieb das Hurra beim letzten Laufschritt in der trocknen Kehle sitzen. Man hatte in weiten Kreisen des Volkes früher vielfach ein Vorurteil gegen den Offizierstand. Noch in einem Buche, das 1892 erschienen ist (Luc Gersal, Spree-Athen, Berliner Skizzen von einem Böotier) heißt es: „In den Augen des Volkes sind die Offiziere Nichtsthuer, Bummler.“ Mit dieser Ansicht ist es wohl gründlich vorbei. Durch Bummeln erreicht heutzutage beim Mi-

litär niemand etwas, und wer es im Heere zu etwas bringen will, der muß arbeiten, tüchtig arbeiten. Werden doch in keinem Stande die, von denen man sich nichts verspricht, so rücksichtslos ausgeschieden, wie hier.

Die sozialistischen und fortschrittlichen Zeitungen wissen bekanntlich fast jede Woche neue Schauermären zu berichten von den unglaublichsten Mißhandlungen, denen die Soldaten schutzlos preisgegeben sind. Von derartigen Quälereien ist mir nicht das geringste bekannt geworden. Eins ist allerdings wahr: geschimpft wird tüchtig im Heere. Und auch ich habe den Eindruck, daß darin zu viel gethan wird. Es ist ja ganz gewiß nicht leicht, ohne sehr entschiednes Auftreten in der kurzbemessenen Dienstzeit das aus den Leuten zu machen, was sie schließlich vorstellen sollen. Es will viel heißen, in zwei Jahren einen steifen Bauernburschen in einen flotten und gewandten Soldaten zu verwandeln. Ich meine aber doch, es müßte mit etwas weniger Aufwand von Heftigkeit auch zu erreichen sein. Die Ausbildung des militärischen Ehrgefühls ist unter den idealen Zielen des militärischen Unterrichts unbestritten eines der wichtigsten, das Ehrgefühl aber wird durch die zum Teil mehr als derben Schimpfwörter, deren sich besonders die Unteroffiziere bedienen, sicherlich nicht gefördert, im Gegenteil empfindlich geschädigt.

Aber etwas andres ist noch schlimmer als das wüste Schimpfen, es ist die Unsauberkeit der Ausdrücke. Niemand wird von einem Soldaten die empfindsame Zartheit eines Backfischs erwarten. Der Soldatenberuf ist ein hartes Handwerk, und das drückt sich in seinem Jargon notwendigerweise ab. Ich weiß auch ganz gut, daß das unsaubre Wort noch lange nicht immer ein untrügliches Kennzeichen unsaubrer Gesinnung ist, daß gar viele, die eine unverkennbare Vorliebe für schmutzige Geschichten, schlüpfrige Anekdoten und zweideutige Wendungen haben, sich darum doch nicht so leicht zu einer unsittlichen Handlung würden entschließen können. Aber durch die häufige Anwendung gemeiner Bilder und Vergleiche wird doch nach und nach das Gefühl abgestumpft und in rohern Naturen mit der Zeit eine Mißachtung aller höhern sittlichen Anschauungen erzeugt, die eine ernste Gefahr in sich schließt. Es hat bis heute als ein Vorzug unsers Volkes gegolten, daß es in seiner Gesamtheit noch nicht vergiftet sei von dem Pesthauche der Unsittlichkeit, der schon mancher Nation verderblich geworden ist. Geben wir diesen Vorzug nicht leichtsinnig preis! Gerade jetzt schließen sich hie und da ernste Männer und Frauen zu Vereinen zusammen, um sittlich Verirrte zu heben und wieder zu brauchbaren Gliedern der Gesellschaft zu machen. In solcher Zeit muß auch in der Armee, die eine Schule der Nation im besten und höchsten Sinne ist und noch immer mehr werden soll, alles vermieden werden, was auf diesem so empfindlichen Gebiete nach Schlaffheit aussieht. Welche Riesensummen geben unsre Großstädte jetzt aus, um ihre Abfallstoffe zu entseuchen und den Forderungen der Gesundheitslehre an die Reinlichkeit Genüge zu thun. Dort

handelt es sich um die Gesundheit des Körpers, hier um die Gesundheit der Seele, der Volksseele. Welche Seite wichtiger ist, darüber ist wohl kein Zweifel, und zu einer Besserung gehören hier keine großen Ausgaben, sondern nur die Einsicht und die feste Entschlossenheit der maßgebenden Kreise, in diesem Falle der Offiziere. Dem lichtscheuen Treiben versumpfter Gesellen ist natürlich nicht so leicht beizukommen; aber im dienstlichen Verkehr und im Tagesgespräch gebührt der Zote nicht die Rolle, die sie leider heute darin spielt. In Heft 9 dieses Jahrgangs haben die Grenzboten einen Aufsatz gebracht, der das Gemeinsame betonte, das zwischen dem Berufe der Lehrer und dem der Offiziere bestehe. Vieles an diesen Ausführungen hat mir sehr gefallen; hatte ich doch ähnliches, wie ich es da ausgesprochen fand, auch schon manchmal empfunden, wenn ich aus der Klasse vor die Kompagnie trat oder umgekehrt. Aber bei dem Gedanken, der Verkehrston, den die Unteroffiziere gegenüber den Mannschaften mit Vorliebe anschlagen, könne eines Tages auch in die Schule einziehen, schaudert michs denn doch. Gegen diese Art des Ausdrucks müßte sich die Schule mit aller Entschiedenheit verwahren, und das Heer würde auch ganz gewiß an seinem innern Werte nichts einbüßen, wenn hier einmal eine kräftige Hand säubernd dazwischenführe.

Eine weitere schlimme Seite des militärischen Lebens darf in diesem Zusammenhange nicht übergangen werden: es wird zuviel getrunken. Die Übungen in glühender Sonnenhitze auf den kahlen Stoppelfeldern erzeugen Durst, viel Durst. Man braucht nur ein einzigesmal gesehen zu haben, mit welcher Gier eine lechzende Truppe über die von der Bevölkerung aufgestellten Wassereimer herfällt, so versteht man, wie leicht die Gelegenheit, diesen Riesendurst in geistigen Getränken zu löschen, verführerisch und gefährlich werden kann. Aber gerade das sollte zu doppelter Vorsicht mahnen. Ich habe die Meinung aussprechen hören, daß der teilweise unnötig rohe Ton, der im Verkehr der Vorgesetzten mit den Untergebnen an der Tagesordnung ist, zum Teil mit als eine Folge des vielen Trinkens anzusehen sei. Ich möchte diese Ansicht nicht vertreten, ich habe ihr sogar entschieden widersprochen. Aber daß man überhaupt dazu kommen kann, eine solche Begründung vorzubringen, ist schon schlimm genug. Während der Übungen selbst zwar spielt die Schnapsflasche bei weitem nicht mehr die Rolle wie früher. Die Feldflasche ist stets vorschriftsmäßig mit Kaffee gefüllt, und die Leute bestätigen selbst, daß ihnen dieser die besten Dienste leiste. Aber abends im Quartier oder im Wirtshause läßt die Mäßigkeit nur allzu häufig viel zu wünschen übrig. Wenn es auch gewohnheitsmäßige Trinker im Heere gewiß nicht mehr giebt als anderswo, so ist doch ganz entschieden der Verbrauch an geistigen Getränken durchschnittlich zu hoch, und eine schärfere Überwachung nach dieser Richtung würde viel Gutes wirken. Ist es doch bekannt, wie sehr die körperliche Leistungsfähigkeit unter den Nachwirkungen des Alkohols leidet.

Noch auf einem andern Gebiete sollten die Offiziere mehr darauf bedacht sein, den Mannschaften ihre geistige und sittliche Überlegenheit durch Selbstzucht, Einfachheit und Anspruchslosigkeit zu zeigen. Ich meine die Verpflegung in den Biwaks. Was den Leuten geliefert wird, ist gut und reichlich. Aber was wird da noch alles an Leckerbissen für das Offizierszelt mitgeschleppt! Es giebt ja auch Offiziere, die sich einfach die Mannschaftsportionen mitliefern lassen, aber sie sind sehr in der Minderheit. Durch solche Schlemmerei vor den Augen der Soldaten wird natürlicherweise Unzufriedenheit und Begehrlichkeit gezüchtet. Mag man sich bei den geselligen Wintervergnügungen mit den kostbarsten Erzeugnissen der fernsten Zonen den Gaumen kitzeln, wenn man die Mittel dazu hat, sie anzuschaffen, obwohl auch da ein gewisses Maßhalten nicht bloß erwünscht wäre, sondern auch der ausdrücklichen Willensmeinung des allerhöchsten Kriegsherrn entsprechen würde. Aber in der Zeit der Manöver, die den Offizier fast stündlich in die nächste Berührung mit seinen Leuten bringt, da sollte denn doch deutlicher hervortreten, daß auch in Beziehung auf Essen und Trinken die Herbstübungen als eine Vorschule zum Kriege anzusehen sind. Auch die Unmasse von Gepäck, die manche Herren mitschleppen, ist so wenig kriegsgemäß wie möglich. Besonders die Herren von der Kavallerie zeichnen sich darin unvorteilhaft aus. Wenn jemand einen eignen Wagen und eigne Pferde zu diesem Zweck mitführt, so ist vielleicht dienstlich dagegen nicht viel zu thun. Aber eine Erinnerung daran, daß an allen großen Heerführern alter und neuer Zeit die Bedürfnislosigkeit einen stehenden Zug gebildet hat, dürfte doch auch hier am Platze sein.

Meine Manöverbetrachtungen haben sich ziemlich weit von schwärmender Verherrlichung unsers Heeres entfernt. Ich habe das und jenes auszusetzen und zu wünschen gefunden. Und doch muß ich, wenn ich den Gesamteindruck zusammenfassen will, den ich vom Übungsfelde mit heimgenommen habe, mit Stolz sagen: noch ist unser Heer gesund. Vor allem von einer Vergiftung der Leute durch die sozialistischen Irrlehren in irgend erkennbarem oder gar bedenkenerregendem Maße kann gar keine Rede sein. Unter den Offizieren herrscht ein höchst erfreuliches Streben, den immer mehr sich steigernden Dienstanforderungen gerecht zu werden. Und wenn dieses Streben hie und da zu toter Schematisirung, zu armseligem Buchstaben- und Formelkram, besonders im Schriftwesen, ausartet, so mag das wohl die unentrinnbare Folge einer längern Friedensperiode sein. Wer aber wird es dem Berufssoldaten verargen, wenn manchmal in seinem Herzen der geheime Wunsch aufkeimt, daß hierin bald, recht bald ein Wandel eintreten möge? Wir aber wollen unserm Volke wünschen, daß solch frevelhafte Gedanken noch lange unverwirklicht bleiben mögen und wollen trotz mancher betrübenden Wahrnehmungen den Glauben festhalten: wenn einmal nach Gottes Ratschluß wieder ernste Tage für unser Volk kommen sollten, dann wird sich, so Gott will, mit ihnen auch jener große

und weite Blick wieder einstellen, vor dem die heute manchmal unnütz sich breitmachende Kleinigkeitskrämerei dahinschwindet wie Schnee an der Märzsonne. Dann wird mit dem tiefen Ernst und der gewaltigen Größe der Aufgabe, die es zu lösen gilt — und darüber, daß es eine schwere Aufgabe sein wird, täuscht sich wohl niemand —, auch eine höhere sittliche Anschauung über alle Beteiligten kommen, vor der alle leidige Verwöhnung zu Üppigkeit und Genuß dahinfällt wie elender Plunder. Diesen Glauben, daß sich unser Heer solches Aufschwungs in den Zeiten der Not fähig erweisen werde, habe ich auch aus dem diesjährigen Friedensfeldzuge unerschüttert mit heimgebracht.

Ein italienischer Katholik über die Freiheit

Wenn man heute, heißt es in dem Vorwort des vor uns liegenden Buches,*) mit einem sechshundert Seiten starken Werke über die Freiheit vors Publikum tritt, so hat man sich auf zweierlei gefaßt zu machen: niemand wird Lust haben, es zu kaufen, und wer es geschenkt bekommt, der wird es in den Papierkorb werfen oder höchstens auf das Brett stellen, wo seine ungebrauchten und unbrauchbaren Bücher stehen.

Wir haben das Buch geschenkt bekommen, haben es aber schon seiner schönen Ausstattung wegen nicht in den Papierkorb geworfen, den es ja auch zerdrückt haben würde, sondern fein säuberlich einbinden lassen und dann mit dem Bleistift in der Hand durchstudirt. Und da haben wir denn gefunden, daß die Befürchtungen des Verfassers nicht unbegründet sind, aber nicht wegen der Dicke seines Buches, die allerdings unter den heutigen Umständen nicht gerade zur Empfehlung dient, sondern weil er ein liberaler Katholik vom Schlage des verstorbnen Grafen Montalembert ist. Als Katholik ist er für die zur Zeit in Europa, etwa mit Ausschluß Englands, herrschende Gelehrtenrepublik nicht vorhanden, und weil er liberal ist, wird der deutsche Borromäusverein keine Übersetzung davon veranstalten. Außerhalb Deutschlands und Englands werden, so viel wir wissen, katholische Bücher überhaupt nicht

*) Della Libertà considerata in se stessa, in relazione al diritto, alla storia, alla società moderna, e al progresso dell' umanità, per Enrico Cenni. Napoli, Francesco Giannini e figli, 1891.

gelesen. In Frankreich interessiren sich bloß die Frauen für Religion, und die lesen keine „Metaphysik," in Italien und Spanien aber hat der gläubige Teil des Volks vor der Hand noch nicht lesen gelernt.

Die Metaphysik gehört nämlich zu den Dingen, wegen deren sich der Verfasser bei dem einen Leser, den er möglicherweise finden könnte, entschuldigt, und sie ist in der That der Hauptfehler des Buches. Nicht an sich; an sich ist sie ganz vortrefflich. Mit einem kühnen Schritt, ähnlich dem Schritte Spinozas, Fichtes, Hegels und Schellings, die sich alle auf den großen Schritt des Weltschöpfers in Michel Angelos Gemälde berufen können, mit einem solchen metaphysischen Schritt also gelangt Cenni vom menschlichen Denken zur Idee Gottes und leitet aus dieser die Freiheit des Menschen ab, die er definirt als die Fähigkeit des Willens, die von der Vernunft als geeignet erkannten Mittel zur Erreichung des bonum (del Bene, von den deutschen Genitiven: „des Guten" und „des Gutes" drückt keiner den Begriff genau aus) zu wählen. Nur Irrtum der durch die Sünde geschwächten Vernunft kann den Menschen verleiten, anstatt des höchsten Gutes ein Gut untergeordneter Art zum höchsten Ziele seines Strebens zu machen, oder gar, durch den bloßen Schein des Guten getäuscht, das Böse zu wählen, das nichts andres ist als ein Mangel am Guten.*) Freiheit ist also nicht die Fähigkeit, zwischen Gutem und Bösem zu wählen, denn Böses kann der Mensch überhaupt nicht wollen. Aus der Freiheit entspringt die Pflicht, aus der Pflicht das Recht, das die Rechtsordnung der menschlichen Gesellschaft ergiebt. Auf dieser Grundlage werden dann die Systeme von Spinoza und Hobbes, diesen beiden großen und folgerichtigen Freiheitsfeinden, zergliedert und in ihrer ganzen abschreckenden Häßlichkeit und herzlähmenden Furchtbarkeit dargestellt, den beiden großen Freiheitsfreunden aber, Kant und Rousseau, wird nachgewiesen, daß sie die Freiheit, die sie preisen, nicht zu begründen vermögen.

Das alles ist vortrefflich, aber es kann heutzutage, wo die Freiheitsfrage eine brennende praktische Frage geworden ist, nicht genügen. Was nützt es uns, wenn wir die Freiheit im Studirzimmer mit eiserner Logik felsenfest gegründet haben, draußen in den Stürmen des Lebens aber finden, daß sich die Menschen und die Ereignisse um unsern schönen Gedankenbau gar nicht kümmern? Von dem „Motivationsprozesse," dem die heutigen Denker ein so sorgfältiges Studium gewidmet haben, sagt Cenni wenig, von den physiologischen Bedingungen des Seelenlebens kein Wort, und die verschiednen Abhängigkeitsverhältnisse, denen der einzelne sein Stück Freiheit abzuringen hat, stellt er gar nicht dar. Zwar schreibt er viel über das Aufsteigen der europäischen

*) Mit Augustinus hält Cenni dafür, daß Sein und Gutsein vertauschbare Begriffe sind; eben das Seiende ist das Gute; das Böse ist nun nicht einfach das Nichtseiende, sondern ein Mangel oder eine Verderbnis am Sein, z. B. am Beine die Lähmung.

Menschheit von der Sklaverei durch die Hörigkeit hindurch zur persönlichen Freiheit, aber wie sich im Rahmen dieser drei juristischen Begriffe die Lage der Menschen zu verschiednen Zeiten und an verschiednen Orten thatsächlich gestaltet hat, darüber hören wir nichts.

Wie unfruchtbar diese von der Erfahrung absehende Behandlungsweise für das Leben ist, zeigt sich besonders in dem Kapitel: „Von der Idee der Freiheit in Beziehung auf die soziale Frage," dessen Inhalt wir abgekürzt wiedergeben wollen. Zuvor werfen wir aber einen Blick auf das vorhergehende Kapitel, worin der Verfasser mit einem Radikalismus, der einerseits an Rousseau, andrerseits an die Sozialdemokraten erinnert, alle gesellschaftlichen Vorrechte bekämpft. Der christliche Glaube, daß alle Menschen Kinder Gottes sind, dessen Wesen die Liebe ist — führt Cenni aus —, schneidet alle Ansprüche auf Vorrechte der einen über die andern an der Wurzel ab; er duldet keinerlei Privilegium, mag es aus dem Genie, oder aus der Tugend, oder aus dem Amte, oder aus der Geburt abgeleitet werden. Mit Feuer bekämpft er den Legitismus De Maistres, jeden Absolutismus und das Adelsvorurteil, „diesen letzten Kehricht des Mittelalters." Er beruft sich in diesem Stück vorzüglich auf Dante, den er überhaupt als Meister verehrt. Nach der Entwicklungstheorie allerdings, deren wirkliche Urheber, wie er richtig zeigt, nicht sowohl Darwin und Herbert Spencer als vielmehr Spinoza und Hobbes sind, gilt das Vorrecht des Stärkern, nimmermehr aber nach dem Glauben des Christentums. Aus höherer geistiger Begabung z. B. entspringt nicht das Recht, die minder begabten zu beherrschen, sondern bloß die Pflicht, sie zu belehren und zu bilden. Im Christentum, das die Demut für die Wurzel aller Tugenden und den Hochmut für die Wurzel aller Sünden erklärt, ist jede Aristokratie unmöglich, denn Aristokratie ist nichts andres, als die Verkörperung des grundsätzlichen Hochmuts. Jede der vier Hauptarten der Aristokratie charakterisirt Cenni mit einem Beiwort; die Plutokratie ist die roheste, die Beamtenherrschaft die am meisten tyrannische, die Bildungsaristokratie mephistophelisch, der Geburtsadel nichtig (vuoto, hohl). Edel — sagt er — nennen wir ein Wesen, das gewisse nur ihm eigne, andern Wesen unerreichbare Vorzüge besitzt; das Pferd, nicht das Krokodil, nennen wir ein edles Tier. Unter allen irdischen Wesen aber ist der Mensch das edelste, und unter den Menschen wiedernm sind die edelsten, deren Geist und Gemüt der Idee der Menschheit am nächsten kommt. Dieser Adel ist aber rein persönlich und kann nicht vererbt werden. Edle Väter haben oft sehr unedle Söhne, und mit dem Stande hat dieser Adel gar nichts zu thun; sind doch viele Geister ersten Ranges, wie Shakespeare, dem niedrigsten Stande entsprossen. Ein edler Mensch adelt wohl seine Familie, nie aber vermag die Familie ihren Sprößling zu adeln. Und wie die Vorzüge des Geistes und Herzens, so sind auch die Verdienste nicht vererbbar; nichts lächerlicheres als jemanden für die Verdienste seines Vaters

oder gar irgend eines Urahnen belohnen zu wollen.*) Noch dazu bestehen die angeblich rühmlichen Handlungen, die das Adelsvorrecht begründen sollen, in weiter nichts als in wüsten Raufereien, in Diebstahl und Raub und in schändlichen Gewaltthaten. Und wie der Adel aus Unrecht und Laster hervorgegangen ist, so ist sein ganzes Dasein eine einzige große Sünde. Denn die eingebildeten Vorzüge, die er sich anmaßt, überheben ihn der Notwendigkeit, sich wirkliche Vorzüge zu erwerben, und so verachtet er denn Kunst und Wissenschaft, bringt sein Leben mit eitlem Zeitvertreib und der Pflege hohler Formen zu und ergiebt sich dem Müßiggang, der aller Laster Anfang ist, sodaß jeder Schuhputzer und Straßenkehrer, die ja beide sehr nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft sind, für edler angesehen werden muß als ein durchschnittlicher Aristokrat. Durch seine Schlechtigkeit die französische Revolution herbeigeführt zu haben, das ist so ziemlich das einzige Verdienst, dessen sich der Adel des europäischen Festlands rühmen darf.

Wiederherstellung des patriarchalischen Regiments wird es also nicht sein, was Cenni als Heilmittel gegen die sozialen Übel empfiehlt. Hören wir denn, was er besseres weiß. Da die Freiheit, so folgert er, die Fähigkeit des Willens ist, sich seinem Ziele, dem Besitze des höchsten Gutes, entgegenzubewegen, aus der Freiheit aber die Pflicht entspringt, und aus der Pflicht das Recht auf irdische Güter, als die Mittel zur Erreichung des Zieles, so folgt daraus, daß die Pflicht den Maßstab für die Rechte abgiebt, und daß es sündhafte Begierde ist, wenn der Wille etwas verlangt, dessen er zur Pflichterfüllung nicht bedarf. Die nur auf Befriedigung der Sinnlichkeit, nicht auf einen vernünftigen Zweck gerichtete Begierde hat also keine Berechtigung, ist vielmehr die Quelle aller persönlichen und sozialen Übel. Demnach sind die Sozialisten, denen es ja nur darum zu thun ist, sich eine größere Menge von Genüssen zu verschaffen, durchaus im Unrecht. Indem sie nicht von der Idee der wahren Freiheit und von der Pflicht ausgehen, fälschen sie die Idee des Rechts. Jeder, so sagen sie, habe ein Recht auf einen Platz beim Bankett des Lebens, das heißt also, jeder habe ein Recht auf so viel Genuß, wie jeder andre, das folge aus der ursprünglichen Gleichberechtigung aller Menschen. Und so verführen sie denn ein endloses Gerede von den Rechten der besitzlosen Klassen, ohne diese Rechte genau anzugeben, nur daß im allgemeinen das Recht auf maßlosen Genuß gemeint und von einigen das Recht, die Besitzenden zu berauben, geltend gemacht wird. So läuft der Sozialismus darauf hinaus, daß an die Stelle der bisherigen privilegirten Klassen die neue privilegirte Klasse der Proletarier treten und das Recht haben soll, ihre frühern Unterdrücker zu unterdrücken. Die wahre Idee der Freiheit aber zerstört dieses Privilegium, das

*) Wie schlecht sich mit solchem einseitigen und übertriebnen Individualismus das christliche Dogma von der Erbsünde verträgt, daran hat Cenni wohl nicht gedacht.

erst erstrebt wird, so gut, wie die alten schon bestehenden Privilegien, und zeigt, daß der Sozialismus, der nichts andres ist, als die zum System erhobne Begehrlichkeit, jeder Berechtigung entbehrt. Die Sozialisten sind nichts als eine zur drohenden Lawine zusammengeballte Schar von Barbaren, die, wenn sie siegten, alle Kultur vernichten und die Menschheit in jenen tierähnlichen Zustand zurückversetzen würden, von dem sie nach Ansicht der Modernen ausgegangen sein soll.

Andrerseits freilich ist es nicht minder eine betrübende Thatsache, daß die Menschen zu einem großen Teil des Maßes an Gütern ermangeln, das zur Erreichung ihrer Bestimmung, zu ihrer Selbstvervollkommnung nötig ist. Wenn das natürliche Recht fordert, daß jeder so viel besitze, als seiner persönlichen Beschaffenheit und Lage angemessen ist, so muß anerkannt werden, daß sich sowohl die Überflußhabenden wie die Mangelleidenden in einer dem Naturrecht nicht entsprechenden (estragiuridiche) Lage befinden. Daher kann man bei der jetzigen Güterverteilung die nicht zum Schweigen bringen, die ihren Anteil am Nötigen fordern, denn für sie streitet die natürliche Gerechtigkeit, deren Wesen es ist, jedem das Seine zuzuteilen. Aber weit entfernt davon, die Ansprüche der Sozialisten zu rechtfertigen, macht sie dieser Grundsatz vielmehr zu nichte. Denn ihrer überwiegenden Mehrzahl nach werden die Menschen mit so beschränkten geistigen Fähigkeiten geboren, daß sie zu nichts anderm taugen, als zur körperlichen Arbeit und zu den untergeordneten gesellschaftlichen Diensten, und auch in diesen bringen es nur wenige zu einer gewissen Vollkommenheit. Man kennt vornehme Männer, die geborne Köche oder Kutscher sind, und Ludwig XVI. hatte zwar Anlage zum Schlosserhandwerk, war aber, obwohl übrigens ein tugendhafter Mann von edler Gesinnung, zum Regieren sehr wenig befähigt. Den Anforderungen der Gerechtigkeit wird Genüge geleistet, wenn jeder aus dieser überwiegenden Mehrheit soviel hat, als zur Bethätigung seiner geringen Fähigkeiten erforderlich ist; darüber hinaus hat keiner etwas zu verlangen.

Hier hat der Verfasser eine kleine Lücke gelassen. Meint er etwa, daß sich Ludwig XVI., um den Forderungen der Gerechtigkeit nachzukommen, mit dem Wochenlohn eines Schlossers hätte begnügen sollen, und daß sich eine Volksvertretung nach dem Fähigsten hätte umsehen müssen, um diesem die Regierung und die königlichen Einkünfte zu übergeben, die allerdings, wie wir aus dem Folgenden sehen werden, stark zu beschneiden gewesen wären? Wenn er das meint, was er ausdrücklich zu sagen unterläßt, dann steht er ungefähr auf demselben Boden wie die Sozialisten. Denn mag auch die „sündhafte“ Begierde, wie für alle wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bewegungen, so auch für die sozialdemokratische eine oder meinetwegen die Haupttriebfeder sein, den Hauptinhalt der sozialistischen Lehren macht das, was Cenni angiebt, nicht aus, und wenn einige Sozialisten den Grundsatz aufstellen, jeder solle nach

seinen Bedürfnissen, andre den Grundsatz, jeder solle nach seinen Leistungen bezahlt werden, so fällt das offenbar mit der von Cenni aufgestellten Regel zusammen.

Dieser Regel nach also, sagt Cenni weiter, hat der Lohnarbeiter nichts zu fordern, als was zur Entfaltung seiner geringen Anlagen notwendig ist, sodann die Mittel für einige Genüsse zur leiblichen und geistigen Erholung und darüber noch soviel, daß er einen Sparpfennig zurücklegen kann. Cenni erkennt an, daß sehr vielen Lohnarbeitern dieses Nötige nicht beschieden sei, daß namentlich die Frauenarbeit erbärmlich bezahlt werde und oft nicht einmal zur Fristung des Lebens hinreiche; das positive Recht müsse demnach in diesem Stück dem Naturrecht besser angepaßt, der Lohn müsse erhöht, die Arbeitszeit verkürzt werden, damit die Freiheit, die das Gesetz auch den Arbeitern zusichere, nicht eine Lüge bleibe, wie bisher, sondern Wahrheit und Wirklichkeit werde. Wie das aber zu erreichen sei, das gesteht er mit einer Offenherzigkeit, die ihm Ehre macht, nicht zu wissen. Wahrscheinlich, meint er, würden die Ereignisse die Sache besorgen, unterstützt von Juristen und Publizisten, die diesen Namen verdienten, was nur dann der Fall sei, wenn sie von der allein wahren, das heißt von der katholischen Philosophie erleuchtet seien. Sollten etwa die Nationalökonomen behaupten, die Erfüllung jener Forderung sei nach den Gesetzen ihrer Wissenschaft unmöglich, so würde damit weiter nichts bewiesen sein, als daß diese Wissenschaft der Vernunft widerspreche und falsch sei. Viel könne ohnehin an dieser Wissenschaft nicht sein, das leuchte schon bei einem Blick auf die Streitigkeiten ihrer Vertreter ein, die sich nicht einmal über den Grundbegriff, den des Wertes, zu einigen vermöchten. Wenn irgend eine Wissenschaft etwas zu leisten vermöge in dieser Sache, so sei das einzig und allein die wahre Philosophie, die Philosophie des Christentums, und daher habe Reichensperger Recht gehabt, als er bei Beratung des Sozialistengesetzes im Jahre 1878 ausgerufen habe: „Öffnen Sie ihr [der Lehre des Christentums] alle Pforten, von der Universität bis zur untersten Volksschule, und der Sozialismus wird verschwinden!"

Darauf ist zweierlei zu erwidern. Einmal, daß in Deutschland der christlichen Lehre alle Pforten stets offen gestanden haben, daß es ihr nicht allein unverwehrt bleibt, überall einzudringen, sondern daß sie in den Volksschulen, nach wie vor Falk, in wöchentlich sechs Stunden eingepaukt wird. Daß an der Universität auch Ansichten gelehrt werden, die dem Christenglauben widersprechen, ist richtig, aber wie will man das verhindern? Ganz folgerichtig hat sich die ungläubige Wissenschaft aus der gläubigen entwickelt, und wie Voltaire Jesuitenschüler gewesen ist, so hat sein königlicher Freund in der Jugend unter der Aufsicht eines strenggläubigen Vaters einen rechtgläubig protestantischen Religionsunterricht genossen. Andrerseits: vom vierten bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein hat das Christentum oder haben vielmehr

die christlichen Geistlichen die Geister in Europa ziemlich unbeschränkt beherrscht. Haben sie die Gerechtigkeit herstellen können? Ist nicht das ganze Mittelalter eine ununterbrochne Kette sozialer Revolutionen gewesen, und wenn die Darniederhaltung des Volksgeistes unter dem ancien régime den Schein der Ruhe, Ordnung und Zufriedenheit erzeugte, war nicht die schließliche Explosion im Jahre 1789 dafür um so furchtbarer? Vielleicht wendet Cenni ein, die christliche Religion könne nichts dafür, daß sie von ihren Vertretern nicht richtig gelehrt werde. So verhält es sich in der That; aber wie sollen diese Vertreter geändert werden? Werden nicht die christlichen Geistlichen auch in Zukunft stets Menschen und von menschlichen Rücksichten abhängig bleiben? Bei einer öffentlichen Schulprüfung an irgend einem Orte Westfalens — so berichtet die Preußische Lehrerzeitung — wurde u. a. das Gedicht von Chamisso „Das Riesenspielzeug" vorgenommen und sein Grundgedanke, daß auch der geringste Arbeiter den Großen dieser Erde zu ihrer Erhaltung notwendig sei, richtig entwickelt. Bei dieser Katechese gaben die anwesenden Schulvorstandsmitglieder dem Lehrer ihren Unwillen durch Scharren und Husten zu erkennen, und nach der Prüfung machten sie ihm die heftigsten Vorwürfe darüber, daß er „sozialdemokratische Ansichten und Ideen" verbreite. Statt des Lobes für die glänzend verlaufne Prüfung erntete er eine amtliche Rüge. So geht es auch mit jeder Stelle der Bibel, die den herrschenden Kreisen nicht paßt. Jeder Geistliche, der sie auf der Kanzel und im Schulunterricht hervorheben wollte, würde als Sozialdemokrat verschrien werden und seines Amtes verlustig gehen. So tritt denn die Geistlichkeit, von löblichen Ausnahmen abgesehen, jahraus jahrein auf einigen politisch und sozial unverfänglichen Dogmen herum, was ihr bloß den ohnmächtigen Zorn des „Berliner Tageblatts" und einiger Professoren zuzieht, und geißelt daneben fleißig die Sünden der untern Klassen, die Hauptsache im „Gesetze" aber (Matth. 23, 23), die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, vernachlässigt sie gerade so wie die Priester und Schriftgelehrten vor 1900 Jahren. Und so bleibt zwar die Philosophie des Christentums ewig wahr, aber zugleich auch ewig unwirksam.*) Weil die christliche Gesinnung fehlt, darum werden die, die sie verbreiten wollen, ans Kreuz geschlagen oder eingesperrt oder der Existenzmittel beraubt, und weil die christliche Gesinnung nicht verbreitet werden darf,

*) Unwirksam im Großen, in sozialer Beziehung, meinen wir natürlich; daß nicht zwar die christliche Philosophie, aber doch die christliche Liebe einzelnen Unglücklichen jahraus jahrein die Thränen trocknet, und daß sich die Zahl dieser Getrösteten alljährlich auf viele tausende beläuft, leugnen wir nicht. Aber das Massenelend kommt und geht nicht so sehr mit der unchristlichen Gesinnung, als mit den Umwälzungen der Produktion und mit den Bewegungen der Bevölkerung, und die französische Revolution hat, indem sie den französischen Bauernstand schuf, damit mehr Volkswohl geschaffen, als irgend eine Klerisei irgend eines Landes.

darum lebt jedes nachfolgende Geschlecht so unchristlich wie das vorhergehende, und darum ist die Idee der Gerechtigkeit seit Christus bis auf den heutigen Tag ihrer Verwirklichung auch nicht um einen Schritt näher gekommen.

Also, das Menschengeschlecht wird lange zu warten haben, bis es dem christlichen Glauben gelingen wird, das geltende Recht in diesen und andern Stücken dem Naturrechte gleichförmig zu machen. Bis dahin, meint Cenni, sei es Sache der Wohlthätigkeit, die Mängel des geltenden Rechts zu ergänzen, und dabei verweilt er so lange, daß man daraus sieht, wie eigentlich seine ganze Sozialpolitik auf das Almosengeben hinausläuft. Lukas 11, 41, worauf er sich wiederholt beruft, dient ihm als Grundlage für sein sozialpolitisches System, das übrigens kein andres ist, als das amtliche der katholischen Kirche. Die Schriftgemäßheit dieses Systems hängt davon ab, ob die katholische Übersetzung: „von dem, was übrig ist, gebet Almosen, und alles ist euch rein," richtig ist. Luther übersetzt: „von dem, was da ist." Im Urtext steht: τὰ ἐνόντα, wovor wahrscheinlich κατὰ zu ergänzen ist, was dann bedeuten würde: nach Vermögen. Dem Sinne nach dürfte die Übersetzung: „von dem, was übrig ist" wohl richtig sein.

Cenni führt nun aus: dieses Wort Christi sei keineswegs ein Rat, wie der dem reichen Jüngling erteilte: willst du vollkommen sein, so verkaufe alles, was du hast, gieb es den Armen und folge mir nach, sondern ein Gebot, das alle verpflichte. Demnach sei es keinem erlaubt, mehr zu behalten, als er wirklich brauche. Das Maß dessen, was jeder brauche, sei nun allerdings nach Thätigkeit und Lebensstellung sehr verschieden. Ein Gelehrter z. B. brauche bessere Nahrung als ein Tagelöhner, außerdem Geld zu Büchern und Instrumenten, zu Forschungsreisen u. s. w., und so gebe es noch andre Lebensstellungen, die noch mehr erforderten. Aber die gewöhnliche Ausrede reicher Leute, daß sie gar nichts übrig hätten, und daß sie auch bei sehr hohem Einkommen alles brauchten, sei unzulässig und sophistisch; der größte Teil des Luxus, der von den Reichen getrieben werde, der Genüsse, die sie sich verschafften, sei nicht allein überflüssig, sondern geradezu sündhaft. Demnach sei es strenge Pflicht, auf diese Dinge zu verzichten und das erübrigte auf Wohlthun zu verwenden. Die Wohlthätigkeit habe sich aber keineswegs auf unmittelbare Unterstützung der Notleidenden zu beschränken, die Gründung und Unterstützung von Wohlthätigkeits- und Unterrichtsanstalten, die Erbauung prachtvoller Kirchen, Rathäuser, Hospitäler, Museen, die Förderung der Künste und Wissenschaften sowie großartiger gemeinnütziger Unternehmungen: Eisenbahnbauten, Tunnel u. dgl., gehörten auch dazu. Nur soweit der Luxus dem Hochmut und der Sinnlichkeit diene, sei er sündhaft, hingegen sei die magnificenza, die Entfaltung von Größe und Schönheit, eine Tugend.

Diese Ansicht vom Luxus ist genau die unsrige, und ebenso stimmen wir mit ihm in der Ansicht überein, daß jeder einen natürlichen Anspruch habe

auf soviel Einkommen, als dazu nötig ist, seine Fähigkeiten zum Wohle der Gesamtheit wirksam zu machen. Ähnlich faßt Wundt die Sache auf; nur daß er, was in dieser Beziehung die Gerechtigkeit fordert, für der Hauptsache nach schon erreicht ansieht. Er schreibt in seiner Ethik, S. 166: „Da der Lohn kein Äquivalent der Arbeit ist, sondern ein Ersatz der zur Arbeit erforderlichen Lebensbedürfnisse, so richtet sich die Höhe desselben in erster Linie nach dem Maß dieser Bedürfnisse, nicht nach dem Wert oder gar nach dem Umfang der Arbeit. Der Minister bezieht einen höhern Gehalt als sein Schreiber, der Gelehrte wird für seine Leistungen besser bezahlt als der Taglöhner [doch nur, wenn er ein Staatsamt erlangt oder einen Privatkäufer findet, der seine Ware würdigt, was oft genug nicht der Fall ist], nicht weil die Leistungen der erstern an sich wertvollere [sic] sind, sondern weil sie eine kostspieligere Form der Lebensführung notwendig machen. Auch hier bestätigt sich aber wieder die Regel, daß die erreichten Zwecke nicht zugleich die treibenden Motive sind. An der Aufgabe, den Lohn nach den durch die Beschaffenheit der Arbeit geforderten Lebensbedürfnissen zu messen, würde der verwickeltste Verwaltungsorganismus scheitern. Aus den Lebensbedingungen ergiebt sich das Resultat [ergiebt sich das Ergebnis!] jener Ausgleichung von selber. Denn die höhere Form der Arbeit setzt längere Vorbildung, fortdauernde Anwendung reicherer Hilfsmittel, also größern Lebensaufwand voraus. Die nämlichen Bedingungen bringen es aber mit sich, daß die Befähigung zu der höhern Form der Arbeit eine [!] seltnere und daher auch gesuchtere ist, und daß nur die Aussicht auf eine Lebensführung, die den zum Erwerb der erforderlichen Fähigkeiten gemachten Aufwand lohnt, die Wettbewerbung anregt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Gleichgewicht zwischen Leistung und Bedürfnis auf diese Weise nicht vollständig erreicht wird. Die Gesichtspunkte des augenblicklichen Nutzens, die Bedingungen des Geschmacks und der Mode, vorübergehende populäre Vorurteile sind gerade bei den höhern Formen der Arbeit oft genug entscheidender als der innere Wert ihrer Leistungen. Gleichwohl vermag allein diese Selbstregulirung der Motive allmählich auch eine unabhängige Wertschätzung hervorzubringen, die sich in zahlreichen kompensirenden Einrichtungen bethätigt, die namentlich unter dem Schutze der Staatsgewalt und zunächst für öffentliche Arbeitsleistungen ins Leben treten. Schon gilt es als ein Mißbrauch, wenn [sich!] der Staat bei der Bezahlung seiner Beamten von der Rücksicht auf Angebot und Nachfrage und nicht vielmehr von der unabhängigen Erwägung der durch das Amt geforderten Lebensführung sich leiten läßt; und daß die Einführung dieses Standpunkts auch in den privaten Lohnverkehr nur eine Frage der Zeit sein kann, dürfte für den Einsichtigen, der aus der Vergangenheit die Zukunft zu lesen versteht, keinen Zweifel leiden. Denn hier wie überall kann sich die Aufgabe des Staates nicht darauf beschränken, daß er selbst Gerechtigkeit übt, sondern er hat vor allem darüber zu wachen, daß von den einzelnen, die sich

seines Schutzes erfreuen, kein Unrecht geübt werde." Und so kommt es denn, fügen wir hinzu, daß die modernen Verehrer des Staates und entschiednen Gegner der Sozialdemokratie dieser den Rechtsboden bereiten, denn weiter wollen ja die Sozialisten und Kommunisten nichts, als daß sich der Staat der Güterverteilung mehr als bisher annehme, daß jeder der sozialen Gerechtigkeit in demselben Maße teilhaftig werde, wie die Staatsbeamten, daß jeder Bürger im vollen Sinne des Wortes ein Glied, das heißt bei Lichte besehn ein Beamter des Staates werde kurz: daß man endlich einmal mit der folgerichtigen Durchführung der von Fichte und Hegel verkündigten Staatsidee Ernst mache.

Dies nebenbei. Wir stimmen also mit Cenni in der Auffassung des Luxus überein und erkennen mit ihm den Anspruch auf standesgemäßes Einkommen an; ja wir teilen sogar mit ihm die Überzeugung, daß der christliche Glaube die Pflicht auferlege, sich des Überflüssigen zu Gunsten der notleidenden Brüder zu entäußern. Aber wir teilen nicht sein Vertrauen auf die großartigen Wirkungen des Glaubens an diese Pflicht. Abgesehen von dem schon erwähnten Umstande, daß die menschliche Selbstsucht der allgemeinen Anerkennung solcher christlichen Grundsätze und selbst schon ihrer Verkündigung zu allen Zeiten unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt, ist es auch gar nicht richtig, daß es bloß sündhafte Selbstsucht sei, was die Verwirklichung der Gerechtigkeit hindere. Daß Liebe nach Kräften die Ungerechtigkeiten gut zu machen habe, die Selbstsucht begeht, versteht sich von selbst und gilt für alle Orte, Zeiten und Verhältnisse. Aber Massenelend, das vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus gesehen stets als Ungerechtigkeit erscheint, entsteht auch häufig aus Ursachen, die vom menschlichen Willen unabhängig sind. Gerade bei den heutigen sozialen Nöten handelt es sich um zwei solche Ursachen: die Umwälzung aller Produktionsverhältnisse durch die Dampfmaschine und örtliche Übervölkerung. Dagegen hilft weder die christliche Nächstenliebe, noch dürfen die Staatsmänner solchen Verlegenheiten gegenüber die Hände in den Schoß legen und auf „Ereignisse" warten, sondern sie müssen auf Abhilfe sinnen.

Übrigens ist es einem Neapolitaner zu verzeihen, wenn er die moralischen Ursachen des Volkselends deutlicher sieht als die wirtschaftlichen, denn Italien ist bisher von jener Umwälzung der Produktion nur wenig, Süditalien gar nicht berührt worden; sein Volkselend entspringt, abgesehen von der Übervölkerung, wirklich vorzugsweise moralischen Ursachen oder richtiger gesprochen der Immoralität und Unbedachtsamkeit seiner Lenker. Und wie denn die christliche Gesinnung, wo sie weitere Kreise umfaßt, gewiß eine soziale Macht ist, so würde sie gerade in Italien ohne Zweifel die wohlthätigsten Wirkungen hervorbringen. Darum wünschen wir von Herzen, daß das edle Feuer dieses reinen und liebenswürdigen Philosophengemüts*) zünde. Die Aussicht darauf

*) Dieses Gemüt spricht schon aus der Widmung des Buches an seine verstorbne Frau.

iſt freilich gering. Cenni iſt, wie geſagt, tief gläubiger Katholik, ohne ultramontan zu ſein. Er glaubt an die Unfehlbarkeit der Kirche, aber er ſchweigt von der Unfehlbarkeit des Papſtes; er verehrt den heiligen Thomas als ſeinen Lehrer, aber er iſt überzeugt, daß der Aquinate, wenn er heute lebte, eben weil er ein großer Geiſt war, ganz anders ſchreiben würde; er hofft mit Dante auf die vollkommne Monarchie, das Reich des Friedens, aber es iſt ihm gleichgiltig, ob der internationale Schiedsrichter, der einſt den Frieden aufrecht erhalten wird, ein Papſt oder ein Kaiſer oder eine von den Völkern erwählte Körperſchaft ſein wird; mit flammender Beredſamkeit preiſt er die Kirche, aber mit flammender Entrüſtung geißelt er die von ihr verhängten Religionsverfolgungen und die Schlechtigkeit ihrer Diener, die unter andern „Übeln“ auch die Reformation verſchuldet habe;*) die Kirche bleibt ihm für alle Zeiten die wahre Kulturbringerin, aber eben darum proteſtirt er leidenſchaftlich gegen jeden Verſuch, ſie unlöslich mit vergänglichen Formen, mit vorübergehenden Erſcheinungen zu verketten und zum Werkzeuge des Abſolutismus und andrer reaktionären Mächte zu mißbrauchen; die ganz unevangeliſche Verkoppelung von Thron und Altar iſt ihm ein Greuel. Ob dieſe Art Katholizismus, in Italien oder ſonſtwo, noch eine Zukunft hat? Wer möchte es behaupten, wer möchte es beſtreiten?

Indiſche Zuſtände

3

Wie die Begründung, ſo erklärt ſich auch die Erhaltung des anglo-indiſchen Reiches ungezwungen aus den ihm zu Grunde liegenden Verhältniſſen. Wohl iſt es wahr, daß die engliſche Herrſchaft in Indien eine Fremdherrſchaft iſt; und nicht minder wahr iſt es, daß die Geſchichte in tauſend Fällen die Unhaltbarkeit von Fremdherrſchaften erwieſen hat. Aber die britiſchen Machthaber in Indien

Die Widmung iſt ſo hübſch, daß wir ſie im Urtext abdrucken müſſen. Deutſch läßt ſich ſo was nun einmal nicht ſo ausdrücken, wie im Lateiniſchen oder Italieniſchen. Alla cara, alla celeste memoria di sua moglie Caterina Cavalcanti, dolce e graziosa a tutti, salda colonna di sua casa, operosa nel bene con quasi virile energia, posposto al dovere ogni altro rispetto, dalla fede e dal dolore temperata a fortezza invincibile, passò sulla terra come schietto raggio di sole, che si nasconde in sereno tramonto allo saguardo desideroso del pellegrino.

*) Es iſt das die einzige Stelle, wo er die Reformation erwähnt, die ihm wohl, als

haben zunächst den großen Vorteil, daß sich ihnen keine nationalen Kräfte entgegenstellen: die Bevölkerung Indiens bildet eben keine Nation. Im besten Falle stehen die einzelnen Bestandteile der indischen Bevölkerung gleichgiltig neben einander, jeder unbekümmert um des andern Schicksal; meistens aber werden sie durch alte Feindschaften und Gegensätze schroff einander gegenübergestellt. Dem innern Zwist fällt die gemeinsame Unabhängigkeit zum Opfer. Der eine Stamm hilft zur Unterdrückung des andern; die Bekenner der einen Religion halten die der andern mit nieder, und so werden sie alle zu Werkzeugen in der Hand des Fremdherrn. Wie Cäsar die Häduer gegen die Averner, wie Napoleon Baiern gegen Preußen, so spielt der Brite hier Sikhs gegen Pathans, dort Radschputen gegen Marathen und überall Hindus gegen Muhammedaner aus. Vor allem ist die grundsätzliche Gegnerschaft der beiden letztgenannten die sicherste Stütze der englischen Herrschaft. Durch innere Gegensätze, äußere Unterschiede und die Kämpfe eines Jahrtausends mit einander verfeindet, halten sich Brahmanismus und Islam ungefähr die Wage, der eine durch sein Alter und seine Zahl, der andre durch seine Energie und Organisation. Und wie diese beiden größten, so heben sich auch alle kleinern Kräfte gegenseitig auf, sodaß das Maß des Widerstandes gegen den Fremdherrn gleich Null ist. Das Gleichgewicht ist thatsächlich so vollkommen, daß sich das anglo-indische Reich sozusagen im Ruhezustande befindet. Kein Volksaufstand bedroht die britische Herrschaft auf der Halbinsel. Keine größere Erhebung der Unterthanen stört die Ruhe der Machthaber.

Es wird vielleicht eingewendet werden, daß doch schon einmal ein größerer Aufstand dagewesen sei, daß er das anglo-indische Reich bis auf den Grund erschüttert habe und von den Engländern nur mit großer Anstrengung niedergeschlagen worden sei, und daß die Wiederkehr solcher Ereignisse nicht unmöglich sei. Aber man verkennt das Wesen der Empörung von 1857 vollständig, wenn man darin eine Erhebung des Volkes gegen den Fremdherrn, einen nationalen Aufstand der Inder gegen die Briten sieht. Sie war vielmehr weiter nichts als eine Meuterei von Söldnerscharen, weshalb sie von den Engländern auch sehr richtig the muting genannt wird. Miettruppen haben immer Neigung gezeigt, ihre Waffen im Übermut gelegentlich gegen die eignen Herren zu kehren. So machten es auch die Sepoys der bengalischen Armee in dem übertriebnen Gefühl ihrer Macht. Die geringe Anzahl der in Indien stehenden europäischen Truppen, die aus Anlaß des Krimkrieges noch verringert worden war, und im Vergleich damit ihre eigne große Zahl hatte den Sepoys die Überzeugung gegeben, daß sich die Regierung nur auf ihre Schwerter stütze. Sie fingen an, sich als die eigentlichen Herren des

einem richtigen Neapolitaner, völlig unverständlich sein mag, ein seltsames, unheimliches Tier, das man nur scheu von der Seite ansieht.

Staates zu betrachten, in deren Belieben es stünde, die bisherigen Machthaber zu beseitigen. Intrigante Brahmanen, die ihre soziale Stellung durch das Eindringen europäischer Bildung bedroht sahen, und die Abkömmlinge gestürzter Dynastien, die nach Rache an ihren Überwindern dürsteten, bemühten sich nach Kräften, das Selbstvertrauen und die Mißstimmung der Sepoys zu schüren, um sie später für ihre eignen Zwecke auszunutzen. Den Anlaß zum Ausbruch gab eine durch die Unvorsichtigkeit der Engländer hervorgerufne Verletzung der religiösen Gefühle der Sepoys. So bekam der Aufstand äußerlich einen gewissen religiös-politischen Anstrich. Im Grunde aber war und blieb er eine Meuterei eines Teils der einheimischen Söldner. Er beschränkte sich auf die regulären Regimenter der bengalischen Armee. Die Madras- und Bombaytruppen verhielten sich eben so ruhig wie die große Masse der Bevölkerung. Auch daß sich die Meuterei über einen so großen Teil der bengalischen Armee zugleich erstreckte, daß eine so große Anzahl dieser Söldner die zu einem gemeinsamen Handeln nötige Einigkeit hatten, wurde nur dadurch möglich, daß sie sich in der Hauptsache aus einer bestimmten Kaste eines gewissen Landes rekrutirte. Aus demselben Grunde aber standen alle andern Klassen der Bevölkerung und die übrigen Landesteile dem ganzen Unternehmen von vornherein gleichgiltig, ja selbst feindselig gegenüber. Mehrere Bataillone Gurkas blieben treu und schlugen sich mit Tapferkeit gegen die Aufrührer. Ebenso die elf irregulären Regimenter. Aber die größte Unterstützung kam der englischen Sache von den Sikhs. Erst acht Jahre vorher der britischen Herrschaft unterworfen, und zwar mit Hilfe derselben Hindustaniregimenter, die sich jetzt gegen ihre gemeinsamen Herren erhoben hatten, folgte die Bevölkerung des Pandschab in Masse dem Rufe zu den Waffen. Tausende und aber tausende stellten sich unter die englischen Fahnen und wurden in Eile nach dem Kriegsschauplatz geführt, nachdem sie rasch ausgerüstet und gedrillt waren. Unter den 8700 Mann, die Delhi den Aufständischen wieder entrissen, waren nur 3300 Europäer. So wurde die Empörung in der Hauptsache dadurch niedergeschlagen, daß die Engländer die verschiednen Rassen Indiens gegeneinanderkehrten. Ehe auch nur ein Mann der Verstärkungen aus der Heimat auf indischem Boden eingetroffen war, war die Kraft des Aufstandes gebrochen und Delhi wieder in den Händen der Briten.

Die Engländer herrschen in Indien nicht durch den Willen des Volkes; das ist unbestreitbar. Aber daraus folgt nicht notwendig, daß sie gegen den Willen des Volkes herrschten. Eine solche Schlußfolgerung würde bei der indischen Bevölkerung einen einheitlichen Willen und ein politisches Selbstbewußtsein voraussetzen, die ihr gänzlich abgehen. Wir haben gesehen, daß diese Bevölkerung kein wirkliches Ganze, keinen organischen Körper bildet, also auch keinen einheitlichen Willen hat. Was ihre einzelnen Teile anlangt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die früher herrschenden Klassen mit

schlecht verhehltem Haß auf ihre Überwinder und Nachfolger blicken. Aber diese unzufriednen Elemente vertreten derzeit nicht die Gesamtheit. Denn auch ihre Herrschaft war eine Fremdherrschaft. Durch ihren Sturz haben die Engländer keine nationalen Bildungen zerstört, haben deshalb auch gar keine weit verbreitete politische Mißstimmung erregen können. Die große Masse der Bevölkerung hat nicht die mindeste Veranlassung, den Sturz der alten Machthaber als eine ihnen zugefügte Unbill zu empfinden. Der Wechsel der Regierung ist ihnen etwas so Unabwendbares, wie der Wechsel der Jahreszeiten. Ein unergründliches Schicksal bestimmt ihnen heute diesen Herrscher, morgen jenen; sie fügen sich den Launen des einen wie des andern mit demselben Gefühl hilfloser Ergebung, mit dem sie sich den Launen des Wetters unterwerfen. Der Zorn eines bösen Dämons mag durch Opfer besänftigt werden, ein saumseliger Schutzgott läuft Gefahr, abgesetzt zu werden, aber gegen die Tyrannei seiner Herrrscher weiß der indische Bauer keine Hilfe. Jahrhundertelang von fremden Despoten geknechtet, durch die unüberschreitbare Kluft der Kaste auf immer zur sozialen Sklaverei bestimmt, ist er jeder freien Willensregung beraubt. Der Gedanke an ein Recht politischer Selbstbestimmung ist ihm nie gekommen; die Möglichkeit eines Widerstandes gegen seine Machthaber hat er nie ins Auge gefaßt. Die Bevölkerung von Audh ertrug viele Jahrzehnte lang die furchtbarsten Bedrückungen ihres Herrschers, bis der englische Vizekönig Lord Dalhousie einschritt und der Mißherrschaft durch Einverleibung des Landes ein Ende machte. Dem Inder ist nicht die Regierung um des Volkes willen, sondern das Volk um der Regierung willen da, und eine liebevolle Fürsorge der Regierung ist den Unterthanen ein unverständliches Ding. Von den sklavisch gesinnten Massen braucht die englische Regierung also Aufstände nie zu befürchten, und wenn sie auch so hart und grausam wäre, wie sie in Wirklichkeit väterlich und milde ist. Und gesetzt auch den Fall, es käme zu einem zur Zeit ganz undenkbaren Volksaufstande, was vermöchte die führerlose und unbewaffnete Menge gegen die wohlgedrillten Truppen der Regierung? Das Heer würde jeden Aufstand rasch niederschlagen, vor allem die Sepoyregimenter, solange diese nicht gelernt haben, jeden Hindu als ihren Bruder und jeden Engländer als ihren Feind anzusehen. Auf den Sepoytruppen ruht in der That die englische Herrschaft. Die Briten herrschen auf der Halbinsel nicht durch den Willen des Volkes und können deshalb beim Volke auch keine Unterstützung erwarten. Gegen äußere und innere Feinde ist die Regierung allein auf ihre Kraft angewiesen. Sie steht und fällt mit ihrem Heere. Dieses Heer aber ist in Anbetracht des ungeheuern volkreichen Gebiets, dem es die Sicherheit gegen außen und die Ruhe im Innern zu erhalten hat, schwach genug. Es zählt 210000 Mann bei einer Bevölkerung von 260 Millionen, hat also etwa einen Soldaten auf tausend Einwohner. Wenn irgend etwas, so zeigt schon dieser Umstand, daß die Regierung nicht

mit einer weitverbreiteten Mißstimmung zu rechnen hat, daß sie die Masse der Bevölkerung, wenn nicht für sich, so doch wenigstens nicht gegen sich hat, denn sonst würde sie ihre Militärmacht jedenfalls vergrößern müssen. Dies könnte aber wieder nicht durch bedeutende Vermehrung der europäischen Regimenter geschehen, da England schon für deren gegenwärtigen Bestand nur mit Mühe den Ersatz liefern kann. Man müßte noch weiter zu Sepoys greifen, wie ja schon jetzt zwei Drittel des anglo-indischen Heeres, also rund 140000 Mann, aus einheimischen Regimentern bestehen. Es ist also eine Grundbedingung für die englische Herrschaft in Indien, daß England unter der eingebornen Bevölkerung in beliebiger Zahl Söldner anwerben kann. Indien ist in der Hauptsache durch die Sepoys erobert worden und kann nur mit Hilfe der Sepoys gehalten werden. Dank den eigentümlichen gesellschaftlichen Zuständen der Halbinsel stellen sich aber die eingebornen Söldner in Masse unter die britischen Fahnen. Der Sepoy hat kein Vaterland, für dessen Freiheit zu kämpfen ihm eine heilige Pflicht geböte. Kein Nationalgefühl hält ihn ab, seine Dienste den Engländern anzubieten. Kein sittliches Band verknüpft ihn mit der Masse der Bevölkerung. Dafür reizt seinen kriegerischen Sinn der Gedanke an die stolze Vergangenheit der britischen Fahnen, und es lockt ihn die sichre Aussicht auf einen festen Sold und eine regelmäßige Pension. Der Sepoy sieht in dem Briten nicht den Ausländer, er sieht in ihm nur den sieggewohnten Führer, der treue Dienste gut belohnt. Und wie er, so urteilt die Mehrzahl seiner Landsleute. Sie alle halten den englischen Kriegsdienst nicht für schimpflich, sondern für ehrenvoll. Der Sepoy ist ihnen wegen seiner Verbindung mit dem Fremdherrn nicht ein Gegenstand des Abscheus, sondern ein Gegenstand des Neides und der Bewunderung, wegen seines Verhältnisses zu einer unwiderstehlichen Macht. So ist es nur natürlich, daß sich die indischen Regimenter nicht, wie es anderwärts und auch in England selbst Miettruppen zu thun pflegen, aus dem Abschaum der Bevölkerung, sondern aus den besten Elementen rekrutiren. Aber wie sehr muß einer Bevölkerung politisches Selbstbewußtsein, Nationalgefühl abgehen, die so zu denken vermag!

Indien ist nicht eigentlich durch die Engländer erobert worden, und so ist seine Stellung zu England auch nicht die eines eroberten Landes zu einem Eroberer. Als die deutschen Stämme über die Provinzen des römischen Reichs hereinbrachen, nahmen sie kraft des Rechts der Eroberung Besitz von dem gesamten Grund und Boden und überließen den frühern Einwohnern nur die Bebauung gegen einen bestimmten Zoll, oder sie nahmen wenigstens einen großen Teil, meist ein Drittel, des Bodens in Beschlag, während der Rest den Besiegten blieb. In ähnlicher Weise haben die Radschputenstämme in den Ebnen Radschputanas die unterworfne Bevölkerung zur Stellung von Kolonen herabgedrückt, von deren Abgaben sie leben. Nichts dergleichen geschah bei Errichtung der englischen Herrschaft. Ebenso wenig zahlt Indien an Groß-

britannien irgend welchen Tribut als eine Folge und ein Zeichen seines abhängigen Verhältnisses, wie z. B. Ägypten an den Sultan. Natürlich werden in Indien Steuern erhoben, so gut wie in England auch. Aber der Ertrag wird nur auf die Verwaltung des eignen Landes verwendet, und die indischen Staatsausgaben enthalten keinen Posten, der nicht für Indien selbst nötig erachtet würde. Ob mittelbar die Interessen Indiens denen Großbritanniens geopfert werden, haben wir an dieser Stelle nicht zu erörtern, aber die völkerrechtliche Stellung der Halbinsel ist nicht die eines eroberten Landes. Die Proklamation vom 1. November 1858, durch die die Königin von England die Regierung Indiens übernahm, enthält die ausdrücklichen Worte: „Wir halten uns mit den Eingebornen unsrer indischen Länder durch dieselben Bande der Pflicht verbunden, die uns mit allen unsern andern Unterthanen verbinden." Die Abhängigkeit Indiens von England äußert sich nur darin, daß die großen Grundzüge der äußern und innern Politik Indiens in letzter Instanz durch die Entscheidung des britischen Volks bestimmt werden; in allen andern Beziehungen ist Anglo-Indien ein selbständiger Staat. Es hat als solcher eine eigne Regierung, eigne Verwaltung, eignes Recht, eigne Finanzen und ein eignes Heerwesen. Zwar besteht ein Teil seiner Armeen aus britischen Regimentern, aber diese werden nur leihweise von England übernommen und stehen für die Dauer ihres Aufenthalts auf der Halbinsel gänzlich unter der indischen Regierung. Auch ist diese Regierung selbst, sowie alle Zweige der Verwaltung, der Rechtspflege und des Heerwesens in den Händen von Engländern, aber diese Engländer sind nicht englische, sondern indische Beamte, und man muß ihnen zugestehen, daß sie sich auch als solche fühlen und sich geberden. Das Wohlwollen und die Uneigennützigkeit, mit der diese Engländer — namentlich in den höhern Stellen — für das Wohl der ihnen untergebnen Millionen wirken, könnte nicht größer sein, wenn sie als englische Beamte ihre Landsleute regierten, als sie jetzt ist, wo sie als Fremdlinge unter einem Volk andern Blutes, andrer Sprache und andern Glaubens herrschen.

Es ist durchaus nicht der Zweck dieser Aufsätze, den Ruhm der Engländer in irgend einer Weise zu schmälern. Die Briten haben auf dem Gebiete der Erziehung fremder Volksmassen viel mehr geleistet, als irgend eine andre moderne Nation, und sind vollauf berechtigt, die segensreichen Wirkungen ihrer Herrschaft in Indien mit den Erfolgen der Römer in den Ländern ihres Mittelmeerreiches zu vergleichen. Ein unbefangner Beobachter wird der Tapferkeit und Kriegskunst, durch die Indien erobert worden ist, ebenso wenig seine Anerkennung versagen, wie der Uneigennützigkeit und Staatskunst, mit der es regiert wird. Aber der unbefangne Beobachter wird auch erkennen, daß all der Mut der britischen Truppen und all das Genie ihrer Generale Indien nicht hätten erobern können, wenn ihnen nationale Kräfte entgegengetreten wären, ja wenn ihnen nur die Unterstützung der Inder selbst gefehlt hätte;

er wird erkennen, daß es weder die Klugheit der englischen Staatsmänner noch die Sorgfalt der britischen Verwaltung ist, die die englische Herrschaft auf der Halbinsel ermöglicht, sondern einzig und allein die Zersplitterung der indischen Bevölkerung.

Die Sprache der gerichtlichen Entscheidungen

Von O. Bähr

Als ich im Jahre 1883 eine Sammlung von „Urteilen des Reichsgerichts mit Besprechungen" herausgab, glaubte ich in der Vorrede mich auch über die Form der Urteile aussprechen zu sollen. Ich sagte damals: „Man sollte doch nie vergessen, daß das richterliche Urteil ein Staatsakt ist und sich in den würdigen und gemessenen Formen eines solchen zu halten hat. Neben der gebotnen Klarheit ist das erste Erfordernis bündige Kürze. Das Urteil soll nie in doktrinäre Redseligkeit verfallen. Der Richter hat nicht den Beruf, alles, was ihm dabei durch den Kopf geht, offenzulegen. Nur die positiven Gründe der Entscheidung soll das Urteil aussprechen. Zweifelsgründe sind nur dann hervorzuheben, wenn sie von den Parteien gebracht oder durch den Ausspruch der Vorinstanz angeregt sind. Wissenschaftliche Autoritäten gehören nicht in das Urteil; noch weniger polemische Auseinandersetzungen mit solchen. Der Richter soll mit seiner Ansicht selbständig auftreten. Wie er sie sich gebildet hat, gehört nicht zur Sache." Ich kann mich nicht rühmen, mit diesen Worten einen sonderlichen Erfolg gehabt zu haben. Die Urteile des Reichsgerichts sind seitdem nur noch weitschweifiger geworden, und viele Gerichte folgen diesem Beispiele. Vor kurzem hat jedoch in einer Schrift eines Mitgliedes des Reichsgerichts meine frühere Äußerung ein lebhaftes Echo gefunden.*) Auch der Verfasser dieses Schriftchens — dem meine frühere Äußerung wohl nicht bekannt gewesen ist — stellt an die Spitze seiner Ausführung den Satz: „Das Urteil ist ein Staatsakt und als solcher von besondrer Wichtigkeit. Daraus folgt: die Sprache muß würdig, streng und gemessen auftreten." Daran knüpfen sich folgende weitern Sätze: „Die Urteilsgründe sollen von bündiger Kürze sein und sich auf den Gegenstand der Entscheidung beschränken. Die Begründung muß als behördlicher Ausspruch streng und gemessen gehalten sein. Das Urteil wird von

*) Die Sprache in den gerichtlichen Entscheidungen von Herm. Daubenspeck, Reichsgerichtsrat. Berlin, Fr. Vahlen, 1893.

deutschen Gerichten erlassen und ist für deutsche Gerichtseingesessene bestimmt, muß also für jeden gebildeten Deutschen verständlich sein." Jeden dieser Sätze führt der Verfasser im einzelnen näher aus, wobei er zugleich mit zahlreichen Beispielen belegt, wie dagegen gefehlt zu werden pflegt.

Diese Ausführungen aus der Feder eines noch thätigen Reichsgerichtsmitgliedes sind gewiß sehr erfreulich. Man wird ihnen auch in ihren Einzelheiten fast durchweg zustimmen können. In manchen Beziehungen erinnern sie an den Sprachunterricht, den uns allen Wustmann in seinen „Sprachdummheiten" erteilt hat. Ja man könnte das Büchelchen einen „kleinen Wustmann für Richter" nennen. Es darf wohl auch an die Schrift die Hoffnnng geknüpft werden, daß sich mancher Richter diesen oder jenen übeln Ausdruck oder Sprachfehler, der die heutige Juristensprache beherrscht, abgewöhnen werde. Zweifelhafter ist es, ob sich auch noch weitergehende Hoffnungen daran knüpfen lassen. Kann man Menschen durch Zureden dahin bringen, daß sie sich kurz und bündig, einfach und klar oder gar edel und vornehm ausdrücken, wenn sie nach ihrer ganzen Denkweise und ihrem Bildungsgrade nicht dazu geeignet sind? Es geht das ebenso wenig, wie man einen geistesarmen Menschen durch Zureden dazu bringen kann, geistreich zu sein. Gutes Deutsch zu schreiben, ist eine Kunst, die nicht jeder Deutsche zu üben versteht. Der Verfasser mag Recht haben, wenn er darüber klagt, daß der Schulunterricht zu wenig auf Förderung dieser Kunst gerichtet sei. Aber es schreiben doch heute manche ein leidliches Deutsch, die es in ihrer Jugend auch nicht gelernt haben. Der Richter, der mit seiner Thätigkeit in alle Lebensverhältnisse einzugreifen berufen ist, sollte ein durchaus gebildeter Mann sein. Leider sind das aber nicht alle Richter, und das zeigt sich auch in ihrer Schreibweise.

Ein Weg, auf dem man zu einer erträglichern Form der richterlichen Urteile gelangen könnte, ist von mir schon in der erwähnten Vorrede angedeutet worden. Es wäre der, daß man sich entschlösse, wieder wirkliche Urteile zu schreiben und nicht in Urteilsform eingekleidete Relationen. Denn das sind unsre heutigen Urteile.

In früherer Zeit fertigte der bei Gericht für die Sache bestellte Referent nach den Akten eine Schrift an, die neben der Geschichtserzählung ein ausführliches Gutachten enthielt. Diese Schrift hieß Relation. Die Relation beleuchtete den Rechtsfall nach allen Seiten hin, enthielt wissenschaftliche Ausführungen, die oft reichlich mit Zitaten gespickt waren, erörterte dabei auch Zweifelsgründe u. s. w.; kurz, der Referent erging sich darin in seiner ganzen wissenschaftlichen Eigentümlichkeit. Diese Relation wurde im Schoße des Gerichts vorgetragen, darnach der Fall beraten und über das zu gebende Urteil Beschluß gefaßt. Nach diesem Beschlusse hatte dann der Referent das Urteil anzufertigen, das auch in seiner Fassung wieder der Prüfung des Gerichts unterlag. Dieses Urteil war aber etwas ganz andres als die Relation. Es

umfaßte vielleicht kaum den zehnten Teil der Relation. In kurzen Sätzen wurde der Gedankengang des gefaßten Beschlusses wiedergegeben. Bei manchen Gerichten war es üblich, das Urteil in die Form: „In Erwägung, daß u. s. w." einzukleiden. Das war freilich eine recht steife Form. Aber sie nötigte doch zu einer Konzentrirung der Gedanken und machte eine solche Zerflossenheit, wie wir sie heute in manchen Urteilen sehen, unmöglich. Auch wo diese Form nicht üblich war oder verlassen wurde, war doch das Bewußtsein lebendig, daß das richterliche Urteil nicht die Aufgabe habe, sich in ungemessener Breite zu ergehen. In den ältern Bänden von Seufferts Archiv findet man noch viele Urteile, die in solcher bündigen Kürze abgefaßt sind.

Heute ist es Mode geworden, alles, was man früher in die Relation hineinschrieb, in das Urteil zu schreiben. Auch der Verfasser unsrer Schrift will mit dieser Art der Urteilsfassung, wenigstens für das Reichsgericht, nicht brechen. Er schreibt: „Auch die Zwecke, die mit dem Urteil verfolgt werden, kommen bei der Abfassung mit in Betracht. So machen die Urteile, die vom Reichsgericht in der amtlichen Sammlung veröffentlicht werden, oft eine eingehendere Begründung erforderlich, als die, die ausschließlich für die Parteien bestimmt sind. Denn Zweck der Sammlung ist nicht, den Präjudizienkultus zu fördern, sondern dahin zu wirken, daß sich die Gerichte aus Überzeugung der Ansicht des Reichsgerichts anschließen. Dieser Erfolg wird aber oft ohne ein sorgfältiges Eingehen auf die Rechtsquellen und die in der Litteratur vertretnen Ansichten nicht zu erreichen sein." Nur bei den Instanzgerichten sei eine solche Ausführlichkeit der Begründung selten angebracht.

Ich fürchte, daß mit diesen Ratschlägen der Verfasser selbst seine wohlgemeinten Bestrebungen untergräbt. Denn wenn es die Reichsgerichtsmitglieder als ihre Aufgabe betrachten, in jedem Urteile eine zur Belehrung der Juristenwelt bestimmte Abhandlung zu schreiben, so wird, wie nun einmal die Juristen sind, von einer bündigen Kürze der Urteile nicht mehr die Rede sein können. Ob daneben die Urteile einfach und klar, edel und vornehm gehalten sind, wird ganz und gar von der Subjektivität des Schreibenden abhängen. Denn das Kolleg als Ganzes wird auf die Gestaltung solcher Herzensergießungen seiner Mitglieder nur einen sehr geringen Einfluß zu üben imstande sein. Läßt sich aber das Reichsgericht in seinen Urteilen auf diese Weise aus, so kann man es den untern Instanzen nicht verübeln, wenn sie es ebenso machen. Denn wenn sie auch nicht nach unten zu belehren haben, so wollen sie doch nach oben zeigen, daß es auch ihnen nicht an Gelehrsamkeit fehlt.

Entschlösse sich das Reichsgericht, zu einer knappen Formulirung der Urteile, so wie es oben angedeutet ist, überzugehen, so könnte ja der Zweck größerer Belehrung dadurch erreicht werden, daß neben den Urteilen die ihnen zu Grunde liegenden wissenschaftlichen Ausführungen der Referenten — vielleicht mit einer gewissen Auswahl — veröffentlicht würden. Diese würden

dann auch als das erscheinen, was sie in Wahrheit sind: als die Arbeiten einzelner mehr oder minder begabter Reichsgerichtsmitglieder, während sie jetzt dadurch, daß sie in die Urteile hineingeschrieben werden, als Aussprüche des „Reichsgerichts" gelten und scheinbar eine Bedeutung annehmen, die ihnen in Wahrheit gar nicht zukommt. Dem übertriebnen Präjudizienkultus, der sich vielfach an die Aussprüche des Reichsgerichts knüpft, scheint auch der Verfasser nicht das Wort reden zu wollen.

Der Verfasser erwähnt noch, daß der üble Satzbau, den manche Urteile aufweisen, nicht selten durch Einschiebsel des Vorsitzenden oder durch Abänderungen entstehe, die auf Beschluß des Kollegiums vorgenommen werden. Dann sollten aber die Vorsitzenden auch dafür sorgen, daß ein solches Einschiebsel oder eine Abänderung nicht mechanisch eingereiht, sondern vielmehr ein entsprechender Umbau des ganzen Satzes vorgenommen werde. Überhaupt müßten die Vorsitzenden dagegen wirken, daß nicht solche Stilungeheuer, wie sie mitunter zu Tage treten, unter dem Namen des Gerichts in die Welt gingen. Freilich haben auch manche Vorsitzende dafür keinen Sinn, oder sie scheuen sich, mit den Mitgliedern sich in Kämpfe einzulassen. Denn es giebt eine Menge Richter, die sich persönlich verletzt fühlen, wenn man an ihrer Fassung irgend etwas auszusetzen hat. Als ich einst in meinem Kollegium die Ansicht vertrat, daß ein nach einem gefaßten Beschluß von dem Referenten entworfnes Urteil nochmals in Beziehung auf seine Fassung der Prüfung des Kollegiums zu unterwerfen sei, trat mir ein Mitglied mit den Worten entgegen: „Man wird doch dem Referenten das Vertrauen schenken, daß er die Gründe eines Urteils richtig abzusetzen versteht."

Am Schlusse der Schrift sagt der Verfasser selbst, daß er sich von seinen Bestrebungen nicht viel Erfolg verspreche. Auch ich glaube, daß die Schrift, so lesenswert sie auch ist, in der Hauptsache kaum einen größern Erfolg haben wird, als des heiligen Antonius Fischpredigt.

Noch einiges über die Einzelheiten der Schrift. Der Verfasser verteidigt die Bezeichnung eines vor Gericht geladnen als „Beklagten" (im Gegensatz zu „Verklagter"), weil in der ältern Rechtssprache beklagen so viel bedeutet habe, wie verklagen. Es mag sein, daß er damit Recht hat. Aber ist es deshalb auch heute noch ein angemessener Ausdruck? Man kann geschichtlich berechtigte Ausdrücke in der Rechtssprache beibehalten und selbst wieder einführen, wenn sie nicht zu dem modernen Begriffe des Wortes in Widerspruch treten. So hat das seit dem Jahre 1872 wieder eingeführte Wort „Auflassung" keinen Anstoß erregt und sich schnell eingebürgert. Hat aber ein Wort in der bestehenden Sprache einen andern Sinn angenommen, dann sollte auch die Juristensprache den veralteten Ausdruck, der nicht mehr verstanden wird, aufgeben. So ist es mit dem Worte „Beklagter"; im gewöhnlichen Leben versteht man unter „beklagen" heute nur noch soviel wie bedauern, bemitleiden.

Ein ähnlicher, an manchen Orten üblicher, aber veralteter Ausdruck der Juristensprache ist: „in Entstehung der Güte." Das soll heißen: da eine gütliche Einigung nicht zu stande gekommen ist. Wirklich wurde früher das Wort „entstehen" in dem verneinenden Sinne wie fehlen, mangeln, ausbleiben, versagen gebraucht. Heute aber versteht es niemand mehr in diesem Sinne; und so ist der Ausdruck „in Entstehung der Güte" unverständliches Juristendeutsch. Könnte man willkürlich alte Ausdrücke wieder beleben, so könnte man auch die Worte „Kummer" und „kümmern" wieder in die Rechtssprache einführen, die in frühern Jahrhunderten so viel bedeuteten wie Arrest, mit Arrest belegen. Es wird aber nicht angehen, weil wir eben heute unter Kummer etwas ganz andres verstehen.

Bei einer Stelle der besprochnen Schrift ist mir doch in den Sinn gekommen, daß uns Juristen allen der Zopf hinten hängt. Der Verfasser hat gewiß durch seine Schrift zeigen wollen, daß man auch als Jurist ein richtiges Deutsch schreiben könne. Auf S. 9 schreibt er nun: „Erklärlich wird dies dadurch, daß zur Zeit der Absetzung des Urteils die Entscheidung" u. s. w. Ist nun „Absetzung des Urteils" richtiges Deutsch? Ich glaube, es ist nur Juristendeutsch, insbesondre preußisches Juristendeutsch. Denn von andern als preußischen Juristen habe ich den Ausdruck niemals gehört. Woher stammt er? Vielleicht aus der Druckerei. So wie der Schreiber eine Schrift abschreibt, so sagt man vom Setzer, daß er das Manuskript absetze. Hier ist der Ausdruck richtig gebraucht und ganz verständlich. In der Juristensprache aber ist er ein Mischling. Im gewöhnlichen Deutsch sagt man: ein Urteil wird abgefaßt oder aufgesetzt. Schiebt man nun beide Wörter ineinander, so erhält man: ab—gesetzt. Jedenfalls sollte, wenn einmal mit dem Juristendeutsch aufgeräumt werden soll, auch dieses unverständliche Wort auf den Index gesetzt werden.

Zum Geschichtsunterricht an den höhern Lehranstalten

Von Emil Stutzer

einer unsrer hervorragendsten Historiker, Ottokar Lorenz in Jena, hat sich in Heft 21 und 22 dieser Zeitschrift, infolge der Beschlüsse der Historikerversammlung in München, über Zweck und Betrieb des Geschichtsunterrichts an den Universitäten wie an den höhern Lehranstalten ausgesprochen. Für die pädagogische Seite hat er nach seiner eignen Erklärung „durchaus kein Interesse." Manche

seiner Ausführungen betreffen aber doch gerade diese Seite. Wenn es daher der Universitätslehrer als „Nichtschulmann" ausdrücklich ablehnt, sich in weitere Erörterungen über das richtige Maß der geschichtlichen Kenntnisse einzulassen, so glaubt gerade hinsichtlich dieser Fragen ein Fachlehrer, der sich seit einer Reihe von Jahren in der Gymnasialprima den Geschichtsunterricht zur Quelle vieler Freude, Belehrung und Anregung hat machen können, einige Bemerkungen hinzufügen zu können, um so mehr, als eine zweite Historikerversammlung bald in Leipzig tagen wird.

Lorenz giebt einige Beispiele dafür, wie „beschämend wenig" von den geschichtlichen Dingen, die auf den höhern Schulen zu behandeln sind, behalten werden, wie es selbst an „elementaren Kenntnissen" fehle. Er meint, es sei unmöglich, „in den paar Stunden, die dem Geschichtsunterricht jetzt gewährt sind, etwas erkleckliches zu leisten, zumal wenn die Geschichte in dem ungeheuern Umfang eines dreitausendjährigen Zeitraums von Anfang bis zu Ende eingetrichtert werden soll." Gegen die letzte Äußerung nun ist aufs entschiedenste Verwahrung einzulegen. Sie beweist schlagend, daß Lorenz von den bestehenden Forderungen und ihrer Durchführung ganz falsche Vorstellungen hat. Ein preußischer Abiturient soll „die epochemachenden Begebenheiten der Weltgeschichte, namentlich der deutschen und preußischen Geschichte, im Zusammenhang ihrer Ursachen und Wirkungen kennen." Wo bleibt da der „ungeheure Umfang," wenn die Lehrer, als vernünftige Menschen, was sie doch wohl im Durchschnitt sind, den Begriff „epochemachende Begebenheit" vernünftig fassen? Und wo bleibt das „Eintrichtern," wenn ausdrücklich vorgeschrieben wird, daß „mehr auf den Erweis des innern Verständnisses und der geistigen Aneignung als auf ein gedächtnismäßiges Wissen äußerer Daten Gewicht zu legen" ist? Der Zusammenhang von Ursache und Wirkung kann doch nimmermehr bloß mechanisch eingeprägt werden. Es handelt sich darum, wie das u. a. auch in dieser Zeitschrift (1892, Heft 52) gefordert wurde, ein Verständnis der geschichtlichen Entwicklung anzubahnen.*) Es gilt also nicht bloß eine Einwirkung aufs Gemüt oder eine Schulung des Gedächtnisses, sondern in den obersten Klassen ganz vorwiegend eine Verstandesübung. Es soll nicht etwa nur nach der Kathedermethode vorgetragen oder gar schulmeisterlich pedantisch eingebläut werden, sondern der Stoff, der die bildende Kraft in sich trägt, muß mit den Schülern in heuristischer Weise behandelt werden, sodaß ihre Selbstthätigkeit möglichst wenig ruht. Nur so kann wirklich Inter-

*) Auf das „Anbahnen" ist ein besondrer Nachdruck zu legen. Denn von vollem Verständnis kann natürlich keine Rede sein, so wenig wie z. B. bei der Lektüre der deutschen Klassiker. Oder will man etwa einem Unterprimaner die Großartigkeit des Wallenstein „voll und ganz" erschließen? Gereifte Männer erst dringen wirklich in das Verständnis dieses einzig dastehenden Kunstwerks ein. In der Schule gilt es, die Keime zum Verständnis zu legen und Interesse zu erwecken.

esse an der Sache geweckt und zu geschichtlicher Bildung ein sichrer Grund gelegt werden.

In dieser Beziehung hat also Lorenz offenbar übertrieben. Aus den von ihm mitgeteilten Fällen von Unkenntnis der Thatsachen allgemeine Schlüsse zu Gunsten seiner Ansicht, also zu Ungunsten des Geschichtsunterrichts zu ziehen, möchte aber auch bedenklich sein. Bei juristischen Prüfungen — so ist Lorenz berichtet — hat in langer Zeit kaum jemals ein Kandidat von der Gründung des Zollvereins eine Vorstellung gehabt. Was beweist das? Etwa daß die Betreffenden vor so und so viel Jahren, als wirtschaftliche Fragen von der Geschichtschreibung noch nicht so berücksichtigt wurden wie jetzt, nur sehr wenig davon beim Unterricht gehört haben? Vielleicht trifft das zu; vielleicht haben sie aber seiner Zeit recht gutes und ausreichendes gehört, auch gewisse Thatsachen „lernen“ und über sie berichten müssen, aber — während ihrer Studentenzeit haben sie sich überhaupt nicht um Geschichte bekümmert, haben nicht einmal ein einstündiges Publikum gehört (Lorenz selbst hebt diese leider sehr oft zutreffende Thatsache nachdrücklich hervor), ja kaum die eigentlich juristischen Vorlesungen besucht, sondern sich kurz vor dem Staatsexamen das nötige einpauken lassen. Dann trifft aber doch wegen Unwissenheit in der Geschichte den Geschichtsunterricht keine Schuld.

Weiter führt Lorenz an, es käme „jetzt“ vor, daß junge Leute, die zu den Staatsprüfungen kommen, von den Vorgängen der französischen Revolution „nicht ein Wort gehört“ hätten, da im besten Falle immer nur deutsche Geschichte gelehrt werde. Wie viel junge Leute hat wohl Lorenz da im Auge? Daß es „jetzt“ in deutschen Landen irgend eine höhere Lehranstalt gebe, an der unter normalen Verhältnissen von den Vorgängen der französischen Revolution kein Wort gesprochen würde, halte ich denn doch für unmöglich (welcher Geschichtslehrer sollte nicht Rankes Äußerung würdigen: „Es giebt keinen Gegenstand unsers Lebens, der nicht von der französischen Revolution berührt worden wäre“?). Seit geraumer Zeit schon ist bis 1815 der Stoff in der nötigen Ausdehnung, und zwar auch in Bezug auf außerdeutsche Geschichte, behandelt worden; so steht wenigstens in Programmen und Verhandlungen von Versammlungen zu lesen. Natürlich kann sich in einzelnen Fällen durch Krankheit eines Lehrers oder Schülers die Sachlage ändern. Hat aber ein Schüler gerade währenddem gefehlt, dann führt er später, um das Mitleid des Examinators zu erregen (versuchen das doch selbst Männer in Amt und Würden gelegentlich auf alle Weise), die Thatsache, daß er kein Wort da oder davon gehört hat, mit allem Nachdruck, aber ohne jede Erklärung ins Feld. Vielleicht hat das Lorenz gerade bei solchen Kandidaten erlebt, die ihre Studienzeit ziemlich verbummelt hatten, und bei denen es sich um die Prüfung in der sogenannten allgemeinen Bildung handelte, wobei bisweilen gar seltsame Fragen gestellt werden sollen; mußte doch sogar einmal einem

preußischen Geographieprofessor von bedeutendem Rufe, der alle Kandidaten in „allgemeiner Bildung" durchfallen ließ, vom Minister das Handwerk gelegt werden! Fälle, wie sie Lorenz anführt, lassen sich wohl nur auf solche Weise erklären und sollten nie zu allgemeinen Schlüssen benutzt werden. Unter normalen Verhältnissen hat jeder Abiturient von der französischen Revolution (also auch von der eigentlichen Bedeutung der sagenhaften levée en masse) genau und eingehend gehört. Das aber wird Lorenz doch nicht tadeln wollen, daß im Mittelpunkte des Unterrichts die deutsche Geschichte steht, sonst könnte man ihm seine eignen Worte entgegenhalten: „An den Heldengestalten der vaterländischen Geschichte und zwar in erster Linie an den uns nächststehenden, gleichsam greifbaren Gestalten der letzten hundert bis zweihundert Jahre soll der Schüler sein historisches und nationales Bewußtsein begründen, erheben und festlegen." Daß die vaterländische Geschichte nicht immer geeignetes Material biete, für die wichtigsten Formen der geschichtlichen Entwicklung Verständnis zu wecken, muß ich bestreiten, so wenig ich die Bedeutung der außerdeutschen Geschichte (z. B. der französischen für die moderne Monarchie) verkenne. Daß die vorwiegende Beschäftigung mit vaterländischer Geschichte nicht Überschätzung des eignen, Geringschätzung des fremden Volks und nationale Befangenheit zur Folge habe, dafür muß eben der Lehrer sorgen.

Wenn Lorenz in Bezug auf Zweck und Ziel des Unterrichts hervorhebt, daß es sich nur um die Kenntnis der Thatsachen handle, die dem politischen Menschen der Gegenwart zu wissen nötig sind, und daß durch diese Kenntnis das Interesse für die handelnden Menschen hervorgerufen werde, so ist ihm vollständig beizustimmen, dabei aber doch, um einer einseitigen Wertschätzung der Thatsachen vorzubeugen, daran zu erinnern, daß, wie Ranke (Werke XXIV, 284) sagt, „das Amt der Historie nicht sowohl auf die Sammlung der Thatsachen und ihre Aneinanderfügung als auf das Verständnis derselben gerichtet ist." Wer hat denn nun aber darüber zu entscheiden, welche positiven Kenntnisse einem Schüler auf einer bestimmten Lehrstufe beigebracht werden sollen und können? Nach meiner Meinung durchaus nicht bloß „der berufne Kenner der Geschichtswissenschaft" — das soll doch wohl heißen: der Universitätslehrer, der den Geschichtsunterricht gewöhnlich nur von seiner eignen Schülerzeit her kennt —, sondern vor allem der, der sich im Lehramt an der Schule Erfahrungen erworben hat. Diese müssen zur grauen Theorie des grünen Tisches unbedingt hinzukommen. Auf der nächsten Versammlung deutscher Historiker mögen sich also die berufnen Kenner der Wissenschaft zunächst über Ziel und Wesen der Wissenschaft verbreiten. Dann aber dürfen doch wohl auch die Pädagogen ein Wort darüber mitsprechen, welcher Umfang von Geschichtskenntnissen überhaupt einem Schüler zugemutet werden kann.

Da ist nun zunächst festzustellen, daß sich Lorenz ganz unnötigerweise über „bewußte oder unbewußte Täuschung," „erzwungnen und erlognen Besitz, der

nur aus äußern Gründen vorgegeben wird," ereifert. Denn sehr mit Unrecht traut er den „Unterrichtstyrannen" zu, daß sie von ihren Schülern verlangen, sämtliche Thatsachen, „die in einem dreibändigen Kompendium der Weltgeschichte stehen," am Schlusse der Gymnasialzeit „frei und innerlich zu beherrschen." Zu so seltsamer Ansicht geben wohl die großen Worte Anlaß, die gelegentlich in der didaktischen Litteratur erklingen; sie sind aber nie so schlimm gemeint, wie sie klingen. Wie es in der Praxis steht, ist z. B. aus den Schriften Oskar Jägers, eines unsrer bekanntesten Pädagogen, zu ersehen, auf die ich hier einfach verweise. Namentlich auch das ergiebt sich aus ihnen, daß den „Unterrichtstyrannen" doch mit Unrecht vorgeworfen wird, sie trieben Allerweltsgeschichte. Lorenz kann also glauben — bei dem „bewährten Geschick der deutschen Lehrerschaft," wie er selbst sagt —, daß der Begriff „epochemachende Begebenheiten der Weltgeschichte" an den meisten Schulen mit der nötigen Rücksicht auf die dazu eingeräumte Zeit aufgefaßt wird, daß also der Abiturient die „Weltgeschichte von Moses bis zu Kaiser Wilhelm" nur mit sehr großen Lücken kennt, namentlich was Schlachten, Friedensbestimmungen, Erbverbrüderungen, Stammbäume u. dgl. in der außerdeutschen Geschichte betrifft. Erwähnt wird ja vieles davon im Unterricht, aber es gehört nicht zum Lernstoff, der ganz genau vom Lehrstoff zu scheiden ist, wenn kein arges Mißverhältnis zwischen Gelehrtem und Erlerntem entstehen soll.*) So verlange ich denn von einem Oberprimaner nicht viele Zahlen und Namen, wohl aber muß er mir mit Verständnis auf Fragen antworten können, wie: Welches sind die bleibenden Errungenschaften der französischen Revolution? Was lehrt uns diese Revolution in Bezug auf die Art und Weise der Durchführung von nötigen Reformen? Weshalb unterlag Preußens Heer dem französischen 1806? Wodurch unterscheiden sich die französische Volkserhebung 1789 und die preußische 1813? und ähnliche.

Somit glaube ich, daß man durchaus nicht berechtigt ist, von „erlognem Besitz" zu sprechen, und wenn in München (wie Lorenz mit Befremden hervorhebt) die Stimmung vorherrschend die der Zufriedenheit mit dem Bestehenden war, so weiß ich mir für meine Person das sehr wohl zu erklären. Die künftige Historikerversammlung in Leipzig braucht sich auch gar nicht über die Frage schlüssig zu machen, ob sie die alte oder die neue Geschichte für den Unterricht vorziehen soll. Alte wie neue Geschichte kann meiner Ansicht nach ganz in der jetzt für Preußen vorgeschriebnen Weise behandelt werden, wenn nur der andre Unterricht den in der Geschichte gehörig unterstützt und die durchaus nötigen gruppirenden Gesamtwiederholungen nach leitenden Gesichts-

*) Ohne mich einer Anmaßung schuldig zu machen, darf ich hier wohl auf mein — binnen kurzem in zweiter Auflage bei Weidmann in Berlin erscheinendes — Hilfsbuch für geschichtliche Wiederholungen hinweisen, worin sich auf etwa achtzig Seiten der gesamte, sorgfältig ausgewählte Lernstoff, für untere und obere Stufen geschieden, findet.

punkten in der Prima auch die alte Geschichte berücksichtigen. Denn deren Beschränkung in der Oberstufe auf ein Jahr ist denn doch bedenklich (mir fehlt es in dieser Beziehung noch an Erfahrungen). Jedenfalls ist es zu bedauern, daß in Preußen die Rücksicht auf die Abgangsprüfung dazu geführt hat, der Mittelstufe drei Jahre für die vaterländische Geschichte zuzuweisen, während auf der Oberstufe dafür nur zwei zur Verfügung stehen. Gerade im Interesse des jetzt mit Recht nachdrücklich geforderten innern Verständnisses und der geistigen Aneignung müßte es umgekehrt sein. In dieser Hinsicht scheint mir die für Sachsen geltende Lehrordnung viel zweckmäßiger. Ihr zufolge wird in der Sexta nicht im Krebsgange begonnen, sondern mit Bildern aus der alten Geschichte: für die „Thaten" eines Theseus, Leonidas und Scävola hegt nun einmal der neunjährige Knabe ein weit besseres Verständnis als für die Wilhelms I., die in den Augen eines Sextaners keine richtigen Heldenthaten sind, ebenso wie für ihn auch die Bedeutung des neuen deutschen Reichs noch nicht faßbar ist. Dann giebt man in Sachsen in Quarta Bilder aus der deutschen Geschichte und in Untertertia einen Überblick über die neue Zeit 1648 bis 1871. Darauf folgen zwei Jahre für die alte Geschichte, und in einem dreijährigen Kursus (Obersekunda und Prima) kann dann das innere Verständnis für Mittelalter und namentlich Neuzeit jedenfalls besser und gründlicher angebahnt werden als bei uns in zwei Jahren.

In solcher Weise also kann an der Behandlung der alten wie der neuen Geschichte recht gut festgehalten werden, wenn nur — was Lorenz nicht berechnet zu haben scheint — aus dem so ungeheuer ausgedehnten Lehrstoff stets nach sorgfältig erwognen Gesichtspunkten eine Auswahl getroffen wird. Unter diesen nimmt die erste Stelle der patriotische und nationale Gesichtspunkt ein, d. h. nur die Thatsachen sind besonders hervorzuheben, die auf die Entwicklung unsers Volkes von entscheidendem Einfluß gewesen sind. Innerhalb dieser Grenzen ist alles auszuschließen, was die Auffassungskraft der Schüler übersteigt und daher auch Herz und Gemüt kalt läßt. Ferner ist stets Rücksicht zu nehmen auf die typischen Elemente. Wo also die besondern Erscheinungen, aus denen sich nach und nach ein allgemeiner Begriff entwickeln läßt, klar und einfach hervortreten, sind sie genau bis ins einzelne zu erläutern, damit sich allmählich eine feste Gesamtanschauung ergiebt; dagegen ist alles, was nur eine Wiederholung derselben typischen Form darstellt, nicht weiter zu berücksichtigen. Innerhalb des nach solchen Grundsätzen gesichteten Stoffes werden dann einzelne Abschnitte, vielleicht begleitet von erneuten eingehenden Studien, recht ausführlich behandelt und möglichst anschaulich vorgeführt, während andre im wesentlichen der Lektüre des Schülers überlassen werden, sodaß nur Verständnis und Aneignung überwacht wird, ein Verfahren, wie es der hochverdiente David Müller im Vorwort zur ersten Auflage seiner Geschichte des deutschen Volkes (1864) begründet hat. So habe ich z. B. dieses

Jahr ausführlicher den nordamerikanischen Freiheitskrieg besprochen, mir aus Washingtons und Franklins Leben von den Schülern aus ihrer eignen Lektüre erzählen lassen, das Wesen eines Bundesstaats im Gegensatz zum Staatenbund und Vorzüge und Mängel der Unionsverfassung (der Präsident gehört immer einer bestimmten Partei an und muß alle Stellen mit Parteigenossen besetzen) deutlich zu machen gesucht, die Ursachen und die Folgen des großen materiellen und wirtschaftlichen Aufschwungs auch für Europa berührt, das in dieser Hinsicht immer abhängiger von der neuen Welt wird, während es die Quellen der Wissenschaft und Kunst für die bildungsbedürftigen Amerikaner erschließt, auch von der Monroedoktrin und der Mac Kinleybill kurz gesprochen — alles, weil Amerika gerade jetzt auch für Deutschland im Vordergrunde des Interesses steht, besonders in Industriegegenden. Dafür habe ich dann die Verhältnisse des Ostens nur kurz berühren können.

Lorenz stellt schließlich, nachdem er über Vaterlandsliebe und Staatsbewußtsein, die in München so viel Staub aufgewirbelt haben, treffliches gesagt hat, als wichtigste Frage für künftige Historikerversammlungen die hin: Sind die Kenntnisse geschichtlicher Thatsachen, die jetzt an den höhern Schulen erworben werden, genügend, den im öffentlichen Leben stehenden Gebildeten eine ausreichende Grundlage für ihr staatliches und gesellschaftliches Wirken zu bieten? und er sagt mit Recht, hierüber könne nur der Fachmann ein entscheidendes Urteil haben. Aber — fügen wir hinzu — nur dann, wenn er weiß, welche Kenntnisse jetzt an den höhern Schulen wirklich erworben werden, und das wissen eben, wie wir gesehen haben, nicht alle Fachmänner genau. Neben den Lehrern an den Universitäten werden also doch auch die an den höhern Lehranstalten gehört werden müssen. Ist das geschehen, und bewegen sich dann jene in den lichten Höhen der reinen Wissenschaft, um über den Betrieb der geschichtlichen Studien zu verhandeln, so werden die Schulmänner auch über Fragen der Unterrichtspraxis zu beraten Anlaß genug haben. Als zwei solche Fragen, über die die Ansichten noch sehr geteilt sind, hebe ich hervor: In welcher Weise sind die Quellen beim Unterricht heranzuziehen? Welche Hilfsmittel müssen unbedingt in der Hand des Schülers sein, und welche Anforderungen sind an sie zu stellen?

Zum Schluß möchte ich noch zwei wichtige Gesichtspunkte andeuten. Es ist von verschiednen Seiten (u. a. auch von Lorenz) mit Recht darauf hingewiesen worden, daß der, der den Geschichtsunterricht so, wie er jetzt erforderlich ist, wirklich erfolgreich erteilen will, sich gründlich mit Staatswissenschaft und Nationalökonomie beschäftigt haben müsse. Die Prüfung pro facultate docendi wird dem fortan gebührend Rechnung tragen. Wie steht es nun aber mit denen, die noch nach der alten Weise Geschichte studirt, also jene beiden Gebiete nur gelegentlich, nicht ad hoc kennen gelernt haben? Können sie das, was sie ohne ihre Schuld einst versäumt haben, nun wirklich nach-

holen? Gewiß, sie brauchen ja nur Werke wie die von Roscher, Schäffle, Rodbertus, Lamprecht u. a. gründlich durchzustudiren. Recht schön. Aber wenn jemand wöchentlich einundzwanzig Stunden, darunter z. B. zwölf Geschichtsstunden in den obersten Klassen, zu geben und sich darauf namentlich wegen des geforderten sogenannten freien Vortrags (der selbst auf Universitäten noch immer selten sein soll) gehörig vorzubereiten, so und so viel Aufsätze zu korrigiren, gelegentlich Berichte zu liefern, Vertretung zu leisten, Beratungen beizuwohnen hat, wenn er sich ferner in einen ihm neu übertragnen Lehrgegenstand, dem er bisher ziemlich fern gestanden hat, einarbeiten muß und es bei alledem als seine Pflicht ansieht, stets mit der Wissenschaft fortzuschreiten, wo in aller Welt soll da die Zeit herkommen, sich gründlich in Staatswissenschaft und Volkswirtschaft zu vertiefen? Nur den Roscher durchzuarbeiten kostet schon Monate ungestörten Studiums. Deshalb lege die Regierung nicht eine gar zu große Sparsamkeit an den Tag, beschränke vielmehr die Zahl der Pflichtstunden je nach den Verhältnissen. Nur dann kann wirklich genügende Zeit zu frischem, fröhlichem Fortschreiten mit der Wissenschaft bleiben, ohne Gefahr, daß der Lehrer frühzeitig verbraucht wird, und nur dann werden die Hilferufe unbeschäftigter Hilfslehrer nicht so oft ungehört verhallen.

Und nun noch etwas andres. Lorenz hat den sehr beachtenswerten Vorschlag gemacht, kleine Kurse von geschichtlichen Vorlesungen über einzelne interessante Themen für allgemeine Bildungszwecke mit Rücksicht auf die öffentlichen und Staatsangelegenheiten zu halten. Daß auf diese Weise eine Reihe wertvoller politischer Gedanken und geschichtlicher Eindrücke mit ins Leben genommen werden würde, dürfte nicht zu bezweifeln sein. Können nun — so frage ich — solche Kurse nicht auch besonders für Geschichtslehrer an höhern Lehranstalten, namentlich für ältere, gehalten werden? Auf andern Gebieten giebt es ja schon Ferienkurse. Wenn auch nur zwei Wochen lang täglich ein paar Stunden von berufner Seite mit Rücksicht auf den besondern Zweck über Themen wie: Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre, die soziale Frage seit Louis Blanc, die deutschen Einheitsbestrebungen seit 1815, Grundzüge der deutschen Verfassungskunde u. s. w. gesprochen würde, so wäre davon sicherlich eine wesentliche Förderung des geschichtlichen Studiums und Unterrichts zu erwarten, und die Gefahr, daß mancher eben erst von ihm selbst gelernte und bei ihm noch nicht gehörig ausgereifte Dinge mit seinen Schülern besprechen muß, würde wesentlich verringert werden. Ohne daß der Staat, die Städte, die einzelnen Personen Opfer bringen, ist so etwas natürlich nicht durchzuführen, aber der Erfolg würde diese Opfer doch wohl lohnen. Dann wird hoffentlich die Zeit kommen, wo der Geschichtsunterricht nicht mehr das ist, als was ihn Herbst schon vor fünfundzwanzig Jahren bezeichnete: das Sorgenkind unsrer Didaktik.

Die Ziele der gegenwärtigen Litteraturbewegung in Deutſchland

Von Adolf Bartels

Von den Zielen einer Litteraturbewegung zu reden wird manchem thöricht erſcheinen. Erfüllt jede Litteratur die Aufgabe, das Weſen der Zeit und des Volks, dem ſie angehört, wiederzuſpiegeln, ſo kann ſie nicht gut ein Ziel haben; ſie wird ſtets vom Volks- und Zeitgeiſte abhängig ſein, und ihre Bewegung wird dem Laufe der geſchichtlichen Entwicklung entſprechen, dem man ja auch kein beſtimmtes Ziel ſetzen kann. Wie die Geſchichte, ſo iſt auch die Litteratur eines Volkes gewiſſermaßen ein organiſches Gebilde, und wie man dem Baume nicht zumutet, an dieſer oder jener Stelle Zweige, Blätter, Blüten, Früchte anzuſetzen, ſich nach einer beſtimmten Richtung oder zu beſtimmter Höhe zu entwickeln, ſo kann man von der Litteratur nicht zu beliebiger Zeit Genies und Talente, die Pflege beſtimmter Gattungen, die Verfolgung gewiſſer Ideen fordern. Aber der Baum treibt jedes Jahr, und an Talenten fehlt es nie. Neben den ſchöpferiſchen Geiſtern der Litteratur treten jedoch auch kritiſch angelegte hervor, ja neben der Kraft ruht im Künſtler ſelber die Erkenntnis, und ſo birgt die Litteratur, wie alles Menſchliche, die Reflexion in ſich, die ſie antreibt, ſich Rechenſchaft über ſich ſelbſt zu geben. Damit tauchen denn auch natürlich bald „Tendenzen“ und Ziele auf, die allerdings immer nur für die Teilſtrecken der Geſamtbewegung gelten, die die Litteraturgeſchichte ſpäter Perioden nennt.

Die Perioden der deutſchen Litteratur haben, ſeitdem dieſe ſelbſtändig geworden iſt — das geſchah bekanntlich mit Klopſtocks Auftreten, nach 1740 —, ſtets mit einer Art von Sturm und Drang eingeſetzt. Aller dreißig Jahre etwa, alſo den Menſchenaltern entſprechend, hatten wir eine Sturm- und Drangbewegung: um 1770 die vorzugsweiſe ſo genannte, um 1800 die Romantik, um 1830 das junge Deutſchland. Auch im Jahre 1860 war etwas wie Sturm und Drang da, in dem Münchner Dichterkreiſe nämlich, freilich ein recht zahmer, der ſich hauptſächlich in Sammetröcken, langen Haaren und einem den Malerkreiſen nachgeahmten burſchikoſen Ton und Kneipenweſen be-

thätigte. Jede neue Periode brachte dann, wie es sich von selbst versteht, die Reaktion auf die vorhergehende. Die Stürmer und Dränger von 1770 wollten über Klopstock, vor allem aber über Wieland und Lessing hinaus, in deren Dichtung antike und französische Elemente immer noch stark vertreten waren, mit einem Wort, über die Gesellschaftspoesie des achtzehnten Jahrhunderts, die Romantik über die aus dem Sturm und Drang erwachsene, aber teilweise den alten Idealen untreu gewordne klassische Dichtung, das junge Deutschland wieder über die entartete und verweichlichte Romantik, die Münchner und was mit ihnen zusammenhängt, über die halb und halb publizistischen Tendenzen der Jungdeutschen. Man hat, wie mir scheinen will, dem Zustande der deutschen Litteratur um 1860 bisher noch viel zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet; er bezeichnete unbedingt eine Höhe der Entwicklung. Noch lebten die beiden großen Vertreter des realistischen Charakterdramas der Deutschen, Hebbel und Otto Ludwig, aber sie standen, wie die Genies fast immer, völlig einsam; es hatten sich ferner aus jungdeutschen Anfängen manche hervorragende Talente zu bedeutendem Schaffen erhoben, so Gutzkow und Freytag, aber an der Spitze der litterarischen Bewegung befanden sich nicht mehr diese, sondern die Münchner, die nicht Publizisten, sondern Künstler sein wollten und etwas wie ein dichterisches Standesbewußtsein schufen, das sich, wie gesagt, auch äußerlich zeigte. Neue Bahnen schlugen sie, die glücklichen Erben der klassischen Dichtung und formgewandten Eklektiker, freilich nicht ein, aber sie brachten die poetische Kultur Deutschlands auf ihre Höhe und — wurden natürlich konventionell. So kamen auch die Spezialitäten auf; Scheffel, der mit den Münchnern sehr eng zusammenhängt, Heyse, Storm, selbst Keller und Raabe sind Spezialisten. Und endlich pflegte man in Deutschland nur noch drei Spezialitäten: den archäologischen Roman, die episch-lyrische Dichtung à la Trompeter von Säckingen und die sogenannte Butzenscheibenlyrik. Die Mehrzahl der deutschen Dichter gab vor, vielleicht in einem gewissen Zusammenhange mit jenem dichterischen Standesbewußtsein der Münchner, Spielmann und Vagant zu sein. Da kam, zum Teil durch starke ausländische Einflüsse, die neue Reaktion; das jüngste Deutschland, die „Moderne" trat auf, und um das Jahr 1890 errang sie ihre ersten Erfolge.

Heute kann kein Zweifel mehr sein, daß, wie immer, die Jungen auf der ganzen Linie gesiegt haben(?); ebenso wenig aber, daß die Litteratur der Alten damit keineswegs tot ist, wie es sich die Jungen einreden. Jedes neuauftauchende bedeutendere Talent pflegt anzunehmen, daß mit ihm eine neue Zeit beginne, und auf der andern Seite sieht das über den Höhepunkt seiner Entwicklung hinaus gelangte in dem Neuen nur das Hereinbrechen einer neuen Barbarei. Das ist immer so gewesen und wird immer so sein. Da der Konventionalismus diesmal sehr groß geworden war, so zeigte sich auch der Sturm und Drang, der ihn ablöste, ziemlich gewaltthätiger Natur, die Jungen be-

nahmen sich namentlich zu Anfang höchst ungeberdig und wollten selbst Goethe zu den Toten werfen. Inzwischen dürften sie sich alle besonnen haben. Die Alten ihrerseits sahen vielfach nur das Abstoßende der Bewegung, das wilde Geberden des Mostes und die nicht zu verkennenden krankhaften Züge, sowie die Ausländerei und schimpften auf die Revolutionäre im Schulmeisterton, der bekanntlich von leidlich erwachsenen Leuten am schwersten ertragen wird. Anfänglich hatten die Alten noch das Gros des Publikums für sich, gegenwärtig aber ist ein Zwischenzustand eingetreten: im Vordergrunde des Interesses der die Litteraturmode mitmachenden Menge stehen jetzt eine Reihe Übergangstalente — nomina sunt odiosa —, die ihr Gebräu schicklich aus Altem und Neuem bereiten. Dabei gewinnen aber die großen Dichter der verflossenen Periode, vor allem Keller, Storm und Raabe, ja selbst frühere wie Hebbel und Ludwig, ständig an Boden, während sich auch für die echten Talente unter den Neuen nach und nach künstlerisches Verständnis findet. Dieser Zwischenzustand pflegt einzutreten, sobald der Strom der litterarischen Bewegung ruhiger geworden ist und die Erkenntnis ihrer „Tendenzen" zuläßt.

Im Grunde sind die Tendenzen aller litterarischen Bewegungen dieselben, ja es giebt eigentlich nur eine Tendenz, wenn auch bald diese, bald jene Seite davon deutlicher hervortritt. Man strebt, um zunächst das gewöhnlichste Schlagwort zu nennen, vom Konventionellen zur Natur und Wahrheit (die intellektuelle Seite), vom Unsittlichen oder doch von der veralteten Moral zur wahren Sittlichkeit (die ethische Seite), endlich von der niedern zur höhern dichterischen Form (die ästhetische Seite). Auch die angewandten Mittel sind meist dieselben: der intellektuellen Tendenz dient die Erweiterung des Stoffgebiets, die Aufnahme neuer Errungenschaften der Wissenschaft; der ethischen die unmittelbare Einführung von Einzeltendenzen, das Konstruiren oder doch bewußte Herausarbeiten von Problemen neben einem bestimmten allgemeinen Wahrheitsdrange; der ästhetischen endlich die Versuche, eine neue Technik und neue lebenumfangende Formen zu gewinnen. Selbst bei der harmlosesten aller Sturm- und Drangperioden, der Münchner, sind alle drei Tendenzen nachzuweisen, nur daß die Einzeltendenzen, in denen das junge Deutschland seine starke Seite gesucht hatte, verworfen wurden, während man andrerseits eifrig nach neuen Stoffen aus dem bunten Volksleben, nach Novellenproblemen, nach Bereicherung der (äußern) Form strebte. Das tief aufwühlende revolutionäre Element fehlte jedoch. Um so stärker ist das bei der gegenwärtigen litterarischen Bewegung vertreten.

Der Konventionalismus der siebziger und der beginnenden achtziger Jahre hatte sich, in dem Bewußtsein seiner poetischen Schwäche, in den Begriffen Sittlichkeit, Erhebung und Versöhnung außerordentlich starke Schutzwerke errichtet, sodaß das revolutionäre Wesen der neuesten Dichtung wohl zu verstehen und zu entschuldigen ist. Wenn man nun freilich als das Ziel der

Bewegung die Rückkehr zur „Natur“ bezeichnete, so wollte das nicht gerade viel sagen. Es ist schon öfter ausgeführt worden, daß Natur doch ein viel zu allgemeiner, unklarer, schwankender Begriff sei, als daß man das Wort auf die Fahne einer litterarischen Partei schreiben könnte. Wer will in Zuständen, die das Produkt einer tausendjährigen Kulturentwicklung sind, noch das Natürliche entdecken? Höchstens kann man an die moderne großstädtische Kultur Maßstäbe anlegen, die einfachern Verhältnissen (wenn nicht von den Wilden Rousseaus) entnommen oder aus geschichtlichen Studien abgeleitet sind, und da vergleicht man doch immer Kultur mit Kultur. Unsre Jüngsten haben einen etwas andern und bequemern Weg eingeschlagen, sie hielten nach dem Vorgange Zolas unter dem Einfluß materialistischer Theorien das Natürliche für eins mit dem Tierischen im Menschen und suchten vor allem die Wirkung der Triebe darzustellen, alles Menschenwerk auf diese zurückzuführen. Es ist nun nicht zu leugnen, daß die frühere Kunst das Menschentier im ganzen verleugnet hatte, daß Caliban für ihre Welt eigentlich kaum vorhanden war; selbst feinere Psychologen behandelten ihre Helden oft als die reine Vernunft, und so war die realistische, die naturalistische Reaktion zunächst sicherlich berechtigt. Das Stoffgebiet der Dichtung wurde also nach dieser Richtung erweitert. Aber nun warf man sich ausschließlich auf das neueroberte Gebiet, und so entstand in der That, und zwar unter dem Vorgeben, man biete wissenschaftliche Darstellungen, documents humains, etwas wie eine litterature de boue et de sang, die allen maßvollen, Reinheit und Reinlichkeit liebenden Naturen Schrecken einflößen mußte. Wirkung durch den Stoff, je brutaler, desto besser schien der leitende Grundsatz geworden zu sein, und was das schlimmste war, neben den ehrlichen Leuten und verhältnismäßig gesunden Naturen traten auch verlotterte Gesellen auf, die weiter nichts erstrebten, als ein bestimmtes Publikum aufzuregen, und sich dabei noch mit ihrer Frechheit brüsteten. Décadence, Fin de siècle! Nach und nach gewannen aber die künstlerischen Tendenzen die Oberhand, und heute, kann man sagen, haben wir Dichter und Schriftsteller, die peinliche Stoffe, wie sie das moderne Leben leider genug bietet, auch in vornehmer Weise darstellen können. Ein erstrebenswertes Ziel wird es nun sein, über die einseitige Bevorzugung der großstädtischen und Fäulnismaterien hinauszukommen, neben der bête humaine auch wieder einmal den homo sapiens ins Auge zu fassen, der doch einiges geleistet hat auf dieser schönen Erde und es unter Umständen zu einem leidlich anständigen Wesen bringt. Und neben der Gegenwart soll auch der Vergangenheit ihr Recht gewahrt werden. Mögen das historische Drama, der historische Roman (und fügen wir gleich hinzu: die Dorfgeschichte, das lyrische Gedicht) tausendmal für tot erklärt werden, an und für sich sind sie es natürlich nicht, es gilt nur, sie mit dem Geiste unsrer Zeit zu erfüllen. Namentlich die Tragödie des alten „großen“ Stils wird man auf die Dauer gar nicht

entbehren können, da doch die engen Verhältnisse des sozialen Stücks gründliche Ausschöpfung großer Probleme, die freie Bewegung gewaltiger Charaktere, die immer und ewig dasein werden, nicht gestatten. Schon die Lehre von der Vererbung fordert das historische Stück. Daß man den Geist der Zeit auch in diesem, ohne ästhetisch zu fehlen, hinreichend zeigen kann, beweist Shakespeare, beweist sogar, und für unsern Fall vielleicht noch besser, die klassische Tragödie der Franzosen. Hat diese ihre zeitliche und nationale Aufgabe trotz ihrer meist antiken Stoffe etwa nicht erfüllt? Man kann billig bezweifeln, daß unsre neuesten sozialen Dramen in zweihundert Jahren noch so lesbar sein werden, wie heute die Tragödien Racines.

Auch auf ethischem Gebiete hat sich die moderne Dichtung revolutionär genug geberdet: es ist geradezu behauptet worden, daß unsre gesamte Sittenlehre veraltet, unsre praktische Moral von Grund aus verderbt sei. Es hat keinen Zweck, hier von den Fragezeichen Ibsens, den Lehren Nietzsches und Tolstois ausführlicher zu reden, noch weniger, sich mit dem Sozialismus und andern warmempfohlenen Heilmitteln für die entartete Menschheit zu befassen. Sicherlich hat die moderne Dichtung recht gethan, den Fragen, die die Zeit bewegen, kühn ins Antlitz zu blicken, anstatt sich, wie man es noch vor kurzem liebte, ins alte Ägypten oder auf einen stillen Waldfleck oder gar in die Schänke zur minnigen Maid zu flüchten; ich glaube auch behaupten zu können, daß es sehr vielen unsrer jungen Schriftsteller mit der Aufdeckung und womöglich Ausrottung der sozialen Übel bittrer Ernst gewesen ist. Aber die Lösung der Rätsel der modernen Sphinx wird den Dichtern schwerlich gelingen, ihre Tendenzwerke werden spurlos vergehen wie die des jungen Deutschlands, ihre Romane und Dramen mit ihren gemachten Problemen — sie sind sehr zahlreich — werden verlacht werden. Und die neue Sittlichkeit? Vielleicht behält der Dichter von Anno 1844 Recht, der da sagt: „Der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld giebt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandnen, er will, daß sie sich auf nichts als auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind, stützen und also den äußern Haken, an dem sie bis jetzt zum Teil befestigt waren, gegen den innern Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen.“ Und weiter: „Wir sollen im Ästhetischen wie im Sittlichen nach meiner Überzeugung nicht das elfte Gebot erfinden, sondern die zehn vorhandnen erfüllen.“ Jedenfalls ist man — um wieder auf unser eigentliches Thema zurückzukommen — bei der neuesten Litteraturentwicklung vielfach gewahr geworden, daß die Kunst doch ein ernstes Ding, kein Spiel zu Zwecken der Unterhaltung oder der sogenannten Erhebung (zu halb sinnlichem Dusel nämlich), wenn auch durchaus „freie“ Thätigkeit ist. Wenn diese Anschauung nun die herrschende würde, jeder Dichter in Zukunft den notwendigen Kunsternst, das Publikum ein bischen Ahnung von der Be-

schaffenheit des Dichters und dem Wesen der Poesie als einer über jeden Utilitarismus erhabnen Sache hätte, so wäre hier ein schönes Ziel erreicht.

Am wenigsten hat sich die moderne Dichtung bisher um die rein ästhetische Seite der Kunst verdient gemacht. Sie hat zwar versucht, eine neue Technik zu schaffen, aber es kommt mir so vor, als ob diese ein Rückschritt wäre. Neue Formen hat sie jedenfalls nicht zustande gebracht, nur die alten vielfach aufgelöst. Auch hier war ihr Grundsatz: „Zur Wahrheit, zur Natur!", und so verfiel sie auf die Theorie der getreuen Kopirung der Wirklichkeit. Bekanntlich sagt aber schon der alte Dürer: „Wer die Kunst aus der Natur herauszureißen versteht, der hat sie," und das Herausreißen will doch wohl etwas mehr besagen als kopiren. Auch ist jetzt ziemlich allgemein anerkannt, selbst von den Extremen, daß photographische Treue bei künstlerischer Thätigkeit nicht zu erreichen ist, daß der Dichter die Dinge durch sein Temperament sieht, und der Zuhörer oder Leser gleichfalls, daß also selbstverständlich alle Kunst auf Erregung von Illusion beruht und ewig beruhen wird, es daher auf etwas mehr oder weniger Illusion gar nicht ankommt. Ob die Leute z. B. in abgebrochnen oder vollständigen Sätzen reden, ist für das Drama ziemlich gleichgiltig; ist es doch sogar, wenn man Wagner glauben dürfte, gleichgiltig, ob im Drama geredet oder gesungen wird. Auch der genauen Schilderung des „Milieu" kann ich nicht die Bedeutung einräumen, die man ihm gewöhnlich zuschreibt, ganz abgesehen von ihrer schon hervorgehobnen Unmöglichkeit. Die meisten Romanschriftsteller, Zola an der Spitze, berücksichtigen in ihrem Streben nach Genauigkeit nur das Nebeneinander der Menschen und Dinge, finden dagegen das eigentliche Wesen, den Geist beider, das, was sie in ihrem Kreise bedeuten und dieser Kreis wieder im Weltganzen, nicht heraus. Die frühern großen Dichter haben auch das Milieu gegeben — ich erinnere nur an Don Quixote, an Werther und Wilhelm Meister; sie haben aber nie vergessen, daß jede bedeutendere Natur den „stumpfen Widerstand der Welt" zu überwinden strebt und bis zu einem hohen Grade auch stets überwindet. Für das Genie ist die ganze Welt Milieu. Will man ferner das Milieu in ganzer Breite bringen, so ist man auf die Form des Romans allein angewiesen, und dieser ist sicherlich die Form der Dichtung, die am wenigsten künstlerisch-krystallinische Gebilde von dauerndem Wert zu schaffen gestattet. Höchstens kann man als extremer Naturalist noch im Lesedrama etwas leisten, einem Dinge, das seinen eigentlichen Zweck verfehlt. Alle andern Gattungen müssen fallen, vor allem die Lyrik, die ihren ursprünglich interjektionalen Charakter nie wird verleugnen können, deren Tod die Breite ist, und die jedem echten Dichter nach wie vor unentbehrlich sein wird, da er sich nur in ihr allseitig ausgeben kann. Das kurze Prosastimmungsbild, das die Lyrik in unsern Tagen vielfach ersetzen muß, teilt alle künstlerischen Unzulänglichkeiten der Romanform. So wird denn der neuen Richtung schwerlich etwas andres übrig bleiben, als sich mit den alten Formen

zu behelfen, was ja freilich nicht ausschließt, daß sich diese doch nach und nach nach bestimmten Richtungen umbilden. Dazu gehören aber, wie uns die Litteraturgeschichte lehrt, Jahrzehnte, selbst Jahrhunderte. Den technischen Bestrebungen im einzelnen kann man wohl den Wert zuschreiben, daß sie auch in Zukunft dem Konventionalismus entgegenarbeiten werden. Daß unsre Sprache, in malerischer Beziehung, gewonnen hat, daß sie dank den Bemühungen der neuen Schule jetzt ein Instrument ist, das zur Wiedergabe der feinsten Natur- und Stimmungsbilder, des Lokalkolorits im verwegensten Sinne des Wortes besser geeignet ist als früher, wird sich schwerlich bestreiten lassen. Ähnliche Fortschritte wurden aber auch früher gemacht, ohne viel Aufhebens davon zu machen, es fehlt auch auf diesem Gebiete nicht an Ausschreitungen, die niemand loben kann, und die Fortschritte sind zum Teil erkauft durch höchst bedenkliche Rückschritte in der grammatischen Sicherheit und der Reinheit des Stils. Im übrigen hat die Tendenz auf rein ästhetischem Gebiete am allerwenigsten zu bedeuten; das Genie, das Talent machens, und der Rest ist — Nachahmung.

Außer den bis jetzt behandelten Tendenzen der modernen Litteratur hat man noch eine zu betrachten, die sie gewissermaßen zusammenfaßt und in eine bestimmte Beleuchtung rückt: die nationale. Es ist in den letzten Jahren unendlich viel darüber geredet und geschrieben worden, daß uns im Grunde noch die nationale Dichtung fehle, und manche Leute sind nur deshalb Feinde des jüngsten Deutschlands, weil sie es so lange auf den Bahnen der Ausländer gesehen haben. Ich muß nun gestehen, daß ich eine Möglichkeit, der Dichtung nationale Ziele vorzuschreiben, schlechterdings nicht sehe, so fest ich auch von der Notwendigkeit nationaler Individualisirungen der Menschheit überzeugt bin, und so gern ich eine nationaldeutsche Mischung von Eigenschaften anerkenne. Das bewußte Streben nach „deutscher“ Poesie ist auch überflüssig, ja im Hinblick auf eine bestimmte vaterländische Dichtung unsrer Tage sogar schädlich. Man kann wohl bestimmte Schulreformen ins Auge fassen, man kann die Jugend in echt deutschem Geiste erziehen, aber man kann auf das dichterische Schaffen seiner Zeit auch nicht den geringsten unmittelbaren Einfluß gewinnen, und darum handelt sichs hier. Jede Art von Dichtung, die wir bisher gehabt haben, war national, die Gelehrtenpoesie zu Opitzens Zeit so gut wie Goethes antikisirende, Schillers „Jungfrau“ so gut wie Hebbels „Judith“; selbst Heine ist doch etwas mehr als ein in deutscher Sprache dichtender Jude, eben weil er ein Dichter war. Natürlich wird sich auch der Dichter von einer stärker werdenden nationalen Strömung beeinflussen lassen, aber es wird ihn andrerseits auch nichts hindern, die Welt einmal mit den Augen des Franzosen oder des Engländers anzusehen — der Dramatiker z. B. hat das oft geradezu nötig — und die aus fremden Ländern kommenden geistigen Einflüsse auf sich wirken zu lassen. In der Gesamtheit seines Wesens

wird er dabei doch stets deutsch bleiben, auch sein Kosmopolitismus wird eine deutsche Färbung tragen, und so kann man sich wohl in dieser Hinsicht beruhigen. So lange das deutsche Volk eigne Lebenskraft hat, wird es auch deutsche Dichter haben.

Im großen und ganzen braucht man, meiner bescheidnen Meinung nach, mit der jüngsten Entwicklung der deutschen Litteratur und mit ihrem gegenwärtigen Stande nicht unzufrieden zu sein. Daß sie eine aufsteigende ist, unterliegt schon aus rein logischen Gründen keinem Zweifel; wenn man unten im Keller angelangt ist — und das war man, bildlich und wörtlich —, so muß man natürlich wieder empor. Ob wir freilich so bald wieder ein wirkliches Genie — auf einen Goethe müssen wir wohl von vornherein verzichten — erhalten werden, möchte ich nicht ohne weiteres bejahen, und daß alles, was uns die Entwicklung bringen wird, gerade gut sein werde, dürfte auch der Kühnste nicht behaupten. Leben, Bewegung, Mut, auch wirklich künstlerisches Streben ist aber sichtlich wieder da, und die bessern Talente haben auch schon begriffen, daß es mit der Darstellung der Wirklichkeit, der Illustrirung von Einzelfällen nicht gethan ist, daß wir wieder zum Typischen empor müssen, daß uns der oft bespöttelte „große Stil," der auch im kleinsten zu Tage treten kann, nicht völlig verloren gehen darf. Jede Dichtung, die dauern soll, muß sub specie aeterni geschaffen sein; so schufen aber nicht bloß Shakespeare und Goethe, sondern auch noch Kleist, Hebbel und Otto Ludwig, und mit diesen den unterbrochnen Zusammenhang wieder herzustellen, dürfte vielleicht das nächste Ziel der nun über den Sturm und Drang hinausgekommenen deutschen Dichtung der Gegenwart sein.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Behörden und der Mittelstand. In einem Stück sind die Sozialdemokraten und ihre Gegner einig: daß nur die Vernichtung des Mittelstandes ihren Plänen zur Verwirklichung verhelfen könnte. Deswegen begrüßen sie jedes Anzeichen von dem Niedergange des Mittelstandes mit Freuden, während bei den einsichtigen und ehrlich patriotischen unter ihren Gegnern die Erhaltung und Kräftigung des Mittelstandes schon seit langem die Losung ist. Was thun nun die Behörden, was thut der Staat für diesen Zweck? Abgesehen von den Bemühungen um Neugründung kleinbäuerlicher Besitzungen im ostelbischen Preußen, die die höchste Anerkennung verdienen, deren Erfolg aber nur ein Tropfen auf einen heißen Stein ist — nichts. Vielleicht können die Behörden auch gar nichts dazu thun, viel-

leicht bleibt das Volk auf Selbsthilfe angewiesen, was ja eigentlich auch das beste wäre, wenn ihm nur nicht die erforderliche Geisteskraft schon verloren gegangen ist. Aber dann muß man wenigstens verlangen, daß die Behörden den Mittelstand nicht geradezu schädigen. Das geschieht aber bekanntlich auf vielerlei Weise. Insbesondre klagen die Gewerbtreibenden über die Gefängnisarbeit, über die Militärkantinen und Offizierkasinos, über die Konsumvereine und Warenhäuser der Offiziere und der Beamten, über unzweckmäßiges Verfahren bei Submissionen, über ihre Schutzlosigkeit gegenüber den Bauschwindlern, die Bauern über falsche Behandlung der Grundschulden, und alljährlich werden eine Anzahl kleine Leute, die sich bisher noch in anständiger Verfassung erhalten hatten, durch das Pfändungsrecht rücksichtsloser Hausbesitzer, durch das umständliche, kostspielige und unsoziale Verfahren der Gerichte, mitunter auch durch rein mutwillige Verhaftungen, endlich durch die mannigfachen Störungen des bürgerlichen Berufs, die der Militärdienst mit sich bringt, ins Proletariat hinabgestoßen. Das sind allgemein wirkende Übelstände. Im folgenden soll noch auf ein paar örtlich wirkende hingewiesen werden.

Als vorigen Sommer die Klagen der Bauern über Futternot laut wurden, erklärte der preußische Landwirtschaftsminister im Abgeordnetenhause, mit Staatshilfe dürfe man sich nicht übereilen, weil das den Trieb zur Selbsthilfe schwäche. Ein sehr richtiger Grundsatz! Es wäre nur zu wünschen, daß ihn der Staat auch solchen „Notleidenden“ gegenüber unerbittlich beobachtete, deren Kraft, sich selbst zu helfen, hundert und tausendmal größer ist, als die von Kleinbauern. Viele Kleinbauern aber sind vom Staate in eine Lage versetzt worden, wo es keine Möglichkeit gesetzlicher Selbsthilfe mehr für sie giebt. Wo ganze Dorfschaften mit der Ernährung ihres Viehes von alten Zeiten her auf den benachbarten Wald angewiesen sind, und wo ihnen der Staat diesen gesperrt hat, da besteht die einzige Art der Selbsthilfe darin, daß sie bei Nacht und Nebel in den Wald gehen, Waldgras und Streu zu stehlen; sie thun das natürlich nur fluchend, da es ja kein Vergnügen ist, nachdem man sich den Tag über abgerackert hat, nun auch noch die Nacht hindurch zu arbeiten, und zwar mit Gefahr der Freiheit und des Lebens. In der Gegend von Trier waren die stockkatholischen und ihren Geistlichen blind ergebnen Bauern, die sich bis dahin vor den Sozialdemokraten bekreuzt hatten, über diese Zustände so erbittert, daß bei der letzten Reichstagswahl ganze Dörfer für einen Sozialdemokraten gestimmt haben. Die Waldsperre wurde zwar aufgehoben, aber zu spät, und büreaukratische Belästigungen verdarben die Wohlthat, die weiter nichts als die Wiederherstellung eines uralten und urdeutschen Rechts war. Das Amtsgericht zu Burgau in Baiern machte am 11. September bekannt: „Behufs Anfertigung von einigen hundert Forststrafbefehlen (etwa zweitausend Seiten) werden vier bis fünf schreibgewandte Personen zur Aushilfe gesucht.“ So ists recht! Zuerst werden die Leute in eine Lage versetzt, wo sie sich nur noch durch Gesetzübertretungen helfen können, und dann durch Geld- und Gefängnisstrafen vollends zu Grunde gerichtet! Die produktive, lebendige und lebenschaffende Arbeit in Werkstatt, Wald und Feld wird lahm gelegt durch eine ins Maßlose gesteigerte tote und tötende Schreibstubenarbeit. In den österreichischen Alpenländern ist es die Waldsperre, die zu jenem neuesten, auch in den Grenzboten schon mehrfach erwähnten Bauernlegen die Handhabe darbietet. Eine interessante Zuschrift an den Vorwärts (Nr. 207, zweite Beilage) beschreibt den Vorgang. Ein reicher Herr kauft des Jagdvergnügens wegen eine Waldherrschaft. Er verbietet den Bauern, ihr Vieh auf seinen Waldwegen auf die Alm zu treiben. Einen andern Zugang

haben sie nicht. Sie klagen, sie verlieren selbstverständlich den Prozeß, und in ein paar Jahren sind sie so weit herunter, daß sie noch froh sein müssen, wenn ihnen der gnädige Herr ihre Güter um einen Spottpreis abkauft. So erwirbt dieser ganze Dörfer und verwandelt sie in Jagdgründe. Dieselbe Geschichte wie in England und Schottland! Österreichische Großgrundbesitzer, Wiener Börsenbarone und kleine deutsche Fürsten sollen in dieser Zerstörungsarbeit wetteifern.

In Preußen kann so etwas natürlich nicht vorkommen; hier wird die Waldsperre nur des Forstschutzes wegen verfügt. Allein man darf doch wohl fragen, ob nicht der Mensch und selbst das Rindvieh mehr wert sei als Bäume, und ob nicht sogar vom roh fiskalischen Standpunkte aus ein kleiner Ausfall im Forstetat leichter zu verschmerzen wäre als der Untergang von ein paar tausend Steuerzahlern, des Umstandes gar nicht zu gedenken, daß jeder Bauer, der zum Proletarier herabsinkt, zugleich Sozialdemokrat wird, und jeder seiner Nachkommen ebenfalls. Nun aber das schlimmste! Die Berliner Morgenzeitung brachte im Sommer mehrere Zuschriften von Forstbeamten, deren Hauptinhalt etwa folgender war. Die Waldsperre wird gar nicht im Interesse des Forstes, sondern im Interesse der vornehmen Jagdliebhaber verfügt. Die Jagd der königlichen Forsten ist an die hohen Forstbeamten verpachtet, die samt ihren vornehmen Jagdgenossen darauf bedacht sind, alles vom Walde fern zu halten, was das Wild stören könnte. Das Wild richtet jetzt im Walde zehnmal mehr Schaden an, als früher die Kühe der Bauern angerichtet haben. Auch die Förster dürfen kein Vieh mehr halten. Diese Verschlechterung ihrer äußern Lage und das Streben der hohen Forstbeamten, nur solche Unterbeamte zu bekommen, die sich als Jagddiener behandeln lassen, hat die allmähliche Verschlechterung des Forstpersonals, und diese wiederum die Verschlechterung der Forstwirtschaft zur Folge. Die richtigen Förster mit ihrer altbewährten Praxis sterben aus, und die neumodischen geben sich willig dazu her, am grünen Tisch ausgeheckte neue Methoden zu befolgen, die nichts taugen. In einem spätern Artikel wurde dann noch behauptet, die schönen Überschüsse des Forstetats seien Schein und Blendwerk, sie beruhten auf Raubbau.

Die Berliner Morgenzeitung hat 130000 Abonnenten in allen Schichten der Gesellschaft; sie ist also, mag sie sonst sein, wie und was sie will, eine Macht, was die Behörden ganz genau wissen. Wir erwarteten demnach eine entschiedne und gründliche Berichtigung. Ja wir erwarteten die Beleidigungs- und Verleumdungsklage gegen den Verantwortlichen samt dem Zeugniszwangsverfahren, das ja bei der zarten Empfindlichkeit unsrer Staatsbehörden schon in ganz unbedeutenden Fällen angewendet zu werden pflegt. Wir warteten von Woche zu Woche — es rührte sich nichts. Endlich, nach einem Vierteljahre, hat es oder vielmehr er sich gerührt; aber er führt nicht den Titel Exzellenz, sondern heißt Neumann schlechtweg und ist bloß Forstaufseher und „Sekretär," d. h. Schreiber, beim Oberförster in Schöndorf bei Bromberg. Dieser Neumann hat in die Kreuzzeitung eine Entgegnung gesetzt, die von einem andern Forstaufseher in der Berliner Morgenzeitung mit den Worten abgefertigt wird: „Nicht in einem einzigen Satze vermag Herr Neumann etwas gegen den Inhalt der betreffenden Artikel vorzubringen; er thut nichts weiter, als in vierundzwanzig Zeilen zu schimpfen und im übrigen sogar dasselbe zu sagen, was auch die B. M. gesagt hat."

Nicht zwar zum Thema von der Erhaltung des Mittelstandes gehört es, aber es charakterisirt doch die Art und Weise, wie deutsche Forstverwaltungen ihre sozialen Pflichten auffassen, wenn der Domänenfiskus von Gotha, um sich die Krankenversicherung seiner Forstarbeiter zu ersparen, diese immer nur auf höchstens

fünf Tage mietet, und wenn auf einer Herrschaft, deren Besitzer ein steinreicher sehr hoher Herr ist, die blutarmen Beerenweiber die Erlaubnis zum Beeren- und Pilzesammeln mit einer Mark für jeden Sommer erkaufen müssen. Auch der harmlose Naturfreund ist nicht mehr davor sicher, daß ihm auf einem Spaziergange in den Wald der Erlaubnisschein abgefordert wird, und Gebirgsvereinen, die an schönen Aussichtspunkten Türme und Schutzhütten errichten wollen, werden Schwierigkeiten in den Weg gelegt. So wird auch das deutsche Volk mehr und mehr nicht allein von der Nutzung, sondern schließlich sogar von dem ästhetischen Genusse seines vaterländischen Grund und Bodens ausgeschlossen, und so giebt die hohe Aristokratie mit dem Noblesse oblige auch ihre Daseinsberechtigung preis; denn ein Aristokrat, der, anstatt die Armut hochherzig und freigebig zu unterstützen, armen Weibern eine Mark abpreßt, ist kein Aristokrat mehr, sondern ein ganz gewöhnlicher Schacherer und Wucherer, und für Volk und Vaterland sowie für die Bewohner der zu seiner Herrschaft gehörigen Dörfer ist es unter diesen Umständen gleichgiltig, ob ein solcher Sprößling eines uralten hochberühmten Geschlechtes im Besitze bleibt oder einem Börsenjobber Platz macht. Nur die edle Gesinnung, die wir bei den Angehörigen alter Grafen- und Fürstengeschlechter voraussetzen, macht sie uns lieber als Börsenjuden; mit dieser Gesinnung schwindet jeder vernünftige Grund zur Vorliebe.

Es hieße Holz in den Wald tragen, wollten wir den Druck beschreiben, den die Wohnungsnot auf den Mittelstand und den höhern Arbeiterstand ausübt. Will eine wenig bemittelte aber anständige Familie nicht dem Proletariat verfallen, so muß sie auf anständige Wohnung halten. Die ist in der großen Stadt so teuer, daß sie ein Fünftel, hie und da ein Viertel, ja ein Drittel des Jahreseinkommens frißt.*) Kann der Mieter einmal nicht pünktlich zahlen, so kommt der Gerichtsvollzieher und pfändet; damit ist der Untergang der Familie eingeleitet. Die Hauptursache der Wohnungsnot ist der durch Konkurrenz und Spekulation entstandne hohe Grundstückpreis. Man sollte also denken, die Behörden müßten jede Gelegenheit ergreifen, auf die Preisbewegung mäßigend einzuwirken, und wenn sie selbst Grundstücke zu veräußern haben, diese möglichst billig zur Verfügung stellen. Weit gefehlt! Bei der jetzigen Umgestaltung des Festungswesens werden große Flächen für die Bebauung frei; der Militärfiskus kann nicht bloß, er muß sie verkaufen, und es wäre wohl denkbar, daß er sie, wenn sich jetzt kein Käufer fände, nach einigen Jahren zu Spottpreisen verschleudern müßte, denn wer kann voraussehen, was Kriege und Verschiebungen der Bevölkerung in Zukunft bringen werden? Aber die Bürgerschaften der Festungsstädte sind meist nicht in der Lage, zu warten, sie brauchen die Stadterweiterung so notwendig wie das liebe Brot. Und da benutzt denn der Militärfiskus die Gelegenheit, zu den höchsten, der Bürgerschaft eben noch erschwingbaren Preisen zu verkaufen. Eine gewisse Festungsstadt hat sich vor ein paar Jahren von einer Leidensgefährtin einen Bericht ausgebeten über deren Kaufgeschäft. Wir haben ihn gelesen, und da wir nicht zu denen gehören, die vor Uniformen und Titeln in tiefster Submission ersterben, so hat uns beim Lesen das Blut in den Adern gekocht; es ist ganz unerhört, wie diese Bürgerschaft jahrelang hingezogen, auf dringende Bittschreiben halbe und ganze Jahre ohne Antwort gelassen, so allmählich mürbe und zur Zahlung des höchsten erschwingbaren Preises willig gemacht worden ist. Und läuft einem Stadtvater die Galle endlich einmal über und spricht er ein kräftiges Wort in der Stadtverordnetenversammlung, so setzt

*) Während Rittergüter oft bloß nach der Morgenzahl geschätzt werden, sodaß der Käufer manchmal eine prachtvolle Schloßwohnung buchstäblich umsonst bekommt.

er sich der Gefahr einer Verurteilung wegen Beleidigung aus, wie ein solcher in einer dritten Festungsstadt jüngst zu seinem Schaden erfahren hat. Bei dergleichen Verhandlungen scheint viel auf die nächstbeteiligten Persönlichkeiten anzukommen; wo ein recht gutes Einvernehmen zwischen den Militärbehörden und der Bürgerschaft besteht, mögen sich jene der Stadt gern gefällig erweisen. Allein in solchen Dingen sollen die Staatsbehörden nach Grundsätzen handeln und persönlichen Stimmungen keinen Einfluß gestatten; daß aber bei der Entfestigung von Städten der Grundsatz befolgt würde, den Bürgerschaften wohlfeile Bauplätze zu gewähren, wird den bisherigen Erfahrungen nach kaum behauptet werden können.

Und was hat sich in jüngster Zeit ereignet? Der Geheime Regierungsrat a. D. Schwabe wollte der Berliner Wohnungsnot durch Gründung einer Aktiengesellschaft abhelfen, die auf dem Köpenicker Gelände wohlfeile Einzelhäuser für Arbeiterfamilien bauen sollte. Voraussetzung war, daß der Besitzer, der Fiskus, die Grundstücke ebenso billig ablassen würde, wie er vorher an eine Baugesellschaft 230 Hektar zum Bau von Villen am Kurfürstendamm verkauft hatte. Diese Erwartung ist, wie Herr Schwabe in der Bauzeitung bekennen muß, getäuscht worden; der Fiskus will die Grundstücke nicht anders als zum „Verkaufswerte" hergeben, alle sozialpolitischen Vorstellungen des Herrn Schwabe haben gegen diesen eisernen Willen des Fiskus nichts ausgerichtet. Damit ist der Plan tot und begraben — zur großen Genugthuung der Sozialdemokraten.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir doch noch eines Geschichtchens gedenken, das zwar nicht eigentlich zum Thema gehört, aber doch wieder einmal zeigt, was für ein schnurriger Kauz der Fiskus ist, und wie er jede Bürgertugend aufzumuntern bemüht ist. Zum Bau einer Brücke über die Ruhr bei Düren hat der Fabrikant Eberhard Hoesch 50000 Mark geschenkt und diese Schenkung dem Oberbürgermeister in einem Privatbriefe angemeldet. Diesen Brief erklärt der Fiskus für stempelpflichtig und fordert 2000 Mark ein.

Kurzum: der Sinn für gesunde Volkswirtschaft und das Verständnis für die sozialen Aufgaben des Staates fehlen weithin in der Beamtenschaft. Wenn einmal, was wir in zehn Jahren zweimal erlebt haben, eine allerhöchste Person ihr Interesse für soziale Angelegenheiten amtlich ausspricht, so geraten alle Schreibstuben, von der vornehmsten bis zur geringsten, in Aufregung, und des Geschwätzes und Geschreibes der Sozialpolitik ist kein Ende. Das Ergebnis sind dann einige Gesetze von zweifelhaftem Werte, die mit weniger Aufregung, aber längerer und ruhigerer Überlegung weit besser hätten gemacht werden können. Zur Hauptsache kann uns das alles nicht verhelfen. Denn die wäre, daß sich alle Behörden, von der höchsten bis zur niedrigsten, verpflichtet fühlten, jede an ihrem Orte das Volkswohl zu fördern, und daß sie jenen richtigen Blick für das Volkswohl bewiesen, der in alten und mittlern Zeiten, wo die Wörter sozial, Sozialismus und soziale Frage noch nicht erfunden waren, weder den Bürgerschaften noch den Behörden gefehlt hat.

Litteratur

Giordano Brunos Dialoge von dem Unendlichen, dem All und den Welten, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Ludwig Kuhlenbeck. Berlin, Hans Lüstenöder, 1893

Die Huldigungen, die in den letzten Jahren Giordano Bruno, diesem edeln Opfer der Inquisition, dargebracht worden sind, mögen mehr dem Haß gegen die katholische Kirche, als der Würdigung der wenig bekannten Verdienste des Mannes entsprungen sein. Aber diese Verdienste sind in der That nicht gering. Wie man aus den vorliegenden Dialogen ersieht, hat Giordano Bruno, weit über Kopernikus hinausgehend, die Gleichartigkeit des Stoffes aller Gestirne, die Sonnennatur der Fixsterne, den Unterschied des Fixsternlichtes vom Planetenlichte, die Natur des letztern erkannt und eine Menge physikalischer, chemischer und geologischer Wahrheiten geahnt, die erst in unsrer Zeit entdeckt worden sind. Nach Kuhlenbeck hätten Cartesius, Spinoza und Leibniz den Nolaner fleißig benutzt — ohne ihn zu nennen und mit vorsichtiger Vermeidung solcher Konsequenzen, die sie in Konflikt mit Staats- und Kirchengewaltigen hätten bringen können. Die Anmerkungen des Übersetzers sind zum Teil wertvolle Abhandlungen philosophischen und physikalischen Inhalts. Kuhlenbeck ist zwar Pantheist in dem Sinne, daß er Gott für das Wesen der Welt erklärt, hält aber an der Persönlichkeit Gottes und der persönlichen Fortdauer des Menschen nach dem Tode fest; er lehnt sich im allgemeinen an Lotze an. So interessant wie peinlich ist die Polemik gegen Lagarde, S. 147 ff. Lagarde hat eine kritische Ausgabe der italienischen Werke Brunos veranstaltet aus — Abneigung gegen diesen Philosophen. Er habe, sagt er, sich nur darum mit ihm beschäftigt, „um den See kennen zu lernen, aus dem das die Mühlen unsers Freisinns treibende Wasser uns zuläuft," des Freisinns, „dieser Gott leugnenden und die Geschichte verleugnenden Partei." Giordano Bruno hat nun in einem seiner Dialoge, um die Kampfesweise seiner Gegner zu charakterisiren, einer der Personen eine Reihe von Schimpfwörtern in den Mund gelegt. Lagarde aber hat sich durch seine Abneigung verleiten lassen, diese Schimpfwörter auf Bruno zu beziehen und als historischen Beweis dafür zu nehmen, daß der Philosoph in seiner Jugend ein postiglione delle puttane, zu deutsch Zuhälter gewesen sei!

Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778. Von Karl Heine. Halle a. S., Max Niemeyer, 1892

Der Verfasser hat sich auf eine Anregung hin, die seiner Zeit Eichendorff gegebnen hat, das Ziel gesteckt, die Ideale des deutschen Romans zwischen 1774, wo der Werther erschien, und 1778, wo Goethe das erste Buch von Wilhelm Meister an Knebel sandte, darzustellen. Erreicht hat er es nicht. Denn mit der Scheidung aller dieser Romane in die zwei Gruppen „Leidenschaftsideal" und „Gelassenheitsideal" ist eine litterargeschichtliche Erkenntnis von höchst zweifelhaftem Werte geschaffen worden, zumal wenn man sieht, wie der Verfasser seine Romane in diese beiden Gruppen teilt. Goethes Werther soll dem Leidenschaftsideale, Millers Siegwart dem entgegengesetzten Gelassenheitsideale angehören; in Wahrheit liegen beide durchaus in einer geschichtlichen Linie, ihre Unterschiede erklären sich in der Hauptsache aus den verschiednen Charakteren der Dichter.

„Wohlthun nimmt in dem Moralkodex (!) des Romans einen großen Raum ein (von „Sophiens Reise" ist die Rede); im ganzen aber erscheint die Moral als ein äußerliches Accidenz (!) der Erziehung."

Auch die „Friedericke-Epoche" ist schön, von andern Ungeschicklichkeiten und Liederlichkeiten in der Sprache zu schweigen.

Schwarzes Bret

Kürzlich war ich in einer Aufführung der „Emilia Galotti," die zwar nicht in allem dem strengen kritischen Maßstabe genügte, den man an die Darstellung eines Werkes unsers größten Kritikers legen möchte, die aber doch des Guten bot genug, über einzelne Mängel hinweg zum Verständnis des Ganzen eine Brücke zu schlagen. Das Theater war natürlich nicht sehr besucht, da es ja die Mehrzahl der „Gebildeten" heutzutage vorzieht, sich ihre geistige Anregung von Clowns und Chansonettensängerinnen zu holen, statt von Lessing. Um so mehr glaubte ich mit der kleinen Gemeinde, die hier versammelt war, eines Sinnes zu sein, in gleicher Weise gegenüber diesem gewaltigen Ernst, dieser reinen, strengen Größe die Kleinheit des eignen Ich zu empfinden. Als ich unter diesem Eindruck nach Schluß der Vorstellung den Raum verließ, hörte ich von einigen vermeintlichen Mitempfindenden (nicht aus den höhern Rängen, sondern aus dem Parquet) beim Hinausgehen die Worte: Es war doch recht nett, nicht wahr? — Wirklich, sehr nett; es freut mich, daß Sie sich auch gut amüsirt haben.

Das waren die wenigen „gleichgestimmten Seelen," die ich um mich her versammelt glaubte.

Der Kegelklub des Münchner Journalisten- und Schriftstellervereins lädt durch Zirkular zum „Eröffnungs-Scheiben" (sic) auf seiner neuen Kegelbahn im Restaurant Kollergarten (sollte es nicht heißen: Restaurant Kollerjardin?) die Freunde dieses Sports unter den Mitgliedern seines Vereins ein und teilt dabei mit: „Der Kegelklub hat obige Kegelbahn definitiv für die Winter-Saison gewählt und wird auf derselben jeden Montag Abends 8 Uhr geschoben." Er hegt dabei „die sichere Hoffnung, daß Geselligkeit und Fröhlichkeit gleich den früheren Saisons auch in dieser im Clube herrschen mögen, auf daß unsre Abende in ungezwungenster Weise und zu Aller Erheiterung verlaufen." Gewiß wird es zu Aller Erheiterung dienen, wenn sich ernsthafte und gebildete Journalisten und Schriftsteller zu Kegeln hergeben. Ob das aber zur Würde des Standes beitragen wird, und ob die Einladung zum Beitritt wirklich Folge haben wird?

Über einen angeblichen Unfall des Kaisers haben französische Blätter in diesen Tagen umfangreiche Berichte gebracht, nach denen Kaiser Wilhelm durch einen Sturz mit dem Pferde während der letzten Hofjagd in Österreich Verletzungen erlitten haben sollte. Es wurde behauptet, er habe am Knie eine schwere Verwundung davongetragen und sofort durch ein Telegramm, das sogar wörtlich angegeben wurde, seine Gemahlin davon in Kenntnis gesetzt. Dem gegenüber darf versichert werden, daß an beteiligter, hochamtlicher Stelle von diesem angeblichen Vorfalle nichts bekannt ist.

Das ist die neueste Blüte des Zeitungsstils — die „hochamtliche Stelle," ein liebliches Seitenstück zu der „hochoffiziösen Meldung." Unklar bleibt nur, in welchem Zusammenhang die „beteiligte Stelle" (am Unfall beteiligt?) mit einem „Hochamte" steht. Die blödsinnige Vorstellung, daß eine „Stelle" amtlicher als amtlich sein könne, geht doch wohl von einer Telegraphenagentur aus.

Unterredungen zwischen Abgeordneten der polnischen Fraktion und dem Reichskanzler, die als Verhandlungen aufgefaßt werden könnten, haben in keiner Weise stattgefunden. Auch mit dem Kultusminister sind Absprachen (!) nicht getroffen worden. (Saalezeitung, 4. Oktober.)

Verwundet, gefangen und als Aufrührer hingerichtet, übernahm es seine heldenmütige Gattin, den Aufstand fortzusetzen und so zugleich den Gatten zu rächen.

(Rheinischer Kurier, 2. Oktober.)

Bei diesen kleinen Mahlzeiten giebt sich der Monarch, auf dessen Wink nach dem letzten Gericht, nach dem auch häufig die Kaiserin die Tafel verläßt, um, wie sie entschuldigend sagt, nach den Kindern zu sehen, Cigarren und Münchner Bier herumgereicht werden, am ungezwungensten. (Hallesche Zeitung, 27. September.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Europa und England

Wer ſich ſein politiſches Urteil rein erhalten hat — unbeirrt durch das wandelbare, ſtets nur von einzelnen Politikern beherrſchte Parteitreiben, ungetrübt durch die großen parlamentariſchen Redeübungen und die noch umfangreichern Ausführungen der Zeitungen —, der wird ſich der Erkenntnis nicht verſchließen können, daß die geſamte politiſche Entwicklung unſers Weltteils in den letzten fünfundzwanzig Jahren lediglich durch die großen militäriſchen Entſcheidungen von 1866 und 1870/71 herbeigeführt worden iſt. Dieſe Entwicklung kommt gerade gegenwärtig zu einer Art von Stillſtand, von dem aus ſich neue politiſche Ausſichten eröffnen und neue Entwicklungen anbahnen. Obwohl man in Deutſchland ſo gern von dem „Volk in Waffen“ ſpricht, überſieht man das doch meiſtens; die Hartnäckigkeit der eignen Meinung, die in der Mehrzahl der Fälle nur auf die Parteibrille hinauskommt, trübt den Blick. Dazu giebt es noch immer zahlreiche Deutſche, die von der Gemütlichkeit der Kleinſtaaterei weiter eingewickelt und gewiegt ſein möchten, die noch ihre Stammesbrüder haſſen oder verachten, dagegen jeder fremden Mode nachlaufen, vor allem Fremden lächerlichen Reſpekt zur Schau tragen, im Auslande ihre deutſche Geburt verleugnen und ſich vor den Fremden erniedrigen. Aber für das, was eigentlich das deutſche Reich geſchaffen und unſrer politiſchen Gegenwart ſeinen Stempel aufgedrückt hat, fehlt das richtige Verſtändnis. Es iſt ja in dieſer Beziehung vieles beſſer geworden, aber auch der großen Menge, die ſich „voll und ganz“ der Reichsidee angeſchloſſen zu haben meint, geht noch der klare Einblick in den wahren Zuſammenhang der Dinge ab, und ihr Patriotismus äußert ſich oft nur mit jener großmäuligen Beredſamkeit, die ſich vor den großen Waffenentſcheidungen der Jahre 1864 und 1866 auf Schützenfeſten und in Volksverſammlungen breit machte. Zum Beweis dafür braucht man nur

das Verhalten des im Mai aufgelösten und des darnach neugewählten Reichstags anzusehen. Fast nirgends fand sich die nüchterne Einsicht für das Notwendige. Der heiße Wunsch, die Reichsregierung zur dauernden Festlegung der zweijährigen Dienstpflicht zu nötigen, um sie in Zukunft damit zwicken und zwacken zu können, beherrschte monatelang die Lage; die Abgeschmacktheit, daß Deutschland eine jährliche Mehrausgabe von etwa sechzig Millionen nicht mehr zu „erschwingen" vermöge, erging sich in populärer Breite; Leute, die nie etwas vom Armeewesen verstanden und infolgedessen nichts davon gehalten hatten, behaupteten mit dem Brustton der Überzeugung, uns Deutsche „könne keiner," und sie zeigten ungeheucheltes Erstaunen, als der Reichskanzler schlicht und kühl betonte, wir müßten im „Ernstfalle" doch mindestens stark genug sein, den Krieg auf das feindliche Gebiet verlegen zu können. Schließlich stimmten die Parteien ab; mehr nach alter Gewohnheit als durchdrungen von der unabweislichen Notwendigkeit, daß Deutschland doch dem um zehn Millionen schwächer bevölkerten Frankreich an Zahl überlegen sein müsse, wenn es nicht der Möglichkeit einer zukünftigen militärischen Niederlage ausgesetzt sein wollte. Ja die meisten deutschen Patrioten stellen sich den nächsten Krieg ungefähr so vor: feindliche Kriegserklärung, große Begeisterung, Ausmarsch des „Volkes in Waffen" unter dem Gesang patriotischer Lieder; dann täglich dreimal Siegesdepeschen, wöchentlich zweimal Gefangnendurchzüge, endlich Friedensschluß mit beliebig viel Milliarden, Einzug der Truppen mit Festessen; schließlich große Börsenhausse, allgemeine Glückseligkeit und unbändige Freiheit. Phantastereien dieser Art konnte man in den letzten Monaten auf den Bierbänken von den „Gesinnungstüchtigen" vielfach hören, und wir zweifeln nicht daran, daß auch im Reichstage unter den „Auserwählten des Volkes" solche Leute gesessen haben. Allenthalben trat eine durchaus unberechtigte Vertrauensseligkeit auf ganz unerhörte Waffenleistungen der deutschen Armee zu Tage, daneben eine ebenso unberechtigte Bangigkeit vor dem Kriegsdurst unsrer Nachbarn, selten war ein klarer Einblick in das Thatsächliche und Wesentliche, eine verständige Unterscheidung zwischen Notwendigem und Überflüssigem vorhanden.

Wir können es uns nicht verhehlen, daß man im Ausland über derartige Dinge während der letzten fünfundzwanzig Jahre immer klarer gewesen ist. An parlamentarischen und sonstigen innern Einrichtungen uns gleich oder sogar voraus, erkannte man in den gewaltig erschütternden deutschen Siegen nur die Folgen der allgemeinen Wehrpflicht, die ein ungemein zahlreiches, nicht durch Loskauf und Stellvertretung um einen Teil seiner besten Bestandteile gebrachtes Heeresmaterial liefert, einer vorzüglichen Militärorganisation und eines in seiner Art einzig zusammengesetzen Offizierkorps: alles preußische und auf Gesamtdeutschland übertragne Einrichtungen. Man suchte sich dieselben Vorteile zu sichern und hat bis heute daran gearbeitet, aber immer unter dem Drucke der Furcht, Deutschland könne noch einmal seine Überlegenheit geltend machen.

Daher der häufig wiederholte Vorwurf, Deutschland plane neue Kriege. Die Erklärungen Kaiser Wilhelms I., seine Pflicht sei, „den Frieden zu schützen," „allezeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen" u. s. w., fanden zunächst keinen Glauben. Österreich und Frankreich beeilten über Hals und Kopf ihre militärische Neuorganisation, und Frankreich verbarrikadirte seine Ostgrenze in keineswegs durchaus nützlicher Weise. Italien sah sich genötigt, dem Beispiele seiner mächtigern Nachbarn zu folgen. Zeitweilige Herausforderungen aus Frankreich bestätigten nur die Thatsache, daß die, die Furcht haben, vielfach ihren Mut in überlauter und oft unziemlicher Weise betonen zu müssen glauben. Nur Rußland schien anfangs von dieser Furcht nichts zu verspüren. Die Russen hatten zwar in ihrer Gesamtheit den Franzosen den Sieg gewünscht und waren darum über die beispiellosen Siege der Deutschen in hohem Maße erstaunt, aber die innigen Beziehungen der Regentenhäuser schlossen für sie jeden Krieg zwischen Deutschland und Rußland aus. Fürst Gortschakoff war der erste, der den Samen der Furcht vor Deutschland auch in Rußland ausstreute, nachdem der erneute russische Versuch, Bevormundungspolitik zu üben, in Berlin auf kühle Ablehnung gestoßen war und seine staatsmännische Eitelkeit auf dem Berliner Kongreß trotz der „ehrlichen Maklerschaft" des Fürsten Bismarck keine Befriedigung gefunden hatte. Von da an begann die Vorschiebung des durch die allgemeine Wehrpflicht verdoppelten russischen Heeres nach der Westgrenze: ein sprechendes Gegenstück zu der starken Befestigung des Ostens auf Seiten Frankreichs. Nach der Thronbesteigung des mißtrauischen Kaisers Alexander III. wurde das Verfahren fortgesetzt. Es sollte der doppelte Zweck erreicht werden, Deutschland einen Einfall nach Rußland unmöglich zu machen und die diplomatische Stellung Rußlands zu verbessern. Beide Zwecke sind nicht erreicht worden; der erste nicht, weil er überhaupt gegenstandslos war, und der zweite wurde gleich von vornherein durch das Bündnis mit Österreich vereitelt, das sich später zum Dreibund erweiterte. Österreich hatte zuerst die Furcht vor Deutschland fallen lassen. Sie schien überhaupt während der letzten Lebensjahre des Kaisers Wilhelm I. geschwunden zu sein, weil man überzeugt war, wegen des hohen Alters des Monarchen werde Deutschland nur im äußersten Notfalle zum Kriege schreiten. Der in politischen Dingen gänzlich urteilslose Boulanger täuschte sich über diese Sachlage so weit, daß er 1887 an ernste kriegerische Verwicklungen mit Deutschland dachte und nur — zum Glück Frankreichs — mit Mühe von verständigen Leuten davon abgehalten und endlich beseitigt wurde. Als Kaiser Wilhelm II. zur Regierung kam, erwachte die Furcht vor Deutschland von neuem, und Frankreich näherte sich Rußland noch mehr. Dieses Verhältnis steigerte sich im Jahre 1891 zum Höhepunkt, als zu gleicher Zeit von Italien aus die Erneuerung des Dreibundes etwas laut verkündet wurde und ein Teil der Presse in dem feierlichen Besuch Kaiser Wilhelms in England einen Beweis für den

Eintritt Großbritanniens in den Dreibund erblicken zu müssen glaubte. Da ereignete sich der Flottenbesuch in Kronstadt, im Palais des Zaren erklang die „Marseillaise“ und das — an sich gänzlich unnatürliche — „ungeschriebne Bündnis“ zwischen Frankreich und Rußland war geschlossen. Seit jener Zeit hat die Politik der Furcht wieder merklich nachgelassen; England ist selbstverständlich nicht in den Dreibund eingetreten, Rußland läßt aber den rasch erworbnen Freund so leicht nicht wieder aus den Armen, und Frankreich fühlt sich dabei vor Deutschland sicher.

Wie schon bemerkt, ist gegenwärtig die politische Lage Europas zu einem gewissen Stillstande gekommen, der der Erhaltung des Friedens günstig ist. Die Weltgeschichte hat einen Wellenschlag gethan, dessen treibende Kraft die allgemeine Wehrpflicht war. Frankreich ist dabei am weitesten vorgeschritten, denn es hat keinen Mann mehr einzustellen; die Staaten des Dreibundes vermögen nach dieser Richtung hin noch mehr zu leisten, am meisten Deutschland, das auch mit der neuen Heeresvorlage das Maß seines „Könnens“ noch nicht erreicht hat; Rußland ist mit der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht nahezu fertig. In der Organisations- und in der Offizierfrage hat jeder Staat mehr oder weniger Preußen nachgeahmt und glaubt, das Möglichste geleistet zu haben. Unklare Friedensschwärmer — und was sonst mit seinen politischen Gedanken in Wolkenkuckucksheim zu Hause ist — äußern über diese Zustände, Europa „starre in Waffen“; wir behaupten nur: Europa exerziert, und halten das Exerzieren für eine höchst friedliche und außerdem sehr gesunde Beschäftigung. Bisher hat noch kein Staat von der allgemeinen Wehrpflicht Nachteile gehabt, Deutschland am allerwenigsten, im Gegenteil hat die Anspannung der Volkskraft überall das innere Staats- und Gesellschaftsleben angeregt und erfrischt.

Wohl sind heute die Großstaaten des Festlandes mächtiger als je, aber in den Armeen der allgemeinen Wehrpflicht liegt keine Bedrohung des Friedens; ihr Charakter ist ausgesprochen defensiv, wenn sie auch, wie namentlich der Feldzug von 1870 bewiesen hat, zu einer kräftigen Offensive sehr fähig sind. Zur Verteidigung des heimischen Herdes werden sie stets vorzüglich geeignet sein, für einen erfolgreichen Eroberungskrieg aber werden sie nicht ausreichen. Kriege nach Art der napoleonischen sind darum für Zentraleuropa ausgeschlossen, und man kann mit Ruhe der Zukunft entgegensehen. Die Politik der Furcht wird verschwinden und der durchaus friedliche Charakter des deutschen Reichs allseitig anerkannt werden. Die Franzosen werden es zwar sehr schwer über sich gewinnen, sich mit dem Frankfurter Frieden abzufinden, dennoch wird man dort niemals wieder Bücher schreiben wie Avant la bataille und Pas encore, auch wird man keinen „Schnäbelefall“ mehr hervorrufen, um so weniger, als die fortschreitende Durchführung des neuen deutschen Heeresgesetzes ihnen die Möglichkeit nimmt, den Deutschen an Zahl überlegen zu sein. Rußland

wird jeder französischen Abenteuerpolitik um so mehr abgeneigt sein, je größer die Anzahl der Bataillone ausfällt, die es den Franzosen leihen müßte, damit diese Elsaß und Lothringen wieder erobern könnten. Im übrigen wird Rußland, trotz seiner gegen früher stark vermehrten Heeresmacht, weder über Berlin noch über Wien nach Konstantinopel gehen, und der gegenwärtige Zollkrieg zwischen Deutschland und Rußland ist nicht tragisch zu nehmen, denn auch während der dicksten Freundschaft beider Staaten ist nie ein zufriedenstellendes handelspolitisches Verhältnis möglich gewesen. An den sogenannten „allgemeinen Weltbrand," d. h. den Kampf Rußlands und Frankreichs gegen den Dreibund, glauben wir unter den heutigen Verhältnissen nicht, die kontinentalen Großmächte haben sich nun lange genug gegenseitig in die Augen gesehen, um zu wissen, daß der Angreifer seine Rechnung nicht finden würde. Die heutige Lage nach Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht deutet in allem nnd jedem auf eine längere friedliche Dauer des gegenwärtigen Zustandes auf dem Festlande von Europa hin; aber wohlgemerkt: wache jeder einzelne Staat sorgsam darüber, daß er mit der Länge der Zeit nicht lau wird und sein Heer der allgemeinen Wehrpflicht nicht verfallen läßt. Ein solcher Staat wäre sofort bündnisunfähig, und da die Kampflust der Völker und Staaten niemals aufhören wird, könnte er leicht die Zeche bezahlen müssen. „Den letzten beißen die Hunde," sagt der Volksmund.

Während nun sämtliche Großstaaten des europäischen Kontinents diese zwanzig Jahre und zum Teil noch länger dauernde Entwicklung durchgemacht, während selbst die dazwischen liegenden Kleinstaaten aus Furcht vor einem großen Kriege ihre Befestigungen in Ordnung gebracht und ihre Heere zum Teil schon vermehrt haben oder noch damit beschäftigt sind, giebt es einen Großstaat, an dem das alles spurlos vorübergegangen ist, und der beharrlich bei dem stehen geblieben ist, was er früher hatte oder auch nicht hatte. Dieser Staat ist England, und niemand kann heute in Zweifel darüber sein, daß sich die Machtverhältnisse bedeutend zu Ungunsten des britischen Reichs verschoben haben.

In allen Weltteilen hat England Länderbesitz, und meist ist dieser von ungeheurer Ausdehnung; man schätzt ihn auf vierundzwanzig Millionen Quadratkilometer*) mit dreihundertfünfzig Millionen Einwohnern. Dabei geht das Streben der Engländer mit einer fast fieberhaften Hast dahin, diesen Länderbesitz immer weiter auszudehnen, und bis jetzt sind sie auch darin, abgesehen von der Lostrennung der Vereinigten Staaten, insofern immer vom Glück begünstigt gewesen, als es ihnen gelungen ist, die Gebiete, deren sie sich einmal bemächtigt hatten, auch zu behaupten. Man darf jedoch mit Sicherheit annehmen, daß das nicht immer so gehen wird, und niemand glaubt heute mehr,

*) Etwa 450000 Quadratmeilen.

daß der bisherige Aufwand Englands für Marine und Landheer ausreiche, sein ausgedehntes Besitztum und seinen Handelsverkehr auf der ganzen Weltkugel zu decken. Die englische Herrschaft ist viel stärker angewachsen als seine Flotte und Landstreitmacht, und inzwischen sind die europäischen Großstaaten in der Entwicklung ihrer Streitkräfte England weit vorausgeeilt. Unstreitig hat das britische Reich noch die Mittel, selbst große Katastrophen ertragen zu können, und es würde wohl imstande sein, überall in den fremden Weltteilen, wo seiner Herrschaft Feinde gegenüberstehen, lediglich mit Waffengewalt und ohne irgend welche gütliche Vermittlung seine Autorität aufrecht zu erhalten. Aber die Hauptgefahr liegt nicht in seinen außereuropäischen Besitzungen, sondern in seinem Stammlande selbst. Man braucht dabei nicht einmal das Gespenst einer feindlichen Landung und der erdichteten „Schlacht von Dorking" heraufzubeschwören, sondern nur in Betracht zu ziehen, daß die Bevölkerung Englands für ihren Lebensunterhalt sehr wesentlich auf fremde Zufuhren angewiesen ist. Würden diese auch nur für kurze Zeit abgeschnitten, so müßten die Folgen davon sehr ernst werden. Außerdem entwickelt sich auch im Innern Englands eine weitere Gefahr, von der gleich noch die Rede sein soll.

Die Eigentümlichkeit des britischen Reichs mit seinen über den ganzen Erdball verstreuten Kolonien, festen Plätzen und Hafenorten bringt es mit sich, daß die eigentliche Verteidigung dieser Punkte nur durch die Flotte möglich ist oder sich wenigstens darauf stützen muß, da sie die einzige Verbindung mit dem Mutterlande vermittelt, also die Operationslinie bildet. Es ist also einleuchtend, daß die britische Kriegsflotte denen der andern Kriegsmächte überlegen sein muß. Nach Lage der Dinge ist sie berufen, die schwierigsten Aufgaben zu lösen, die seit Menschengedenken Seeleuten und Seesoldaten je gestellt werden könnten, denn sie müßte die Küsten Großbritanniens, die britischen Besitzungen und den britischen Handel verteidigen und außerdem den Feind auf allen Meeren aufspüren. Freilich dürfte kein Reich mit einigermaßen bedeutendem Handel überhaupt imstande sein, diesem Handel unter allen Umständen genügenden Schutz angedeihen zu lassen. Das kann man auch von England nicht verlangen, obgleich es die bei weitem stärkste und leistungsfähigste Kreuzerflotte der Welt hat; es würde vollkommen genügen, wenn die englische Flotte imstande wäre, die Lebensmittelzufuhr nach dem Mutterlande zu sichern. Ob sie das in ihrer heutigen Verfassung kann, wird allgemein als fraglich angenommen, wenn nicht gar geleugnet, denn mit der Ausdehnung des britischen Weltreichs hat auch seine Verwundbarkeit zugenommen, und es würden ihm, im Falle eines Krieges mit europäischen Mächten, die schwersten Verluste in Aussicht stehen, während es seinen Gegnern, als die wir uns Frankreich und Rußland zu denken haben, wenig anzuthun vermöchte, weil deren Häfen und Küsten überall gut gesichert sind.

Gegenwärtig läßt sich die Unzulänglichkeit und Schwäche der englischen Marine nicht länger bestreiten. Es ist dabei gar nicht nötig, sich durch die äußerst ungünstigen Kritiken, wie sie Admiral Sir Thomas Symonds von Zeit zu Zeit in die Welt zu setzen pflegt, zu einer allzu nachteiligen Ansicht verleiten zu lassen. Man nennt mit guter Berechtigung in England die alten Admirale und Generale, die über den schlechten Zustand der Flotte und Armee ihre Klagelieder ertönen lassen, old croakers, alte Krächzer. Aber in neuerer Zeit beteiligen sich auch jüngere Offiziere an dieser Arbeit, und daß es mit der englischen Seemacht lange nicht mehr so glänzend bestellt ist wie vor Zeiten, hat Lord Beresford und mit ihm noch mancher andre, namentlich der Gladstoneaner Sir Charles Dilke, öffentlich besprochen, um die Regierung zu warnen. Selbst der Admiralitätsbericht von 1890 sagt: „Im Jahre 1807 hatten wir 206 Schlachtschiffe gegen Europas 180, von denen nur 60 französische waren. 1894 werden wir nur 77 sogenannte »wirkliche Schlachtschiffe« haben, die eine ungleiche Masse gegen Europas 258 und Frankreichs 60 bilden."

Doch wir wollen hier keine Zahlen über Schiffe, Tonnengehalt, Geschütze u. s. w. aufführen. Jedermann weiß, daß die britische Kriegsmarine, wie die Handelsflotte, jeder einzelnen Flotte der übrigen Mächte überlegen ist. Es handelt sich nur darum, wie viel England im „Ernstfalle" schlagfertig beisammen zu haben vermag. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß die englische Flotte beständig auf zehn Stationen über alle Meere verteilt ist; von diesen sind im Falle eines Krieges nur wenige aufzulösen und ihre Schiffe, schon der Entfernung halber, nur teilweise heranzuziehen. Außerdem verdienen noch andre Umstände Beachtung. Erst seit 1887 hat England wirkliche Manöver zur See, die einen wirklichen Feind annehmen und nicht bloß taktische, sondern auch strategische Aufgaben zu lösen haben. Diese lieferten überraschende Ergebnisse. Schon im Jahre 1887 wurde klar, daß auch ein der Zahl nach geringerer Gegner, während die englische Flotte den Kanal beherrschte, imstande war, die Themsemündung zu forciren und London zu bedrohen. Das folgende Jahr enttäuschte die in England allgemein geteilte Annahme, daß eine überlegne englische Flotte imstande sei, die feindliche in ihren Kriegshäfen zu blockiren, sie am Auslaufen und an Landungsversuchen in England zu hindern und selbst die See zu beherrschen, damit der Handel geschützt bleibe. Der kürzlich mit der „Viktoria" verunglückte Admiral Tryon hatte als Kommandeur eines der feindlichen Geschwader schließlich die Blockade durchbrochen und in den Hafenstädten Edinburgh, Newcastle, Grimsby u. s. w. die Kleinigkeit von $4^1/_2$ Millionen Pfund Sterling als Kontribution erpreßt. Sein Kollege hatte ähnliches geleistet, und die blockirenden Geschwader hatten nichts besseres thun können, als schleunigst London zu decken. Erbittert darüber schrieb damals ein englisches Marinefachblatt: „Die englische Flotte ist ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Das gilt ebenso für das Personal wie für das Material. Das Per-

sonal, weil es nicht ausreichend, das Material, weil es Schwindel (a fraud) ist. Es sind Panzerschiffe vorhanden, die nicht gepanzert sind, Kreuzer, die keine Schnelligkeit haben; die Geschütze fehlen ganz oder sind unzureichend, die Maschinen sind zu schwach. Und warum? Die Antwort ist die, daß die ganze Marineverwaltung, ebenso wie das Material, Schwindel der schlimmsten Art ist." Wenn man auch von den in der englischen Publizistik üblichen derben Ausdrücken dieser scharfen Kritik absieht, ist doch klar, daß sie ihre Spitze im wesentlichen gegen das System richtet. Die Mobilisirung der Flotte zu den Manövern 1891 brachte ein dürftiges Ergebnis, kein einziges Schiff hatte volle, die meisten kaum genügende Bemannung.

Die Frage würde nicht so brennend sein, wenn nicht Frankreich zur See England den Rang abzulaufen suchte. Zunächst sucht es die erste Macht im Mittelmeerbecken zu werden; als Beweis führen wir nur die neue Schöpfung des ausgezeichnet gelegnen Kriegshafens Biserta auf tunesischem Gebiete an, die ebenso Italien wie England beunruhigt. Der Aufschwung der französischen Flotte hat schon seit langen Jahren England gezwungen, von dem früher festgehaltenen Grundsatze abzugehen, daß die englische Flotte den vereinigten Flotten zweier Staaten (früher war immer Frankreich und Spanien gemeint) gewachsen sein müsse. Jetzt ist die französische Flotte allein schon imstande, der englischen mit Aussicht auf Erfolg die Spitze zu bieten. Seit Beginn unsrer Weltgeschichte hat es als Erfahrungssatz gegolten, daß die hervorragendsten seefahrenden Völker als Meister der Schiffsbaukunst und der Herstellung schwerer Wurfgeschosse obenan standen. Die Geschichte der Phönizier und Karthager, der Hanse, der Republiken von Venedig und Genua, das Emporblühen und der Verfall Spaniens, die Geschichte der Niederlande und endlich auch die Geschichte Englands bestätigen dies. Aber gerade das britische Reich läßt hierin in letzter Zeit einen merklichen Rückschritt erkennen. Seine Seemacht hat in ihrer Vormachtstellung sehr eingebüßt, seitdem sich andre Staaten, vor allen Deutschland, im Schiffsbau wesentlich vervollkommnet haben und England schon überflügeln, seitdem das mangelhafte des englischen Geschützsystems und die ungenügende Bestückung der englischen Kriegsschiffe nicht mehr zu verhüllen sind. Mit den Rohren schweren Kalibers hat die britische Marine bisher sehr üble Erfahrungen gemacht. Die englische Stahlindustrie, wie sie uns namentlich in den Erzeugnissen von Woolwich entgegentritt, kann sich nicht mehr mit der deutschen und französischen messen. Weder die 110 Tonnen schweren Armstrongschen Kanonen von 41,3 Centimeter Kaliber, noch die in der königlichen Geschützgießerei in Woolwich angefertigten 68 Tonnen schweren Geschütze mit 34,3 Centimeter Kaliber haben sich für den ernsten Kampf als tauglich erwiesen. Bemerkenswert ist die Thatsache, daß die Hundertzehntonnengeschütze überhaupt bloß für das Aushalten von siebzig Schuß gebaut sind. (Wenn Krupp und Gruson solche Bedingungen

stellen wollten!) Es ist Thatsache, daß die an Bord der englischen Flotte befindlichen schweren Geschütze von den Mannschaften selbst mit Mißtrauen betrachtet werden; sie werden beim Schießen im Frieden nur mit schwachen Ladungen versehen und sind nicht in der Lage, in einem Kampf mit voller Ladung gebraucht zu werden, ohne daß man befürchten müßte, daß sie springen und die Schiffe wehrlos machen. Ob man mit den neuen Stahlbandkanonen von 45 Tonnen Gewicht und 30,5 Centimeter Kaliber bessere Ergebnisse erzielt hat, ist nicht bekannt geworden; jedenfalls würde sehr viel Zeit vergehen, bis die nötige Anzahl von Stücken für die Flotte und die wichtigsten Befestigungen der Küsten hergestellt wären. Die Küstenbefestigung ist bisher fast ganz vernachlässigt worden. Die Fortnightly Review forderte schon im März 1888 — also vor den entscheidungsvollen Seemanövern —, die englischen Seehäfen und die Kohlenstationen müßten so stark befestigt werden, daß sie sich ohne Unterstützung der Flotte halten könnten. Thatsächlich haben die englischen Kriegshäfen nur veraltete Befestigungen mit glattläufigen Rohren; die Kohlenstationen befinden sich augenblicklich fast in verteidigungslosem Zustand und müßten, wenn sie nicht durch besondre Kriegsschiffe verteidigt werden, dem Feinde ohne weiteres in die Hände fallen. Woher aber im Kriege alle die Schiffe nehmen, die die unverteidigten Kohlenstationen und die schlecht befestigten Häfen verteidigen sollen?

Allerdings hat man, gewitzigt durch die Manövererfahrungen von 1891, mit dem dringlichsten begonnen und wenigstens die Befestigungen in der Themse verstärkt. Eine neue Batterie auf der Essexseite bei Coalhouse Point ist mit zwei zehnzölligen Einundzwanzigtonnengeschützen und mit einer Anzahl von sechszölligen und mit schnellfeuernden Kanonen versehen worden, in Grain-Fort auf der Kentseite der Themse wurden größere Arbeiten vorgenommen, neue Werke gebaut und die glattläufigen Geschütze durch neue ersetzt. Auch ein neuer Plan für die Verteidigung von London ist ausgearbeitet worden. Der Weg auf der Themse nach London ist dadurch allerdings bedeutend erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht worden. Trotzdem ist immer noch eine Milliarde Mark erforderlich, wenn das gänzlich verwahrloste Verteidigungssystem Großbritanniens auf einen beachtenswerten Stand gebracht und dadurch die Flotte in ihrer Gesamtheit zur Verwendung auf offner See, also für ihre eigentliche Aufgabe, frei gemacht werden soll.

Das ist aber mit den bisherigen Kräften einfach nicht möglich, denn das Werbesystem, so kostspielig es auch ist, liefert nicht genug Mannschaften, und das sogenannte Reservepersonal hat sich allgemein als untüchtig erwiesen. So wurden z. B. dem „Inflexible“ zu den Manövern 1888 nicht weniger als 37 Heizer aus der Reserve zugeteilt, die sämtlich noch nie zur See gewesen waren. Der Mangel an Mannschaften und das Fehlen einer Kriegsreserve machen die Mobilmachung der gesamten Flotte im Kriege geradezu unmöglich.

Dazu geht die angeworbne Marinemannschaft von Jahr zu Jahr zurück. Das Werbesystem bringt niemals ein moralisch oder physisch wertvolles Material in den Flottendienst. Von Jahr zu Jahr ist man, um den steigenden Ausfall in der Bemannung der Schiffe zu decken, weniger ängstlich in Bezug auf die Leute geworden, die man anwirbt, und macht natürlich dabei die Erfahrung, daß Unfähigkeit, Demoralisation und damit verbundner Mangel an Dienstüchtigkeit in der Marine erschreckend wachsen. Und das alles geschieht zu einer Zeit, wo die übrigen Großstaaten vermöge der allgemeinen Wehrpflicht ihr Flottenpersonal nach Anzahl und Güte verbessert haben. Die Folge davon ist, daß die Fertigkeit der englischen Flotte abnimmt und die Zahl der Unglücksfälle sich steigert. Unglücksfälle werden niemals ganz vermieden werden können, aber in England sind namentlich solche Fahrzeuge davon betroffen worden, die sonst wegen ihrer Größe und ihrer vorzüglichen Bauart für besonders sicher und seetüchtig galten. So strandete in neuerer Zeit der „Howe," ein neues Schiff von der sogenannten Admiralitätsklasse, am 2. November 1892 bei klarem Wetter während der Einfahrt in den spanischen Hafen Ferreol. Das Unglück bei Tripolis an der syrischen Küste, wobei Admiral Tryon mit der „Viktoria" sank und der „Camperdown" für längere Zeit dienstuntauglich wurde, ist noch in aller Erinnerung. Drei Kampfschiffe in einem halben Jahre ist doch zu viel! Ernste englische Blätter haben deshalb die Frage aufgeworfen, ob denn ihr Marinepersonal wirklich befähigt sei, dergleichen Schiffe zu führen. Die Nowoje Wremja vom 22. Juli 1893 zählte nicht weniger als acht bedeutende Schiffsunfälle auf, die in Sheerneß und Plymouth während der Einstellung zu den diesjährigen Manövern vorgefallen sind. Mag auch das russische Blatt dabei etwas parteiisch gefärbt haben: wer 1889 nach der großen Parade auf der Reede von Spithead vor Kaiser Wilhelm II. den größten Teil der englischen Flotte durch die Solent (den westlichen Teil des Kanals zwischen der Insel Wight und dem Festlande) fast in ungeregelter Fahrt das offne Meer gewinnen sah, dem kommt die Zusammenstellung der Nowoje Wremja nicht sehr übertrieben vor; es wurden damals drei Schiffe wegen „Kollisionen" außer Dienst gestellt. Auch um das Schießen der Schiffsartillerie steht es nicht besonders, was zum großen Teil aus dem schon geschilderten Zustande der schweren Rohre erklärlich ist. Wir wollen nur den seltsamen Vorfall mit dem Leutnant Freemantle, dem Sohn des gleichnamigen Admirals, anführen, der Ende Oktober 1891 bei Schießübungen mit dem Kanonenboot „Plucky" außerhalb der Reede von Plymouth zwei Fischerboote traf, die mindestens zwei englische Meilen von der Scheibe entfernt waren, wobei ein Schiffer mit zu Grunde ging, ohne daß auf dem „Plucky" von diesem „Treffer" etwas bemerkt wurde.

We have got the ship, we have got the man, we have got the money too! so klang es einst prahlerisch aus England herüber. Gewiß: Schiffe,

Mannschaften und Geld sind drüben hinreichend vorhanden, namentlich Mannschaften könnten in vorzüglicher Güte beschafft werden. Aber es fehlt die Teilnahme der Bevölkerung, die moderne Organisation, überhaupt die bewegende Kraft, die vorhandnen Massen ihrem eigentlichen Zwecke, der Verteidigung des Besitzstandes des englischen Weltreichs, nutzbar zu machen. Der Erforscher des Aralsees, Admiral Butakoff, hat einmal den bemerkenswerten Ausspruch gethan: „Die besten Panzerschiffe sind die, auf denen die meisten eisernen Herzen schlagen.“ Wir bezweifeln, daß Großbritannien mit seinem jetzigen Flottensystem die für den Krieg notwendige Anzahl solcher Panzerschiffe aufbringen wird.

Der Rückgang des englischen Flottenwesens hat selbstverständlich seine Wirkung auf die Großmachtstellung Englands ausgeübt. Schon seit dem Krimkriege hatten sich die militärischen Verhältnisse auf dem Festlande in einer Weise entwickelt, die England von den Vorgängen auf den Schlachtfeldern vollständig ausschloß, und es leitete seine Stellung als Macht nur noch von dem Schwergewicht seiner Flotte her. Noch auf dem Berliner Kongreß stand England damit ebenbürtig neben Rußland da. Lord Beaconsfield hatte bei Konstantinopel dem fast erschöpften Rußland die Flottenmacht Englands gezeigt und Miene gemacht, als ob er die Mittel des Krieges anwenden würde, wenn Rußland nicht von dem Sitz des Sultans zurückwiche. Seit jenem großen Augenblick sind abermals fünfzehn Jahre vergangen, es sind große militärische Reformen durchgeführt worden, nur die englische Flotte ist nicht fortgeschritten. Heute ist Großbritannien thatsächlich schwächer als zur Zeit des Krimkrieges, und seine Stimme findet im Rate der Völker nur ein klägliches Echo. Die Furcht vor der britischen Seemacht ist geschwunden, und der alte Feind Englands, Frankreich, hält seine Kriegsflotte bereits der englischen für gewachsen und hat gute Berechtigung dazu; denn was an Zahl abgehen sollte, kann durch Bemannung, Ausrüstung, Organisation und Führung ausgeglichen werden. Dann bliebe England nur noch sein natürliches Verteidigungsmittel, seine Inselage. Doch auch diese für sich allein bietet unter den gegenwärtigen Verhältnissen keinen unbedingten Schutz mehr; jedenfalls lägen bei der Nähe Frankreichs nach einer Überrumplung oder gar Niederlage der englischen Flotte die ungeschützten britischen Küsten offen für einen französischen Einbruch da.

Selbst Lord Wolseley erklärte 1888 auf dem Jahresfeste des North London Rifle Club ausdrücklich, er gehöre zu jenen „einfältigen“ Leuten, die einen solchen Einfall in England für sehr wohl möglich hielten. In der That liegen die Bedingungen für einen Einfall in England jetzt viel günstiger als zur Zeit des ersten Napoleon. Die Dampfkraft würde es den Franzosen ermöglichen, binnen kürzester Frist in ihren vorzüglichen Häfen an der Küste von Dünkirchen bis Cherbourg bedeutende Truppenmassen zusammenzuziehen, die

dann aus diesen regelmäßig von einer großen Anzahl von Dampfern belebten Häfen in einer einzigen Nacht nach England übergesetzt werden könnten. Ob die Engländer eine solche überraschende Landung zu hindern vermöchten, erscheint zweifelhaft, da sie schwerlich Zeit zu ausreichenden Gegenmaßregeln finden würden. Frankreich hatte bei der großen Flottenmobilisirung 1891 in Toulon seine Mittelmeerflotte in vierundzwanzig Stunden seefertig, und nach weitern vierundzwanzig Stunden auch die Reservedivision. Obgleich die starke Panzerdivision des Kanalgeschwaders unter Admiral Gervais nach Kronstadt abgesandt worden war, blieben in Frankreich doch noch gegen hundert Schiffe mobilisirt, waren sechs Wochen in Gefechtsbereitschaft in See und befanden sich während dieser Zeit im besten Stande. Dergleichen ist in England einfach nicht möglich, denn dort geht bei dem herrschenden Mobilisirungssystem sehr viel kostbare Zeit verloren, die ein kriegsbereiter Angreifer sich zu Nutze machen könnte, um drüben zu landen. Dabei würden die französischen Panzerschiffe einen Gegner bilden, dem die englischen kaum gewachsen sein dürften, da sie schwerlich sofort sämtlich auf dem Platze und hinreichend bemannt und bestückt sein können. Pessimistische Engländer haben sogar die Befürchtung ausgesprochen, daß die Franzosen imstande sein würden, ungehindert die unbefestigten Arsenale von Woolwich zu nehmen. Dort lagert aber alles Material für die Feldarmee; gelänge es dem Angreifer, sich mit schnellem Schlage in den Besitz des unbefestigten Ortes zu setzen, der nur neunzig Kilometer von der Südküste entfernt ist, so wäre die Mobilmachung der englischen Armee ganz unmöglich, da kein zweites Arsenal, keine zweite ähnliche Anstalt vorhanden ist. Dann würde das Schicksal Englands in wenigen Tagen entschieden sein. Vor der Hand ist allerdings die Lage noch nicht der Art, daß an solche Ereignisse in der nächsten Zukunft zu denken wäre. Uns lag nur daran, zu zeigen, daß ein französischer Einfall in England wirklich ausführbar ist, jedenfalls leichter und erfolgversprechender als ein Revancheangriff auf Deutschland, und zwar würde er um so eher Aussicht auf Gelingen haben, wenn Frankreich einen Zeitpunkt abpaßte, wo England durch überseeische Verwicklungen — etwa in Indien oder Ägypten — genötigt gewesen wäre, den Hauptteil seines stehenden Heeres dahin abgehen zu lassen.

An diesem Punkte scheint es nötig, einen Blick auf die englische Landbewaffnung zu werfen. Ein Heerwesen, eine dem Volkstum angepaßte Heeresordnung hat England immer noch nicht. Es hat nur über ein stehendes Heer zu verfügen, das sich aus angeworbnen Söldnern zusammensetzt. Daneben bestehen einige zwar volkstümliche, aber völlig unkriegerische Einrichtungen, die Miliz und die Volunteers. Wenn man, wie es viele Engländer thun, alles zusammenrechnet, so könnte allerdings Großbritannien mit seinen gesamten Kolonien ungefähr 800000 Mann auf die Beine bringen, und das wäre, nach europäischen Heeresverhältnissen bemessen, wenig genug, aber ein warmer

Freund Englands, der Militärschriftsteller Major O. Wachs, berechnet die gesamte in- und ausländische Armee Großbritanniens („Die Weltstellung Englands" von Otto Wachs, 1886) kaum auf 300000 kriegsbrauchbare Mannschaften. Für unsre Ausführungen kommt nur das stehende Heer in England in Betracht, das wenig mehr als 100000 Mann beträgt, von denen aber unter allen Umständen die unabkömmliche Besetzung Irlands, 30000 Mann, abzurechnen sind. Der englische Soldat wird nun nicht, wie der Vaterlandsverteidiger der allgemeinen Wehrpflicht, von dem Gefühl des Patriotismus und der Ehre beherrscht. Aber er wird schöner bekleidet, besser bezahlt und besser ernährt, als der irgend einer andern Nation, die regulären Truppen der Vereinigten Staaten ausgenommen; dabei giebt es wenig Dienst, und das sind alles Dinge, die einen Reiz für Leute haben, denen ein faules Leben erstrebenswert erscheint. Es ist selbstverständlich, daß dabei der Leib gesund und kräftig aussieht, das System mag auch gut sein, schöne Paradetruppen heranzuziehen; ob sie sich aber in einem Feldzuge gegen die europäischen Truppen bewähren würden, bezweifeln einsichtsvolle Kreise in England selbst. Für our gallant soldier ist der Soldatenstand nur ein Gewerbe; er betrachtet sich auch gar nicht als Vaterlandsverteidiger, sondern fühlt sich als Untergebner eines Privatunternehmers: der jeweilig herrschenden Partei. Wird ihm der Dienst zu viel, oder fällt ein hartes Wort des Vorgesetzten, so wird gestreikt; der Infanterist weigert sich zum Dienst zu gehen, und der Reiter zerschneidet über Nacht Sattel und Riemenzeug, damit der Dienst unmöglich wird. Die Offiziere stehen dem Soldaten gänzlich fern, und die Unteroffiziere streiken mit oder drücken wenigstens bei solchen Vorgängen ein Auge zu. Bemerkenswert und für die gesamte englische Auffassung des Militärwesens bezeichnend ist es, daß sich die große Menge des Volkes bei solchen Meutereien stets auf die Seite der Soldaten stellt. Als vor einigen Jahren die Gardegrenadiere wegen offner Empörung zu der gelinden Strafe eines einjährigen Kolonialdienstes auf Bermuda verurteilt wurden, schrieben selbst Zeitungen, die auf dem Standpunkte der Ordnungsparteien stehen, in den teilnahmsvollsten Ausdrücken über die harte Bestrafung der brave Grenadiers. Im übrigen aber sieht dort der steuerzahlende Bürger — geradeso wie im außerpreußischen Deutschland und Österreich zu den Zeiten des Loskaufs und der Stellvertretung — auf den Soldaten als einen unnötigen Freßsack und einen Menschen zweiter Klasse herab. Es besteht nicht der geringste gemütliche Zusammenhang zwischen Volk und Militär, selbst „Heldenthaten" des englischen Söldners vermögen dem britischen Bürger keine Teilnahme abzugewinnen. Die Sammlungen für die in Not geratenen noch lebenden Helden des Reiterangriffs bei Balaclawa am 23. September 1854 erreichten nur 2100 Lstrl., dabei ist Tennysons Gedicht, das die Aufopferung der leichten Brigade besingt, jedem englischen Schulknaben bekannt. Allerdings hat das

auch wieder seinen guten Grund. Denn geht es zum Dienst nach auswärts, so reißt immer ein Teil der Tapfern vor dem Einschiffen aus. Die Desertionen im britischen Heere betragen überhaupt jährlich etwa vier Prozent und nehmen von Jahr zu Jahr zu. Dabei geht die Rekrutirung nach Güte und Menge immer mehr zurück, ebenso wie bei der Marine; man wirbt zu tausenden junge Leute von siebzehn bis achtzehn Jahren an, die noch gar nicht dienstfähig sind. In der Times klagte vor zwei Jahren Arnold Forster: „Mit Ausnahme der in den Lagern von Aldershot und Curragh zusammengezognen Kontingente und der Garde in London giebt es keine Truppenabteilung im Vereinigten Königreich, die zahlreich genug wäre, daß ein Offizier die Handhabung von Massen lernen könnte. Ich kenne ein Bataillon, das zehn Jahre lang keine Übung mit allen drei Waffen mitgemacht hat u. s. w.," und er schließt: „Die Aufrechterhaltung des soldatischen Geistes ist natürlich unter solchen Umständen unmöglich. In der ganzen in England stehenden Armee werden weder Offiziere noch Mannschaften im Frieden für den Krieg ausgebildet." Thatsache ist es auch, daß Manöver abgesagt werden, wenn das Wetter neblig oder regnerisch ist. In Wirklichkeit steht die britische Armee zum Teil nur auf dem Papier. Die Kadres sind unvollständig, die Mannschaft unvollkommen ausgebildet, das Pferdematerial ungenügend, die Bewaffnung mangelhaft, Disziplin und Leitung lassen viel zu wünschen übrig. Die Organisation der Mobilmachung ist äußerst schwerfällig, und die notwendige Anzahl von kriegsbereiten Pferden wird man schwerlich auftreiben können. Wie sich diese Landesverteidiger gegenüber einem gelandeten französischen stärkern Truppenteil benehmen würden, ist schwer vorauszusagen. Möglich ist, daß sie streiken, aber in jedem Falle würden sie in so geringer Anzahl zur Stelle sein, daß ein militärischer Erfolg für sie ausgeschlossen erscheint. Dann wären noch die Volunteers übrig. Diese bestehen aus sehr braven Leuten, sind leidlich einexerziert und überragen die Linie unstreitig an gutem Willen und bedeutend an Vaterlandsliebe. Man darf sie ungefähr mit den Gambettaschen Neubildungen von 1870 vergleichen, doch stehen sie diesen darin bedeutend nach, daß ihnen kriegsgeübte Offiziere und höhere Führer abgehen, während die französische levée en masse namentlich mit Führern recht gut versehen war. Die englische Armee bildet aber keine Truppenführer aus, denn ihre besten Generale haben nie mehr Truppen auf einmal unter sich gehabt, als eine deutsche Division auf Kriegsstärke beträgt.

Doch wir wollen die Gefahr von außen nicht so hoch anschlagen, als die von innen drohende. Die lange in der deutschen Presse genährte Fabel, daß die englischen Gewerkvereine das beste Schutzmittel gegen die Sozialdemokratie bildeten, hat sich längst als gänzlich haltlos erwiesen. Mit raschen Schritten ist die Herrschaft der Sozialdemokratie über die englische Arbeiterschaft vorgeschritten, und die Armee ist vollständig von sozialdemokratischen Ideen be-

herrscht. Schon 1891 schrieben die Times: „Keinesfalls kann es in England bleiben, wie es heute ist, denn die Armee enthält schon jetzt einen hohen Prozentsatz von Unzufriednen, die für die Sozialdemokratie eine gute Beute bilden.“ Während der letzten beiden Jahre ist es natürlich nicht besser geworden. Ja wer sich die Mühe giebt, in Whitechapel und Westminster die Schänken zu besuchen, in denen durch rote Schärpen gekennzeichnete Werber ihren Rekrutenfang betreiben, der bekommt eine Ahnung davon, aus welchen Elementen sich die britische Armee zusammensetzt. Überall in der Welt, wo Ordnung und öffentliche Sicherheit in Gefahr stehen, rechnet man auf das Heer, wenn sich die Polizei ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigt. Johannes Scherr sagte schon vor fünfzehn Jahren, die sich wieder vorbereitende internationale Revolution werde an der preußischen Armee scheitern. Er hätte den an sich ganz richtigen Satz erweitern und sagen können: an den Heeren der allgemeinen Wehrpflicht; denn auch die französische republikanische Armee hat sich kürzlich zur Dämpfung der Pariser Straßenunruhen als sehr geeignet erwiesen, was bekanntlich bei den königlichen und kaiserlichen Armeen alten Schlags in Frankreich nicht immer der Fall war. In England, wo die Armee aus ordnungsscheuen und eigentumsfeindlichen Leuten hervorgeht, dürfte jeder Versuch in größerm Maßstabe kläglich scheitern. Wir halten diese innere Gefahr für noch viel dringender als jede äußere. Die großen Streiks der letzten Jahre reden eine sehr beredte Sprache. Ohne eine grundsätzliche Änderung seines Heeressystems im Sinne der allgemeinen Wehrpflicht, die den Besitzenden einen maßgebenden Einfluß in der Armee sichert, treibt England in schwere Katastrophen hinein, die seinem nationalen Wirtschaftsleben und seiner Weltstellung die empfindlichsten Wunden schlagen werden.

Einsichtige Leute in England sind sich denn auch dieser Lage vollkommen bewußt. Niemand anders als der stark liberale Charles Dilke hat in seiner Schrift Imperial defence klar dargelegt, auf wie schwachen Füßen das britische Weltreich steht, und daß ein kräftiger Anstoß genügen könnte, es seiner kostbarsten Besitztitel zu berauben. Er ist nicht im geringsten in Zweifel darüber, daß Flotte und Heer große Geldopfer erfordern werden, vielleicht aber auch die ganze Wehrverfassung auf neue Grundlagen gestellt werden muß, wenn der heutige Besitzstand aufrecht erhalten werden soll. Aber er wie andre haben bisher tauben Ohren gepredigt, obgleich viele tausende wissen, daß unter dem Hader der Parteien die Weltstellung des Reiches von den andern Nationen überflügelt worden ist, weil die Quellen, aus denen Großbritannien seine Kraft geschöpft hat, unsinnig ausgebeutet worden sind bis zum Versiegen, während die nationale Wehrkraft von der Selbstüberschätzung vernachlässigt wurde. Und dieser Hader der Parteien sucht noch heute seine Befriedigung über die dringlichen Aufgaben hinweg, die vom Lande und für das Land erheischt werden. Statt sich diesen zuzuwenden, ereifert man sich für und wider Homerule für

Irland, die doch mit zwingender Notwendigkeit die gleiche Einrichtung für Schottland und Wales nach sich ziehen muß. Wie kann man aber die notwendigsten Reformen durchführen, wenn man einer liberalen Doktrin zuliebe das Land in Stücke schneidet; wie will man die Stellung einer Großmacht behaupten, wie sie zur Aufrechterhaltung der britischen Welthandelspolitik unbedingt notwendig ist, wenn man daran arbeitet, daheim das Reich in eine Art von deutschem Bund aufzulösen? Freilich, Reden dafür und dagegen zu halten mag geeigneter sein, eine zur Übernahme der Regierung notwendige Mehrheit zusammenzuhalten oder zusammenzubringen, als die unpopuläre Forderung einer Heeresreform, die dem „freien" Sohne Albions persönliche Pflichten auferlegen würde, die er bisher verabscheute. Die Kosten dafür — die einmaligen ersten Ausrüstungskosten abgerechnet — würden nicht ins Gewicht fallen, da das gegenwärtige englische Heeresbudget dem deutschen wenig nachsteht.

Nachdem alle Mächte des europäischen Festlandes ihre Heereskraft auf die höchste Stufe der Entwicklung gebracht haben, ist die Zeit unwiederbringlich dahin, wo England, im Schlafrock sitzend und hinter dem Pulte jobbernd, mit einer Handvoll bezahlter Soldaten und einigen Häuflein etwas ausgebildeter Milizen, mit unzureichend bewaffneten Plätzen und einem durch parlamentarische Knauserei und unfähige Verwaltung heruntergekommnen Heer- und Marinewesen eine Rolle in Europa spielen könnte. Auch jener Politik ist die Spitze abgebrochen, die darauf hinauslief, Mißtrauen zu säen und europäische Konflikte zu schüren, sich aber gänzlich zurückzuhalten, wenn wirklich ein Krieg ausbrach. Konflikte stehen heutzutage in Europa nicht in Aussicht, auch ein erneuter Ausbruch der überreizten nationalen Eitelkeit der Franzosen ist nicht zu erwarten. Es liegt eine gewisse Wahrheit in dem Wort, daß durch das „ungeschriebene" Bündnis zwischen Rußland und Frankreich das politische Gleichgewicht in Europa wieder hergestellt worden sei. Jedenfalls ist ein ungefähres militärisches Gleichgewicht vorhanden, das einen Kampf zwischen Dreibund und Zweibund aussichtslos erscheinen läßt. Aber der Zweibund besteht aus zwei Staaten, in deren Bevölkerung ein Drängen nach außen, eine kriegerische Strömung seit Jahren gepflegt worden ist, was sich seither als Haß gegen Deutschland äußerte. Da ist doch die Frage am Platze: Was soll schließlich aus diesem Haß werden, wenn ein Angriff auf Deutschland — also den Dreibund — keinen Erfolg verspricht? Wird man versuchen, diesen Haß von oben herab zu dämpfen? Wir glauben das nicht, denn ein solcher Versuch wäre für jede französische Regierung verderblich, und dem zarischen Regiment würden daraus neue erbitterte Feinde erwachsen. Es bleibt darum nur übrig, den Haß abzulenken, und der Blitzableiter ist schon gefunden: er heißt England. Wer die kaum zweijährige Geschichte des Zweibundes verfolgt hat, wird diese Schlußfolgerung bestätigt finden. Man hätte doch nach Kronstadt erwarten sollen, daß nun ein gemeinsamer politischer Feldzug Frankreichs und Rußlands

gegen den Dreibund, mit der Hauptspitze gegen Deutschland, begonnen werden würde. Davon ist bisher nichts zu bemerken gewesen; wohl aber hat der Zweibund eine Spitze gezeigt, doch diese war unverwandt gegen England gerichtet. Nach einander in Konstantinopel, in China, in Ägypten und neuerdings in Siam haben Rußland und Frankreich gemeinsam England ihren übeln Willen bewiesen, und in Frankreich schien zuletzt aller Haß gegen Deutschland geschwunden zu sein. Während noch zur Zeit der Kämpfe in Dahomey die französische Presse voller Beschuldigungen gegen Deutschland war, das Waffen und Führer geliefert haben sollte, hörte man während der siamesischen Streitigkeiten kein Wort mehr davon. Auch den begeisterten Empfang des Kaisers und die Anwesenheit des Kronprinzen von Italien im Elsaß schluckt man hinunter, die ganze nationale Abneigung der Franzosen richtet sich mit aller Schärfe gegen England und ist gepaart mit einer tiefen Verachtung der britischen Macht. Es liegen keine Anzeichen dafür vor, daß dies in Zukunft wieder anders werden sollte. Im Interesse Rußlands läge auch kaum eine solche Änderung, denn es hat den lebhaftesten Wunsch, England gedemütigt zu sehen, und im Zweibund ist das Zarenreich die schiebende, Frankreich die geschobne Macht. Wir fürchten, daß für England die Lage in den nächsten Jahren sehr ernst werden wird, denn es wird nirgends Unterstützung finden, auch nicht beim Dreibund. Für die Festlandsmächte bedeutet der Eintritt der russischen Flotte ins Mittelmeer nur eine Ausgleichung der maritimen Machtverhältnisse und eine berechtigte Schwächung der englischen Vorherrschaft, die ihre Rücksichtslosigkeit gegenüber dem übrigen Europa zuletzt bei der Besetzung von Ägypten gezeigt hat. Der Dreibund hat keine Veranlassung — auch Italien nicht und am wenigsten Deutschland —, Frankreich in den Weg zu treten, wenn es seine berechtigte Machtstellung und seine Beziehungen zu Rußland für die Sicherstellung seiner Interessen im Mittelmeer verwendet. Auch bei größern politischen Nackenschlägen für England wird der Dreibund zu Gunsten eines unzuverlässigen und ohnmächtigen Staatswesens keinen Mann und kein Schiff in Gefahr bringen. Für einen Verbündeten Englands könnte die Rechnung auf dessen militärische Kräfte leicht sehr trügerisch ausfallen, abgesehen davon, daß ihn die leider oft bewiesene „punische Treue“ der britischen Politik plötzlich genau so im Stiche lassen könnte, wie Napoleon III. 1862 in Mexiko. In Deutschland würden freilich die liberalen Doktrinäre bei einer Gefahr Englands — ähnlich wie 1886 wegen Bulgariens — gewaltig ins Zeug gehen und bereit erscheinen, Gut und Blut für das „parlamentarische Musterland“ zum Opfer zu bringen, aber die große Mehrzahl der Nation wird der Vergangenheit eingedenk sein und die Rolle Englands während der deutsch-dänischen Verwicklung, wie die klägliche Zwitterstellung, die das britische Reich mit der „wohlwollenden“ Neutralität gegen uns während des deutsch-französischen Krieges einnahm, in Betracht ziehen, ebenso die kleinliche Bosheit, mit der die

englische Politik die deutschen Kolonialbestrebungen so lange heimlich hemmte, bis Fürst Bismarck dem Lord Granville gegenüber eine nicht mißzuverstehende Sprache führen ließ. Nach den letzten französischen Kammerwahlen, nach denen weder die Monarchisten, noch die Boulangisten, ja kaum die Radikalen mehr zu fürchten, die wahren Republikaner aber „unter sich" sind, wird wieder eine Periode anheben, wo sich die einzelnen republikanischen Gruppen gegenseitig die Ministersitze abjagen und das Volk, dadurch beunruhigt, wieder nach einem „Mann" Umblick hält, der nun gerade kein Boulanger wieder zu sein braucht, von dem man aber hofft, daß er dem Lande endlich Ruhe bringen werde. Ohne Aufregung der nationalen Eitelkeit geht es dabei natürlich nicht ab, aber bei allen, die emporkommen wollen, wird dann die Erwägung eine Rolle spielen, ob es nicht zweckmäßig sein würde, die Marschallstäbe jenseit des Kanals zu holen, da jenseit des Rheins keine mehr zu haben sind. Der „treue Freund" Rußland würde solchem Vorhaben allen erdenklichen Vorschub leisten, da ihm ein Stoß in den Kern der britischen Macht überall die Arme frei macht.

Man kann dagegen die reichen Hilfsquellen Englands anführen, die Lord Beaconsfield einmal als „praktisch unerschöpflich" bezeichnete. Unstreitig sind sie größer als zu Anfang dieses Jahrhunderts, aber es fragt sich, ob das Land die Zeit haben wird, in einem großen Kampfe diese Hilfsquellen rechtzeitig zu entwickeln. Die ganze Kriegskunst hat sich von Grund aus geändert, Eisenbahnen, Telegraphen, Hinterlader und Massenbewaffnung haben es möglich gemacht, die Geschicke eines Staates in wenigen Wochen zu entscheiden. Lehrreich ist dafür das Schicksal Frankreichs. Sein rascher Aufschwung nach 1871 gestattet an dem Vorhandensein seiner reichen Hilfsquellen keinen Zweifel, und dennoch hatte es sich nach sechsmonatigem Ringen für besiegt erklären müssen. Hilfsquellen, die nicht für den Kampf organisirt sind, haben für moderne Kriege keinen Wert, und das schnöde Wort Cobdens: Pounds, shillings and pence are the best national defence hat zwar in England viele Gläubige gefunden, dürfte sich aber in gleicher Weise verderblich erweisen, wie die übrigen Manchestertheorien. Aber derartige Anschauungen sind der Hauptgrund, warum sich der Engländer so hartnäckig gegen die Einführung festländischer Heereseinrichtungen und namentlich der allgemeinen Wehrpflicht sträubt, und doch würde diese allein dem „Vereinigten Königreich" sichern Schutz gewähren und würde auch die solideste Grundlage für die Verteidigung Indiens bilden. Um die für diese beiden Aufgaben nötigen Mannschaften nach dem heutigen System anzuwerben, dürften auch die „unerschöpflichen" Hilfsquellen Englands nicht ausreichen.

Zur Zeit des deutsch-französischen Krieges stieg in vielen edeldenkenden Männern Großbritanniens, wie Carlyle u. s. w., das volle Verständnis für Wert und Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht auf. Samuel Smith von Liverpool bemerkte 1871 in einer Flugschrift: „Die Heeresverfassung bewirkt

in Deutschland keine Entartung; im Gegenteil, sie ist eine Schule physischer Kraft und guter Ordnung, zugleich aber auch eine Verschmelzung der Stände, die die niedern emporhebt, indem sie den Stolz der höhern mindert. Diese Vorteile von großem Wert könnte England auch erwerben, wenn es mit einigen Abänderungen das preußische Wehrsystem annähme." Diese vernünftigen Gedanken sind längst wieder in dem Trubel der Parteikämpfe vergessen worden. Wie die Sachen gegenwärtig liegen, wird Großbritannien freiwillig die allgemeine Wehrpflicht nicht einführen, sondern sich nur durch schwere innere oder äußere Niederlagen dazu zwingen lassen, für die aber die Vorzeichen schon sämtlich vorhanden sind. Wir sind überzeugt, daß sich Old England nach bittern Erfahrungen, die es sich nicht ersparen will, bald aufraffen und mittels seiner „unerschöpflichen" Hilfsmittel sein Heerwesen rasch und gründlich umgestalten wird. Aber erst damit wird es in die Reihe der übrigen europäischen Mächte wieder mit dem Gewicht eintreten, das ihm nach Geschichte und Bedeutung gebührt. Die allgemeine Wehrpflicht aber, die von Deutschland ausgegangen ist, wird dann für Europa ihren Kreislauf geschlossen haben.

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Das unter diesem Titel in dem Verlage der Grenzboten erschienene Buch hat in einer langen Reihe von Blättern die günstigste Beurteilung erfahren. Daß sich die „freisinnige" Presse, soweit wir sie haben verfolgen können, an dieser anerkennenden Kritik bisher nicht beteiligt hat — nur in einer freisinnigen Zeitung zweiten Ranges haben wir eine kurze lobende Anzeige gefunden —, ist so erklärlich wie betrübend. Erklärlich deswegen, weil keine andre Partei zu solcher ängstlichen Engherzigkeit verschrumpft und für neue Ideen so unzugänglich ist wie sie, die alle ihre schönen Namen: liberal, demokratisch, fortschrittlich, freisinnig, wie lucus a non lucendo trägt. Sie verführt ein endloses Freiheitsgeschwätz, aber wenn einer fordert: nun thut auch einmal etwas für die Freiheit! thut den ersten notwendigen Schritt, der darin bestehen muß, daß ihr den durch eure hochgepriesene moderne Entwicklung geschaffnen Sklaven ihr Joch erleichtert! — wenn einer so spricht, dann hören die Herren falsch und schreien, man wolle das Mittelalter zurückführen. Sie fordern das allgemeine gleiche Wahlrecht auch für die Landtage, aber nur in Zeiten, wo die grundsätzlichen Gegner dieses Rechts im Abgeordnetenhause so stark sind, daß jeder

dahin gehende Antrag keinen andern Erfolg haben würde als große Heiterkeit. (In Österreich haben sich ihre Gesinnungsverwandten gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht erklärt, notabene, schon bevor Graf Taaffe seinen boshaften Wahlreformentwurf vorgelegt hatte.) Sie schwärmen theoretisch für das Koalitionsrecht und schreien nach der Polizei, wo ihnen eine Koalition unbequem wird. Sie wollen dem Handwerker helfen, und reiten ihn mit ihren Aktienbanken, die sich Vorschußvereine nennen, nur tiefer hinein. Sie wollen dem Arbeiter mit Gewerkvereinen helfen, halten sich aber Augen und Ohren zu, sobald ihnen jemand die Natur dieser Gewerkvereine klar macht. Diese Vereine sind das, als was sie ihr deutscher Geschichtschreiber, Lujo Brentano, geschildert hat, nämlich die wieder aufgelebten altgermanischen Schutz- und Trutzbruderschaften und mittelalterlichen Innungen. Und zwar gleichen sie nicht den von liberalem Geist erfüllten Innungen des frühern Mittelalters, sondern den Zünften der spätern Zeit, die, von der wachsenden Konkurrenz bedrängt, vor allem auf Privilegien und Absperrung bedacht waren. Nur dadurch hat ein Siebentel der englischen Arbeiterschaft hohe Löhne bei kurzer Arbeitszeit erzwingen und sich eine bürgerlich anständige Existenz erringen können, daß die Zahl der in jeder Fabrik zu beschäftigenden Arbeiter geschlossen, die Frauenarbeit beseitigt, der Einschmuggelung jugendlicher Arbeiter unter dem Namen von Lehrlingen gewehrt, für die wirklichen Lehrlinge eine ausreichende Lehrzeit durchgesetzt, bei Streiks die Einstellung von Blacklegs auf gewaltthätige Weise verhindert wurde. Die Walliser Grubenbesitzer hatten diesen Sommer zum Ersatz für die Ausständischen Bergleute aus Durham und Schottland herangezogen. Diese waren mit Kind und Kegel übergesiedelt und hatten einige Wochen gearbeitet. Da hielten im Grubenbezirk von Trimm bei Llanelly die Walliser eine große Versammlung ab und machten bekannt, die Leute aus Durham und Schottland hätten sofort abzureisen, und wenn sich einer von ihnen nach Anbruch der Nacht noch in der Gegend erwischen lasse, no mercy would be shown, was doch nur heißen kann, so würden ihm alle Knochen im Leibe entzweigeschlagen werden. Vergebens baten die von dem Ausweisungsbefehl betroffnen, man möge sie nicht ins Elend jagen; vergebens jammerten ihre Weiber und Kinder; sie mußten fort, die einen zu Fuß, die andern mit der Bahn, samt ihren weinenden Weibern und Kindern. Die Polizei und das Militär standen dabei und sahen zu. Das ist der Weg, auf dem sich die Aristokratie des englischen Arbeiterstandes ihre günstige Lage erkämpft hat, und auf dem sie sie jetzt zu erhalten sucht. Nicht „durch Fleiß und Sparsamkeit," wie die freisinnigen Zeitungen schwindeln, sind sie geworden, was sie sind. Fleiß und Sparsamkeit sind nicht die Ursachen, sondern die Wirkungen dieser günstigen Lage. Erst nachdem sie sich durch Gewaltthaten eine Lage erkämpft haben, in der man es mit Fleiß und Sparsamkeit zu etwas bringen kann, sind die englischen Gewerkvereinler fleißig und sparsam geworden. Und

einen andern Weg zur Besserung der Lage des Arbeiterstandes, als den von ihnen eingeschlagnen, giebt es auch gar nicht in einem Lande, dessen Einkommen größtenteils auf der Exportindustrie beruht. Nur in einem Lande, das noch freien Boden hat, kann das Volkseinkommen im Verhältnis zur wachsenden Kopfzahl vermehrt werden. In einem Industrie- und Handelsstaate dagegen, der Konkurrenten hat, ist das Volkseinkommen ein Kuchen von wenig veränderlicher Größe, sodaß mit der Zunahme der Mäuler die auf jedes Maul fallenden Brocken immer kleiner werden müssen. Soll der Anteil bestimmter Arbeiter größer werden, so muß der Anteil der übrigen Arbeiter und der Unternehmer entsprechend kleiner werden. Jetzt, wo die nichtgelernten Arbeiter in die Bewegung eintreten, wo in den Gewerkvereinen die Ansicht, es müßten allen Arbeitern ohne Ausnahme günstige Lebensbedingungen errungen werden, die Mehrheit gewinnt, wo also die Gewerkvereinler ihr Einkommen nicht mehr auf Kosten ihrer Kameraden vergrößern können, bleibt nichts weiter übrig, als die gänzliche Beseitigung des Unternehmergewinns zu erstreben; d. h. die Gewerkvereinler müssen Sozialisten werden, was sie denn auch größtenteils schon sind. Wo die Gewerkvereine nicht, wie in England, aus dem bildungskräftigen Geiste eines revolutionären Volkes geboren, sondern von kapitalistischen Gönnern als Köder für die Arbeiterschaft aufgepäppelt und unter Polizeiaufsicht gehandhabt werden, da bleiben sie eine bedeutungslose Spielerei.

So ist denn der Liberalismus unsrer Liberalen, der Fortschritt unsrer Fortschrittler, der Freisinn unsrer Freisinnigen eitel Schein und Blendwerk; eben vernehmen wir von Rudolf Eberstadt im neuesten Hefte von Schmollers Jahrbuch — der Artikel hat, wenn wir nicht irren, schon in den Preußischen Jahrbüchern gestanden —, wie der den „Freisinn" vertretende Berliner Magistrat durch seine Bauordnung die Wohnungsnot planmäßig erzeugt hat. Es giebt nur einen Stand, mit dem es die Herren einigermaßen aufrichtig meinen; das ist der der ärmern Landleute: Kleinbauern, Tagelöhner und ländliches Gesinde. Denn diesen zu helfen, wenn sie es könnten, würde das Interesse ihrer Führer nicht schädigen; giebt es doch weder Großgrundbesitzer noch Landräte darunter.

Also: daß diese Herren ein Buch totschweigen, das den Dingen auf den Grund geht, ist erklärlich, zugleich aber auch betrübend. Betrübend, weil der „Freisinn" die einzige bürgerliche Oppositionspartei ist, und weil unser verkalkter und verholzter Vater Staat, der sich, ohne Ideen und ohne Ideale, ohne Ziel und Plan, ohne Lebensmut und Begeisterung, von einer Militärvorlage zur andern, von einem unglücklichen Steuerentwurf zum andern, von Strafgesetz zu Strafgesetz mühsam fortwurstelt, weil dieser Unglücksgreis notwendig eine frische, kühne Oppositionspartei braucht, wenn er nicht halb steinernes Götzenbild und halb tote Maschine werden soll. Gelingt es nicht, die lendenlahme und blutarme Fortschrittspartei durch Erlösung aus den Banden des jüdischen Kapitals wieder zu beleben oder lieber — worüber später einmal —

eine neue mächtige Mittelstandspartei zu gründen, dann mag sich unsre ganze Politik begraben lassen! Denn welcher vernünftige Mensch, wenn er nicht zufällig Branntweinbrenner oder Tabakpflanzer oder Politiker von Profession ist, wird sich noch ernsthaft mit den ehrwürdigen Mumien der „staatserhaltenden" Parteien beschäftigen! Läuft ja doch deren ganze Regierungsweisheit darauf hinaus, alle unruhigen Geister, die ihren Säkularschlaf*) stören, durch Einsperrung ins Gefängnis oder, was noch bequemer, anständiger und sicherer ist, ins Narrenhaus stillzumachen. So bleiben also vorläufig, bis wir eine neue Oppositionspartei haben werden, die Sozialdemokraten das einzige Element politischen Lebens im Reiche.

Günstig haben unser Buch vorzugsweise konservative Organe aufgenommen; dazu kommen dann noch zwei österreichische: die Deutsche Zeitung und die vortrefflichen „Deutschen Worte" des Demokraten Engelbert Pernerstorfer. Zurückhaltender, kürzer, nur bedingt anerkennend äußern sich die größern mittelparteilichen Organe. Eine beinahe vollständige Inhaltsangabe hat nur die Münchner Allgemeine Zeitung gebracht, die auch einige Stellen wörtlich abdruckt. Es giebt eben bei den Konservativen und in den Mittelparteien viele wackere Leute und tüchtige Köpfe, die der Parteischablone entwachsen sind, und die zu einer neuen Bildung zu sammeln die nächste Aufgabe unsrer innern Politik ist.

Auch einige der wohlwollenden Beurteiler haben den im 15. Kapitel des Buches entwickelten Plan für eine Utopie erklärt. Dieser Plan, der übrigens nur nach Lesung der vorhergehenden Kapitel richtig verstanden und gewürdigt werden kann, besteht in Kürze darin, daß durch ein Bündnis der mittel- und westeuropäischen Mächte uns Deutschen der Osten Europas und Vorderasien, den Italienern Südamerika als neues Kolonisations-, Erwerbs- und Thätigkeitsgebiet erschlossen werden soll. Aber nicht dieser Plan ist utopisch, sondern die Einbildung, das deutsche Volk könne bei seiner Gott sei Dank noch ungeschwächten Vermehrungskraft in seinen jetzigen Grenzen noch zwanzig, dreißig, fünfzig Jahre fortleben. Wo will man denn hin mit den zwanzig

*) Auf einen solchen haben sie sich augenscheinlich eingerichtet. Geradeso wie der Papst und der Herzog von Cumberland, sehen sie die lebendige Welt für ein Spirituspräparat an und gedenken die Staats- und Gesellschaftsform, die ihnen persönlich am besten zusagt, bis zum jüngsten Tage zu konserviren. Den Männern, die das große Werk von 1866 und 1870 vollbracht haben, war es nicht zu verargen, daß sie sich aufs Erhalten und Befestigen des ruhmvoll Vollbrachten beschränkten, um so weniger, als sie damals schon im Greisenalter oder ihm nahe standen. Die Jüngern aber haben zu bedenken, daß es nur für vorgeschichtliche und für abgestorbne, nicht aber für lebendige Völker einen Beharrungszustand giebt. Die Bedeutung des großen Werkes von 1866 und 1870 liegt nicht in einem ruhigen Besitz oder Glückszustande, den wir dadurch gewonnen hätten, sondern darin, daß es dem deutschen Volke die Möglichkeit und die Machtmittel verschafft hat, seine große Sendung zu erfüllen und für die europäische Menschheit einen neuen Entwicklungsabschnitt einzuleiten.

Millionen, um die wir in den nächsten dreißig Jahren wachsen werden? In was für großstädtische Keller- oder Turmstuben gedenkt man sie zu sperren, womit will man sie beschäftigen, womit ernähren? Ein armer Jüngling, der seine Schlösser in die Luft oder in den Mond baut, ist kein solcher Utopist, wie ein Minister, Geheimrat, Parlamentarier oder Professor der Volkswirtschaft, der sich einbildet, die Sache werde sich schon von selber machen; denken diese Herren aber überhaupt nicht nach über die Sache, dann sind sie entweder gewissenlos oder unfähig.

Wir sind nicht Malthusianer im gewöhnlichen Sinne des Wortes; wir glauben nicht, daß sich die Menschen stärker vermehren als die Lebensmittel. Soll aber beides im Gleichgewicht mit einander bleiben, dann dürfen sich die Menschen nicht auf einem Platze zusammendrängen und ungeheure Länderflächen unangebaut oder schlecht angebaut lassen, sondern müssen sich nach dem Maße ihres Wachstums über die noch verfügbaren Flächen verteilen. Zwar ermöglicht die moderne Technik einen Zustand, wo das eine Volk nur Industrieprodukte, das andre nur Nahrungsmittel und Rohstoffe erzeugt, und jedes der beiden das ihm Fehlende durch Tausch vom andern erhält, allein der Zustand des reinen Industriestaats ist ungesund und gefährlich.

Wir wiederholen: nicht wir sind Utopisten, sondern erstens jene Agrarier, die sich einbilden, mit Hilfe der Ackerbauchemie die Bodenerzeugnisse ins Maßlose steigern zu können, zweitens jene Verehrer des Industriestaats, die sich einbilden, Deutschland könne ein solcher werden, ohne daß unser Volk seine geistige und körperliche Tüchtigkeit einbüßt; drittens alle die, die sich einbilden, für einen zweiten Industrie- und Handelsstaat nach dem Muster Englands sei noch Raum auf Erden. Diese moderne Utopisterei hat erst zur Herrschaft gelangen können, nachdem die Bevormundung durch die Büreaukratie und durch die politischen Parteiführer in den Völkern alle gesunden Instinkte ertötet und sie des Gebrauchs ihres natürlichen Verstandes entwöhnt hat. Alle Völker des Altertums und des Mittelalters haben es gewußt, und die Engländer*)

*) Der Landhunger der Engländer ist bis auf den heutigen Tag unersättlich geblieben. Wer uns mit dem Hinweis auf England überreden will, ein Industriestaat zu werden, den fragen wir vor allem, woher er uns die 450000 Quadratmeilen verschaffen will, über die England herrscht. Überseeisches Gebiet bildet keine so sichere und gesunde Grundlage für das erweiterte Volksleben, wie erobertes Nachbarland, aber England konnte sich als Industriestaat nicht anders helfen, und ohne seine überseeischen Besitzungen vermöchte es seine Industriebevölkerung schlechterdings nicht zu ernähren. Da den Engländern durch die Lage ihres Landes die Ausbreitung nach römischem und altdeutschem Muster verwehrt war, haben sie die altgriechische Kolonisationsmethode mit der phönizisch-karthagischen, später auch von Holland gepflegten verbunden. Der Deutsche bleibt durch seine Gemütsart sowie durch die Natur und Lage seines Landes auf den Weg seiner Vorfahren angewiesen. Übrigens ist es auch die Kolonisation, was neben der Abwesenheit des Polizeidrucks das englische Volk vor Verkümmerung bewahrt hat in jener Zeit, wo sein größter Teil in entwürdigendem Elend schmachtete.

und Franzosen wissen es heute noch, daß ein wachsendes Volk seinen Boden stetig vergrößern muß. Und zwar handelt es sich dabei keineswegs bloß um die Sicherung der Nahrung, sondern mehr noch um die Gewinnung eines den eignen Kräften angemessenen Spielraums und Wirkungskreises. Wo dieser fehlt, da ist das Volk so gewiß zur Verkrüppelung verurteilt, wie eines jener unglücklichen Kinder, die in barbarischen Zeiten durch Einschnürung zu Zwergen gemacht und dann als Schaustücke an reiche Leute verkauft wurden. Nicht jedes edle Volk hat den gewaltigen Expansionsdrang des römischen, aber nur ein unedles oder verkommnes Volk könnte den Gedanken ertragen, für immer auf einem Raume von 10000 Quadratmeilen eingepfercht zu bleiben, auch wenn es weit über die fünfzigste Million hinauswachsen sollte. Welche scheußlichen Lebensgewohnheiten sich aus solcher Zusammenpferchung mit Notwendigkeit ergeben, wissen wir von den Chinesen, sehen wir auch schon in den Proletariervierteln der europäischen Großstädte. Und wie der Geist verkrüppelt, das erfahren wir alle Tage auch in Gesellschaftsschichten, die hoch über dem Proletariat liegen. Ein geistig arbeitender Mensch genügt vollständig, hundert und mehr körperlich arbeitende mit Gedanken zu befruchten und zu leiten, und fünfzig Industrie- und Transportarbeiter genügen im Zeitalter der Maschinen, sich selbst, hundert bäuerliche Familien und den einen geistigen Leiter mit den zu einem zivilisirten Leben nötigen Kunsterzeugnissen zu versorgen. Aber weil die natürliche Grundlage der produktivsten und gesündesten aller körperlichen Thätigkeiten zu klein geworden ist, darum wächst die Zahl der Industriearbeiter immer mehr über die der Landwirte hinaus, darum müssen immer mehr unnütze und schädliche Industrien erfunden werden, worin die Arbeiter an Leib und Seele verkrüppeln, darum wuchern die geistigen Thätigkeiten weit über das gesunde Maß hinaus und entstehen täglich neue geistige Thätigkeitszweige nicht bloß untergeordneter, sondern schädlicher oder schändlicher Art: Spekulantentum, verschiedne Kupplergewerbe, Reklame und Klatsch als besondre Erwerbszweige, Revolver- und Skandaljournalistik, politische Agitation als Broterwerb, kurzum ein ganzer Wald von Schmarotzergewächsen, die den ohnehin zu engen Volksboden überwuchern und den verkümmernden edeln Pflanzen vollends Licht, Luft und Nahrung wegnehmen. Und indem die Zahl jener „Verbrecher" immer größer wird, deren Hauptverbrechen — nicht selten ist es ihr einziges — darin bestanden hat, in einer Zeit geboren zu werden, wo alle Plätze besetzt waren, und von Eltern abzustammen, die ihnen keinen Platz erwerben konnten, weil also die Zahl dieser „Verbrecher" natürlicherweise be-

Von den körperlich kräftig gebliebnen unter den Armen haben immer nicht wenige die Meere befahren und fremde Länder bereisen, solchergestalt die Luft der Freiheit atmen, ihre Arme rühren, ihren Mutterwitz gebrauchen, etwas wagen und gewinnen, durch Briefe und Geldsendungen, bei der Rückkehr durch ihre erfrischende Persönlichkeit den Sumpf des heimischen Proletarierlebens mit Lebensmut, Hoffnung und Thatenlust in Bewegung setzen können.

ständig wächst, so muß auch die Zahl der zu ihrer Überwachung und Aburteilung nötigen Beamten beständig vermehrt werden. Und so wird denn unser edles deutsches Volk nach zwanzig bis dreißig Jahren etwa folgendermaßen ausschauen. Ein Drittel wird aus produktiven Arbeitern bestehen, die alle Güter schaffen und verbreiten, in Kummer und Not, weil sie die zwei unproduktiven Drittel mit erhalten müssen. Ein zweites Drittel wird unter andern folgende Bestandteile aufweisen: Rentner und Staatspensionäre, die ihr Leben mit Skat und Biertrinken, mit Sport und Vereinsexerei, mit Geklatsch, mit Spitzeln und Denunziren und mit Kannegießerei zubringen; Büreaukraten, die die produktive Arbeit fördern sollen, sie aber bloß hindern; Fabrikarbeiter, die schädliche Dinge (z. B. Schnaps und gewisse Gummiartikel) herstellen müssen; Menschen, die Scheinarbeit leisten, z. B. Reklametafeln herumtragen; Akten-, Zeitungs- und Bücherschreiber, die ein endloses Geschwätz und Geschreib verführen über das, was von den Produktiven gearbeitet wird und nicht gearbeitet wird, was gearbeitet werden sollte und könnte, aber leider nicht gearbeitet werden kann; zahllose feinere Sorten von Schmarotzern und Spitzbuben, die ihr Gewerbe in Übereinstimmung mit den Staatsgesetzen und unter dem Schutze der Obrigkeit treiben. Das dritte Drittel endlich wird zur Hälfte aus Bettlern, Vagabunden, Prostituirten und gewerbsmäßigen Verbrechern bestehen, zur andern Hälfte aus Soldaten und Bütteln, die jene in Gefängnissen und im Freien zu bewachen haben.

Wir fragen die Herren, die jedesmal, wo von Land und Volk die Rede ist, die ganze Arithmetik in die vierte Dimension verschwinden lassen, woher sie in Deutschland den Wirkungskreis und die Rohstoffe nehmen wollen für siebzig Millionen Menschen, und soviel werden wir doch nach dreißig Jahren sein! Gegenwärtig würde bei gleichmäßiger Verteilung nicht ganz ein Hektar auf den Kopf, also etwa ein sechzehn Morgen großes Gütchen auf die Familie kommen; was bleibt aber zur Verteilung an die große Masse übrig, nachdem der Raum für Straßen, Eisenbahnen, Wohn- und Fabrikgebäude, für allerlei öffentliche Anlagen, nachdem der private Großgrundbesitz und der großbäuerliche, sowie der Besitz der Staaten, Gemeinden und Stiftungen davon abgezogen ist? Bilden sich die Herren etwa ein, weil unsre Chemiker Weizenähren in der Wasserflasche ziehen, man werde mit deren Hilfe so weit kommen, Menschen- wie Weizenpflanzen in der leeren Luft zu erhalten, und diese aller natürlichen Daseinsbedingungen beraubten homunculi würden noch wirkliche Menschen sein? Es bleibt dabei: ein Baum, der nicht genug Wurzelboden und Luftraum hat, muß verkrüppeln! Schon der Mann, der nicht allermindestens ein eignes Haus und einen eignen Garten besitzt, ist ein Krüppel; denn ein Stück Außenwelt, das er gestalten und dem er den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrücken kann, gehört wesentlich zu dieser Persönlichkeit. Das weiß auch jedermann, und obwohl es der Politik im Bunde mit der Presse gelungen ist, dem

Volke das Verhältnis zwischen ihm als Ganzem und dem Boden zu verschleiern, so ist doch jener gesunde Instikt, der jeden einzelnen nach Grundbesitz verlangen läßt, noch nicht ausgerottet worden. Das ritterschaftliche Mecklenburg, Pommern und andre ostelbische Gegenden Preußens entvölkern sich darum, weil dort dem Sohne des kleinen Mannes die Möglichkeit abgeschnitten ist, ein Gütchen zu erwerben. Der reiche Kaufmann hält sich nicht eher für geborgen, als bis er einen Teil seines Vermögens in Grundbesitz angelegt hat. Dem hervorragenden Künstler schwebt die eigne Villa als Lebensziel vor, und der Börsenjobber schwingt sich zum Grandseigneur empor, indem er die Grundlage aller irdischen Herrlichkeit, Land und Leute kauft; Land und Leute, sagen wir, denn mag auch die Sklaverei auf dem Papier zehnmal abgeschafft sein — wer das Land hat, der hat in einem übervölkerten Lande auch die Leute zu eigen. Und sehen wir ein wenig nach, was so ein großer Herr braucht zur Entfaltung seiner Persönlichkeit! Nicht ein Schloß, sondern mehrere Schlösser, die er nach seinem Geschmack einrichten und mit Kunstwerken schmücken läßt; Gärten und Parks; Rinderherden und Ställe voll edler Pferde, Wirtschaftshöfe und Fasanerien, Scharen von Arbeitern, die allmorgendlich teils auf seine Äcker ziehen, teils in seine Brennereien und Zuckerfabriken, um dort bei dreißig Grad Hitze, abwechselnd von früh um sechs bis abends um sechs und von abends sechs Uhr bis morgens sechs Uhr, mit einstündiger Pause, sonst ohne Atem zu schöpfen für ihn zu schaffen; Parkwege, auf denen er stundenlang spazieren fahren und seinen Besuchern, nach rechts und links hinweisend, sagen kann: das alles gehört mir; Wald- und Wiesengründe, in denen er, auf flüchtigem Renner dahinjagend, den Hirsch, das Wildschwein erlegen, den Fuchs hetzen kann, ohne daß irgend jemand ihm Halt gebieten dürfte. Wir wollen nicht fragen, ob wirklich der Geist jedes großen Herrn so riesengroß, und der Geist jedes Ackerhäuslers so zwergenklein sei, daß dadurch der gewaltige Größenunterschied ihrer Herrschafts- und Thätigkeitsgebiete gerechtfertigt wäre. Denn wir sind keine Kommunisten; wir halten die ungleiche Verteilung der Glücksgüter, und daß sie eben mehr nach Glück als nach Verdienst und Fähigkeit verteilt werden, für gut und notwendig, und wir erwarten als gläubige Christen die Herstellung der Gerechtigkeit im Jenseits. Aber eines müssen wir fragen: wenn so ein gewaltiges Herrschaftsgebiet zum vollen Menschenleben gehört, ist dann ein Geschöpf, das nicht einen Zollbreit eignes Gebiet besitzt, überhaupt noch ein Mensch? Ist ein Geschöpf, dem während seiner Arbeitszeit ein fünf Kubikfuß großes Eckchen in einer Fabrik und für seine Ruhe ein Hundeloch zur Verfügung steht, solange er nicht von der Willkür des Besitzers aus einem der beiden Löcher oder aus beiden hinausgeworfen wird, ist so ein Geschöpf noch ein Mensch?

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß ein Volk unglücklich wird, sobald die Zahl seiner Industriebevölkerung größer wird als die der ländlichen.

Auf der Leiter der äußern Bedingungen des wahren Menschenglücks steht der Bauer zu oberst und der Fabrikarbeiter, namentlich der Arbeiter in gewissen Fabriken, zu unterst. Dort Arbeit im Freien, vor den Augen Saatengrün und blaue Berge, umflossen von Sonnenlicht und Blütenpracht, begleitet von Lerchentriller und Wachtelschlag, hier Arbeit in scheußlicher Luft zwischen unheimlich tosenden, klirrenden, schwirrenden, Tod und Gliederzerreißung drohenden Rädern. Dort durchaus erfreuliche Gegenstände der Thätigkeit, zu deren jedem der Besitzer in ein gemütliches Verhältnis tritt, die er liebt und zu liebkosen sich versucht fühlt; denn wem lachte nicht das Herz im Leibe beim Anblick von wogenden Saaten, duftendem Heu, weidenden Kühen, schmucken Pferden, Obstbäumen und Weinstöcken, reifen Äpfeln, schwellenden Trauben! Hier immer derselbe völlig gleichgiltige, mitunter widerliche und ekelhafte Gegenstand: ein Garnfaden, stinkender Alkohol, Gifte, schmutziges Gestein. Dort eine unendlich mannichfaltige Thätigkeit, in der sich alle Kräfte des Lebens und Geistes entfalten können, dabei, wenn auch zuweilen anstrengend, doch immer con amore und in beliebigem Tempo geübt; denn der Bauer nimmt sich Zeit, überhastet sich nie, verschnauft, so oft er das Bedürfnis fühlt, hat bei jeder Arbeit Zeit zu einem Scherzwort, zu einem Blick auf seine Umgebung, und nach der Ernte seine gründliche Winterruhe; hier nur immer derselbe einförmige, geisttötende Handgriff, hypnotisirendes Starren auf einen Fleck, unsinniges Hasten, sklavische Fesselung, die jede Unterbrechung, Unterhaltung, Befriedigung der notwendigsten leiblichen Bedürfnisse, Lachen, Scherzen und Singen, Verschnaufen und Sichbesinnen verwehrt. Wenn vom Glücke des Landlebens die Rede ist, darf man natürlich nicht an die Sklavenherden der ostelbischen Großgrundbesitzer oder an die Rübenkinder unsrer modernen Plantagen denken. Das sind moderne Erscheinungen, Wirkungen des kapitalistischen Betriebes der Gutswirtschaften, und es ist bloße Flunkerei, wenn Verehrer der heutigen Ordnung behaupten, die Gutsarbeiter früherer Zeiten hätten es noch schlechter gehabt. „Es war in Preußen — schreibt Dr. Rudolf Meyer ganz richtig in Nr. 53 der Neuen Zeit — noch vor neunzig Jahren so, wie Dr. P. Ernst es vom japanischen Bauer vor dreißig Jahren erzählt: er aß viel einfache, aber nahrhafte Kost und arbeitete »verflucht wenig,« wie die Grundherrn klagten, deshalb war er kräftig und erzeugte Kinder, die körperlich und geistig gesund waren und große Rekruten lieferten.“ Der wirkliche Bauer lebt auch heute noch so, abgesehen von den andern oben erwähnten Vorteilen seiner Lage, und ist daher meistens ein wirklich glücklicher Mann, wie jeder weiß, der die Bauern aus persönlichem Umgange kennt. Selbst der kleine Besitzer, der sich sehr placken muß, hat sich samt Frau und Kindern seine unverwüstliche Heiterkeit noch bewahrt, obwohl sich die Gesetzgeber, die Gerichte und die Obrigkeiten um die Wette beeifern, ihm das Leben so sauer wie möglich zu machen. Die auf städtischem Pflaster gewachsene Sozialdemokratie wußte nichts von diesem Glücke,

bis ihr jetzt, wo sie die Agitation aufs Land zu tragen versucht, eine Ahnung davon aufgegangen ist. Gestützt auf rein theoretische Erwägungen, wie die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes, hatte sie geglaubt, man werde sie mit offnen Armen aufnehmen, aber im großen und ganzen hat sie sich getäuscht. Nur auf den plantagenmäßig bewirtschafteten großen Herrschaften und in einzelnen übervölkerten Gegenden, wo der Kleinbauernstand schon proletarisch verlumpt ist, haben die Agitatoren Aussicht auf Erfolg. Der zunehmende Militär- und Steuerdruck allerdings wird ihnen mit der Zeit auch in der wirklichen Bauernschaft Anhang verschaffen, nicht als ob die Bauern jemals Kommunisten werden könnten, sondern weil sie eine kräftige Opposition wollen. Auch über die französischen Zustände lassen sich unsre Sozialdemokraten durch ihre rein theoretische Betrachtungsweise täuschen. Sie bilden sich ein, die französischen Bauern würden demnächst massenhaft dem Sozialismus zufallen, weil beinahe die Hälfte davon so winzige Besitzungen habe, daß ihre Lage notwendig elend sein müsse.*) Man vergißt dabei, daß ein Gütchen von zwei Morgen seinen Besitzer sehr anständig nähren kann, wenn es ein Weingut in günstiger Lage ist, und daß eine Tagelöhner-, Bergarbeiter- oder Maurerfamilie in ihrer Weise und nach ihrem Geschmack ganz behaglich lebt, wenn sie ein eignes Häuschen und ein paar Morgen Acker hat, die noch nicht Weinland zu sein brauchen.

So lange die städtische und industrielle Bevölkerung noch im richtigen Verhältnis zur ländlichen steht, ist sie noch nicht unglücklich. Die gebildeten Klassen der Stadtbewohner werden durch ihre Besitzungen in der geistigen Welt für die fehlenden Landgüter einigermaßen entschädigt, die Handwerker sind meistens Haus- und Gartenbesitzer, und beiden ist die Erholung in der Natur noch nicht durch so ungeheuerliche Übertreibungen in der Geltendmachung des Eigentumsrechts verschränkt, wie wir sie heute in Deutschland erleben. Sobald aber die Landbevölkerung nur noch die Minderheit bildet, fängt die Unnatur an und mit ihr das Unheil.

Noch einmal: nicht wir sind Utopisten, sondern die Herren sind es, die den zwanzig Millionen Leibern, um die unser Volk in den nächsten dreißig Jahren wachsen wird, ihr Heim und ihre Werkstatt nicht in irgend welchem Lande auf Erden, sondern im Wolkenkukuksheim anweisen. Wenn es wahr wäre, daß uns Deutschen der Ausweg gesperrt sei, den alle Völker von ge-

*) Es giebt in Frankreich Betriebe (deren Zahl gerade in der untersten Klasse mit der Zahl der Besitzer fast zusammenfällt, ein Teil der Betriebsleiter besteht allerdings aus Pächtern): unter 1 Hektar 2672007, von 1 bis 5 Hektar 1865878, von 5 bis 20 Hektar 1200505, von 20 bis 40 Hektar 215869, über 40 Hektar 142088. In Frankreich giebt es also 5738390 Wirtschaften von 1 bis 20 Hektar, in Preußen bloß 1376075; demnach liegt in Preußen die Gefahr kommunistischer Umsturzversuche weit näher als Frankreich; am nächsten natürlich in England.

sundem Wachstum allezeit gefunden haben, wenn es wahr wäre, daß Deutschland auf allen vier Seiten von Kulturvölkern umgeben sei, in deren Gebieten es nichts mehr zu kolonisiren gebe, dann müßte entweder das französische Zweikindersystem gesetzlich eingeführt werden, oder der anständige, aber vermögenslose Mann müßte sich beim Anblick eines Strolchs*) sagen: so

*) Vor 1860 Jahren hat ein gewisser Jesus eine neue Religion verkündigt: die Religion der Liebe; nicht als ob die Liebe etwas neues gewesen wäre, sondern indem er lehrte, daß sie das Wesen Gottes und das einzige Gebot in seinem Reiche sei, und er hat zugleich versichert, daß des Menschen Schicksal in der Ewigkeit einzig und allein davon abhänge, ob er Nächstenliebe geübt habe oder nicht. So läßt er den Weltenrichter sprechen: „Weichet von mir, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer, das dem Teufel und seinem Anhang bereitet ist; denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeist, ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich nicht gekleidet, ich bin obdachlos gewesen, und ihr habt mich nicht beherbergt.“ Das ist nun vollständig vergessen! Kein Wunder, da es ja schon so lange her ist. Heute gilt eine andre Religion, die das gerade Gegenteil von jener ist. Almosengeben ist polizeilich verboten, und der Hilflose ist nicht mehr Gegenstand der Barmherzigkeit, sondern ein Verbrecher, den man Strolch nennt. Ja die drei Dinge, die den Gipfel des Elends bilden: Stellen- oder Berufslosigkeit, Hunger und Obdachlosigkeit sind die schlimmsten aller Verbrechen. Der kühne „Unternehmer,“ der das Vermögen von einigen hundert Witwen und Waisen verpraßt hat, wird vor Gericht mit der zartesten Schonung behandelt und von Zeit zu Zeit gefragt, ob ihm nicht ein Glas Portwein zur Herzstärkung gefällig sei, und eine Frau Heinze, die sich besser Rat weiß als mit betteln, wird beinahe derselben Rücksicht teilhaftig; ein großer Raubmörder vollends erscheint dem Publikum vom Glanze der Romantik umflossen. Aber ein zerlumpter Mensch, der von Hunger entkräftet auf der Straße liegt, ist nur ein Ungeziefer, das man mit dem Fuße fortstößt. Es soll nicht geleugnet werden, daß viele Strolche ihre Lage durch Leichtsinn oder Faulheit verschuldet haben. Aber die meisten sind Leute, die entweder nicht genug Energie hatten, einen andern von seinem Platze zu verdrängen, oder noch zu viel Energie, sich einem entwürdigenden Arbeitsverhältnis zu fügen; manche von Geburt aus körperlich unfähig für den heutigen Kampf ums Dasein, wie jener als Krüppel geborene Töpfer zu Boizenburg a. E., der kürzlich in seiner Gefängniszelle umgekommen ist; in vier Wochen hatte der kranke Mensch, der in seinen Kleiderlumpen ohne Hemd auf der Streu lag, nur einmal frisches Stroh bekommen. (Vorwärts, Nr. 239.) Es gehört zu den tollsten Späßen der Weltgeschichte, daß derselbe Staat, der die echte christliche Religion verbietet, jene Religion, die er zwangsweise in seinen Schulen einpauken läßt, auch Christentum nennt, und daß es nicht wenig Leute giebt, die dieses Scheinchristentum ganz aufrichtig für das Christentum Christi halten. Übrigens sind wir weit entfernt davon, diesen guten Leuten ihre Selbsttäuschung übel zu nehmen. Die Freigebung des Bettels würde Westeuropa mit Armeen von zusammen zwanzig bis dreißig Millionen Bettlern und Vagabunden überschwemmen. Es steckt ein Wahrheitskern in der Ansicht der Marxisten, daß die Religion ein Produkt der wirtschaftlichen Verhältnisse sei. Im römischen Reich war das ursprüngliche Christentum möglich, in unsern übervölkerten Industriestaaten ist es unmöglich.

In einer gar übeln Lage aber befinden sich die Richter, die das Zwangsverfahren gegen Unglückliche mit dem Scheine des Rechtes umkleiden sollen. Denn unsre Richter, namentlich die ältern, sind doch großenteils einsichtige, gerechte und wohlwollende Männer. Erst vor kurzem wiederum hat einer in Berlin für einen armen Musikus, dem er nicht zu seinem Rechte verhelfen konnte, eine Sammlung veranstaltet. Nicht selten auch weisen sie den Übereifer der Polizeiorgane in der Verfolgung des Bettels zurück und zurecht. So hat es ein Richter

werden deine Kinder dereinst aussehen! Denn während der Menschen immer mehr werden, wirken die Maschinentechnik und das Großkapital zusammen, die Zahl der verfügbaren Plätze zu vermindern, und natürlich setzen sich die Vermögenden in den Besitz dieser Plätze; die Vermehrung der Offiziers- und Beamtenstellen aber kann keine andre Wirkung haben, als den Untergang der produktiven Stände zu beschleunigen, und wird überdies an der Unmöglichkeit, noch mehr Steuern herauszupressen, sehr bald ihre Grenze finden.

(Schluß folgt)

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

Von Hans Nord

Der Name Otto Ludwig schlägt mit sehr verschiednem Klange an das Ohr der Gegenwart. Für die einen mahnend, kräftigend und erhebend, für die andern störend und die unbequeme Erinnerung weckend, daß es eine noch gar nicht weit zurückliegende Zeit gegeben hat, wo ein vom Leben und Schicksal wahrlich nicht begünstigter Dichter doch seines Berufs als eines Priesteramts gewaltet hat Während die ersten die Ankündigung einer neuen, vollständigern und vollkomm-

in Breslau gerügt, daß der Schutzmann einen um Arbeit fragenden Fleischergesellen verhaftet und angeklagt hatte, weil er, ohne darum gebeten zu haben, von der Meisterin eine Gabe empfangen hatte; und in einer westdeutschen Stadt war der Richter nicht damit einverstanden, daß der Gendarm einen Sammler für irgend einen Wahlfonds als „Bettler" verhaftet hatte. Der Richter fragte den Gendarmen, ob er es auch als strafbaren Bettel ansehen würde, wenn für den „reichstreuen" Wahlfonds gesammelt würde, und der Wackere antwortete in seiner Unschuld ohne Augenzwinkern mit „Ja!" Oft mag dem Richter Unkenntnis der Verhältnisse über Zweifel und Verlegenheiten hinweghelfen. Ein Berliner Schneider war wegen Beleidigung seines Unternehmers zu Gefängnis verurteilt worden und legte Berufung ein. Diese wurde zwar verworfen, aber die Verhandlung verlief sehr interessant. Der Verurteilte und seine Entlastungszeugen wiesen nach, wie erbärmliche Löhne das Geschäft zahle, und der Unternehmer selbst gestand zu, daß seine „Zwischenmeister" — in London heißen solche Leute Schwitzmeister — nur 25 bis 40 Pfennige für eine Weste oder Hose zahlten, was aber ihn nichts angehe, da er den Meistern 1 bis $1^1/_2$ Mark zahle. Der Vorsitzende sagte dem Verurteilten: „Wenn die Löhne so gering sind, weshalb gehen Sie denn hin?" Wäre der Mann nicht hingegangen, so hätte ihn möglicherweise derselbe Richter wegen Arbeitsscheu verurteilt. Der Verteidiger belehrte den Richter, daß es zwar besser bezahlte Stellen gebe, daß die aber alle besetzt seien, worauf dann der Richter erwiderte: es sei doch ganz natürlich, daß beim Überangebot von Arbeitskräften deren Preis sinke. Der Verteidiger bemerkte dagegen: trotz des Überangebots von tausend Assessoren habe doch der Staat die Richterbesoldungen noch nicht herabgesetzt.

nern Sammlung der Schriften Otto Ludwigs mit warmer Freude und Genugthuung begrüßten, vermochten die andern nur schlecht ihren Verdruß zu verbergen, daß ihnen angesonnen wurde, sich um einen toten Eisfelder, statt um die lebendigen Berliner zu bekümmern. Es gehörte zu den kläglichen Kennzeichen des Tages und der herrschenden litterarischen Zustände, daß die Kritiker eines Teiles unsrer Zeitungen, als die neue Ausgabe der Werke des Dichters zu erscheinen begann, von ihm als von einem „Verschollnen" sprachen, da in den Anschauungen dieser Leute jeder verschollen ist, für den nicht täglich das Reklametamtam und die Radaubecken geschlagen werden. Andre, die sich auf ihre höhere Anschauung etwas zu gute thaten, gaben freilich zu, daß Namen und Werke des Dichters der deutschen Litteratur dauernd angehörten, aber sie deuteten an, daß die Meisterschaft und Tiefe des Dichters doch nicht ganz zur Stimmung des Tages paßten, und daß die Zeit etwas ganz andres brauche, als „shakespearisirende" Tragödien und Erzählungen aus dem Leben einer Kleinstadt. Alles in allem aber hat doch die von Adolf Stern und Erich Schmidt veranstaltete Ausgabe von Otto Ludwigs gesammelten Schriften (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow; 6 Bände), die Augen aller auf den Dichter zurückgelenkt, die schon vor Jahrzehnten Anteil an der mächtigen Erscheinung des poetischen Thüringers genommen hatten, und fängt wenigstens an, in einzelnen Kreisen auch solche, die bisher etwa nur „Zwischen Himmel und Erde" gelesen hatten, mit tieferm Interesse zu erfüllen.

Die neue Ausgabe gehört nicht zu den modernen Luxusausgaben, sondern entsprang einem Pietätsbedürfnis und der Überzeugung, daß das Gute und Beste nicht verloren gehen dürfe. Sie löst in würdiger Weise im Namen unsers Volks eine alte Schuld des Dankes ein gegen den seit drei Jahrzehnten verstorbnen Dichter. Gerade in unsrer denkmalsseligen, jubiläumsfröhlichen Zeit war eine solche Schuld für alle die, bei denen sich das nationale Ehrgefühl noch in andern als in politischen Fragen regt, doppelt drückend, denn fast will es scheinen, als setzte man in Deutschland nur den kleinen Geistern Denkmäler, und die großen müßten sich an ihrem Nachruhm, dem famosen monumentum aere perennius, genügen lassen. Von ehernen und steinernen Säulen will ich gar nicht einmal reden, da hierbei bekanntlich Eitelkeit, Dekorationswut, Mäcenatenwahn und Parteiabsichten eine große, bisweilen traurige Rolle spielen. Mag man z. B. Walthern von der Vogelweide oder Albert Lortzing ruhig ihre elenden Steine an der Kirchenmauer oder der Friedhofsecke lassen,*) dem großen Exherzog Karl von Braunschweig dagegen sein Genfer Millionenstandbild, ihre Thaten leben, und das genügt ja, um zu wissen, daß die einen gottbegnadete Künstler, der andre trotz seiner fürstlichen Geburt ein

*) Walther von der Vogelweide hat ja außer dem Würzburger Grabstein ein stattliches Marmorstandbild in Bozen erhalten. D. R.

verkommner Gesell war. Anders verhält es sich aber mit den geistigen Denkmälern, den großen Kunstwerken, die der Künstler selbst zu seines Volkes und seinem eignen Ruhm geschaffen hat. An ihnen kann sich ein Volk leicht vergehen, indem es unterläßt, sie zur rechten Zeit aufzustellen und jedermann zugänglich zu machen, ohne Bild geredet: sie zu veröffentlichen und nicht erst in Vergessenheit geraten zu lassen. Die Tagesgrößen sorgen ja selbst dafür, daß nicht leicht ein Blättchen von ihnen ungedruckt bleibe, und spielen ihre Romane erst in siebzig Zeitungen und nacher in sieben Ausgaben und endlich noch bei Lebzeiten in „gesammelten Werken" dem verehrlichen Publikum in die Hände. Die wahrhaften Künstler und Dichter aber, vor allem solche von so besondern Entwicklungsgange wie Otto Ludwig, bedürfen des dankbaren Anteils der Nachwelt. Zu den Tagesgrößen hat Otto Ludwig aber ebenso wenig gehört, wie zu den Tendenzschreibern; ihm war die Kunst noch nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. Die Presse hat ihn darum nie eigentlich auf den Schild erhoben, selbst bei seinem ersten Auftreten zollten ihm nur die Stimmen einiger Wenigen Anerkennung. In der That war auch seine ganze Persönlichkeit, sein Wollen und Streben nicht darnach angethan, das Interesse der Zeitungswelt, das schon damals nach andern Dingen, als nach echten Kunstschöpfungen ging, in besonderm Maße zu fesseln. Wohl ist die Verpflichtung, die die deutsche Nation und die deutsche Litteratur gegen den Dichter der „Makkabäer" hatten, bald nach Ludwigs Tode empfunden worden. Aber die Ausgabe von 1870 (Berlin, bei O. Janke) konnte trotz der ausgezeichneten Einleitung Gustav Freytags nur dem ersten dringenden Bedürfnis genügen. Im Jahre 1873 folgten dann, wieder nur unvollkommen ergänzend, Ludwigs „Nachlaßschriften," besorgt durch des Dichters langjährigen, treuen Freund Moritz Heydrich, der zugleich mit den „Shakespearestudien" und den „Skizzen und Fragmenten" die erste Biographie des Dichters gab, die leider allzukurz und skizzenhaft ausfiel. Immerhin weckten diese Ausgaben die Teilnahme der Empfänglichen und vertieften die Achtung vor dem Dichter. Der Wunsch aber, eine wahrhaft würdige, annähernd vollständige und die ganze Entwicklung Ludwigs treu und scharf spiegelnde Ausgabe seiner Werke zu haben, mußte noch lange vergeblich auf Erfüllung warten. Gut Ding will Weile haben, zumal in Deutschland. Im Jahre 1892 ist endlich die genannte Ausgabe hervorgetreten, die zum erstenmale auch den gesamten (jetzt in den Besitz des Weimarischen Goethe-Schillerarchivs übergegangnen) litterarischen Nachlaß des Dichters zur Verfügung hatte, und deren Herausgeber von vornherein dafür bürgten, daß das Möglichste zu Ehren Ludwigs geschehen werde. Aber so spät die Gesamtausgabe zu stande gekommen ist, sie ist der Aufnahmefähigkeit immer noch vorangeeilt, nur allmählich gewinnt sie Verbreitung und noch allmählicher die verdiente litterarische Würdigung.

Das geistige Denkmal, das die beiden Herausgeber dem Dichter errichtet

haben, wird ihn höher ehren und seinem Gedächtnis besser dienen, als steinerne und eherne Bildsäulen.*) In sechs stattlichen Bänden liegt uns nun eine Ausgabe vor, die, was den Takt in der Auswahl und die Sorgfalt in der Behandlung des Textes betreffen, den Vergleich mit den besten unsrer deutschen Dichterausgaben aushalten kann. Eingeleitet wird die Sammlung durch eine meisterhafte Biographie aus der Feder eines Litterarhistorikers, dem es in diesem Falle zu gute kommt, daß er zugleich ein Dichter, ein Erzähler von lebendiger Auffassungskraft und künstlerischem Feingefühl ist. Mit Recht hat A. Sauer in seiner Kritik der Ausgabe (Deutsche Litteraturzeitung vom 18. März 1893) hervorgehoben, daß die biographische Einleitung von Adolf Stern zu einem ganzen, selbständigen Buche ausgereift sei. „Das einfache und schlichte Leben des großen Dulders, der sich selbst einen Sohn der Einsamkeit nennt, ist hier einfach und schlicht und dennoch weit ausgreifend und tief gründend erzählt. Die ganze Tragödie des schlichtesten Heldentums wird uns hier von einer sichern Künstlerhand mit mächtiger Wirkung vorgeführt. Wie der Dichter, sucht auch sein Biograph die reichste Kunst gern im ärmsten Wort. Wir haben wenig biographische Darstellungen, die wir dieser warmherzigen und doch von Überschätzung freien Schilderung an die Seite setzen könnten."

Adolf Stern ist auch der Hauptherausgeber der neuen Ausgabe, er hat fünf Bände besorgt, Erich Schmidt nur den Band, der die dramatischen Fragmente enthält. Den Plan zu einer Biographie Ludwigs hatte Stern schon gefaßt und auszuführen begonnen, noch ehe an die Sammlung der Werke gedacht wurde, da er längst erkannt hatte, daß dieses stille und scheinbar eintönige Dichterleben doch weit wechselvoller und anziehender war, als es nach der kurzen Skizze Heydrichs den Anschein hatte. Die Lebenschronik war freilich bald geschrieben, denn an äußern Ereignissen und Wandlungen war Ludwigs Lebensgang so arm, wie kaum ein Dichterleben; um so reicher war er an innern Erfahrungen, an schweren Seelenkämpfen, ja er bot für den, der es verstand, die geheimen Fäden dieses reichen Gemütslebens zu einem Ganzen zusammenzuweben, das Bild einer Dichterentwicklung einzig in seiner Art. Natürlich war diese Arbeit nicht leicht. Der Verfasser, ein Vierteljahrhundert jünger als Ludwig, war nur in seinen Jünglingsjahren dem Dichter persönlich nahe getreten. Aber er hat ihn verstanden wie wenige. Gleich bei der ersten Begegnung im Sommer des Jahres 1855, die er lebendig und mit den anziehendsten Einzelheiten mitteilt, machte die imponirende Erscheinung des schwergeprüften Dichters einen großen Eindruck auf ihn. Sagt er doch selbst: „Noch nach Monaten konnte ich merken, daß jedes von Ludwigs Worten, selbst

*) Der Landesherr Otto Ludwigs, der kunstsinnige Herzog von Meiningen, hat inzwischen eine Bronzebüste des Dichters von einem der genialsten Bildhauer der Gegenwart, von Adolf Hildebrandt, ausführen lassen. D. R.

ein ganz leichthin zufällig gesprochnes, als ein Gewicht in meine Brust gefallen war.“ Mit diesem Lobe soll durchaus kein Stein auf Heydrich geworfen worden. Heydrich glaubte eben, daß eine Skizze genügen würde, die Leser des Dichters mit seinem Geistesleben vertraut zu machen. Vielleicht widerstand es ihm auch, die tiefen Seelenkämpfe Ludwigs, die er als dessen treuer Freund nur zu gut kannte, zum Teil selbst mit erlebt hatte, öffentlich zu besprechen. Auf alle Fälle ist das Bild des Dichters erst durch die Biographie Sterns plastisch abgerundet und in allen Einzelheiten überzeugend geworden. Mit umfassender Kenntnis der Zustände, namentlich der Kunstverhältnisse, in denen Ludwig aufwuchs, verbindet dieses Lebensbild das Feingefühl und den Scharfblick des Psychologen, der die poetische Entwicklung Ludwigs Schritt für Schritt begleitet, von den ersten Jünglingsjahren an, wo sich der schüchterne, verwaiste Kaufmannslehrling aus dem Kramladen in die Stille seines Gartens flüchtet, bis zu dem tief erschütternden Siechbett, auf dem sich der gereifte Dichter brechenden Auges losreißen muß von den herrlichsten Plänen und in geduldigem Verzicht auf jegliches Entgelt für jahrelanges Ringen seine Seele aushaucht. Wahrlich, wen dieses Leben kühl läßt, der ist um das Maß seines Verständnisses für höchste menschliche Eigenschaften nicht zu beneiden.

Die Sammlung der Werke Ludwigs wird durch die lyrischen Gedichte eröffnet. Schon hier zeigt sich, wie viel Herrliches ans Tageslicht zu ziehen war. Die Jankische Ausgabe vom Jahre 1870 hatte im ganzen nur acht Lieder aufgenommen, und zwar keineswegs die wertvollsten. Die Grunowsche Ausgabe hat hier jetzt völlig Wandel geschafft: statt der kärglichen acht hat sie gegen fünfzig, meist wertvolle Gedichte ausgewählt, scheinbar noch immer eine recht geringe Zahl. Aber man muß bedenken, daß Ludwig in erster Linie nicht lyrischer, sondern dramatischer und erzählender Dichter war und sein wollte, und daß er in seinen spätern Jahren, besonders seit 1845, dem Entstehungsjahr seiner prächtigen „Buschlieder,“ nur wenig Lyrisches mehr gedichtet hat. Die Jugendlieder wären freilich zu verzehnfachen gewesen, aber es ist dem Herausgeber nur zu danken, daß er, sicherlich im Sinne Ludwigs selbst, zum Teil sogar nach dessen ausdrücklichen Angaben, diese Menge einer gründlichen Sichtung unterzogen hat; mancher andre unsrer heutigen Herausgeber könnte sich dieses Verfahren zum Muster nehmen. Nur einige wenige von den frühesten Versuchen hat Stern, als interessante Marksteine auf dem Entwicklungswege des Dichters, mit aufgenommen. Aber manches kostbare Stück ist durch die neue Ausgabe nun für immer der Vergessenheit entrissen, so das tief ergreifende Volkslied: „O Lindenbaum, du treuer“ mit dem Kehrreim: „Ich war wie du, o Linde, Sie, ach! ist wie der Wind,“ und manche schöne Romanze, wie z. B. „Fides“ aus dem unvollendeten Cyklus „Oktavian.“ Obwohl Ludwigs lyrische Sprache gelegentlich an Gewaltsamkeiten

und Härten leidet, in dem kleinen Gedicht „Fides" zeigt er sich als formvollendeter Meister:

O, laß mir deine Hände,
Du holdes, bleiches Weib;
O, laß sie mir und wende
Nicht ab den zarten Leib.

Die Abendlichter schweben
In Lieb herab zu dir;
Ich weiß gewiß, sie heben
Dich mit — o laß sie mir.

Aus deinem Nacken drängen
Schon Engelsschwingen vor;
Fest will ich an dir hängen;
So steig ich mit empor!

Solcher funkelnden Perlen sind freilich nur wenige in der Sammlung zu finden, und wenn man Ludwigs Lyrik im ganzen überschaut, wird man eingestehen müssen, daß die Stärke des Dichters nicht auf diesem Gebiete lag. Aber es ist ja eine oft beobachtete Thatsache, daß sich bei stillen, aber starken Naturen die dramatische Begabung um so mehr hervordrängt, je mehr ihnen die Gelegenheit, im Leben selbst handelnd aufzutreten, versagt bleibt. So schön daher die „Buschlieder" sein mögen, mit manchem mehr dramatischen Gedicht aus den spätern Jahren, wie der Ballade „Das Lied von der Bernauerin" oder gar der erschütternden patriotischen Elegie: „1848," können sie den Vergleich nicht aushalten. Besonders das letztgenannte Lied gehört wohl zu dem schönsten, was die Zeit des ersten brausenden Freiheitssturmes hervorgerufen hat.

Den Schluß des ersten Bandes bildet Ludwigs unvergängliches Meisterwerk, die klassische Novelle „Zwischen Himmel und Erde." Nach meinem Empfinden ist diese Erzählung die Krone aller novellistischen Schöpfungen der Litteraturperiode zwischen 1848 und 1870. Zwar wird wohl selbst mancher Leser der Grenzboten über diese kühne Behauptung den Kopf schütteln, denn nicht leicht ist ein Werk so viel umstritten worden wie dieses. Aber viermal habe ich die Erzählung durchgelesen, und bei jedem mal ist es mir nur immer klarer geworden: „Zwischen Himmel und Erde" steht einzig da in unsrer gesamten Litteratur und ragt turmhoch empor über unsre gesamte moderne Novellistik, selbst Heyse und Konrad Ferdinand Meyer reichen zu dieser Höhe nicht hinan. Wenn sich trotz alledem immer wieder heftige Stimmen gegen diese Schöpfung erheben, so erklärt sich das nur daraus, daß es eben Leute giebt, die den Dichter nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. Nur zwei oft wiederholte Vorwürfe möchte ich herausgreifen, die die Gestalt des Apollonius betreffen. Man wirft Ludwig vor, er habe in dem „Federchensucher" ein falsches Ideal, sein Ideal gezeichnet. Und doch wie klar und einfach ist, was Ludwig selber sagt: „Ich zeigte in zwei Menschen die Extreme, zwischen denen

es tausend Nuancen giebt, in deren Mitte das absolute Ideal liegt. Der Tod des Bruders wäre für tausend andre ein Glück gewesen, für Apollonius ist es keins. Seine zu große Gewissenhaftigkeit ist nahe daran, ebenso sein Verderben zu werden, als die Gewissenlosigkeit das des Bruders wurde. Meine Absicht war, zu zeigen, wie jeder Mensch seinen Himmel sich fertig mache, wie seine Hölle. Er hat sich zuletzt seinen Himmel geschmiedet, seinen. Sie und ich beneiden ihn nicht um diesen Himmel, uns wäre er keiner, ihm ist er einer, wie unser Himmel ihm keiner sein würde. Es galt eben die Darstellung eines Hypochonderschicksals; die Schicksale beider Enden der Menschheit sind im Werke dargestellt, des Frivolen und des Ängstlichen. Das Ideal liegt in der Mitte." Man hat ferner behauptet, der Charakter des Apollonius sei übertrieben; denn weil er gar zu genau nach den Gesetzen der Psychologie gezeichnet sei, sei er eben verzeichnet und daher unnatürlich. Wer so spricht, bedenkt nicht, daß Ludwig in Apollonius gerade einen übertrieben Gewissenhaften schildern wollte, der zwar das Maß des Gewöhnlichen überschreitet, aber doch genug Seitenstücke im Leben findet. In seinen Bemerkungen „Zum eignen Schaffen" (Werke, Bd. 6, S. 223) sagt er deutlich: „Meine Absicht war, das typische Schicksal des Menschen, der zu viel Gewissen hat, darzustellen; das zeigt neben seiner Zeichnung der Gegensatz seines Bruders, der das typische Schicksal des Menschen, der zu wenig Gewissen hat, versinnlichen soll. Dann die Wechselwirkung, wie der zu gewissenhaft angelegte den andern immer schlimmer, dieser jenen immer ängstlicher macht. Es ist des Allzugewissenhaften, des gebornen sittlichen Hypochondristen — und solcher Menschen sind mir genug vorgekommen, um sie als eine Gattung zu betrachten — typisches Schicksal, daß er gewissermaßen den Katzenjammer hat von den Räuschen, die sich andre trinken." Naturwahr sind die Gestalten Ludwigs durchweg. Alltagscharaktere hat er allerdings nicht geschaffen; wer daher die beschränkten Maßstäbe des am Wege liegenden an seine Gestalten anzulegen versucht, der vergißt, daß Ludwig ein schöpferisches Genie, aber kein photographischer Schilderer flacher „Wirklichkeit" war.

Den zweiten Band der neuen Ausgabe füllen Ludwigs übrige Erzählungen. Voran stehen die köstlichen Humoresken „Die Heiterethei" und ihr Widerspiel, „Aus dem Regen in die Traufe." Auch hierin tritt uns dasselbe souveräne Erzählertalent mit demselben scharfen Auge für psychologische Feinheiten, derselben sichern Charakterzeichnung entgegen; nur mit dem Unterschiede, daß uns hier statt der düstern, tragischen Hoheit des Dichters liebenswürdiger Humor sonnig entgegenleuchtet. Aber auch im Humor zeigt sich Ludwig als Meister. Wenn man dennoch dem ernsten Werke den Preis zuerkennen will, so wird man es nur deshalb thun, weil dort nach der Wahl des Themas das schwerere und tiefer greifende Problem vorlag. Der Humor Ludwigs hat mit dem modernen sogenannten „Humoreskenhumor" nichts gemein, es ist der gesunde, oft derbe

Volkshumor wie bei Reuter, naiv und unbewußt. Nichts Gekünsteltes, nichts Beabsichtigtes, nichts Raffinirtes ist daran zu merken, unwillkürlich und unmittelbar sprudelt er hervor wie der Quell aus dem Waldboden. Wie die Muse Ludwigs überhaupt, so trägt besonders sein Humor ein stark lokales Gepräge. Es ist die phantasievolle, heitere, gutmütige und von Grund aus ehrliche Thüringernatur, die überall aus den handelnden Personen und damit aus ihrem Schöpfer selbst herausleuchtet. Wie Reuter den Plattdeutschen, insbesondre den Mecklenburgern, hat Ludwig hier seinen Thüringern das schönste Denkmal gesetzt, das nur ein Dichter seinem Volksstamme setzen kann.

Natürlich hatte der Dichter, ehe er diese klassischen Erzählungen schaffen konnte, eine Reihe von Übungsstufen durchlaufen, denn auch in Thüringen fällt kein Meister vom Himmel. Die unvollständige Ausgabe vom Jahre 1870 hatte aber die Werke der Lehr- und Wanderjahre ganz weggelassen. In die neue Sammlung sind drei aufgenommen. Jeden aufmerksamen Leser der Biographie wird es verwundern, daß Ludwigs „Erstlingsnovelle," „Die Emanzipation der Dienstboten," nicht dabei ist; aber auch hier galt es, wie bei den Gedichten, auszuschließen, was noch allzu dilettantisch, allzu abhängig von fremdem Einfluß, ohne die Anfänge selbständigen Empfindens und Gestaltens erschien. Die früheste Erzählung Otto Ludwigs, die die neue Ausgabe enthält, ist „Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen," ein satirisches Märchen, das Ludwig im Sommer 1842 als humoristisches Ergebnis seiner etwas niederschlagenden Erfahrungen in Leipzig schrieb.*) Für die volle Wirkung des geistvollen Capriccios ist es heute schon in gewissem Sinne zu spät, denn dem heutigen Leser stehen doch die damaligen, etwas verwickelten Litteratur- und Gesellschaftsverhältnisse Leipzigs, auf die die Satire zugespitzt ist, schon zu fern, als daß man alle Anspielungen verstünde; aber auch die ganze Erzählungsart, wie mancherlei Anklänge an Immermann und Jean Paul, schwächen den Eindruck ab, obgleich dem Werkchen feiner Witz und sprudelnde Phantasie nicht abzusprechen sind.

Anders steht es mit den beiden letzten Erzählungen dieses Bandes, dem Fragment „Aus einem alten Schulmeisterleben," das eine lustige Bauernbrautfahrt behandelt, und der tiefsinnigen Novelle „Maria." Beide Geschichten, bisher noch ungedruckt, zeigen neben mannigfacher Abhängigkeit von andern doch schon deutlich den zukünftigen selbständigen Meister; die eine mehr den urwüchsigen thüringischen Volkshumor, die andre mehr die feine Charakterzeichnung. Mit der Wahl der Brautfahrt hat die Grunowsche Ausgabe ohne Frage einen glücklichern Griff gethan als die Jankische Volksbibliothek mit dem „Märchen vom toten Kinde" aus demselben Romanfragment. Ludwig

*) Unsern Lesern wohlbekannt, denn es erschien zuerst in den Grenzboten (1890, Bd. IV.) D. R.

wäre wohl selbst der letzte gewesen, der diesem „toten Kinde" Thränen nachgeweint hätte. Die Novelle „Maria," angeregt einerseits durch Bürgers Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" (wie auch Ludwigs „Pfarrrose"), andrerseits durch Goethes Idylle von Sesenheim, ist ein höchst interessantes, feinsinniges (man lese z. B. die Stelle über die menschliche Eitelkeit II. Bd, S. 59) und gehaltreiches kleines Werk, auf dem der liebevolle Blick des Dichters auch noch in spätern Jahren gern haften blieb, im Gegenteil zu andern Jugendwerken, die er meist schnell beiseite schob oder gar den Flammen übergab.

In dem dritten und vierten Bande folgen nun die „Dramatischen Werke," Otto Ludwigs Lieblingskinder, und doch hat man sich gerade an ihnen am längsten versündigt. Außer seinen großen Meisterwerken, dem „Erbförster" und den „Makkabäern," waren von der ersten Sammlung nur noch ein fertiges Drama „Das Fräulein von Scudery" und drei Fragmente, „Die Torgauer Heide," „Der Engel von Augsburg" und „Tiberius Gracchus" in Gnaden angenommen worden. Alle übrigen, das heitere und anmutvolle Lustspiel „Hans Frei," die beiden ergreifenden bürgerlichen Trauerspiele „Die Pfarrrose" und „Die Rechte des Herzens," ferner die vielen andern Fragmente hatte man verworfen; nur die letztgenannte Tragödie wurde 1877 in einer kleinen Sonderausgabe nachgetragen. Hier war eine völlig neue Ausgabe, die endlich dem Dichter und seinen Werken Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ein dringendes Bedürfnis. Stern, der die vollendeten Dramen im vierten Bande vereinigt und mit Einleitungen begleitet hat, hat von Fragmenten nur ein charakteristisches Ergänzungsstück zu den „Makkabäern" aus der „Makkabäerin" hinzugefügt. Alle übrigen Bruchstücke hat Erich Schmidt im fünften Bande bearbeitet und hier alles, was von allgemeinerer Bedeutung ist, treulich mitgeteilt, die bloßen Entwürfe aber wenigstens in einem eingehenden und gehaltvollen Vorbericht aufgezählt und kurz charakterisirt. Der Text erscheint bei beiden Herausgebern mit gleicher Sorgfalt behandelt und gegen die ältern Abdrücke in dankenswerter Weise verbessert.

Gewaltige Werke, wahre Riesen in unserm dramatischen Litteraturwald sind es, die uns in dem vierten Bande entgegentreten. Voran der düstre „Erbförster" mit seiner anfangs so verblüffenden tragischen Wucht, die, mächtigen Eindrücken des Lebens entsprechend, nichts gemein hat mit der krassen Effekthascherei und der widerwärtigen Greuelmalerei vieler unsrer heutigen Naturalisten. Ganz gewiß sind es hier kleine Ursachen, die große Wirkungen hervorrufen, und ebenso gewiß liegt darin eine Schwäche des Dramas, die Ludwig selbst wohl erkannt hat, wenn er später in seinen „Studien" bedauerte, daß die Motive der Handlung nicht von vornherein tragisch seien; aber deshalb ist der „Erbförster" noch längst keine Schicksalstragödie, wie ihn kurzsichtige Schablonenkritiker alter und neuer Zeit gern genannt haben. Die tragische

Notwendigkeit liegt hier in den Charakteren und nicht in Mächten begründet, die von außen her wirken, und das ist stets das untrügliche Zeichen echt dramatischer Poesie gewesen. Heute hat der „Erbförster" längst seine Feuerprobe bestanden, er hat seine ersten weichlichen Zuhörer, die unter dem Eindruck seiner furchtbaren Majestät zusammenbrachen, siegreich überdauert; er hat aber auch allmählich seine kurzsichtigen Beurteiler beschämt und sich das Verständnis, das ihm seine Zeitgenossen verweigerten, Schritt für Schritt erobert.

Ebenbürtig, ja in gewisser Beziehung noch höher steht neben dem „Erbförster" das andre Meisterwerk Ludwigs, „Die Makkabäer." So gewaltige Gestalten wie die des Juda und der Lea stehen wenige auf der deutschen Bühne, und auch die Größe der Volksszenen im zweiten und fünften Akt hat nicht viel ihresgleichen. Aber — ganz abgesehen von den Schwächen, die die Komposition der „Makkabäer" im dritten und vierten Akt allzu offen zeigt — wird schon deshalb der „Erbförster" immer lebendiger wirken und tiefer bei uns haften, weil er unserm Wesen näher steht, weil alle seine kernigen Gestalten in des Dichters Heimat wurzeln, weil sie unser Fleisch und Blut sind.

Die vier weitern Dramen dieses Bandes gehören zum Teil der Entwicklungsperiode Ludwigs an, in der er noch unter den Nachwirkungen der Romantik stand. So sein dramatisches Erstlingsstück „Hans Frei," ein gesundes, stellenweise köstliches Lustspiel in schlichten Reimpaaren in der Art des Hans Sachs, das sich aber wohl besser liest als aufführen läßt. Ferner das unheimlich dämonische Trauerspiel „Das Fräulein von Scudery," ein düsteres Werk, das neben der tiefen Schönheit, die aus Ludwigs Geiste quoll, freilich ein Element der Krankheit, ja der Unnatur aus E. T. A. Hoffmanns gleichnamiger Erzählung herübergenommen und mit der stärkern Phantasie des Dramatikers noch gesteigert hat. Zeitlich zwischen diesen beiden Stücken, an dichterischer Vollendung weit über ihnen stehen die beiden bürgerlichen Trauerspiele „Die Pfarrrose" und „Die Rechte des Herzens," die Vorboten der spätern Meisterwerke. Allmählich, Schritt für Schritt wuchs die dramatische Kraft des Dichters, und der psychologischen Feinheit, die bereits die „Pfarrrose" fast bis zu überscharfer Zuspitzung durchdringt, gesellt sich in den „Rechten des Herzens" eine energische Plastik der Charaktere und jene leidenschaftliche Gewalt der Sprache, durch die es sich die Gunst Devrients erwarb und so dem Dichter zu den ersten bescheidnen Erfolgen verhalf. Durch die beiden letztgenannten Stücke hat die neue Ausgabe von Ludwigs Werken einen sehr wertvollen Zuwachs erhalten.

Der fünfte Band ist den „Dramatischen Fragmenten" Ludwigs gewidmet. Hier thut sich, wie Erich Schmidt in seinem Vorberichte treffend sagt, „eine einsame Werkstatt voll angehauner Blöcke auf," die jeden aufmerksam hindurchschreitenden Beschauer mit tiefer Wehmut erfüllen muß. Welch eine Fülle der hoffnungsvollsten Gestalten liegt da vor uns, und doch — Torso

neben Torso — nichts Ganzes, nichts Vollendetes, nur eine Trümmerwerkstatt, die freilich überall deutlich die Spuren eines hohen Künstlerwillens und heißer Arbeit zeigt! Da steht vor dem sinnenden Betrachter in der Mitte hochragend das gewaltige Bild der „Agnes Bernauerin," achtmal neu begonnen und achtmal liegen gelassen, eine Jugendliebe des Dichters, die schon die Gedanken des feurigen Jünglings mit derselben dämonischen Kraft fesselte, wie sie später noch die des Märtyrers auf dem Sterbelager beherrschte. Drei halbfertige Ausführungen liegen vor, von denen zwei, „Agnes Bernauerin" und „Der Engel von Augsburg," hier Aufnahme gefunden haben, wundersame Zeugnisse des tiefen deutschen Gemütslebens, wie der unerschöpflichen Phantasie des Dichters. Da steht ferner die markige Figur des großen Preußenkönigs, den Ludwig in der verzweifelten Lage während des siebenjährigen Krieges darstellen wollte, ein Entwurf, über dessen geheimsten Zusammenhang mit Ludwigs eignem Seelenleben uns das Lebensbild (Bd. 1, S. 183) überraschenden Aufschluß gewährt. Von dem volkstümlichen Charakter dieses groß gedachten Entwurfs zeugt nur das erhaltene kräftige Vorspiel „Die Torgauer Heide," ein Stück voll warmen geschichtlichen Lebens, das ebenbürtig neben Schillers „Lager" steht. Dann folgt die zarte, vom Sagenduft umwobne Gestalt der Legendenheldin Genoveva, weiter Maria Stuart, die dramatische Aphrodite, die schon so manches Künstlers Begeisterung geweckt hat, Alfred der Große, Marino Falieri, Tiberius Gracchus — kurz, Gestalt drängt sich an Gestalt, alle von der Phantasiekraft auch des kranken Dichters zeugend. Aber gerade dieser Band voll genialer Fragmente weckt auch aufs neue die Klage, daß einem Dichter von solcher Art und Anlage, einem Geiste zugleich von kunstfreudiger Bildnerlust und sittlichem Ernst erfüllt, keine ungehemmtere Entfaltung, kein Genuß des eignen Lebenswerkes gegönnt war. Unfruchtbare Klage! Und doch drängt sie sich dem Leser dieser dramatischen Fragmente unwiderstehlich auf!

Die beiden letzten Bände der Grunowschen Ausgabe enthalten Ludwigs Studien und kritische Schriften, von denen ein Teil unter dem Titel „Shakespearestudien" schon durch Moritz Heydrich in den Nachlaßschriften veröffentlicht worden war. Hier erscheinen sie in völlig veränderter Anordnung, in starker Erweiterung und ohne Zweifel auch in wesentlich verbesserter Gestalt. Den „Shakespearestudien" und den ihnen verwandten „Dramaturgischen Aphorismen" folgen Gedanken „Zur Ethik, Ästhetik und Litteratur" und die hier zum erstenmale veröffentlichten, reichen und höchst interessanten „Romanstudien." An die kritischen Schriften im engern Sinne schließen sich die wertvollen Tagebuchblätter „Zum eignen Schaffen" (darunter der Plan zu der tragischen Historie „Leben und Tod Albrechts von Waldstein") und einige Gespräche des Dichters mit Joseph Lewinsky, seinem treuen Verehrer, endlich eine kleine Auswahl von Briefen, hauptsächlich an Eduard Devrient, Berthold Auerbach und Julian Schmidt, aus den Jahren 1845 bis 1862. Als Einleitung zu

diesen beiden Bänden dient ein zwei Bogen umfassender, eingehender „Vorbericht“ Adolf Sterns, der namentlich eine scharfsinnige Beurteilung der „Shakespeareſtudien“ enthält. Mit warmen Worten charakterisirt und begründet der Herausgeber die Bedeutung dieser „durch schlichte Größe, gewaltigen Wahrheitsdrang und Reinheit der künstlerischen Absichten“ in gleicher Weise ausgezeichneten kritischen Aufsätze, denen der kranke Dichter seine letzten, kostbaren Jahre geopfert hat, aber er verschließt seine Augen auch nicht vor der bittern Wahrheit, daß Ludwig eben durch diese Arbeiten, die doch auf Kosten seines eignen Gestaltungstriebes entstanden sind, immer mehr einer krankhaften, grüblerischen Reflexionssucht anheimfiel, die ihn selbst verhängnisvoll isolirte. Die „Shakespeareſtudien,“ so hoch auch ihr Wert für das Verständnis des großen Briten, für die Reinigung und Klärung unsrer modernen Kunstanschauungen sein mag, so sehr sie auch die Einsicht in das Wesen des Dramas und jedes echten dramatischen Künstlers fördern mögen, wurden doch für Ludwigs Geist zu einer Art von schleichender Schwindsucht, die schließlich neben der ewig nagenden Krankheit des Körpers die urwüchsige Kraft seines Geistes allmählich brach. In dieser Erkenntnis scheidet sich Sterns Auffassung von der seines Vorgängers Heydrich, der in den „Shakespeareſtudien,“ deren mächtiger Zauber ihn als treuen, miterlebenden Freund völlig gefangen genommen hatte, die „letzte, kühn aufstrebende Periode des Dichters“ sah und sie pries als „den direkteſten und förderndſten Weg zum Ziel,“ den Ludwig eingeschlagen habe.

Über die „Shakespeareſtudien“ selbst wie über die übrigen ästhetischen Arbeiten Ludwigs ein ausführliches Urteil zu fällen, ist hier nicht der Ort. Ich würde auch nicht den Mut dazu haben; sondern ich kann nur bezeugen, daß mich beim Lesen dieser beiden letzten Bände oft ein Schauer der Ehrfurcht vor der Schärfe und Tiefe des Ludwigschen Geistes ergriffen hat.

Blicken wir noch einmal auf die stattliche sechsbändige Ausgabe als Ganzes zurück, so müssen wir gestehen: sie ist ein stolzes Werk deutschen Geistes und deutscher Pietät, für das den beiden Herausgebern wie dem opferwilligen Verleger vollster und aufrichtigster Dank gebührt. Ist auch zur Zeit die Hoffnung nur gering, daß die Anschauung, aus der heraus dieses litterarische Denkmal errichtet worden ist, in den sogenannten „weitern“ Kreisen herrschend werde, so kann doch die Tiefe und Fülle einer so starken, rein deutschen Künstlernatur, wie es Ludwig war, zuletzt nicht ohne Wirkung bleiben. Die Ausgabe samt der Biographie läßt Gestalt und Wesen des Dichters zum erstenmale ganz und nach allen Richtungen deutlich erkennen, und ich zweifle nicht, daß die Werke Otto Ludwigs, wenn sie erst mehr gelesen würden, bald allgemeine Bewunderung erwecken würden. Mit der neuen Sammlung ist wenigstens die Möglichkeit dazu gegeben. Für immer aber werden die schönen Worte gelten, die Ludwig seinem treuen Freunde Eduard

Devrient ins Stammbuch schrieb, und die, wenn auf irgend einen, auf ihn selbst anwendbar sind:

Wem Edles soll gelingen,
Muß selber edel sein,
Die edeln Reben bringen
Von selbst den edeln Wein.

Du hast nicht nur zu lehren
Dies Leben treu gestrebt:
Du hast, sie zu bewähren,
Die Lehre auch gelebt!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die politische Lage im Mittelmeer. Am 13. Oktober hat die russische Flotte den Franzosen ihren Kronstädter Besuch in Toulon erwidert. Es sind fünf Panzerschiffe gekommen, von denen zwei den Auftrag haben, gleich nach Verlauf der Festlichkeiten ihren Weg durch den Suezkanal in den Großen Ozean zu nehmen, das dritte ist der russische Stationär im Piräus und soll mit den beiden noch übrigen Panzern jene vielbesprochne russische Mittelmeerflotte bilden, die gewissermaßen als die Krönung des russisch-französischen Bündnisses betrachtet wird. Zwar die dauernde Einräumung eines französischen Hafens an die Russen scheint im Hinblick auf die große Erregung, die in England sowohl wie in Italien zum Ausdruck kam, als die ersten Nachrichten davon in die Presse drangen, endgiltig — oder ist es nicht klüger zu sagen vorläufig? — aufgegeben zu sein. Villefranche oder Ajaccio in russischen Händen zu sehen, mußte allerdings den Italienern als stete Drohung erscheinen, sie wären genötigt gewesen, Gegenmaßregeln zu treffen, und hätten eine Unterstützung bei England suchen müssen, die selbst ein Ministerium Gladstone nicht abschlagen dürfte. So hat man es denn auf russischer wie auf französischer Seite vorgezogen, das Bestehen einer solchen Absicht energisch zu bestreiten, und hat den Plan selbst zunächst aufgegeben. Sehr begreiflich, wenn man weiß, daß beide Mächte ein Interesse daran haben, dem Ministerium Gladstone keine Schwierigkeiten zu bereiten und alles zu vermeiden, was von den Torys zum Sturz des Homerulepropheten ausgebeutet werden könnte. Quietistische Gemüter in England können unter diesen Umständen mit Fug und Recht behaupten, daß der russische Besuch nicht viel zu bedeuten habe, und daß zwei russische Fahrzeuge im Mittelmeer an der Gesamtlage nichts änderten. Senden doch auch andre Mächte Schulschiffe ins Mittelmeer, und läßt sich doch schwerlich erwarten, daß es Rußland wagen werde, mit einem kleinen Geschwader, das noch dazu keinen eignen Standort hat, Kriegspolitik zu treiben. Das alles scheint seine Richtigkeit zu haben und ließe sich noch dahin ergänzen, daß kein völkerrechtlicher Grundsatz irgend einer Nation verbietet, ihre Fahrzeuge ins Mittelmeer zu schicken, und daß die mittelländischen Staaten dieser Thatsache auch insofern Rechnung tragen, als sie fremden

Fahrzeugen, die Kohlen, Wasser oder Proviant aufnehmen wollen oder sonst einen triftigen Anlaß haben, ihre Häfen öffnen. Allerdings nicht ohne einige beschränkende Klauseln. Italien z. B. nimmt nicht mehr als drei fremde Kriegsschiffe in einen seiner Häfen auf, eine Vorsichtsmaßregel, die wohl geboten ist, da eine starke fremde Flotte bei einem unerwartet ausbrechenden Kriege zu einer sehr ernsten Gefahr werden kann, wenn sie sich ihren Hafen vorher hat auswählen können.

Trotz alledem möchten wir doch davor warnen, die neue Lage, die durch das Zusammenwirken der russisch-französischen Flotte im Mittelmeer geschaffen ist, allzu optimistisch anzusehen. Führt man auch, wie wir es gethan haben, die für den Augenblick drohende Gefahr auf ihr rechtes Maß zurück, und giebt man zu, daß selbst für die nächste Zukunft weder von französischer noch von russischer Seite Schritte zu erwarten sind, die als Herausforderungen zu betrachten wären, so läßt sich doch nicht verkennen, daß solche Schritte möglich sind, und daß die Thatsache, daß drei russische Kriegsschiffe fortan dauernd im Mittelmeer sein werden, für die Stellung Frankreichs eine Stärkung bedeutet und die Möglichkeit näher rückt, daß Rußland in französische Abenteuer mit hineingezogen wird. Die drei russischen Kriegsschiffe hätten allein nicht viel zu bedeuten, wenn nicht noch zwei andre Dinge von großer Wichtigkeit mitspielten. Einmal der neu erstehende Kriegshafen von Biserta, zweitens die russische Flotte im Schwarzen Meere.

Der Hafen von Biserta, an dessen Ausbau die Franzosen mit rastlosem Eifer und unter Anwendung ungeheurer Mittel arbeiten, liegt an der Stätte des alten Karthago und wird, sobald er einmal ganz vollendet ist, eben so sehr eine Drohung für das heutige Italien sein, wie Karthago eine Drohung für Rom war. Toulon und Biserta bedeuten für die Engländer in Malta wie für die Italiener eine strategische Zwickmühle, deren Wirkung fast untrüglich erscheint, sobald man sich von einem dritten Punkte aus eine russische Mittelmeerflotte als mit ins Spiel eingreifend denkt. Wir denken dabei nicht nur an die drei Panzerschiffe, die heute im Hafen von Toulon liegen, sondern vor allen Dingen an die russische Flotte, die heute noch im Schwarzen Meer als in einem mare clausum eingeschlossen ist.

Bekanntlich kam es auf dem Berliner Kongreß in seiner achtzehnten und neunzehnten Sitzung zum Austausch einander entgegengesetzter Erklärungen zwischen Lord Salisbury und dem Grafen Schuwalow in Betreff der Frage, ob es Recht oder Pflicht des Sultans sei, die Meerengen geschlossen zu halten. England vertrat die erstere, Rußland die letztere Ansicht, und beide gaben ihre Auslegung zu Protokoll; eine Verständigung ließ sich nicht herbeiführen. Der Grund aber, weshalb Rußland dem Sultan nicht das Recht eingeräumt wissen wollte, nach eignem Ermessen die Meerengen zu öffnen oder zu schließen, liegt klar zu Tage, sobald man bedenkt, daß die Türkei aus eigner Kraft nicht imstande ist, Konstantinopel vor einem russischen Handstreiche zu sichern. Darf der Sultan, sobald es ihm behagt, der englischen Flotte den Zutritt durch die Dardanellen und den Bosporus freigeben, so hat er einen Rückhalt, der den Russen, wenn sie nicht durch Überraschung wirken, jeden Erfolg unmöglich macht.

Nun kann es gar nicht zweifelhaft erscheinen, daß Rußland seiner im Schwarzen Meer stehenden Flotte den Weg ins Mittelmeer zu öffnen entschlossen ist. Es ist bekannt, daß im Hafen von Odessa die Transportschiffe, die einer Landung dienen sollen, jederzeit bereit liegen. Es ist außerdem bekannt, daß gerade die Flotte im Schwarzen Meer den tüchtigsten Bestandteil der russischen Flotte bildet, und ebenso bekannt, daß schon heute mit dem Opfer von einem oder zwei Fahrzeugen

die Durchfahrt durch den Bosporus erzwungen werden kann. Der Bosporus ist nur in seinem nördlichen Teile befestigt. Gelingt es russischen Kriegsschiffen, die kurze Strecke bis Therapia, wenn auch unter Opfern, die um des großen Gewinnes willen stets gering erscheinen werden, glücklich zurückzulegen, so liegt ihnen der Weg nach Konstantinopel offen, und unter dem Druck drohender Kanonen würde ihnen der Sultan schwerlich eine Bitte, welche es auch immer sei, abschlagen können. Englische Fahrzeuge, die den weiten Weg durch Dardanellen und Marmarameer zu nehmen hätten, kämen dann jedenfalls zu spät.

Ist aber erst die Flotte des Schwarzen Meers im Mittelmeer, so hat das italienisch-englische Übergewicht sein Ende gefunden. Wir glauben, wie gesagt, nicht, daß sich eine solche Entscheidung von heute auf morgen vorbereitet, daß aber das Vorhandensein einer russischen Mittelmeerflotte die Entscheidung beschleunigt, glauben wir sicher. Schon das rechtzeitige Erscheinen jener drei Schiffe in der Besikabai würde genügen, ein englisches Geschwader so lange aufzuhalten, daß inzwischen die von Norden herkommende russische Flotte ihre Pflicht gethan haben kann.

Alle diese Erwägungen legen es England nahe, sich beizeiten vorzusehen. Die Kanonen von Gibraltar sind nicht imstande, die Straße zu sperren und im Fall eines Krieges weitere Verstärkungen einer feindlichen Flotte, die von Westen her käme, zu verhindern. Nur als Stützpunkt eines englischen Geschwaders kann die uneinnehmbare Festung zu einem wirksamen Hindernis werden. Stets aber läßt sich erwarten, daß, wenn sich England nicht in Friedenszeiten im Mittelmeer bedeutend verstärkt, die Gegner den ungeheuern Vorteil haben werden, zu Anfange mit Übermacht auftreten zu können. Gefährdet ist in solchem Falle die englische Stellung in Ägypten (an der freilich die Interessen aller Gläubiger Ägyptens hängen) und damit zugleich die Verbindung mit Indien. Auch unter den Anhängern Gladstones dürften nur wenige sein, die im Ernst die Meinung aufrecht erhalten, England könne sich mit der alten Straße um das Kap der guten Hoffnung herum zufrieden geben. Gefährdet sind schließlich auch die andern Stützpunkte der englischen Stellung im Mittelmeer. Kurz, es ist eine kritische Lage, die sich vorbereitet, und die Zukunft Englands wird davon abhängen, ob es rechtzeitig thut, was es unter unendlich schwierigern Verhältnissen wird thun müssen, wenn Rußland und Frankreich einmal den Zeitpunkt für geeignet halten, von den Vorbereitungen zur That überzugehen.

Wir erinnern noch daran, daß England in jüngster Zeit zwei seiner mächtigsten Kriegsschiffe verloren hat, und daß schon dadurch seine Stellung im Mittelmeer geschwächt ist. Wenn die angekündigte Verstärkung seiner Flotte nicht mehr bedeutet als den Ersatz für diese Verluste, bleibt der Vorsprung auf französisch-russischer Seite.

Und nun noch einige Worte über die Stellung Deutschlands zu dieser Mittelmeerfrage. Wir können nicht scharf genug betonen, daß wir an einer sich dort abspielenden Entscheidung in keiner Weise teilzunehmen haben. Die Aufgaben unsrer Marine liegen in der Ost- und Nordsee, nicht im Mittelmeer. So lange man in England glaubt, daß wir uns für seine orientalischen Interessen opfern könnten, ist nicht zu erwarten, daß die Engländer selbst thun werden, was ihre Pflicht zu eigner Selbsterhaltung fordert. Außer Herrn Geffcken giebt es aber wohl niemanden in Deutschland, der zu wünschen imstande wäre, daß wir den Herren Vettern Indien garantiren, um dadurch ihre kostbare Bundesgenossenschaft zu gewinnen. Wir brauchen diese Bundesgenossenschaft nicht, sobald England die eignen Interessen selbst zu wahren entschlossen ist. Will es das aber nicht, so nützt uns der Verbündete nichts, und aus dem Bundesgenossen wird eine Last.

Noch ein katholischer Schulkalender. Vor kurzem ist von dem in Donauwörth bei Auer erscheinenden ultramontanen „Taschenkalender für die studierende Jugend“ der sechzehnte Jahrgang (vom 1. September 1893 bis 31. März 1895) versandt worden, ein Beweis dafür, wie beliebt und verbreitet dieses kleine Notizbuch bei den Gymnasiasten ist, denn nur solche sind nach bairischem Sprachgebrauch unter der studierenden Jugend zu verstehen. Zunächst einige Worte über die äußere Einrichtung dieses Kalenders. Auf eine Seite für besonders bemerkenswerte Tage folgen zwei Kalendarien; das für süddeutsche Anstalten reicht vom September 1893 bis zum August 1894, das für die norddeutschen vom April 1894 bis zum März 1895, was sich aus der Verschiedenheit des Schuljahres erklärt, also nicht so seltsam ist, wie es auf den ersten Blick scheint. Der alphabetische Geschichtskalender dient zu Nachschlagezwecken und mag trotz seiner oft wunderlichen Kürze für den Schüler nicht ganz unpraktisch sein. In ihm prangt außer Windthorsts Namen auch z. B. der Mallinckrodts als eines Zentrumsführers, während von Luther nach einigen kurzen Daten in Klammern gesagt wird: Die Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ hat Luther, wie jetzt selbst protestantische Forscher erklären, nicht gesprochen — als ob damit der Reformation eine wesentliche Stütze entzogen würde! Auf den römischen Kalender folgen die siebenunddreißig leeren Seiten eines Notizkalenders, dann „Meine Lehrer“ (zwei Seiten), „Meine Mitschüler (auch nur zwei Seiten), zwei Stundenpläne, Verzeichnis der Einnahmen und Ausgaben (vier Seiten) und ein Bücherverzeichnis (eine Seite). Damit ist der eigentliche Kalender erschöpft, und es beginnen nun im zweiten und Hauptteil die Aufsätze.

An ihrer Spitze steht eine Abhandlung: Gläubige Naturforscher aus fünf Jahrhunderten, die deshalb Anerkennung verdient, weil sie auch mehreren protestantischen Gelehrten gerecht wird und zum Schluß den „alten, liebenswürdigen Protestanten Claudius“ wegen einer treuherzigen Auslassung über gläubige Bekenner innerhalb der Naturwissenschaften lobt. Trotzdem fehlt dem Artikel nicht die katholische Spitze, wenn bei Besprechung der Persönlichkeit des Kopernikus an Hettingers Worte in seiner Apologie des Christentums erinnert wird: „Man vergesse nie: der Entdecker des Weltsystems war ein (katholischer) Priester.“ Ein kausaler Zusammenhang zwischen diesen beiden Thatsachen dürfte allerdings kaum bestehen; auch ist nicht bekannt geworden, daß die Naturwissenschaft, insbesondre die Astronomie seitdem eine katholische oder priesterliche Färbung trüge. Aber man riecht doch schon Tendenz. Stärker wird dieser Geruch, nachdem wir Dom Bosco kennen gelernt und die Mahlzeiten im Altertum verzehrt haben (freilich nur die griechischen und auch diese nur in lateinischen Buchstaben, damit sie auch für Realgymnasien und andre schmackhaft sind). In dem Aufsatz: Ein katholischer Dichterheros wird nämlich der greise Westfale Friedrich Wilhelm Weber, dessen Bild dem Kalender als Titelkupfer beigegeben ist, als ein Verfechter katholischen Glaubens und katholischer Lehre gepriesen: „Wir Katholiken blicken zu ihm empor in dem stolzen Gefühle, daß er einer der unsrigen ist.“ Über Gefühle läßt sich ebenso wenig streiten, wie über den Geschmack; aber Webers epische Dichtung Dreizehnlinden ist auch in sehr vielen gut protestantischen Familien heimisch geworden. Wir Protestanten pflegen aber bei der Beurteilung dichterischer Leistungen nicht nach dem Taufschein zu fragen und freuen uns, daß Weber einer der unsrigen, nämlich ein Deutscher ist. Allerdings können wir ihn nicht mit dem Heiligenschein vollendeten Dichtertums schmücken; wir würden das aber auch nicht thun, wenn er ein Protestant wäre. Dieser „unreligiöse“ Standpunkt hat uns stets von den Ultramontanen geschieden und wird

uns von ihnen scheiden, solange die Römlinge keine deutsche, sondern eine katholische Litteratur anstreben. Daß das aber nicht bloß in dem harmlosen Falle Webers geschieht, den man mit protestantischer Gewissensfreiheit noch gelten lassen kann, beweist der nächste Aufsatz: Einige Winke über die Lektüre (nach dem vortrefflichen [!] Buche: Das Studium und die Privatlektüre. Siebzehn Konferenzen, den Zöglingen des bischöflichen Konvikts zu Luxemburg gehalten von Bern. Krier, Direktor. Freiburg, Herder, 1892). Nach einigen allgemeinen Warnungen vor Büchern gegen den Glauben und gegen die Sitten, insbesondre vor Romanen, werden hier von den Alten Homer und Virgil, von den epischen Dichtungen das Nibelungenlied, das Gudrunlied, Parsival und Heliand empfohlen, letztere von dem Jesuiten Stecher für die Schule und Familie umgedichtet, endlich F. W. Webers Epos Dreizehnlinden, das sich ganz auf katholischem Boden bewegt (!). „Die sogenannten Klassiker können nicht empfohlen werden, mag auch noch soviel dafür geschrieben werden. Wenigstens sollen sie nur mit vorsichtiger Auswahl und an der Hand einer guten Litteraturgeschichte gelesen werden, ihre Lektüre ist und bleibt verderblich. Poesie, sagt Stolberg, die nicht der Wahrheit (d. h. der katholischen Kirche) gewidmet ist, schimmert, ohne zu wärmen; Bethörte laufen dem hüpfenden Irrwisch nach, er erlischt und läßt sie im Sumpfe. Der katholische Student (= Schüler) lerne die Klassiker nur aus der Sammlung von Lindemann kennen, das genügt vollständig für ihn.“ Nach dieser belustigenden negativen Kritik fragt sich nun nicht bloß der Leser, sondern auch der Verfasser des Aufsatzes, was denn der katholische Schüler überhaupt lesen solle? Da stellt sich denn sofort heraus, daß sich die katholische Unterhaltungslitteratur mit der nichtkatholischen vollständig messen kann, und daß für die Bedürfnisse des katholischen Schülers vollständig gesorgt ist durch die Schriften von Alban Stolz, Beda Weber, Bach (Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur), Sebastian Brunner (Woher, Wohin), Benno Bronner (Memoiren eines Totenkopfs), Hettinger (Aus Welt und Kirche), durch die Reisebilder der Jesuiten Spillmann und Baumgartner u. a.; ferner werden empfohlen die Romane Fabiola von Wisemann, Maria Regina und Doralice von Hahn-Hahn, einzelne Schriften von Laicus, die Novellen des Jesuitenpaters Diel und endlich die Romane von Bolanden. Dieser Index erlaubter und verbotener Bücher läßt an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Also die liebe Mittelmäßigkeit wird empfohlen, wenn sie nur gut katholisch ist. Aber fort mit den Klassikern! Nicht einmal Schillers Jungfrau von Orleans und Maria Stuart, die doch sonst bei Anwendung des Grundsatzes: „Legt ihrs nicht aus, so legt was unter“ vor ultramontanen Augen hie und da Gnade finden, sind freigegeben. Über Goethes Verwerfung wundern wir uns nicht, zumal nach Baumgartners bekanntem Werke, das die Empfindungen und Absichten der Katholiken so herrlich offenbart, obgleich es an verschiednen Stellen und besonders am Schluß einige kluge Zugeständnisse macht. Übrigens ist es hübsch, daß unser Kalender diese Verdammung Goethes in einer auf den eben behandelten Artikel folgenden kurzen Lebensbeschreibung P. Alexander Baumgartners, S. J., mit der üblichen Pfiffigkeit ausspricht, indem er einige Sätze des Protestanten (!) Menzel anführt (Goethes Lektüre richtet großes Verderben an, denn wie der Protestant Menzel sagt, ist Goethe ein Meister schöner Form bei unsittlichem Gehalte. Er besitzt das Talent, den Leser zu seinem Mitschuldigen zu machen, ihm ein billigendes Gefühl abzuzwingen u. s. w.). So wirds gemacht! Armer Matthias Claudius, in was für eine Gesellschaft bist du geraten! In den letzten drei Aufsätzen wird Ludwig Pastor als des „großen katholischen Historikers Janssens“ würdiger Nachfolger gefeiert, werden die katholischen Studenten-

verbindungen empfohlen, wird die Schweiz gepriesen, weil sie in der Universität Freiburg eine katholische Hochschule hat, „was Deutschlands Katholiken mit gutem Grunde solange schon ersehnt haben, und was sie — dank den antireligiösen resp. (!) antikatholischen Strömungen im Vaterlande — wohl noch lange ersehnen werden.“ Dieser Satz hat einen ungemein wohlthuenden Eindruck auf uns gemacht, weil er — so viel wir haben finden können — das einzigemal in dem ganzen Büchlein das Wort Vaterland ausspricht. Allerdings haben wir die Frage: Was ist des Zentrums Vaterland? im Hinblick auf die übrigen Aufsätze nur mit Mühe unterdrücken können, zumal da von Kaiser und Reich nirgends die Rede ist. Doch halt! Schlagen wir noch einmal im alphabetischen Geschichtskalender nach. Richtig, da steht: Deutsche Kaiserproklamation 18. 1. 1871, und Wilhelm II., deutscher Kaiser und König von Preußen, geb. 27. 1. 1859, herrscht seit 15. 6. 1888. Auch Wilhelm I. und Friedrich III finden sich. Also im Geschichtskalender wenigstens ist von diesen Thatsachen die Rede. Freilich, der leidige deutsche Schulzwang verlangt sie nun einmal von den Schülern, auch von den ultramontanen! Aber er verlangt auch von ihnen eine bestimmte Kenntnis der Klassiker, deren Lektüre — besonders was die Dramen betrifft — in den Lektionsplan der Gymnasien überall aufgenommen ist, auch in Baiern. Was soll man nun dazu sagen, daß sich dieser Taschenkalender für Schüler zu den Forderungen der Schule in offenbaren Widerspruch stellt? Ist es nicht eine Taktlosigkeit, ja ist es nicht eine offenkundige Verleitung zum Ungehorsam, wenn dieses Notizbuch gegen die Klassiker zu Felde zieht und. ihre Lektüre widerrät? Denn das Hinterpförtchen der Lindemannschen Sammlung ist doch eigentlich nach allem, was vorher und sonst in dem ganzen Buche steht, zu kläglich, um ernst genommen zu werden.

Der preußische Schulmeister, der bekanntlich „die Schlacht bei Sadowa gewonnen“ hat, soll jetzt auch der Hydra der Sozialdemokratie den Kopf zertreten. Nun wohl! Er soll aber auch den nationalen Gedanken pflegen, soll „predigen und sprechen von Kaiser und von Reich.“ Wie ist das aber möglich, wenn der bairische Nachbar unsre katholischen Schüler mit derartigen Taschenkalendern beglückt, wenn ein bestimmter Teil seiner Schulmänner überhaupt so denken und so schreiben kann? Wir haben in brausender Jugendzeit Herweghs Reiterlied gesungen:

Dies Restchen hier, wem bring ich es gleich,
Dies Restchen dir, o römisches Reich,
Zum Sterben! zum Sterben!

Heute dürfen wir es nicht mehr beim Singen und Trinken bewenden lassen.

Deutsche Nationalbühne. Unter diesem Titel erscheinen seit dem April dieses Jahres Mitteilungen einer Allgemeinen deutschen Bühnengesellschaft, auf deren treffliche Bestrebungen wir unsre Leser nachdrücklich hinweisen möchten. Die Gesellschaft hat sich gebildet zur Hebung der deutschen Bühne; sie verlangt Pflege des Idealen und Nationalen, Pflege einer anständigen und ehrlichen Dichtung, Aufführung des besten, was die Vergangenheit geschaffen hat und was die Gegenwart hervorbringt, sie bekämpft den übermäßigen Einfluß der Fremde, die Herrschaft der bloßen Mache und des rohen Effekts, vor allen Dingen das künstliche Bedürfnis des Hautgouts, das uns unsre Theaterdirektoren weismachen — unsre besten dramatischen Talente getrauen sich heute kein Stück zu schreiben, in dem nicht ein fauler Fleck wäre!

Das sind Ziele, die mit der wünschenswerten Entwicklung unsers nationalen und geistigen Lebens in einer Linie liegen, Ziele also, die zu erreichen viele Freunde

der grünen Blätter ihre Hand bieten werden, indem sie der Allgemeinen deutschen Bühnengesellschaft beitreten; der Jahresbeitrag ist auf zehn Mark festgesetzt worden. Der Verein will zunächst versuchen, bestehende Bühnen durch Gewährung von Zuschüssen für seine Zwecke zu gewinnen, er hat aber für die Zukunft die Erbauung eines eignen deutschen Bühnenhauses in oder bei einer mitteldeutschen, für den Reiseverkehr günstig gelegnen Stadt (etwa bei Eisenach) ins Auge gefaßt, wo einen Teil des Sommers über eine Reihe von ausgezeichneten Vorstellungen gegeben werden könnten. Ausführlich berichtet über diese Pläne das vorzüglich geschriebne erste Heft der Mitteilungen, auf deren Titelblatt Namen von bestem deutschen Klange als Herausgeber stehen: u. a. Professor Schreyer in Schulpforta, der Leipziger Historiker Lamprecht und Adolf Graf von Westarp.

Schwarzes Bret

Das Kleine Journal vom 11. Oktober schreibt: „Eine Weile konnte Taaffe mit Rieger und Genossen das czechische Volk preisen und die Deutschen chikaniren, dann aber erhob die czechische Demokratie ihr struppiges Karyatidenhaupt, und heute blickt der Wiener Hof auf dieses mit Schrecken. Die Slaven sind sehr empfänglich für die radikale Saat, unter welcher die communistische Flora gut gedeiht."

Wie neidisch wird Wippchen werden, wenn er diese Sätze liest! Etwas, wie das struppige Karyatidenhaupt, wird ihm nie gelingen.

Im letzten Hefte der Grenzboten wird in dem Aufsatz: „Die Sprache der gerichtlichen Entscheidungen" mit Recht der Gebrauch des Wortes „Beklagter" (für: Angeklagter) getadelt. Was soll man aber sagen, wenn von „Beklagter" gar noch ein Adjektivum „beklagtisch" gebildet wird, z. B. „das beklagtische Geständnis" (für: das Geständnis des Angeklagten)? Muß sich da nicht ein deutsches Herz zusammenkrampfen? Und doch ist so zu lesen selbst in einem berühmten Lehrbuch der Institutionen.

Im Wiesbadener Tageblatt vom 15. Oktober steht folgende Anzeige: „Gebildete Dame findet in [nämlich in] ersten Kreisen verkehrender deutscher Familie in Florenz für nächsten Winter comfortables Home."

Nette Familie! Wer sich dort einmietet, macht offenbar zugleich einen Fortbildungskursus in der allerneuesten deutschen Bildung durch.

Berichtigung. In dem Aufsatze des vorigen Heftes: Die Sprache der gerichtlichen Entscheidungen ist durch ein Versehen der Druckerei in der letzten Zeile auf Seite 119 der Satz ausgelassen worden:

Die Sprache soll einfach und klar, edel und vornehm gehalten sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

König Albert

In dieſen Tagen haben ſich wieder die Blicke ganz Deutſchlands und nicht nur Deutſchlands nach Sachſens ſchöner Hauptſtadt gerichtet. Inmitten eines glänzenden Kreiſes, wie er wohl niemals einen Fürſten aus dem Hauſe Wettin umgeben hat, beging König Albert die Feier ſeines fünfzigjährigen militäriſchen Dienſtjubiläums. Gewiß war es zunächſt eine militäriſche Feier. Und doch wurde es ein allgemeines Feſt für das ſächſiſche, ja für das deutſche Volk. Denn längſt ſind die Zeiten vorüber, wo das wunderliche Wort Friedrichs des Großen galt: „Der friedliche Bürger ſoll es gar nicht merken, wenn die Nation ſich ſchlägt.“ Damals ſchlug ſich eben nicht die Nation, ſondern ein Söldnerheer; heute ſind Volk und Heer eins, iſt das Heer das Volk in Waffen, trägt jeder wehrtüchtige Mann auf kürzere oder längere Zeit des Kaiſers und des Königs Rock, nimmt jeder Anteil am Heere, wird jeder Krieg zum Volkskriege. Und eben in Zeiten des Friedens, wie wir ihn nun gegen alle urſprüngliche Erwartung ſchon dreiundzwanzig Jahre lang wieder genießen, und unter den ſchweren Laſten, die unſre Heeresrüſtung dem Volke auferlegt, da thut es not, zuweilen wieder daran zu erinnern, daß die Sicherheit und die Größe des Vaterlands in erſter Linie nicht auf unſerm Reichtum und unſrer Bildung beruhen, ſondern auf unſerm Heere, daß nicht das reichſte Volk das ſtärkſte iſt, ſondern das wehrfähigſte, daß die Lebensfragen der Völker nicht durch Reden und Beſchlüſſe und das Geſchwätz internationaler Friedenskongreſſe entſchieden werden, ſondern durch das Schwert. Aber weiter! Dieſe Feier hat auch eine wahrhaft nationale Bedeutung. Ob ein Feldherr ſeine Begabung bewährt, das hängt nicht, wie in jedem andern Berufe, von dem Willen und dem Streben des Einzelnen ab, ſondern von den Umſtänden, von den großen

Beziehungen der Völker, die kein einzelner, auch ein König nicht, so zu leiten sich vermessen darf, daß sie ihm Gelegenheit bieten, seine kriegerische Begabung auf dem Felde der Gefahr in blutigem Strauße zu entfalten. Dem König Albert aber ist es vergönnt gewesen, was keines Menschen Witz voraussehen und berechnen konnte, nach dem ersten Waffengange und nach einer schweren Niederlage im letzten innern deutschen Kriege in dem nationalen Kampfe gegen Frankreich, aus dem das neue deutsche Reich strahlend emporstieg, als siegreicher Feldherr im Schlachtendonner zu reiten und die bezwungne Hauptstadt des Feindes zu seinen Füßen zu sehen. In leidvoller und freudiger Erfahrung hat er die wunderbare Wandlung, die aus einem Bündel zwieträchtiger Staaten ein machtvolles Bundesreich schuf, mit durchgemacht und an hervorragender Stelle thätigen Anteil an ihr genommen. Und während von den fürstlichen Heerführern jener großen Zeit keiner mehr unter den Lebenden weilt, steht König Albert noch kraftvoll unter uns, noch eine lebendige Verkörperung unsrer größten Zeit.

Auf die bekannten geschichtlichen Ereignisse näher einzugehen, die ihn auf diese Höhe geführt haben, ist hier nicht der Ort. Es ist in diesen Tagen hundert- und tausendfach geschildert worden, wie er als Prinz und junger Hauptmann der Artillerie am 13. April 1849 bei Düppel die Feuertaufe empfing, wie er 1866 auf den böhmischen Schlachtfeldern zuerst die ruhige Sicherheit und den schnellen Blick des Feldherrn bewährte und aus schweren Niederlagen doch die unverletzte Waffenehre und die unumwundne Anerkennung des Siegers davontrug, wie er dann im nationalen Kriege 1870/71 als Führer des zwölften Armeekorps bei St. Privat, als Oberbefehlshaber der Maasarmee bei Beaumont und Sedan entscheidend eingriff und vor Paris die eine Hälfte des Einschließungsheeres lange Monate hindurch leitete, und sich durch das alles das gewichtige Lob Moltkes verdiente, er verstehe zu gehorchen, bis er endlich am 16. Juni 1871 mit den Befehlshabern der andern selbständigen Heere in der nunmehrigen Reichshauptstadt einritt und am 11. Juli als Generalfeldmarschall mit dem sächsischen Armeekorps in Dresden einzog. Eine wahrhaft versöhnende und segensreiche Fügung lag darin, daß das Haus Wettin dem neuen Reiche einen seiner ersten Feldherren stellte und der Kronprinz von Sachsen gewissermaßen das alte Erzmarschallamt seiner Vorfahren ruhmvoll erneuerte.

Weniger hervor tritt begreiflicherweise die Thätigkeit, die König Albert als Soldat im Frieden entwickelt hat, und doch ist sie kaum weniger bedeutsam als die des Feldherrn auf blutigem Felde. Es mag hier nur darauf hingewiesen werden, welche tiefen und einschneidenden Wandlungen in Ergänzung, Organisation, Bewaffnung und Fechtweise die sächsischen Truppen in diesen fünfzig Jahren haben durchmachen müssen, und wie an alledem König Albert als Prinz und als Kriegsherr den lebendigsten Anteil genommen hat. Ebenso

verdanken die Truppen seiner Anregung und Fürsorge die großartigen Bauten der Albertstadt bei Dresden und zahlreiche andre Kasernen.

Aber die militärische Wirksamkeit des Königs hat sich keineswegs auf Sachsen beschränkt. Nach dem französischen Kriege übertrug ihm Kaiser Wilhelm I. das ehrenvolle und verantwortungsreiche Amt eines Generalinspekteurs auch über das fünfte und sechste Armeekorps in Posen und Schlesien, und alljährlich ruhte seitdem das prüfende Auge des Kronprinzen von Sachsen auf den alten bewährten preußischen Regimentern. Aber noch mehr: als sich zweimal das Verhältnis zu Rußland drohend gestaltete, als uns ein Krieg auf zwei Fronten zu drohen schien, da war dem König der Oberbefehl gegen Rußland zugedacht, und die Generalstabskarten von Polen bedeckten die Tische seines Arbeitszimmers im Schlosse zu Dresden. Denn auch damals hätte die deutsche Heeresleitung nach dem bewährten Satze gehandelt, daß die beste Parade der Hieb und die beste Verteidigung der Angriff ist.

Unserm Volke wurde diese neue Prüfung erspart, der Friede blieb uns erhalten und ist uns bis jetzt erhalten geblieben, denn die deutsche Rüstung bietet keine Öffnung mehr. Das ist ein Verdienst auch des Königs von Sachsen. Und dies beruht doch wieder darauf, daß er sich von jeher ehrlich und freudig auf den Boden des neuen Reichs gestellt hat und in der Hingebung an das große Ganze allen ein Vorbild geworden ist. Ein andres ist es, diesem Ganzen geben, was des Ganzen ist, weil es die beschworne Verfassung und das äußere Interesse also fordert, ein andres, es mit freier Hingebung zu thun. Und so ist König Alberts Stellung zum deutschen Reiche, so hat sie sich gezeigt in seinem persönlichen Verhältnis zu Kaiser Wilhelm I. Sie kannten sich und vertrauten einander ohne viel Worte; wer einen schweren Krieg Seite an Seite mit dem andern und immer siegreich geführt hat, der weiß, was er am andern hat. Und als am 25. Juni 1888 nach erschütternden Erfahrungen unser jetziger Kaiser seinen ersten Reichstag eröffnete, da stand unter der stolzen Schar der deutschen Fürsten, die ihn umgaben, um aller Welt zu zeigen, sie seien einig wie zuvor, an erster Stelle König Albert, und Kaiser Wilhelm II. hat bei jeder Gelegenheit und noch jüngst in wahrhaft erhebender Art bewiesen, wie hoch er König Alberts reiche Erfahrung und klugen Rat zu schätzen weiß. Von dem persönlichen Verhältnis des Königs zum Fürsten Bismarck genügt es hier zu sagen, daß die letzten Jahre in der Wertschätzung des Monarchen für den greisen Baumeister unsrer Einheit nichts geändert haben.

Es giebt gegenwärtig keinen unter den Fürsten des Reichs, der eine ruhmvollere Stellung behauptete als er; keiner seiner Vorfahren hat auch nur annähernd eine ähnliche erreicht, keiner unter den lebenden deutschen Regenten hat mehr als er dazu beigetragen, die schwierigste Form des zusammengesetzten Staats, den monarchischen Bundesstaat, zu begründen und zu befestigen. Und wenn der alte sächsische Partikularismus längst tot ist, so ist das nicht

zum mindesten das Verdienst des Königs Albert. Das Gefühl, das jetzt im sächsischen Volke lebt, ist kein Partikularismus mehr. Die Sachsen sind in ihrer ungeheuern Mehrheit stolz auf ihre Eigenart und wollen sie behaupten, sie wollen keine einheitsstaatliche Zentralisation und ebenso wenig eine Zentralisation des geistigen Lebens; sie hängen an ihrem Herrscherhause und empfinden freudige Genugthuung über die glänzende Stellung ihres Königs, sie sind durchaus zufrieden mit ihrer Verwaltung, die so wohlmeinend und umsichtig ist, wie man es billigerweise nur verlangen kann, und sie sehen auch darin, so wenig das äußerlich hervortreten mag, das Walten ihres Königs, der immer fest und wohlwollend, mit dem vielseitigsten Interesse und sicherm Blick und doch mit weiser Zurückhaltung die Dinge lenkt. Solche Gesinnung ist kein Partikularismus, sondern deutsche Treue und die echt deutsche Liebe zur Heimat, die wir nicht dahin geben mögen um einer mechanischen Einheit willen, und die sich mit einer entschiednen deutschnationalen Gesinnung sehr wohl verträgt. Das lange Zeit als ein Hemmnis der deutschen Einheitsbestrebungen verschrieene Sachsen, dem der Übergang in die neuen Verhältnisse nicht immer leicht gemacht worden ist, ist jetzt eine der besten Stützen des deutschen Reichsgedankens.

Deutschland und das Mittelmeer

Ein großer Zug in der Geschichte des letzten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts ist das Wiederhervortreten des Mittelländischen Meeres am politischen Horizont Europas. So lange Italien zersplittert war, die Türkei mächtig auf den kleinen Stämmen Südosteuropas lastete, Frankreich seine Stellung in Algerien gegen innere Feinde zu befestigen hatte, Österreich ein zurückgezognes Leben in seiner Adria führte und vor allem das Mittelmeer selbst nichts als eine Sackgasse, ein unselbständiges Anhängsel des Ozeans war, war es politisch nur ein großer See. Auch wirtschaftlich hatte es keine von den großen Wirkungen eines Ozeans auf seine Uferstaaten. England besorgte den großen Verkehr der Halbinseln und Inseln, an deren politischer Zersplitterung und Ohnmacht es seine größte Freude hatte, und für den kleinen Verkehr arbeiteten kleine Flotten kleiner Schiffe, deren nautische Kunst sich oft nicht weit von der der Phönizier entfernte. Gleich diesen hatten sie auch die Angriffe der barbareskischen Seeräuber zu fürchten, deren Thaten und seltene Nieder-

lagen große Blätter der Geschichte des Mittelmeeres bis 1830 füllen. Seit Abukir und Trafalgar gab es keine Kriegsflotte im Mittelmeer, die sich mit der englischen auch nur entfernt hätte messen können.

Welche Änderung seit 1830, wo Frankreich unter dem lebhaftesten, aber nicht über Worte und Noten hinauskommenden Widerstand Englands den Grund zu seiner nordafrikanischen Kolonie legte! Das war der erste Schritt zur Begründung einer selbständigen Mittelmeerseemacht neben der englischen. Diese war trotz Gibraltar, Malta und den ionischen Inseln die Macht eines Fremden. Frankreich legte seiner langen Südküste, die seitdem noch durch die Erwerbung Nizzas nach Osten verlängert worden ist, eine zweite Küste gegenüber, die später durch die Erwerbung von Tunis bis zur Kleinen Syrte hinausgerückt wurde. Bei der Ohnmacht Spaniens und Italiens schien damit Frankreich die Herrschaft im westlichen Mittelmeer gewonnen zu haben. Zu deren Befestigung gehörte allerdings eine Stellung am Eingang in das Mittelmeer, ohne die Frankreichs größere und militärisch unvergleichlich stärkere atlantische Hälfte von der Verbindung mit der andern Hälfte abgeschlossen werden konnte. Seine Versuche, zu diesem Zweck westwärts von Algerien gegen Marokko vorzudringen, die schon in den vierziger Jahren, als es in Nordafrika noch nicht fest saß, begannen und bis heute fortgesetzt werden, sind mehr durch Englands als des zunächst bedrohten Spaniens eifersüchtige Wachsamkeit im ganzen ergebnislos geblieben. Einzelnen kleinen Errungenschaften steht die Thatsache gegenüber, die Frankreich, wenn es Selbsterkenntnis besäße, als Mißerfolg verzeichnen müßte: daß ganz Europa die Bedeutung der Lage von Marokko begreift und keiner einzelnen Macht erlauben wird, sich in der Stille hier eine Stellung zu schaffen, die zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Mittelmeer am Thore zwischen beiden und gestützt auf das an Fruchtbarkeit sogar Ägypten übertreffende westlichste Land Nordafrikas eine der großartigsten, eine wahre Weltstellung sein würde.

Zehn Jahre später gewann Ägypten einen Teil seiner Unabhängigkeit von der Pforte zurück, begann den unerschöpflichen Reichtum seines Bodens wieder zu entwickeln und ließ bereits die Wichtigkeit seiner Lage im europäisch-indischen Verkehr und für die Erschließung des Innern von Afrika ahnen. Frankreich erlaubte nicht, daß sich England der vorzüglichen Stellung im Mittelmeer und auf der Landenge von Suez bemächtigte, es glaubte auch hier einen Boden für seine selbständige Mittelmeerpolitik gefunden zu haben, als es den Kanal grub, der das Mittelmeer mit dem Indischen Ozean verbindet. Sein Einfluß in Ägypten überwog lange jeden andern. Es hat viel davon in den letzten Jahren an England verloren, das den Suezkanal besitzt und Ägypten militärisch okkupirt. Aber der vorherrschende Einfluß in Ägypten gehört schon seit der blendenden Eroberung unter dem ersten Napoleon zu den Erinnerungen, die in den Franzosen immer von neuem Hoffnungen und Wünsche wieder

aufleben lassen, die oft mit dem Stand der Dinge in der übrigen Welt durchaus nicht im Einklange sind. Frankreich hat durch eine asiatische Politik, die im Grundgedanken so groß wie einst seine indische, in der Ausführung — man erinnere sich an die ersten Akte des Piratenkrieges um Tongking — oft voll Irrtümer und Schwankungen war, neue asiatische Interessen, ja ein neues Indien zu schaffen gesucht. Aber es entspricht der heutigen Machtverteilung in den Ländern östlich von der Suezlandenge, daß der Kanal in die Hände Englands übergegangen ist, dessen Schiffe durchschnittlich drei Viertel der durchpassirenden ausmachen. Selbst Deutschland, das sich geflissentlich von der großen Politik im Indischen und im Stillen Ozean ferngehalten hat, benutzt den Suezkanal mehr als Frankreich (1890: 275 gegen 170 Schiffe), wenn man von den Kriegsschiffen absieht. In die auf Sicherung wichtiger Küstenstrecken des Roten Meeres abzielende abessinische Politik Frankreichs, deren Fäden durch geschickte Reisende und Missionare schon vor fünfzig Jahren angeknüpft wurden, hat die Besetzung Massauas, der Assabbai, Zeilas und andrer Häfen durch Italien eine Störung gebracht, deren ersten Grund die Franzosen mit Unrecht in England suchen.

Wir nennen Italien und führen damit in diese Betrachtungen die junge Macht ein, die am meisten dazu beigetragen hat, die Mittelmeerangelegenheiten wieder mit den gesamteuropäischen so eng zu verflechten, wie sie es seit Jahrhunderten nicht gewesen waren. Die Rivalität Englands und Frankreichs, von denen das eine im Grunde ein Fremdling in diesem Meere, das andre nur mit einem Bruchteil seiner Interessen darauf angewiesen ist, sah man fast plötzlich durch die Thatsache komplizirt, daß wieder einmal eine Macht im Mittelmeer erschien, die nur von diesem Meer ihr ganzes Land umflossen und daher nur durch dieses Meer alle ihre Wege zu Einfluß und Macht ziehen sah: das Königreich Italien. Die jüngste Großmacht ist die einzige reine mittelmeerische, für die die unbeengte Entwicklung im Mittelmeere Lebensfrage ist. Hier war plötzlich ein Staat entstanden, dem das Schicksal von Marokko, Tunis und Ägypten viel näher ging als irgend einem von denen, die sich seitdem damit beschäftigt hatten. Die politischen Einrichtungen, die unter der Voraussetzung getroffen waren, daß die Macht Genuas und Venedigs für immer begraben sei, wie die Besetzung Korsikas durch Frankreich, Maltas durch England waren damit sogar in Frage gestellt.

Als die dritte Großmacht auf dem Plan erschien, fühlte sich aber auch Spanien angeregt, seine Stellung schärfer zu betonen. England und Frankreich standen von früher her in Marokko, Tunis, Ägypten, auf der Suezlandenge und in Syrien fast allein einander gegenüber. In Marokko fühlte sich durch beide Spanien bedroht, das sich aus Gründen der Lage und der herkömmlichen Bekämpfung der Mauren etwas wie ein historisches Exekutionsrecht gegen Marokko zuerkennt. Es sieht aber erst seit den vierziger Jahren in Frankreich

einen ernsthaftern Wettbewerber als in England, denn Frankreich erhebt bestimmte Ansprüche auf marokkanischen Boden, während sich England mit der Vorherrschaft im Handel und in der Schiffahrt begnügen würde. Daß Frankreich Tunis besetzte, und daß Deutschlands und Italiens Einfluß in Marokko in den letzten Jahren bedeutend gestiegen ist, hat Spanien neue Beunruhigungen gebracht. Aber besonders Frankreich bleibt ihm an der Muluja ebenso bedrohlich, wie es sich an den Pyrenäen harmlos stellt. Eine ehrliche spanisch-französische Freundschaft ist nicht denkbar, solange Frankeich nicht auf seine Pläne einer Ausdehnung Algeriens nach Westen verzichtet. Daß die Politiker aus der Schule Castelars gleichzeitig für die geschichtliche Mission Spaniens in Nordafrika und für die französische Freundschaft sind, beweist nur ihre Kurzsichtigkeit, denn der einzige gefährliche Feind erwächst den spanischen Plänen in Frankreich. Es ist ein Erbteil der selbstzerstörenden Weltmachtpolitik Spaniens, daß es seine Mittelmeerstellung so sehr vernachlässigt hat. Staatsmänner, die einsehen, daß schon jetzt durch die algerische Küste, die von Port Vendres und Toulon aus in einem Tage von Kriegsschiffen erreicht wird, Spanien im Süden in der Flanke genommen wird, wie von der Küste des Roussillon und des Languedoc im Norden, gelten als Schwarzseher und sind unpopulär. Wo ist der Stolz in den spanischen Herzen geblieben, die in dem einst spanischen Oran das Ebenbild Cartagenas erblicken und die einer überwiegend spanischen Bevölkerung zu verdankende Blüte dieses östlichsten der algerischen Departements wahrnehmen, ohne die Zurückdrängung ihres Landes zu beklagen? Leider liegen die Dinge heute so, daß Spaniens Schwäche eine der Voraussetzungen der Größe Frankreichs ist. Wenn es eine geographische Einflußsphäre giebt, so ist es die Spaniens in jenem westlichen Teil des Mittelmeers, der sich zwischen der spanischen und der nordafrikanischen Küste gegen Gibraltar trichterförmig verengt. Spanien war berufen, mit seiner reichen Auswanderung die Schätze des Atlas zu heben. Nur ein paar Küstenplätze, die die Garnison nicht lohnen, und papierne Vorrechte sind die Frucht blutiger, noch 1860 erneuerter Kämpfe.

Spanien steht aber in seinen kümmerlichen Presidios wenigstens noch auf dem äußersten Rande von Afrika Posten; Italien ist von Afrika abgeschnitten, seitdem Frankreich Tunis, die vorspringende Halbinsel, besitzt, von dem aus einst die karthagischen Flotten Rom bedrohten. Zwischen den Befestigungen der korsikanischen Plätze und dem gegen die Verträge zum Kriegshafen umgestalteten Biserta sind Sizilien und Sardinien, edelste Teile an dem Körper Italiens, von französischen Waffen aus unerträglicher Nähe bedroht. Die militärisch ungünstige Lage wird in Italien um so schwerer empfunden, als die unpolitischen Beziehungen Italiens, d. h. der italienischen Bevölkerung zu Nordafrika und besonders zu dem nächstgelegnen Tunis viel enger und zahlreicher als die französischen waren. Durch eine ununterbrochene Aus-

wanderung von jährlich zwei- bis dreitausend Arbeitern, Wanderkrämern u. s. w., durch Handel, Schiffahrt, Fischerei — vergebens bemühen sich die Franzosen, ihre eignen Schiffer auf die reichen Edelkorallen- und Schwammgründe der algerischen und tunesischen Küste zu bringen —, und besonders durch die alte, opfervolle Thätigkeit italienischer Mönche in den Kirchlein und Schulen der tunesischen Diaspora glaubten die Italiener, die in ein paar Stunden von der sizilianischen Südküste nach La Goelette, Biserta u. s. w. fahren, ein Vorrecht auf die Ausnutzung dieses geschichtlichen Brach- und Trümmerfeldes zu haben. Wenn die ganze französische Auswanderung ein Fünftel und weniger von der italienischen beträgt, so liegt die geringere Notwendigkeit für Frankreich, ein fruchtbares, dünnbevölkertes Land dem eignen Bevölkerungsüberfluß dienstbar zu machen, auf der Hand, und man begreift, daß die Italiener in dem Schutzvertrage vom 12. Mai 1881 eine doppelt empfindliche Äußerung der von keiner entsprechenden Volkskraft getragnen und gedrängten französischen Herrschsucht erblicken. In der That, für Frankreich mit seinen fast 80000 Quadratmeilen umfassenden Kolonien und Schutzstaaten ist Tunis in jeder andern Hinsicht als der rein politischen ein Luxusgegenstand. Die politische Bedeutung von Tunis liegt aber für Frankreich ausschließlich in der Bedrohung Italiens und in der Ausdehnung seiner Herrschaft im Mittelmeer. Daß Frankreich Tunis zur Abrundung seiner afrikanischen Kolonien bedürfe, glaubt niemand, der auch nur die Karte von Afrika im Kopfe hat. Die Befestigung von Biserta lehrt übrigens klar genug, wo Frankreich hier hinauswill. Über die Straße von Sizilien weg, die, eine breitere Meerenge, das östliche und westliche Mittelmeer verbindet, hat sich der alte römisch-punische Konflikt erneuert, den nur das Zurückweichen Frankreichs aus der Stelle des alten Karthago oder der Verzicht Italiens auf eine unabhängige Stellung im Mittelmeer, das sein einziges Meer ist, beenden wird.

Als Frankreich an das Syrtenmeer vorrückte, erinnerte sich auch die Pforte wieder deutlicher ihres angrenzenden afrikanischen Besitzes, an der tief nach Süden einschneidenden und dadurch für den Verkehr mit Innerafrika so günstig gelegnen Küste von Tripolis und auf der gegen Kreta vorspringenden Barkahalbinsel. Auch die Lockerung der Schutzherrschaft über Ägypten ließ diesen immerhin beträchtlichen Rest von der doppelten Größe Deutschlands jetzt wertvoller erscheinen. Dazu kommen religionspolitische Rücksichten auf den vom südlichen Bengasi ausstrahlenden, tief in den Sudan reichenden Einfluß der religiösen Bruderschaft der Senussia, die eine leidenschaftliche Propaganda für eine schroffe Form des Islam macht. Italien mochte früher hoffen, das wirtschaftliche Übergewicht seiner in den Hafenplätzen von Tripolis und Benghasi stark vertretenen Volksgenossen einst politisch ausmünzen zu können, fand aber die Pforte argwöhnischer geworden und gab den Plan auf, sodaß jetzt nur noch der Gelehrte an ihn erinnert wird durch die vorzüglichen

Arbeiten und Karten der Italiener über die alte Kyrenaika. Es ist nicht zweifelhaft, daß die Franzosen, berauscht von ihren nordafrikanischen Zukunftsplänen, nach Tripolis die Fäden weiterführen, die sie von Algier nach Tunis gelegt hatten. Das ist ein Vorgehen im Zusammenhang mit dem vom Kongo nach dem Tsadsee. Vom Tsadsee führt der gangbarste Weg aus Zentralafrika zum Mittelmeer über Tripolis.

Wir haben darauf hingewiesen, wie sich der wirtschaftliche und politische Wert Ägyptens in großem Maße erhöht hat. In demselben Maße hat sich natürlich die politische Spannung durch die neugeschaffne Stellung Englands am Nil und am Suezkanal, die keiner andern Macht bequem ist, vergrößert, und unter den politischen Gewittern, die sich über dem Südhorizont Europas sammeln, steht ohne Frage das drohendste über Ägypten.

Wir gehen an den heiligen Stätten, Stätten thörichten, kleinlichen Haders, und an Syrien vorüber, wo sich, wie schon zu Franz I. Zeit, Frankreich vor allen andern Mächten der Christenheit zum Einfluß berufen fühlt. Wie sich diese Überlieferung mit der allen nichtorthodoxen Ansprüchen entgegengesetzten Politik des befreundeten Rußlands vertragen wird, bleibt abzuwarten. Als katholische Schutzmacht erfährt es Schwächungen durch die erfolgreich auf die starke Vertretung der Italiener in Kirchen, Klöstern und Schulen sich stützende Wettbewerbung Italiens, das auch darin die Überlieferungen aus einer Zeit aufnimmt, wo die Konsuln der Venetianer und Genuesen bis nach Antiochia hinein selbst von den Augsburger und Ulmer Kaufleuten um ihren Schutz angegangen wurden.

Der wirtschaftliche Wert Kleinasiens tritt immer klarer hervor, je tiefer die Eisenbahnen eindringen. Durch die Euphratbahn wird sich mit ihm der politische Einfluß in ungeahnter Weise steigern. Am meisten hat aber die politische Bedeutung dieses Landes bei der Pforte gewonnen, die seit der Zurückdrängung von der Donau, der Bosna und dem Balkan in diesem türkischsten von allen ihrer Herrschaft unterworfnen Ländern den Grundstein ihrer Macht sieht. Das ist Kleinasien übrigens auch in geschichtlichem Sinne. Die große Thatsache aber ist das unbedingte Übergewicht seiner türkischen Bevölkerung. Kleinasien ist überhaupt das einzige Land der Welt mit einer geschlossenen türkischen Bevölkerung. Man wird gut thun, bei politischen Spekulationen damit zu rechnen und sich nicht durch die Menge und Thätigkeit der Griechen und Armenier in den großen Städten beirren zu lassen, die nur ein Firniß des wahren Zustandes ist, der aus Kleinasien das wertvollste Land des heutigen Türkenreiches, ja der Türkenrasse macht.

Geographisch ist das Schwarze Meer nur ein Anhängsel des Mittelmeers, politisch ist es für die an Land und Menschen reichste der europäischen Mächte, Rußland, die Vorhalle, durch die die Wege zum Weltverkehr und zur Weltmachtstellung führen. In diesem kleinern Becken maritim neu erstarkt, be-

trachtet Rußland heute umgekehrt das Mittelmeer nur als den Schauplatz, auf dem es seine wiedergewonnene Kraft vor der Welt zeigt. Die Entstehung zweier neuen Staaten am Schwarzen Meer, Rumäniens und Bulgariens, beeinträchtigt einstweilen gar nicht die Thatsache, daß das Werk des Pariser Friedens von 1856 nicht mehr besteht, daß die Türkei noch viel mehr als vor dem Krimkriege von der Gnade Rußlands abhängt. Rumänien hat zwar eine glänzende Entwicklung hinter sich, die vor dreißig Jahren niemand zu hoffen wagte, und scheint bei seiner Lage, Größe und Bodenreichtum zu einer hervorragenden Stellung berufen; aber die schwankenden Geschicke des viel überschätzten Griechenlands mahnen von allzu kühnen und sichern Erwartungen ab. In seinem Streben, sich im östlichen Mittelmeer auszubreiten, findet sich Rußland nur durch die Türkei und England gehemmt. Rußlands Einfluß im Mittelmeer ist durch den Suezkanal gestiegen, dessen es für den gesteigerten Verkehr mit Ostasien bedarf, er wurde unter den Griechen durch die bulgarisch-griechischen Kirchen- und Schulstreitigkeiten erhöht, er ist auch wirtschaftlich im Wachsen durch die Zunahme der russischen Schiffahrt, die durch die Steigerung der Produktion in den pontischen Gestadeländern, besonders in Kaukasien, in rasch zunehmendem Maße genährt wird. Zu den alten Beziehungen zu den Orthodoxen unter türkischer Herrschaft sind über Jerusalem sogar Anknüpfungen mit den Monophysiten in Abessinien und Ägypten versucht worden, die den Eindruck machen, als ob Rußland die hohe Stelle gewinnen wolle, die sonst als erste aller europäischen Christenmächte Griechenland in der politischen Schätzung der Abessinier einnahm.

Keine Großmacht hat so wenig in Mittelmeerangelegenheiten von sich reden gemacht, wie Österreich-Ungarn, und es ist doch die einzige, die seit Abukir eine große Seeschlacht auf offnem Mittelmeere rühmlichst gewonnen hat. Sein Triest hat sich unter Schwankungen entwickelt, aber eine rasch aufstrebende Handelsstadt, Fiume, hat sich neben ihr glänzend aufgeschwungen, und das neugewonnene Bosnien und Herzegowina, sowie das vergrößerte Montenegro begünstigen als Hinterländer die dalmatinischen Häfen, vor allen Spalato und Cattaro. Der österreichisch-ungarische Lloyd ist trotz steigender Wettbewerbung, zu der auch russische Linien im Ägeischen Meer in neuerer Zeit beigetragen haben, immer noch die erste Dampfergesellschaft im östlichen Mittelmeer. In Novibazar ist Österreich-Ungarn gegen das Ägeische Meer hin vorgerückt und wird unter allen Umständen einen großen Teil des Hinterlandverkehrs von Salonichi beherrschen. Die Türken schreiben den Österreichern Absichten auf Albanien zu und wittern hinter der Zurückhaltung des großen Nachbarstaats, der sich meisterhaft unfühlbar zu machen weiß, fast noch übleres als hinter dem brutalen Auftreten der Russen. Thatsächlich sind seit dem Einmarsch nach Bosnien die Österreicher die verdächtigsten Leute unter dem Halbmond. Die Italiener, die durch Scutari und Durazzo an Be-

nedig erinnert werden und geistig rege albanische Kolonien im Süden und Sizilien beherbergen, geben sich merkwürdigerweise den Anschein, als glaubten sie ebenfalls daran. Sie möchten zu gerne die Schutzmacht der interessanten Albanesen spielen, die leider zum Teil die fanatischsten Muselmänner sind.

Wohin wir sehen in der ganzen Breite des Mittelmeeres, von Gibraltar bis Batum, haben sich politische Probleme neben einander entwickelt und bewegen sich politische Bestrebungen einander entgegen, die alle in erster Linie die Mächte angehen, die vom Nordrande des Mittelmeeres aus Einfluß und Boden auf den gegenüberliegenden asiatischen und afrikanischen Gestaden zu gewinnen suchen. Es kann nicht anders sein, als daß die Bestrebungen, die auf so engem Raume so nahe bei einander liegenden Zielen zulaufen, sich drängen und kreuzen. Das Netz dieser Fäden ist an manchen Stellen schon so dicht gewoben, daß es unentwirrbar scheint, besonders seitdem noch die Welthandelslinien Europa-Indien quer durchlaufen. Angelegenheiten, die nur das Mittelmeer berühren, wie die tunesische, die kretische, die syrische, die macedonische, werden mit der Rivalität von Mächten wie Frankreich, Italien, Spanien, Rußland, der Türkei, Österreich verwickelt und greifen damit über die hohe Gebirgsschranke des Mittelmeeres hinüber. Weltherrschaftsfragen wie die des Bosporus, Ägyptens und des Suezkanals, Marokkos und der Gibraltarstraße setzen die Beherrscher der größten politischen Räume der Gegenwart, wie Rußland, England, Frankreich in der Richtung auf das Mittelmeer in Bewegung. Endlich giebt es gar kein Problem der großen Politik auf unsrer östlichen Halbkugel mehr, das nicht irgend eine enge Beziehung zum Mittelmeer hätte. Sowohl die alten mitteleuropäischen als die orientalischen Probleme sind südwärts gewandert.

Von allen Großmächten Europas ist nun Deutschland die einzige am Mittelmeer territorial unbeteiligte. Das giebt ihm, obgleich Italien im Dreibunde steht, eine ganz eigne, freie Stellung. Sein Mittelmeer ist die Ostsee, deren ganze geschichtliche Wirkung allerdings an das Mittelmeer Südeuropas erinnert. Überlassen wir unsern Dichtern und Künstlern die Klage, daß uns nicht die Sonne so hell scheint und der Himmel so blau über uns steht, und das Heimweh nach den Ländern der Lorbeern und Hesperidenfrüchte. Wer politisch denken kann, wird sich nur freuen, daß sein Land nur mittelbare Interessen in einem so stürmeschwangern Gebiete zu vertreten hat. Für Deutschland ist das Mittelmeer samt dem Suezkanal die große Straße aus dem Atlantischen in den Indischen Ozean, an deren Offenhaltung es ebenso sehr interessirt ist, wie die Vereinigten Staaten von Amerika oder Holland oder in Zukunft Japan. Für seine Handelsflotte ist es ein Schiffahrtsgebiet von wachsender Bedeutung, aber im Vergleich mit der Ost- und Nordsee untergeordnet; für seine Industrie ein wichtiges Absatzgebiet, dessen Aufnahmefähigkeit aber nicht überschätzt werden darf, da die einseitige Produktion der Mittelmeerländer nur

wenig zu bieten hat. Man denke an die langsame Entwicklung des deutschen Handels mit Spanien, Italien, Griechenland. Deutschland wird seinem Kapital und seiner Intelligenz die Wege zu fruchtbringenden Anlagen besonders in den wenig entwickelten Ländern wie Marokko, Syrien, Kleinasien offen halten und muß in ihrem Interesse den Übergang weiterer Gebiete in unfreundliche, monopolsüchtige Hände verhüten. Der Vorgang der französischen Schutzerklärung über Tunis sollte sich so nicht wiederholen.

Was aber für Deutschland bei seiner räumlichen Entfernung von größter Wichtigkeit ist, das sind die Landzugänge zum Mittelmeer. Die Lage unsers Landes bringt es mit sich, daß dabei das Rhein- und das Donaugebiet mit einer Reihe von Gebirgsübergängen in Frage kommen. Deutschland hat keine von der Natur großartig einfach angelegte Verkehrsrinne, wie Frankreich im Rhone- und im Saonethal; seine Wege nach Süden überschreiten hohe Berge oder schwer wegsame Bergländer. Praktisch kommen heute für diesen Verkehr, der sich teils nach den Ländern am Mittelmeer, teils durch das Mittelmeer nach den Gebieten jenseits des Suezkanals richtet, fast nur die wenigen Alpeneisenbahnen: Gotthardbahn, Brennerbahn und Semmeringbahn in Betracht, die alle auf nichtdeutschem Boden liegen. Die Verdichtung dieses weitmaschigen Netzes durch eine Bahn, die durch Graubünden den Bodensee mit dem Comersee verbindet, und durch eine Tauernbahn von Salzburg nach Venedig ist in erster Linie für den Verkehr erwünscht. Möglichst zahlreiche Verbindungen mit den Nachbarländern sind stets politisch wertvoll, wie auch die Beziehungen sonst liegen mögen. Hier kommt die Ausmündung aller dieser Linien in die großen Bahnen des Weltverkehrs dazu. Mit Österreich-Ungarn teilt Deutschland die Schätzung der Zentraleuropa mit dem Ägeischen Meere verbindenden kürzesten Wege, besonders des Schienenweges nach Salonichi, der westliche Ströme des europäisch-asiatischen Verkehrs wieder weiter nach der Mitte legen und hoffentlich bald die indische Post durch Ungarn und Deutschland leiten wird.

Wie kann man aber in Deutschland von diesen Dingen reden, ohne Triest und die Donau zu nennen? Man sollte es verlernen. Überlassen wir die Sorge um Triest dem Staate, dem es die wichtigste Pforte zum Meer und zum Welthandel ist. Triest, eine italienisch-deutsche Kolonie in slowenischem Lande, zur deutschen Stadt zu machen, ist ein vergeblichen Bemühen. Wenn sich, wie wir hoffen, die Verkehrsbeziehungen zwischen Deutschland und Österreich in der Richtung auf ein einziges Handelsgebiet weiter entwickeln und gleichzeitig die industrielle Entwicklung im östlichen Deutschland weiter fortschreitet, kann Triest einst an Bedeutung für Deutschland gewinnen. Aber daß die paar tausend Deutschen in Triest, die insular abgeschlossen von dem ohnehin schwachen Deutschtum in Krain und Südkärnten, angewiesen auf slawische und italienische Schiffer, Lastträger, Hafenarbeiter, durch ihren Handel vorwiegend mit Ländern in Verbindung gesetzt, wo Italienisch, Griechisch und

Lingua franca gesprochen wird, den Anlaß bieten sollten, die Zugehörigkeit Triests zum deutschen Sprachgebiet zur Grundlage politischer Betrachtungen zu machen, ist eine ganz unpraktische Vorstellung. Die papierne Thatsache, daß Triest mit dem Küstenlande von 1815 bis 1866 dem deutschen Bunde einverleibt war, kann ihr keine geschichtliche Berechtigung verleihen. Was wir von Triest zu erwarten haben, muß uns durch die Verbindung mit Österreich-Ungarn zuwachsen.

Ebenso schulmäßig unpolitisch war die einst beliebte Phrase von der deutschen Donau, die von unterhalb Wien durch nichtdeutsche Gebiete fließt, deren längste, wasserreichste und für den Verkehr wichtigste Abschnitte nicht von Deutschen umwohnt werden, die auf dem Boden des deutschen Reichs erst eine ganz geringe Bedeutung für den Verkehr hat, deren größte Zuflüsse aus slawischen, magyarischen und rumänischen Landen kommen, und die endlich in den hintersten von Russen, Rumänen und Türken umstrittenen Winkel des Mittelmeeres mündet. Zwischen der Thatsache des Ursprungs der Donau auf dem Ostabhang des Schwarzwaldes und dieser ganzen Reihe von Berührungen des Stromes mit nichtdeutschen Völkern ist keine vernünftige politische Verknüpfung herzustellen. Lege ich der Wolke, die über mir weg nach Westen zieht, eine Bedeutung für die Verbindung Deutschlands mit Frankreich bei? Man kann das Lot deutscher Donauinteressen zu dem Pfunde der österreichischen fügen und in dieser Verbindung einen der Gründe sehen, aber keinen der wichtigsten, warum es gut ist, daß beide Länder fest zusammenstehen. Wir wünschen, daß sich unser eigner Donauverkehr hebe, daß Österreich und Ungarn ihr Übergewicht in der Donauschiffahrt behalten, und hoffen auf ein kräftiges Wachstum der Selbständigkeit Rumäniens und Bulgariens; aber die Summe von dem allen giebt keine besondern deutschen Interessen an der untern Donau und im Schwarzen Meer. Die Idee, daß die Donau deutsche Interessen ins Schwarze Meer hinabtrage, gehört der Zeit einer unfähigen Ausdehnungslust an, die, wie sie die nächsten Interessen am Rhein und an der Eider nicht zu wahren vermochte, im Geist beliebige Länder bis Asien hin dem deutschen Bunde angliederte.

Wenn Deutschland seinen Blick nach Süden richtet, sucht es nicht Landgewinn oder Fußfassung, aber es folgt mit gespannter Aufmerksamkeit den Verwicklungen, die alle ans Mittelmeer grenzenden Länder immer mehr anziehen und in demselben Maße die der Mitte Europas früher in lästiger und gefährlicher Einseitigkeit zugewandte Aufmerksamkeit südwärts ablenken. Hier liegt die Bedeutung des Mittelmeeres für Deutschland. Frankreich, früher in verderblicher Einseitigkeit Mitteleuropa zugekehrt, hat neue Arbeit und neue Gegner im Süden gefunden; Österreich und Deutschland sind, was seit Jahrhunderten nicht der Fall war, vor französischen Angriffen seit einem Vierteljahrhundert sicher. Wie auch die Wunden von 1870 und 71 die Rachegedanken

vieler Franzosen immer wieder auf Deutschland zurücklenken mögen, tiefer reichen die Zwiste, die Frankreich und Italien trennen. Von Deutschland kann Frankreich nur die verlornen Provinzen zurückgewinnen, den Kampfpreis eines französisch-italienischen Krieges bildet die Vorherrschaft im westlichen Mittelmeer, mit der die Beherrschung des auch an Fruchtbarkeit und Bewohnbarkeit europäischsten Teiles von Afrika und der nächstgelegnen Eingänge zum Sudan, d. h. eine Weltmachtstellung in Afrika verbunden ist. Von zwei Strömungen, denen sich die politischen Geister in Italien überlassen, wird die auf die Gewinnung Südtirols und des Küstenlandes gerichtete immer schwächer und gilt als die unpraktischere; die nach Süden und auf das Meer gerichtete erstarkt, sie trägt die Gedanken der praktischen Politiker. Die Mittelmeerpolitik hat Italien dem Dreibunde zugeführt, der Dreibund befestigt in Italien die Überzeugung, daß die Zukunft Italiens nicht in den Alpen, sondern auf und über dem Meere liege. Zugleich bindet dieses Band England mit Italien zusammen, denn von der Ausbreitung Frankreichs zur See sind Italien und England am meisten und England mehr als Italien, weil an viel mehr Punkten bedroht. Auf der andern Seite bildet der gemeinsame Kampf gegen Englands Seeherrschaft den Kitt des französisch-russischen Einverständnisses, das die kurzsichtige öffentliche Meinung der beiden Länder in erster Linie gegen Deutschland gerichtet wähnt. Deutschland bietet freilich den besten Vorwand, die wankelmütigen Franzosen auf Rußlands Seite zu ziehen; aber eine Weltmacht wie Rußland und eine auf die Erbschaft Englands als See- und Kolonialmacht spekulirende Macht wie Frankreich verständigen sich über Ziele, die über Rhein und Weichsel hinausliegen. Der Kampf, der über den Besitz des Bosporus, Ägyptens, Indiens, um die Herrschaft im Mittelmeere und im Indischen Ozean gekämpft werden muß, soll nicht als neuer siebenjähriger Krieg — der alte siebenjährige Krieg entschied bekanntlich Englands Triumph als Kolonialmacht in Asien und Amerika — auf deutschem Boden ausgefochten zu werden. Die natürlichen Kampfplätze liegen diesmal glücklicherweise südlicher.

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

(Schluß)

Glauben Sie um Gottes willen nicht an die Weisheit von uns heutigen Nationalökonomen — schrieb Rodbertus 1871 an Ludwig Friedländer in einem Briefe, den dieser im dritten Teile seiner Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, S. 159, mitteilt. „Keine Wissenschaft kocht heute mehr mit Wasser als die unsrige. Es sind erst wenige, die auch nur versucht haben, einen Blick zu werfen hinter die auf dem Grund- und Kapitaleigentum aufgeführte Metallgeldwand, die uns die Wesenheit der volkswirtschaftlichen Verhältnisse nur zu sehr verdeckt." Solchen Leuten, deren Lebensberuf das Geldgeschäft ist, deren Blick also beständig auf die Geldwand gerichtet sein muß, fällt es natürlich am wenigsten ein, auch einmal dahinter zu schauen, ja sie sind geneigt, die Geldform des Verkehrs für die höchste Errungenschaft der Kultur und jeden Angriff darauf oder wohl schon jeden Zweifel an der alles überragenden Wohlthätigkeit dieser Einrichtung für das schlimmste aller Verbrechen anzusehen. Und so können wir es denn dem Organ des deutschen Sparkassenverbands, der Halbmonatsschrift „Die Sparkasse," nicht übel nehmen, daß sie in ihrer Nummer 271 nach einigen anerkennenden Bemerkungen über unser Buch, die wir doppelt hoch schätzen müssen, die darin aufgestellten Lehrsätze über das Sparen mit spöttischer Verwunderung zurückweist.

Es wird uns nichts übrig bleiben, als einmal auf die Quelle zurückzugehen und das dritte Kapitel des zweiten Buchs von Adam Smiths Wealth of Nations einer gründlichen Kritik zu unterziehen, denn daraus haben die Modernen, nicht ohne den Meister vielfach mißzuverstehen und zu fälschen, ihre Spartheorie geschöpft. Für heute müssen wir uns darauf beschränken, zur Abwehr von Mißverständnissen und böswilligen Mißdeutungen unsre eigne Lehre noch einmal in gedrängter Übersicht vorzutragen.

Der nächste*) Zweck der Volkswirtschaft ist die Versorgung des Volkes mit Einkommen, d. h. mit Gebrauchsgütern: mit Nahrung, Kleidung, Wohnung,

*) Den entferntern Zweck, jedem Volksgenossen einen angemessenen Wirkungskreis zu sichern, haben wir im ersten Abschnitt unsers Aufsatzes beleuchtet. Als dieser schon in Druck gegeben war, erfuhren wir aus Nr. 243 des Vorwärts, daß auch Professor Adolf Wagner

Arbeitswerkzeugen, mit Gegenständen, die der Bequemlichkeit dienen, mit Annehmlichkeiten, mit Hilfsmitteln der Wissenschaft, mit Kunstwerken. Durch Arbeit werden diese Güter geschaffen, und gemeinsame Voraussetzung für alle Arbeit ist ein hinlänglich großes Stück Erdboden, das den Rohstoff und den Arbeitsraum darbietet. Der Gedanke, daß irgend eins dieser Güter nicht durch Arbeit, sondern auf andre Weise, etwa durch Sparen gewonnen werden könne, ist so offenbar ungereimt, daß nur die allgemein eingerissene Verschrobenheit des Denkens es rechtfertigen kann, wenn man ihm die Ehre einer ausdrücklichen Zurückweisung widerfahren läßt. Im ersten Anfange menschlicher Wirtschaft allerdings könnte das Sparen in dem Sinne einer freiwilligen Enthaltung von Genüssen zeitweilig eine Rolle spielen. Es giebt Indianer, die so viehisch sind, daß sie eine Milchkuh, die man ihnen schenkt, sofort mit Haut und Haaren auffressen; die können es natürlich niemals zu einer Rinderherde bringen. Aber die Orientalen, bei denen die Kultur entstanden ist, sind niemals solche Bestien gewesen; sie ziehen sogar Pflanzennahrung, Milch und Käse dem Fleische vor und fühlen sich daher gar nicht versucht, eine Kuh zu schlachten, solange sie jene Nahrungsmittel haben. Also die erste Milchkuh mußte freilich „gespart" werden; aber was sollte außerdem in der Landwirtschaft gespart werden? Nur nach einer Mißernte kann es vorkommen, daß der Bauer genötigt wäre, mit seinen Leuten ein paar Monate zu hungern, um das Saatgetreide übrig zu behalten, nur nach einer Viehseuche muß der nomadisirende Hirt auf Fleischgenuß verzichten, wenn er nicht den Bestand seiner Herde gefährden will. Für gewöhnlich können sich beide satt essen und satt trinken und haben noch übrig. Was sollte der Bauer sonst noch sparen? Den Dünger vielleicht? Aber den zu verspeisen fühlt er sich doch nicht versucht. Oder Hacke, Pflug und Grabscheit? Aber die müssen im Gegenteil abgenutzt werden, wenn sie etwas nutzen sollen. Arbeit ist nötig, wenn das Vieh gedeihen soll, Arbeit, wenn der Acker, der Weinstock Frucht tragen soll, Arbeit, wenn ein behagliches Heim geschaffen und Kleidung hergestellt werden soll, Arbeit, wenn die Wasserfluten vom Acker abgelenkt oder auf ihn geleitet und darauf verteilt werden sollen, Arbeit, wenn das bebaute Land vor dem Einbruch verwüstender Tiere durch Hecken und Zäune geschützt werden soll — Arbeit und immer Arbeit! Sparen findet da gar keine Stelle und hat keinen Sinn.

Nicht anders ist es nach eingetretner Arbeitsteilung geworden, und es ist so geblieben bis auf die Stufe unsrer hoch entwickelten Kultur herauf. Mag es sich um Maschinen oder Lokomotiven, um Spitzenschleier oder um Reichstagspaläste handeln, es giebt kein andres Mittel, sie zu schaffen, als die

jüngst — wo? wird nicht gesagt — unser Entweder—Oder aufgestellt hat: entweder Zweikindersystem oder Landerwerb durch Eroberung! Der Vorwärts spottet darüber.

Arbeit. Wie macht es der Großfabrikant, wenn er Maschinen herstellen will? Spart er vielleicht an Kost, Kleidung und Vergnügen? Fällt ihm gar nicht ein! Er läßt sich nichts abgehen. Sondern er mietet Ingenieure, Werkführer und Arbeiter und läßt sie allesamt arbeiten nach einem Plan, den er selbst ausgearbeitet hat oder von einem andern hat ausarbeiten lassen. Freilich, wenn er nicht wie ein europäischer Fabrikant, sondern wie ein polnischer Magnat des vorigen Jahrhunderts leben, wenn er sein ganzes Einkommen auf Prunk und tolle Lustbarkeiten verwenden, einen Tag wie den andern mit Gästen schlemmen, seine Speisen mit kostbaren ausländischen Hölzern kochen und bei jeder Mahlzeit Diamanten an seine Gäste verschenken wollte, so würde diese Verschwendung keine Produktion zustande kommen lassen. Will man die Unterlassung solcher Tollheiten schon Sparen nennen, dann ist allerdings das Sparen eine Grundbedingung der Produktion. Allein in diesem Sinne gebraucht man doch für gewöhnlich das Wort nicht. Gerade in diesem Sinne aber, das mag hier vorläufig angemerkt werden, gebraucht es Adam Smith bei Begründung seiner Theorie der Kapitalanhäufung. Er meint: verzehrt allerdings werde das Einkommen auf alle Fälle — zu was anderm würden denn die Güter geschaffen, als um verbraucht zu werden? —, aber es mache einen Unterschied, ob die Einkommensgüter eines reichen Mannes von produktiven Arbeitern oder von müßigem Gesindel: Gästen, Bedienten, Bettlern, verzehrt würden, die nichts schaffen. Die erste Verwendungsart ist das, was er Sparen nennt, und in diesem Sinne freilich, wo Sparen so viel bedeutet wie Arbeitenlassen, ist das Sparen in unsrer kapitalistischen Gesellschaft notwendig, denn wenn niemand da ist, der auf eigne Faust arbeiten darf, und auch niemand, der andre arbeiten läßt, so wird natürlicherweise nichts geschaffen; die Güter werden verzehrt, ohne durch neue ersetzt zu werden.

Nicht aber ist es zur Produktion notwendig, daß im gewöhnlichen Sinne des Wortes gespart und durch Sparen ein Geldkapital aufgehäuft werde. Der Großgrundbesitzer alter Zeit brauchte, um einen Palast zu bauen, keinen Pfennig Geld. Die dabei beschäftigten Leute, vom Architekten bis zum Handlanger, wurden mit den Erzeugnissen seiner Landwirtschaft und seiner Werkstätten gespeist und bekleidet und fanden die Baumaterialien in seinen Steinbrüchen und in seinen Wäldern. Daß alle diese Leute seine Sklaven waren, ist noch nicht einmal von solcher Bedeutung, wie man gewöhnlich glaubt. Mancher englische Herzog, der Fürst Schwarzenberg in Böhmen, sie könnten doch noch heute nicht allein Paläste, sondern die Strecken Eisenbahn, die ihre Besitzungen durchschneiden, ganz ebenso bauen. Sie finden alles zum Bau notwendige auf ihrem eignen Grund und Boden, und sie könnten alle dabei thätigen mit Naturalien auszahlen; selbst die Ingenieure würden vielleicht ganz gern darauf eingehen, wenn die Naturallöhnung, die ja z. B. in kostbaren Rennpferden bestehen könnte, so ausfiele, daß sie dabei ein gutes Geschäft machten.

Die großen Herren freilich würden dabei um so schlechter wegkommen, und darum, und weil dieses Verfahren viel zu umständlich und unbequem für sie wäre, lassen sie sich nicht darauf ein, sondern bedienen sich des Geldes, dessen allgemeiner Gebrauch, wie Rodbertus richtig sagt, die volkswirtschaftlichen Verhältnisse verdeckt. Nachdem gesellschaftliche Gliederung und Arbeitsteilung die zur Produktion erforderlichen Güter und Werkzeuge von einander getrennt haben, ist allerdings das Geld, und zwar Geld als flüssige Form des Kapitalbesitzes, das bequemste Mittel zu ihrer Wiedervereinigung. Wie die Dinge heute liegen, gehören die zu einem Bau erforderlichen Gegenstände sehr vielen verschiednen Personen. Dem einen gehört das Grundstück, einem andern das Holz, wieder einem andern der Lehm, aus dem die Ziegel gemacht werden sollen, wieder andern Leuten das Eisen, das Glas, der Thon zu den Öfen; die Arbeiter, denen nichts von dem allen gehört, sind wieder andre Leute, noch andre haben diese Arbeiter mit Nahrung, Kleidung, Wohnung zu versehen, und fast alle diese Besitzer der verschiednen zum Hausbau erforderlichen Dinge sind einander fremd. Aber es braucht einer nur mit Goldstücken zu klappern oder, wenn er frech genug ist, mag er auch so arm wie eine Kirchenmaus sein, Goldstücke recht zuversichtlich zu verheißen, so lockt er damit alle diese verschiednen Dinge und Menschen aus ihren verschiednen Lagern hervor und bringt sie auf einem Fleck, auf dem Bauplatz, zusammen. Demnach sind bei der Auseinandersetzung mit den Anhängern der herrschenden Spartheorie folgende drei Fragen zu beantworten: Ist das Geldkapital für die Produktion notwendig? Fördert reichlicher Kapitalzufluß die Produktion? Entsteht das Geldkapital durch Sparen?

Die erste Frage haben wir eigentlich schon beantwortet. An sich ist kein Geldkapital notwendig, selbst heute nicht, selbst dann nicht, wenn kein Schwarzenberg da ist, der alle Produktionsmittel beisammen hat. Denken wir an die berüchtigte Art des Berliner Häuserbaues. Da sitzen der Meister Maurer, Zimmerer, Tischler, Glaser, Töpfer beisammen und klagen und senden dem Halunken, der sie geprellt hat, ihre Flüche nach. Hätten diese guten Leute, die dem Spekulanten und den Hypothekengläubigern ein Haus hingesetzt haben, ohne einen Pfennig für ihre Arbeit und Auslage zu bekommen, hätten sie dieses Haus nicht eben so gut für sich selbst bauen können? Sie brauchten ja nur eine Baugenossenschaft zu bilden, den Grund und Boden mittels einer Hypothek gemeinsam zu erwerben und dann gerade so frisch drauflos zu schaffen, wie sie es für nichts und wider nichts gethan haben. Wovon sollten sie aber während der Bauzeit leben? pflegt der klassische Ökonom solchen Vorschlägen gegenüber zu fragen. Nun, vom Essen und Trinken! Wovon haben sie denn bisher gelebt? Sie haben, weil sie nicht bezahlt wurden, auch ihrerseits den Bäcker, den Fleischer, den Kaufmann nicht bezahlen können, haben also auf Borg gelebt. Warum sollten sie das nicht

lieber auf das Risiko eines selbständigen Unternehmens hin thun als im Dienste eines Schwindlers? Gehört ihnen das Haus, so können sie dann später mit dem Mietertrage ihre Gläubiger befriedigen.

Also unmöglich ist diese Form der Produktion durchaus nicht; aber sie ist umständlich und unbequem, deshalb wird sie nur selten gewählt. Auf dem Lande wird noch heute hie und da ohne Geld gebaut, nicht bloß von Großgrundbesitzern, sondern auch von Bauern, die selbst mit Säge, Axt und Hammer umzugehen verstehen, Holz und Steine zu eigen haben, und falls sie fremde Leute dazu brauchen, höchstens ein paar Maurer und Zimmerleute, keinen Meister dazu nehmen. Aber je weiter die oben beschriebne Scheidung der Arbeitsmittel reicht, desto schwieriger wird die Sache. Und da das übermäßig schwierige, wo leichter gangbare Wege offen stehen, für die Praxis so gut wie unmöglich ist und nur von Sonderlingen gewählt wird, so können wir sagen, daß unter den heutigen Umständen zur Produktion für gewöhnlich Geld gehöre. Dagegen ist es nicht in demselben Maße notwendig, daß dieses Geld von einem einzelnen großen Kapitalisten stamme; die zusammengeschossenen Beiträge vieler zu einer Genossenschaft vereinigten kleinen Leute leisten ganz denselben Dienst. Versteht man also unter Geldkapital die Reichtümer großer Kapitalisten, so ist solches zur Produktion nicht notwendig.

Auf die Frage, ob starker Kapitalzufluß die Produktion fördere, lautet die Antwort: ja und nein! Strömt Geld auf den Markt, so drängen sich natürlich Leute herbei, die sich dieses Geld verdienen möchten. Ein Milliardensegen, die Entdeckung neuer Goldadern wirken also aufmunternd und anregend. Allein bei der Anarchie unsrer Produktion und bei den noch zu erwähnenden Hemmnissen, die gerade den nützlichsten Produktionszweigen anhängen, endet das muntre Treiben gewöhnlich sehr bald mit einem Krach. Gerade jeder starke Geldzufluß begünstigt die Anhäufung von Kolossalvermögen, die eine Menge kleiner Vermögen verschlingen. Durch jede solche Goldhochflut werden demnach eine Menge kleine Besitzer teils in besitzlose Lohnarbeiter verwandelt, teils geraten sie in Zinsknechtschaft. Und das wirkt in doppelter Weise lähmend auf die Produktion. Einerseits sind alle, die nicht mehr für sich arbeiten können, sondern für einen Zinsherrn oder Unternehmer arbeiten müssen, unlustige Arbeiter; andrerseits wird durch jenen Prozeß das Einkommen und damit die Kaufkraft der Massen vermindert, oder wenn nicht geradezu vermindert, so doch gehindert, mit der Produktivität der Arbeit, die durch den Fortschritt der Technik stetig gesteigert wird, gleichen Schritt zu halten. So wirkt also jeder neue Goldstrom für ein paar Monate belebend auf die Arbeit, um dann jahrelang gleich einem Bleigewicht auf ihr zu lasten.*) Und so

*) Jene vorübergehend günstige Wirkung der Geldvermehrung hat den Inflationismus erzeugt, d. h. die schädliche Methode, die Produktion durch Vermehrung der Umlaufsmittel über Bedarf künstlich anzuregen.

kommt es, daß die Arbeiter, mag auch der einzelne durch Sparen sein und seiner Kinder Los verbessern, doch im ganzen dadurch ihre Lage verschlimmern, indem ihr Sparkapital jenes Bleigewicht vergrößert.

Die dritte Frage endlich, ob das Geldkapital durch Sparen entstehe, haben wir in unserm Buche so gründlich untersucht, daß wir uns hier auf eine kurze Wiederholung des Ergebnisses beschränken können. Die großen Vermögen sind teils durch Okkupation, teils durch Raub, teils durch kühne Unternehmungen, teils durch Spekulation, teils durch Unterwerfung und Ausbeutung großer Scharen von Menschen gebildet worden. Sparsamkeit wirkt bei der Schaffung der Grundlage, z. B. eines bescheidnen kaufmännischen Vermögens, manchmal mit, ist aber niemals das, was die so oder anders entstandnen Vermögen später lawinenartig anschwellen läßt. Sieht man auf die Gesamtmasse des vorhandnen Geldkapitals, so mögen die europäischen Sparkassenkapitalien, die aus den Ersparnissen von über hundert Millionen kleiner Leute bestehen, immerhin einige Dutzend Milliarden betragen, bilden jedoch nur einen kleinen Teil des Gesamtkapitals, das größtenteils einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Reichen gehört und nicht durch Sparen entstanden ist.

Die Diskussion über den Gegenstand bleibt vorzugsweise darum so unfruchtbar und ergebnislos, weil die dabei vorkommenden Worte nicht immer in demselben Sinne gebraucht werden. Wir geben deshalb noch einmal kurz an, welchen Sinn wir mit jedem einzelnen verbinden. Vermögen ist die Gesamtheit aller Güter; Einkommen ist die Gesamtheit aller Gebrauchsgüter, die eine Person oder ein Volk im Laufe eines Jahres bezieht oder beziehen könnte, wenn sie wollte, d. h. wenn sie ihr ganzes Geldeinkommen verbrauchte. Insofern gewisse Vermögensstücke, wie Äcker, Gebäude, Maschinen, Werkzeuge, Rohstoffe, zur Produktion verwandt werden, nennen wir sie Kapital. Insofern man für Geld jederzeit solche Kapitalstücke bekommen kann, wird Geld, das in dieser Weise verwandt werden soll, ebenfalls Kapital genannt. Ob sich dieses Kapital in den Händen vieler kleinen Besitzer, oder nur weniger großen, oder einer Gemeinschaft befindet, macht an sich für die Produktion keinen Unterschied; was die Sozialisten vernichten wollen, ist nicht das Kapital, sondern der Privatbesitz am Kapital. Ob die Produktion durch diese Wandlung unbehilflicher werden und ob infolge dessen mit der Zeit das Kapital selbst eine Verminderung erleiden würde, das ist eine Frage, die nur von der Erfahrung beantwortet werden könnte. Außer dem oben angeführten hat das Wort Geldkapital noch einen andern Sinn. Man versteht darunter die Gesamtheit der Besitztitel eines Menschen, eines Volkes, der Gesellschaft, die teils in Wertpapieren, teils in Bargeld bestehen. Bargeld ist Anweisung auf Güter, die Wertpapiere aber sind nichts andres als Ansprüche auf das Vermögen andrer, wodurch diese andern gezwungen werden, dem Inhaber des Titels alljährlich einen Teil ihres Einkommens abzutreten. Die Wertpapiere haben nur

so lange Wert, als Menschen vorhanden sind, die durch ihre Arbeit die Zinsen aufzubringen, d. h. Güter zu schaffen, die in den Zinsgroschen umgesetzt werden können, willens und imstande sind. Ist dieses nicht der Fall, kann z. B. ein Bergwerk nicht ausgebeutet werden, weil es an Arbeitern fehlt, oder vermag ein Volk die Zinsen seiner Staatsschuld nicht aufzubringen, so sind damit die Aktien oder Staatsschuldscheine entwertet. Die heutige große Krisis der Kulturstaaten besteht u. a. darin, daß weit mehr solche Ansprüche auf Einkommen vorhanden sind, als durch Arbeit verwirklicht werden können. Entwertung bedroht aus demselben Grunde nicht allein die papiernen Anweisungen auf Sachkapitalien, sondern auch diese Sachkapitalien selbst. Ein Rittergut, das aus Mangel an Arbeitern nicht bebaut werden kann, eine Fabrik, die aus Mangel an Absatz (der Absatz stockt, weil sich die Käufer, auf die man rechnete, das zum Kaufen nötige Geld nicht verdienen können) stillsteht, sind vorläufig wertlos. Alles Einkommen, auch das der Papierinhaber, fließt demnach aus Arbeit, ja auch das Kapital wird durch Arbeit geschaffen. Es ist nicht etwa bloß in der Vergangenheit durch Arbeit geschaffen worden, sondern wird täglich durch Arbeit neu geschaffen; denn alle Maschinen, alle Transportmittel nutzen sich beständig ab und müssen durch neue ersetzt werden, und der Acker, der nicht in Pflege bleibt, verliert an Ertragfähigkeit. Das Sparen hat Einfluß nicht auf die Kapitalbildung, sondern auf die Verteilung des Kapitalbesitzes. Wer einen Teil seines Einkommens kapitalisirt, anstatt ihn zu verzehren, sichert damit sich selbst oder seinen Nachkommen einen Anspruch auf das Einkommen andrer, aber zur Vermehrung der Einkommengüter trägt er nichts bei. Das thut nur ein Sparer, der den Überschuß seines Einkommens auf Bodenverbesserungen oder auf Erweiterung seiner Fabrik, seiner Werkstatt verwendet, nicht der damit einen Pfandbrief oder ein Sparkassenbuch kauft. Das Sparen im gewöhnlichen Sinne des Worts, das Sparen in dem Sinne, wie man es dem kleinen Mann anrät, ist zwar für diesen unter den heutigen Umständen Pflicht, ist eine Notwendigkeit, so lange nicht jedermann ein Grundstück erwerben kann, gewährt auch dem Sparer ein Übergewicht über den Nichtsparer, aber zur allgemeinen Volkssitte geworden hemmt es die Produktion, anstatt sie zu fördern, in doppelter Weise, erstens, indem es, wie schon hervorgehoben wurde, die Schuldenlast und Zinsverpflichtung vermehrt, von der die produktiven Stände niedergedrückt werden, zweitens, indem es den Konsum vermindert. Denn — wie Rogers richtig sagt — nicht der Kapitalist ist es, der die Produktion im Gange erhält — der spielt nur die Rolle eines Vermittlers —, sondern der Konsument; ohne die sichere Aussicht auf Konsumenten produzirt kein vernünftiger Mensch Waren für den Markt.

Das also wäre eine Übersicht der Grundbegriffe. Den letzten Satz aber wollen wir doch auch diesmal noch ganz besonders hervorheben, obwohl das schon oft genug geschehen ist. Wenn man dem kleinen Mann Sparsamkeit

anempfiehlt, so meint man damit, daß er nicht rauchen, nicht trinken, nicht ins Wirtshaus gehen, keine Ausflüge machen, seiner Frau keinen Flitterstaat anschaffen, der Frau und den Kindern keine Leckerbissen gestatten, sich selbst mit geringer Kost begnügen soll, und daß die ganze Familie Kleider, Gerätschaften und Geschirr schonen soll, um der Notwendigkeit häufiger Neuanschaffungen zu entgehen. Und wenn man vornehmen Leuten Sparsamkeit predigt, so meint man, sie sollen keinen Luxus treiben, keinen Schaumwein trinken, keine Delikatessen genießen, keine teuern Cigarren rauchen. Nun fragen wir: produziren die Branntweinbrenner, die Schaumwein- und Cigarrenfabrikanten, die Luxusarbeiter zu ihrem Privatvergnügen? Oder für die Engel des Himmels? Oder will man alle diese Leute totschlagen? Wir fragen: was würde aus unsrer Industrie und aus der ostelbischen Landwirtschaft werden, wenn diese Ratschläge befolgt würden, wenn die Sparpredigten nicht glücklicherweise so unwirksam wären, wie eben Predigten zu sein pflegen? Was würde dann aus den Spinnern und Webern, aus den Galanteriearbeitern, aus den Goldschmieden und Juwelieren, aus einer großen Anzahl von Kaufleuten, aus den Tabakbauern und Cigarrenmachern, aus den Weinhändlern und Gastwirten, vor allem aber aus der preußischen Landwirtschaft, die nach den Beteuerungen der Agrarier auf der Branntweinbrennerei beruht? Ein Mann, der sich kasteit und sein Einkommen auf milde Stiftungen verwendet, d. h. also zunächst kapitalisirt, mag seinen Platz im Himmel sicher haben, auf Erden aber ist er weniger nütz als ein flotter Bruder, denn dieser hilft wenigstens die Produktion im Gange erhalten. Schaden richtet dieser nur dann an, wenn er über sein Einkommen lebt, und auch in diesem Falle schädigt er nur einzelne Personen, nicht die Volkswirtschaft im ganzen. Höchstens wenn der Liedrian zugleich ein Faulpelz ist, was sich allerdings häufig trifft, kann man sagen, daß er die Volkswirtschaft schädige; aber er thut es nicht dadurch, daß er verbraucht — Verbrauchen erhält ja eben die Volkswirtschaft im Gange —, sondern dadurch, daß er nichts schafft. Es giebt vielleicht unter den Brotherren, die Güter des Massenverbrauchs herstellen lassen, nicht fünf Prozent, die nicht auf die Liederlichkeit und Genußsucht ihrer Arbeiter schimpften, zugleich aber giebt es nicht einen einzigen, der nicht über zu schwache Nachfrage jammerte. Ist das nicht kindisch? Ist das nicht über die Maßen einfältig und lächerlich? Jeder will als Brotherr, daß seine Arbeiter bedürfnislos und sparsam sein sollen, damit sie sich mit geringem Lohne begnügen, und jeder will zugleich als Unternehmer, daß die Arbeiter aller andern Brotherren das seien, was er liederlich und genußsüchtig nennt!

Was aber vom sittlichen Standpunkte aus empfohlen werden muß, das ist nicht die Sparsamkeit, sondern die Wirtschaftlichkeit. Das Einkommen nicht kapitalisiren, sondern es richtig anwenden, ist eine Tugend: die Tugend der Wirtschaftlichkeit, die unter allen Umständen Lob verdient und in schönster

Harmonie steht mit den Anforderungen einer gesunden Volkswirtschaft. Diese Tugend fordert nun allerdings, daß der Genuß von Tabak und Branntwein, der Wirtshausbesuch, der überflüssige Putz und häufige Kleiderwechsel, der Gebrauch von vielerlei Kleinigkeiten, die heute Mode, aber teils überflüssig, teils schädlich sind, eingeschränkt oder ganz beseitigt werden, und daß sich dafür jede Familie ein behagliches, mit allem Nötigen ausgestattetes Heim gründe, es an kräftiger Nahrung, an Milch für die Kinder, an Obst zur Erfrischung, an Wein zur Stärkung für die Alten und Schwachen nicht fehlen lasse. Was wäre da nicht alles zu schaffen, wie müßte die Produktion blühen, wenn sie nicht so ausschließlich dem Interesse der Reichen, sondern mehr den Bedürfnissen des ganzen Volkes diente, und wenn wir außerdem die gemeinnützigen Anstalten und Einrichtungen auf jene Höhe bringen wollten, auf der sie sich unter den römischen Kaisern in deren Gebiet von der Mündung des Tajo bis an den Euphrat und vom Themsestrand bis an den Rand der libyschen Wüste befanden! Ist doch die Wasserversorgung unsrer Städte — von den Dörfern spricht ja niemand — nur ein stümperhafter Versuch, verglichen mit den Wasserleitungen und den spottbilligen, zum Teil ganz umsonst gebotnen Badeeinrichtungen, deren sich die Bewohner des römischen Reichs in der Hauptstadt wie im letzten Dorfe erfreuten, und wo fände man im ganzen heutigen Europa Stätten der Volkserholung, wie die Thermen, die öffentlichen Bibliotheken, die Volkshallen und Wandelbahnen der Römer? Und wie weit stehen unsre heutigen Bauten an Festigkeit, gediegner Pracht und gutem Geschmack hinter den altrömischen zurück! Und wie ausschließlich ist die Kunst, die in Altrom ein Bedürfnis aller war, bei uns noch ein Luxus der Reichen! Die Ergebnisse von Mommsens und Friedländers Forschungen über diesen Gegenstand sind noch viel zu wenig allgemein bekannt. Aber um bei uns den schäbigen und schädlichen Luxus durch die Befriedigung aller echten Bedürfnisse und durch edeln Luxus zu verdrängen, müßte unsre ganze Produktion, ja unser ganzer Staats- und Gesellschaftsbau eine gründliche Umwälzung erfahren. Die Einkommen der kleinen Handwerker, der Lohnarbeiter, der Unterbeamten müßten mindestens auf das Doppelte erhöht und vor allem gesichert werden — denn Leute mit unsicherm Einkommen und in unsichrer Stellung sind niemals wirtschaftlich —, mächtige Interessentenringe müßten gesprengt,*)

*) Wir brauchen noch gar nicht einmal an die großen Branntweinbrenner zu denken; schon die Besitzer der liederlichen Berliner Cafés sind, teils als große Steuerzahler, teils ihrer vornehmen Kundschaft wegen, so mächtige Leute, daß sich der Minister des Innern und der Polizeipräsident nach der bekannten unvorsichtigen Attacke schleunigst vor ihnen zurückgezogen haben. Sie dürfen nach wie vor ihr Geschäft die ganze Nacht hindurch betreiben; nur die anständigen Wirtschaften werden um elf Uhr geschlossen, nur der anständige Gast wird, wenn er um elf Uhr mit seinem Bier oder seiner Unterhaltung noch nicht fertig ist, wie ein dummer Junge nach Hause geschickt.

ganze Erwerbszweige vernichtet und durch neue ersetzt werden. Hoffentlich brauchen wir unsern Lesern gegenüber nicht erst den Einwand zurückzuweisen, daß es am Gelde fehle für eine solche Umwälzung der Volkswirtschaft. Dem großen Rade des Verkehrs — das ist das Geld ursprünglich, und daß es sonst weiter nichts sei, dafür hat eine weise Gesetzgebung zu sorgen —, diesem Rade ist es gleichgiltig, ob es Schund oder echte Güter umtreibt; so sehr der Satz Adam Smiths: das Geld läuft der Ware, nicht die Ware dem Gelde nach, dem Augenscheine zu widersprechen scheint, er ist dennoch richtig. Was fehlt, das ist nicht das Geld, sondern einerseits das Land, andrerseits eine Gesetzgebung, die dem übermäßigen Anschwellen der großen Privatvermögen Einhalt gebietet. Denn die Großkapitalisten sind es, die das Volk zwingen, Schund zu erzeugen, und die das Schaffen dessen, was das Volk bedarf, verhindern, damit es, durch Not gezwungen, in ihre Fabriken und auf ihre Plantagen ströme und dort die Löhne drücke. Behandeln es doch Polizei und Gericht schon als „Strafthat," wenn sich ein obdachloser Mensch eine Laubhütte zum Schlafen einrichtet, und die Tagespresse, einfältig wie ein Kalb, berichtet mit Behagen unter der Spitzmarke: „Guter Fang," wie der Gendarm einen solchen Unglücklichen aus seinem Versteck herausgeholt hat. Der Kerl muß ins Gefängnis! Er muß dort für einen Fabrikanten Stiefelsohlen nageln, um den letzten selbständigen Schuster vollends tot oder vielmehr zum Lohnsklaven eines Kapitalisten zu machen!

Nun können wir die kurze Kritik der „Sparkasse" mit ein paar Glossen abfertigen. Nachdem der Rezensent einige Sätze unsers Buches (von S. 438) wörtlich angeführt hat, fährt er fort: „Also mit Sparen kann man keine Häuser bauen, weil doch eigentlich ein Zimmermeister mit seiner und seiner Leute Arbeit das Haus erbaut! Aber wer bezahlt denn ihn und seine Leute?" Wir haben gesehen, wie in alten Zeiten ohne Geld gebaut worden ist, und wie auch heute noch gebaut werden kann. „Der Verfasser scheint sich darüber nicht klar zu sein, daß er, um das Sparen abzuschaffen, noch einen Schritt weitergehen und dem reinsten Kommunismus huldigen muß. Dieser braucht allerdings keine Sparer, weil jedermann sich ein besondres Vergnügen daraus macht, im Interesse der Gesamtheit andern Leuten die Häuser ohne besondres Entgelt zu bauen." Der zweite Satz ist läppisch; weiß doch jedermann, daß in kommunistischen Gemeinwesen niemand ohne Entgelt arbeitet, sondern jeder für seine Leistungen durch Gewährung des Lebensunterhaltes entschädigt wird, oder der Theorie nach wenigstens entschädigt werden soll; wie es in Wirklichkeit damit stehn würde, ist ja freilich die Frage. Auf den ersten Satz aber erwidern wir: Wir denken gar nicht dran, das Sparen abschaffen zu wollen. Haben wir doch ausdrücklich erklärt, daß unter den obwaltenden Umständen die Ansammlung eines Sparpfennigs für den Vermögenslosen eine Notwendigkeit und eine Pflicht sei. Sparen in dem Sinne aber, daß nicht das ganze

Einkommen auf Genuß verbraucht, sondern ein Teil zur Erweiterung der Produktion verwendet wird, ist bei jeder Gestalt der Gesellschaft und Volkswirtschaft Pflicht. Noch weniger denken wir daran, dem reinsten oder irgend welchem andern Kommunismus zu huldigen. Vielmehr ist jener starke Individualismus, wie er sich in Immermanns Hofschulzen und überhaupt im westfälischen Bauer ausprägt, unser Ideal. Diesen Individualismus der Mehrzahl unsrer Volksgenossen wieder möglich zu machen, ist unser Ziel. Wie wir den Kapitalismus bekämpfen, um den Umschlag in Kommunismus, zu dem er folgerichtig führt, abzuwenden und das Privateigentum zu retten, oder vielmehr das weithin schon vernichtete wiederherzustellen, so bekämpfen wir die falsche Spartheorie, um die Wirtschaftlichkeit als allgemeine Volkstugend wieder möglich zu machen. Auch sind wir keineswegs Feinde der Geldwirtschaft, in der wir zwar nicht die größte aller Segnungen, aber doch trotz aller Mängel, die ihr als einer irdischen Einrichtung anhaften, einen Fortschritt und eine große Bequemlichkeit sehen. Wir denken daher auch nicht daran, die Naturalwirtschaft allgemein wieder herstellen zu wollen. Aber wir wünschen sie dort wiederherzustellen, wo sie ganz leicht möglich und eine Wohlthat ist, z. B. auf dem Gutshofe zur Löhnung der Arbeiter, und wir müssen in der Erörterung fortwährend auf sie zurückgehen, um jene wirtschaftlichen Vorgänge aufzudecken, die den Augen der Mehrzahl durch die Geldwand verdeckt werden.

Reiseeindrücke aus England

Jahraus jahrein ergießen sich breite Ströme angelsächsischer Vergnügungsreisenden nach dem Festlande. Der Engländer ist in allen größern deutschen Orten heute eine bekannte, teils bewunderte, teils gutmütig ertragne, teils bespöttelte Figur geworden. Es ist bemerkenswert, wie sich das zur Nation gewordne und doch dem ausländischen Wesen noch immer so holde Deutschland innerhalb der letzten zwanzig Jahre vom französischen Modegötzen ab und dafür der Vorliebe für english life zugewendet hat. Es muß deshalb eigentlich Wunder nehmen, daß England selbst von deutschen Vergnügungsreisenden noch so wenig aufgesucht wird, obwohl jeder Sommer deren mehrere kriegsstarke Armeekorps mobil macht. Auf einer kürzlich unternommnen Rekognoszirungsfahrt durch England und Schottland habe ich wenigstens so gut wie keine deutschen Reisenden for pleasure angetroffen. Und doch bietet Großbritannien dem Naturfreund

einen Reichtum eigentümlicher landschaftlicher Schönheiten, dem anspruchsvollen Reisenden die ganze Fülle dessen, was man eben nur mit Komfort ausdrücken kann, sein historischer Boden erweckt auf Schritt und Tritt große pietätvoll gepflegte Erinnerungen, seine ungeheure industrielle Entwicklung endlich wird noch auf lange hinaus die klassische Fundgrube für soziale Forschungen bleiben. Auch ist das Reisen in England nicht so kostspielig, wie man sich gewöhnlich vorstellt. Bädeker schätzt die täglichen Ausgaben eines Reisenden mit einfachen Ansprüchen auf 20 bis 25, die eines Fußgängers auf 10 bis 15 Schilling. Ich bin mit täglich 15 Schilling für sämtliche Reisebedürfnisse, nur die Kosten für die Schiff- und Eisenbahnfahrt ausgenommen, recht gut ausgekommen. Und da hierin verschiedne Lehrgelder stecken, die jeder Reisende beim ersten Betreten eines fremden Landes zu zahlen hat, hoffe ich das nächstemal noch weit billiger reisen zu können. Bekanntlich ist London, wenn man Privatwohnung nimmt, sogar ein äußerst wohlfeiler Ort. Auch die Eisenbahnfahrpreise sind, zumal da „kein Mensch“ anders als dritter Klasse fährt, wenigstens überall da sehr mäßig, wo Konkurrenzlinien bestehen. Ich bin aus dem Herzen Deutschlands hinaus (auf dem Schiff durchweg erster Klasse), den Rhein hinab nach London, entlang der englischen Südküste, durch Devonshire, die Mittlande östlich hinauf bis Glasgow, über die Hochlandsseen nach Edinburg, westlich zurück nach London und wieder nach Hause für rund 250 Mark gefahren.

Die englische Landschaft ist bekannt. Leicht gewellt, wenig Felder, desto mehr saftige Wiesen, denen auch die heiße Sonne des Jahres 1893 nichts hatte anhaben können, alle mit Herden weidender Rinder, Pferde und Schafe bedeckt, jedes Stück Land mit grünen Hecken eingezäunt, einzelne Bäume und Baumgruppen, die sich am Horizont zu Wäldern zu verdichten scheinen, aber, wenn man näher kommt, sich doch wieder in Gruppen auflösen, keine Wälder, nur hie und da mächtige Parks, aus denen die Zinnen eines uralten oder nagelneuen Schlosses oder Herrenhauses hervorragen. Keine Dörfer, keine Menschen auf den Wiesen und Feldern (die Ernte war allerdings schon vorüber), keine Hirten bei den Herden, nur einzelne hinter Bäumen halbversteckte Farmen, umgeben von zwei oder drei Hütten. Ich bewunderte den ausgezeichneten Geschmack der Seifenfabrikanten, mit dem sie entlang allen Bahnlinien gerade an den schönsten Stellen des landschaftlichen Idylls mächtige Bretterverschläge mit dem Lapidarbild eines reinigungsbedürftigen Babys, darunter fast in mannshohen Lettern ihr Pears soap, Sunlight soap u. s. w. angebracht hatten. Anfangs ärgerte ich mich darüber. Bald hatte mich aber der tägliche Anblick einiger Tausend solcher Riesenplakate so abgehärtet, daß ich es ungern vermißte, bei einem besonders schönen Ausblick — Fernblicke giebt es nicht — an diese Kulturträger und Wohlthäter der Menschheit erinnert zu werden. Als leidenschaftlicher Fußgänger hätte ich gern mehrere Tage der Wanderung gewidmet. Ein Fußmarsch im Innern der Insel

Wight belehrte mich jedoch, daß der Fußwanderer im eigentlichen England wenigstens nicht auf seine Kosten kommt. Man geht auf gut gehaltenen Straßen fast unausgesetzt zwischen mannshohen Hecken, die rechts und links jeden Ausblick verwehren und auch vor- oder rückwärts nur die nächsten Windungen des Weges zu übersehen gestatten — eine Erklärung dafür, daß in dem Lande aller nur erdenklichen Arten von Sport gerade der Wandersport wenig gepflegt wird. Lohnend ist das Wandern nur an der Meeresküste. Sie bietet rings um die britischen Inseln von der sanft ansteigenden Düne bis zu der schroff abstürzenden Klippenreihe jede Abwechslung und ein unbeschreibliches Farbenspiel zwischen dem gelben oder braunen Meeressande, der grünen oder tiefblauen See, dem weißen Gischt der leise wogenden oder mächtig donnernden Brandung, den schwarzen oder kreideweißen, moosgrünen, mit brauner Heide bedeckten, kahlen oder bewaldeten Klippen, Hügeln und einzeln ragenden Felsen. Wesentlich verschieden und mehr an Mitteldeutschland erinnernd ist der Charakter der schottischen Binnenlandschaft. Zwar der Boden weit weniger fruchtbar, die Wiesen nicht so behäbig grün, mehr Felder, hie und da ein braunes Moor. Aber man sieht doch wieder Dörfer und Wälder, schöngeformte Hügel und Berge. Einzig ist das Hochland. Schwarzgrün das Wasser der Seen, liebliche kleine Eilande auf ihrer Oberfläche, hüben und drüben ragen mächtige kahle Rücken und Gipfel, von silbernen Bändern, den überall herabstürzenden Bächen durchzogen, alles still, einsam, menschenleer, auch das Tierreich nur in umherkletternden Heideschnucken und einzelnen Sumpfvögeln vertreten. Ich gehöre zu den altmodischen Leuten, die noch für Walter Scott zu schwärmen imstande sind, und erblickte im Geiste auf jedem Felsenvorsprung einen Hochländer mit flatterndem Tartan und hochragender Feder auf der Mütze, die einzige in diese erhabne Landschaft passende Staffage. Eine sehr angenehme Einrichtung sind die zwischen den Seen laufenden offnen Kutschen mit hohen, freie Rundblicke gestattenden Quersitzen auf dem Deck: vier stattliche Pferde, ein ebenso stattlicher Kutscher in scharlachrotem Rock und weißem Filzhut mit den scharf geschnittenen schottischen Zügen, der mir gefällig die Namen der einzelnen Lochs und Bens nennt und die alten Wohnsitze des Clans Mac Gregor — denn wir sind in Rob Roys Land — zeigt. Wahrscheinlich sind wir übrigens, ich und der Kutscher, die einzigen Personen auf dem Wagen, die Namen wie Stronachlacher, Loch Achray u. s. w. richtig, nämlich so wie sie geschrieben werden, auszusprechen verstehen. Die übrige Reisegesellschaft besteht fast nur aus Londoner Ladies und Gentlemen, denen die keltischen Kehllaute unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Die Hochlandsberge sind früher bewaldet gewesen und, wenn ich nicht irre, noch von den Häuptlingen der alten Clans abgeholzt worden, als ihnen die Erhaltung ihrer sich rasch vermehrenden Hintersassen immer beschwerlicher fiel. Heute sind sie völlig kahl, mit einer wasserreichen Moorschicht bedeckt, diese wieder überkleidet mit Heide

und Farnkräutern, die ihnen, welk geworden, den eigentümlichen braunen Ton geben. Für die Landwirtschaft scheinen sie völlig hoffnungslos. Daß man es aber unterläßt, sie wieder aufzuforsten, kann ich mir nur mit dem Wunsche erklären, den Hochlanden ihren eigentümlichen landschaftlichen Charakter zu erhalten. Und in der That zeigen sie, gänzlich von Wald entblößt, die ernsten, erhabnen Konturen um so reiner. Einen schön gewachsenen Riesen sehen wir auch lieber im Trikot auf der Bühne, als im Winterüberzieher auf der Straße.

Das Reisen ist in England durch die große Zahl der Eisenbahnlinien und durch die Fülle der verkehrenden Züge (Nachtzüge giebt es nur wenige) dem Publikum sehr bequem gemacht. Aber auch das Publikum macht es durch seine Findigkeit den Gesellschaften sehr bequem, den riesenhaften Verkehr zu bewältigen. Niemand weist mir einen Platz im Zuge an, niemand ruft mich ab, wenn ich meinen Bestimmungsort erreicht habe, es vergehen oft Stunden, ehe ich nach dem „Ticket" gefragt werde, und ohne die Gefälligkeit der Mitreisenden würde ich, ganz besonders auf der Londoner Untergrundbahn, oft verkehrt gefahren sein. Ich möchte an den Namen der Zwischenstationen gern prüfen, ob ich mich auf der richtigen Strecke befinde. Aber ehe ich unter der Masse von Seifen- und Pillenplakaten, mit denen alle Wände der Bahnhofshalle bedeckt sind, den richtigen Stationsnamen entdecken kann, ist der Zug schon längst vorbeigebraust. Ich klagte einem ins Bad reisenden Cityman meine Not, wurde aber belehrt, daß jedes Plakat der Eisenbahngesellschaft jährlich eine Guinee einbringe, und daß gleichwohl der Preis eines Seifenstückes bei einem Umsatz von so und so viel Millionen Pfund — so rechnete er mit großer Fingerfertigkeit aus — nur um den Bruchteil eines Penny verteuert werde. Das sind freilich Gründe, die es dem Engländer ohne weiteres einleuchtend machen, daß er auf eine notwendige Reisebequemlichkeit zu verzichten habe. Ich habe übrigens meine Reisegefährten im Kupee, auf dem Schiff oder im Gasthaus durchaus nicht immer so zugeknöpft gefunden, wie sie gewöhnlich geschildert werden. Gar mancher begann eine Unterhaltung über den schönen Tag, und auf alle Fragen habe ich jederzeit bereitwillige und freundliche Auskunft erhalten. Mein Englisch war nicht darnach, daß sie nicht alsbald den Fremden in mir entdeckt hätten; sie wurden aber regelmäßig noch um einen Grad freundlicher, wenn ich mich als Deutschen zu erkennen gab. Mitunter freilich, wenn ich in den Dialekt oder die sogenannte lower language geriet, ging die Verständigung fast ganz in die Brüche, obwohl sie sich bemühten, wahrscheinlich weil sie mich für schwerhörig hielten, mir die wohlklingenden Laute der Inselsprache recht laut und dicht in die Ohren zu schreien. Kann man den Engländer auch nicht höflich nennen — dafür ist er zu gelassen und nicht geschmeidig genug —, so habe ich ihn doch, und zwar in allen Ständen artig und freundlich, in der Familie aber — leider hatte ich nur zweimal dazu Gelegenheit — wahrhaft herzlich gefunden. Angenehm fiel mir

auch die Wärme auf, mit der jeder die besondern Schönheiten seiner engern Heimat und seiner Grafschaft pries. Der regelmäßige Anblick eines englischen Eisenbahnkupees ist freilich eine vor jeder Sitzreihe aufgespannte, somit doppelte Wand von Zeitungspapier. Es ist unglaublich, was ein einziger Zug an Zeitungen verbraucht. Ich sah Aufwärter mit ganzen Bergen von aufgeräumten Zeitungsstößen aus einem soeben verlassenen Zuge herauskommen. Nur dadurch sind die ungeheuern, über 200 000 Exemplare betragenden Auflagen der großen Tagesblätter zu erklären. Hinter diesen Zeitungswänden steigen die Tabakswolken aus den kurzen Pfeifen empor, und aller Augenblicke öffnet sich eine Kulisse, um einem der Leser das Spucken zu ermöglichen. Einem ältern schottischen Gentleman war es offenbar zu „schanierlich," hierzu den Boden des Kupees zu benutzen. Er wählte deshalb die Höhlung in der Wagenthür, die zum Herablassen des Fensters bestimmt ist. Ich will übrigens nicht spotten; da mein Cigarrenvorrat bald zur Neige ging, hatte ich mir wohl oder übel auch das Pfeifenrauchen angewöhnt und habe notgedrungen mitgespuckt, so gut ich es als Anfänger konnte.

Vom Spucken abgesehen, bin ich aber von den englischen Verkehrsformen aufs angenehmste berührt worden. Keine meiner Reisebekanntschaften hielt für notwendig, mir ihren Namen in unverständlicher Form entgegenzuschnarren und mich damit zu der gleichen „Höflichkeit" zu nötigen. Und merkwürdig, wir haben uns trotzdem oft lange und angenehm unterhalten. Daß wir kein Sir oder Madam für die Anrede eines Unbekannten haben, ist in der That ein empfindlicher Mangel unsrer Sprache. Das bloße „Herr" klingt uns, wie Anherrschen, fast wie die Präliminarien zu einer Herausforderung. „Mein Herr" ist gesucht und als französischer Herkunft nicht mehr zeitgemäß. Ich muß also wohl den Namen meines Gegenüber wissen, um in unsre Unterhaltung ein „Herr Müller" und „Herr Schulze" einflechten zu können. Einen höhern Schwung gewinnt sie aber doch erst, wenn ich die Gewißheit habe, daß mein Partner ein Mann mit einem Titel, ein Doktor, ein Professor, ein Beamter, vielleicht gar ein, wenn auch nicht „wirklicher," Geheimrat ist. Dann komme ich in die beneidenswerte Lage, das häßliche „Sie" vermeiden und zugleich meine Vertrautheit mit weltmännischen Formen beweisen zu können, wenn ich nun fortfahren darf: „Gestatten Herr Geheimrat, daß ich das Fenster öffne?" Schlimmer noch sind wir gegenüber dem schönen Geschlecht daran. Ich kann doch unmöglich die Unterhaltung mit meiner holden Nachbarin mit einer Beweisaufnahme darüber beginnen, ob sie verheiratet ist. Ehe ich aber nicht darüber im klaren bin, laufe ich Gefahr, ein älteres Mädchen mit der Anrede „Frau" empfindlich zu beleidigen. Wage ich es aber, nach sorgsamer Prüfung der Toilette, der Handschuh und der ganzen Erscheinung, ihr das Prädikat „Gnädige Frau" oder „Gnädiges Fräulein" zu erteilen, und stellt sich dann heraus, daß sie nur eine Konfektioneuse ist, so muß ich ja tief

vor Scham erröten. Mit Sir oder Madam erspart sich der Engländer alle diese quälenden Gewissenskämpfe, für das Weihevolle des Titels fehlt ihm aber selbst das elementarste Verständnis. Ich hatte, um mich in volle Übereinstimmung mit meiner Paßkarte zu setzen, meine Briefe unter meinem bescheidnen Amtstitel an mich richten lassen und bemerkte immer wieder das Erstaunen der Postbeamten, die mir die Sendungen aushändigten. In Glasgow fragte mich endlich einer, was denn eigentlich das erste Wort vor meinem Namen bedeutete, schüttelte den Kopf und meinte nachdenklich, das sei hierzulande nicht Mode. Ich kann auch nicht sagen, daß ich darunter gelitten hätte, in den Gasthäusern, wo man stets nach dem Namen gefragt wird, als ganz gewöhnlicher „Mr. X" zu Buche gebracht zu werden. Heilig habe ich mir aber vorgenommen, nunmehr dem hiesigen Antihutabnehmerverein beizutreten. Kommen doch über 400000 Deutsche, darunter sämtliche Sekondeleutnants, sonst nächst den Engländern die mustergiltigen Vorbilder für Anstand und Benehmen unsrer deutschen Dandies, jahraus jahrein damit aus, ihren Höflichkeitspflichten gleich den Engländern durch eine einfache Armbewegung zu genügen. Eine freie und edle Männlichkeit spricht sich darin aus, daß der Engländer, außer vor seinem Souverän, vor keinem Menschen Rücken und Nacken beugt, der Freimut in Schrift und Rede, in Schranken gehalten durch ein sichres Schicklichkeitsgefühl und guten Humor, hatte meine aufrichtige Bewunderung. Die englische Journalistik steht heute auf der Höhe ihrer Aufgabe; ich habe in London einen ganz prächtigen Vertreter dieses Standes, einen Gentleman im besten Sinne kennen gelernt. Auch die erbitterten politischen Parteikämpfe scheinen in England doch nicht in so persönliche Gehässigkeiten auszuarten wie anderswo. Ich erkundigte mich natürlich eifrig nach den Ansichten meiner englischen Freunde über Homerule. Ich habe durchweg und in den verschiedensten Ständen nur Gegner kennen gelernt. Alle ergossen sich in leidenschaftlichen Anklagen gegen Gladstone, viele hatten ihm wegen Homerule die frühere Freundschaft gekündigt, aber keiner verfehlte zum Schlusse zu bemerken, Mr. Gladstone sei doch mit seinen vierundachtzig Jahren a wonderful man. Mein Cityman meinte übrigens resignirt, Homerule werde doch schließlich Gesetz werden, die poor seien dafür, und die hätten in England heute die politische Macht. Wiederholt rühmte man mir die englische Freiheit, die jedem Briten gestatte, selbst die Königin öffentlich und ungestraft mit dem für eine Dame beleidigendsten Schimpfworte zu belegen. Ich will nicht untersuchen, ob diese Art von Freiheit so begehrenswert sei. Sie kann wohl auch nur in einem Lande aufrecht erhalten werden, wo die Sitte heute noch mächtig genug ist, jede Pöbelhaftigkeit zu unterdrücken, bei Strafe, aus der guten Gesellschaft ausgeschlossen zu werden, und wo dieser Ausschluß noch als eine härtere Ahndung empfunden wird, als ein Kriminalprozeß und eine vergitterte Zelle. Thatsache ist, daß ich über die Königin und die Mitglieder des königs-

lichen Hauses überall, auch von einfachen Arbeitern, mit großer Achtung habe sprechen hören. Daß eine freiwillige Loyalität mehr wert ist, als eine widerwillige, nur vom Strafrichter erzwungne, ist gewiß. Freilich, wie tief die englische Loyalität geht, habe ich nicht ergründen können. Das God save the Queen bildete überall die letzte Nummer der Konzertprogramme, es ertönte an schönen Sommerabenden auf den Piers und wurde auf dem Schiff von Ladies und Gentlemen kräftig gesungen, bevor man das Nachtlager in den Kabinen aufsuchte. Ich kann mir aber ein nahes persönliches Verhältnis des Unterthanen zu einem Monarchen, der kaum den Schatten von politischer Macht besitzt, eigentlich nicht vorstellen, und es schien mir, als wäre die Huldigung an das Staatsoberhaupt mehr dem Staate selbst, dem Vaterlande gewidmet. Unzweifelhaft besitzen die Engländer noch ein schönes altes Erbe an Vaterlandsliebe, Staats- und Gesetzlichkeitssinn. Ob aber der Staatsgedanke noch mächtig genug ist, sie zu Opfern nicht bloß an Gut, sondern auch an Blut zu begeistern, wenn es gilt, Englands Weltstellung zu behaupten, wird eine vielleicht recht nahe Zukunft lehren. Ein wohlunterrichteter und weitblickender Fabrikant in Bristol klagte mir, daß die untern Klassen Englands ganz außer Zusammenhang mit dem Staate gekommen seien. Ein Arbeiter, der nicht rauche und keine Spirituosen trinke, trage, da er von direkten Steuern ganz befreit ist, thatsächlich nicht einen Penny zu den öffentlichen Lasten bei. Seine Interessen seien unter Führung der Gewerkvereine ausschließlich darauf gerichtet, seine wirtschaftliche Lage zu verbessern, und zwar nur die des eignen Gewerbes, unbekümmert um das Los der Draußenstehenden, unbekümmert auch um das Schicksal Englands.

Zwei Wahrnehmungen machen es trotzdem dem fremden Beobachter wenig wahrscheinlich, daß der Stern Englands endgiltig im Niedergange begriffen sei. Erstens die stark empfundnen, in steter lebendiger Erinnerung erhaltenen Überlieferungen einer großen Vergangenheit, sodann die robuste körperliche und geistige Gesundheit des britischen Volkes, das Volk als Ganzes betrachtet.

Die Westminsterabtei, die große nationale Ehrenstätte in London, ist oft genug beschrieben worden. Ich habe sie wiederholt besucht und fand sie jedesmal gedrängt voll Menschen, die offenbar mit tiefern Empfindungen als denen bloßer Neugier an den Grabdenkmälern ihrer großen Herrscher, Helden, Staatsmänner, Denker und Dichter standen. Die Westminsterhalle, der Schauplatz aller großen politischen Begebenheiten der englischen Geschichte, ragt mit ihren acht Jahrhunderten westlich, der Tower mit seiner noch ältern, düstern und blutigen Vergangenheit östlich mitten in das moderne London hinein. Am Strande von Portsmouth stehen die großen Tage der englischen Flotte verzeichnet, dem Dockyard gegenüber ankert die Victory, Nelsons Flaggschiff vor Trafalgar, die Hoe, der schönste Teil von Plymouth, ist der Erinnerung an Franz Drake gewidmet, alle Provinzialstädte feiern das Andenken ihrer großen, vielleicht

auch mancher kleinen Mitbürger durch mächtige, ihren Namen tragende Gebäude, Denkmäler, Parks und Plätze, Schottland widmet den Manen Walter Scotts und seines Reformators John Knox eine Art nationaler Heiligenverehrung, Edingburg lebt heute noch dem Gedenken an seine schöne und unglückliche Königin. Alle Kirchen, die ich besuchte, trugen Erinnerungstafeln, vielfach von alten Regimentsfahnen beschattet, an die in allen Weltteilen für Englands Größe gefallnen Offiziere und Soldaten der heimatlichen Truppenteile, seit den Tagen von Malplaquet, den nordamerikanischen Befreiungskriegen, den napoleonischen Feldzügen bis in die jüngsten Tage von Indien, Birma, Ägypten und Afghanistan. Alle diese Erinnerungszeichen, deren zum guten Teil geschmacklose Form dem patriotischen Gefühle keinen Eintrag thut, sind durchweg liebevoll in Stand gehalten, werden täglich von Männern, Frauen und Kindern aufgesucht, die nationalen Geschichtswerke sind die gelesensten Bücher der öffentlichen Bibliotheken, und jeder Engländer scheint mit der Vergangenheit seines Landes wohl vertraut zu sein. So traf ich in den Ruinen von Kenilworth zwei Londoner Frauen mittlern Standes, die in den Zeiten Cromwells, der Elisabeth und sogar Johann von Gaunts recht gut Bescheid wußten. Nun haben zwar weder in Athen noch in Rom die in die Nachwelt hineinragenden Zeugen einer großen Vergangenheit den schließlichen Verfall aufzuhalten vermocht. Aber das heutige englische Volk ist eine germanische, eine religiöse und eine nichts weniger als verweichlichte Nation. Ich sah namentlich unter den jüngern Gentlemen eine Fülle gutgewachsener muskulöser Gestalten, wenn ihnen auch meist die Haltung abgeht, an die unser militärisches Auge gewöhnt ist, und bemerkte unter den Männern jeden Alters wenig Embonpoint, augenscheinlich eine Folge des starken Fleischgenusses. Ich habe mit besondrer Aufmerksamkeit das Aussehen der arbeitenden Klassen in den großen Industrieplätzen Birmingham, Liverpool, Manchester, Oldham, Glasgow und Sheffield beobachtet. Sie machten mit verhältnismäßig wenigen, freilich um so krassern Ausnahmen einen durchaus wohlgenährten Eindruck. Die Schilderungen von Engels, die ja für das Jahr 1844 leider getreu gewesen sind, treffen heute nicht entfernt mehr zu. Ich habe mich namentlich in Manchester bemüht, das Engelssche Buch in der Hand, die von ihm geschilderten verwahrlosten Arbeiterquartiere aufzusuchen, bin auch gelegentlich in eine Arbeiterwohnung und in die Hinterhäuser eingetreten, fand aber in allen den genannten Plätzen durchaus befriedigende hygieinische Verhältnisse. Auch die Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse sahen im Durchschnitt recht gut aus. Meist waren sie, selbst während der Arbeit, nett und sogar kokett gekleidet, in einer großen Stahlfederfabrik zu Birmingham und selbst in einer Baumwollspinnerei zu Oldham fielen mir die hübsche Figur und die gute Farbe der Mädchen auf. Ein großes, staubiges, mit Menageriegerüchen erfülltes Vergnügungslokal im Südosten von Manchester, Bellevue Gardens, war an einem schönen Sommer-

abende von etwa zehntausend Besuchern, augenscheinlich überwiegend den arbeitenden Klassen angehörig, gefüllt. Von einer Degeneration der Rasse war aber unter den dort versammelten Männern und Frauen sicher nichts zu bemerken. Der englische Arbeiter, wie ich ihn hier und anderwärts kennen lernte, hält darauf, gleich dem Gentleman mit guten und derben Stoffen bekleidet zu sein. Auch sah ich in den Läden, selbst der Vorstädte, keine Schundwaren ausgelegt, nicht zum geringsten ein Verdienst der weit verbreiteten Konsumvereine, die durch die Güte und Billigkeit ihrer direkt eingekauften Waren einen heilsamen Druck auf die konkurrirenden Kleinhändler ausüben. Wiederholt erblickte ich an ihren Läden die Anpreisung: „Zu billigern als Kooperativpreisen." Das jüdische Ramschgeschäft habe ich nur im Ostend von London entdecken können. In Schottland, so wurde mir erzählt, soll die jüdische Geschäftspraxis schlechterdings keinen Boden finden.

Ich weiß wohl, daß man bei flüchtigem Aufenthalt in fremdem Lande trotz aller Aufmerksamkeit doch nur die obenaufliegende und gewöhnlich nur die bessere Seite der Dinge zu sehen bekommt und sich vor voreiligen Schlußfolgerungen zu hüten hat. So habe ich während vier Wochen in ganz England und Schottland nur fünf betrunkene Männer, betrunkene Frauen überhaupt nicht gesehen, alle fünf übrigens an Sonnabend- und Sonntagnachmittagen und Abenden. Der eine war allerdings in einem so fürchterlichen Zustande, daß ich nicht begreifen kann, wie er sich in einem Winkel von kaum 45 Grad, aller Augenblicke zu Boden stürzend, die High Street in Edinburg heraufbewegen konnte. Man ließ ihn übrigens ruhig weiter taumeln, gutmütige Vorübergehende stülpten ihm immer wieder den herabgefallnen Hut auf den Kopf. Die unerbittliche Statistik aber lehrt, daß in dem einen Jahre 1892 allein in Glasgow 500 betrunkene Frauen polizeilich aufgegriffen worden sind! Um sich vorzustellen, wie entsetzlich das Laster der Trunkenheit früher gewütet haben mag, muß man bedenken, daß heute die Temperenzbewegung in ganz Großbritannien und besonders im Norden auch unter den untern Klassen außerordentlich weit verbreitet ist. Ich bin zu Hause ein normaler Biertrinker. Das, was ich in England unter dem Namen Bier vorgesetzt bekam, besonders aber der als Whisky verabreichte konzentrirte Spiritus, trieben mich schon am dritten Tage ins Temperenzlager. Ich hätte in den heißen Sommertagen dieses Jahres gefürchtet, plötzlich in einer Weingeistflamme verzehrt zu werden, hätte ich auch nur den vierten Teil an Porter, Stout, Ale und den zahlreichen Whiskies zu mir nehmen wollen, die z. B. ein riesiger, stiernackiger Handlungsreisender, das echte Bild John Bulls, auf der „Lady Martin" zwischen Portsmouth und Plymouth hinter die Binde goß. Ich habe mir dann, nachdem ich den ersten Widerwillen gegen den Parfümgeschmack der nicht alkoholistischen Getränke überwunden hatte, bei Gingerbeer, Lemonade und sehr angenehm schmeckendem, wiewohl von der strengen Tem-

perenz bereits verpöntem Apfelwein wohl sein lassen, mich auch nicht gescheut, von der in den Temperenzhotels mit großer Freigebigkeit ausgebotenen Tafelerfrischung, bestehend in reinem Quellwasser, reichen Gebrauch zu machen. Da ich die Gelübde nicht abgelegt hatte, ließ ich mir gegen das Übermaß des Wassers einen Tropfen aus der Cognacflasche einen heimlichen Tröster sein. Man ist übrigens in den bessern Temperenzhotels, die alle dicht gefüllt waren, ganz ebenso komfortabel und dabei viel billiger aufgehoben, als in den noch der Sünde des Alkohols fröhnenden Häusern. Nur in Glasgow schien sich die Temperenz in dem einen Hotel auch auf die Speisen erstreckt zu haben.

Bei den Abendvergnügungen, die ich unter allen Ständen beobachtet habe, herrschte überall eine ungezwungene und doch durch keine Roheit gestörte Fröhlichkeit. Der Verkehr der Geschlechter unter einander ist bekanntlich drüben allgemein viel freier als bei uns. Die Begleitung von Müttern und Tanten scheint auch für ein junges Mädchen aus guter Familie für entbehrlich gehalten zu werden. Ich sah wenigstens die weibliche Jugend fast überall allein, die Eisenbahnzüge hatten regelmäßig mindestens eben so viel allein reisende Damen als Herren zu Passagieren, Girls von kaum zehn Jahren flanirten allein oder zu zweien und dreien noch in später Abendstunde auf den Straßen der Großstädte. Dabei habe ich — London allerdings ausgenommen — auch kein Frauenzimmer gesehen, das ich der Demimonde hätte zuzählen mögen, und es scheint, als sei die englische Dame zu keiner Stunde der Nacht den Gefahren ausgesetzt, die ihr heute leider in den deutschen Großstädten von den sogenannten Flegeln in Glaceehandschuhen drohen. Der „Flirt" ist freilich überall im schönsten Gange. Als der Dampfer in Antwerpen die Taue löste, gaben sich eine Lady und ein Gentleman, aber keine Verlobten, vor aller Welt einen herzhaften Abschiedskuß und scherzten dann, während das Schiff langsam wendete, darüber mit lauten Neckereien. Ein Arbeiter in Manchester verabschiedete sich, als er in die Pferdebahn stieg, von seinen beiden Begleiterinnen, die doch unmöglich beide seine Geliebten sein konnten, gleichfalls mit Hand und Kuß. Auch in der guten Gesellschaft, so an Bord der Dampfer, war überall eine fröhliche Neckerei im Gange, auf den weit in das Meer herausgebauten Piers saßen zahlreiche einsame und zum Teil noch sehr junge Pärchen unter dem dunkeln Sternenhimmel. Man beginnt ja auch in England selbst über Mangel an Formen gegenüber dem schönen Geschlecht zu klagen. Mir schien aber, als beanspruche die englische Lady selbst nicht mehr, mit der ehrerbietigen Ergebenheit behandelt zu werden, die in der guten deutschen Gesellschaft doch noch die Regel bildet. Und in der That kann das Weib, wenn es, wie in England, fast alle Vorrechte des stärkern Geschlechts für sich mit in Anspruch nimmt, kaum noch auf besondern ihm geschuldeten Pflichten bestehen. Vielleicht sind die Engländerinnen kältere, weniger sinnliche Naturen. Mir schien diese Fesselosigkeit entweder sehr viel Unbefangenheit, die zugleich

sicher sein darf, von der andern Seite nie mißbraucht zu werden, oder eine sehr feste weibliche Tugend vorauszusetzen. Wie es unter der Oberfläche aussieht, weiß ich nicht. Es machte mich aber doch stutzig, in den großen Tagesblättern die stehenden Ankündigungen von Londoner Detektivbüreaus zu lesen, die sich unter der Spitzmarke Divorce zur Überwachung verdächtiger Ehegatten erbieten. Wie dem auch sein möge, es ist jedenfalls ein Gewinn, daß sich das Laster in England wenigstens nicht so öffentlich breit zu machen wagt, wie heute in den deutschen Großstädten.

Am fremdesten wird immer den Deutschen anmuten, was er jenseit des Kanals von den öffentlichen Äußerungen des religiösen Lebens zu sehen bekommt. Zwar fand ich es einen schönen Gebrauch, daß der Gast fast in allen Hotels die heilige Schrift, vielleicht auch noch einige Andachtsbücher auf dem Kaminsims seines Schlafzimmers vorfindet. Mit einigem Staunen gewahrte ich aber, wie am Strande von Southsea zwei hübsche, ladylike angezogne Damen, begleitet von einem jungen Gentleman, mitten unter den dort gelagerten Badegästen, Bootsleuten, Hökerweibern ein Harmonium aufschlugen, einige Hymnen sangen und sich mit stillem Gruß wieder entfernten. Oder wie in dem Seebad Ilfracombe an einem mit Blumen geschmückten Felsen, aus denen in Blumen die Worte: Behold, He cometh! hervorleuchteten, ein Kindergottesdienst vor einer Schar hübscher und modisch bekleideter Babies gehalten wurde. Im Hintergrund waren zugleich ein halbes Dutzend photographische Apparate in Thätigkeit, um die wirklich reizende Gruppe aufzunehmen. Unweit davon stand der Reisewagen der betreffenden Missionsgesellschaft, an unsre Jahrmarktswagen erinnernd. Seine hintere Wand war herabgeschlagen und diente als Auslegetisch für zu verkaufende Traktätchen. Im Süden wie im Norden, auf der Insel Wight und in Edinburg waren des Sonntags nachmittags und abends auf den Piers, an den Promenaden und auf den Straßen überall größere und kleine Konventikel versammelt, die sich predigen ließen und mit oder ohne Harmonium geistliche Lieder sangen. Die Prediger waren, nach dem Anzug zu schließen, einfache Arbeiter, Handlungsdiener, aber auch Gentlemen in den feinsten Modeanzügen, ebenso die Sänger vorwiegend Frauenzimmer von der Arbeiterfrau bis zur elegantesten Lady. Auch die Zuhörer setzten sich aus allen Gesellschaftsklassen zusammen. Ich beobachtete namentlich an den ernsten Gesichtern der Schotten, wie sie mit Aufmerksamkeit, wenn nicht mit wahrer Andacht den zur Buße mahnenden Vorträgen der sonderbaren Straßenheiligen folgten. Natürlich fehlte auch die Heilsarmee unter ihrem blauroten Banner mit den roten Westen ihrer Offiziere und den abscheulichen, tief herabhängenden, mit roten Schleifen verzierten Hüten ihrer gläubigen Frauen nicht. Eindringlicher als ihr Kapitän hat einst auch Tetzel seinen Zuhörern nicht vorstellen können, wie viel besser sie daran thäten, sich mit einem Schilling, einer halben, ja einer ganzen Krone salvation

zu erwerben, als die gleiche Summe für sündhafte Vergnügungen auszugeben. Ein alter Mann predigte mit schluchzender Stimme, wie gern er alles hergeben würde, wenn er nur money hätte. Es flogen denn auch reichliche Silberlinge über die Köpfe der Hörer hinweg in das in der Mitte des Kreises ausgebreitete Zeitungsblatt, jedes mit einem würdevollen: Lord bless you! des Höchstkommandirenden entgegengenommen. Immerhin folgten diesem Aufzug in einiger Entfernung zwei Schutzleute, einige hübsche junge Mädchen bemühten sich gar nicht, das Lachen zu verbeißen, und mein Nachbar bemerkte spöttisch: A long fun! Man thut den Leuten ja gewiß Unrecht, sie für Heuchler zu erklären. Aber ein gutes Teil Selbsttäuschung, cant, muß bei dieser sonderbaren Art der Gottesverehrung wohl mit im Spiele sein. Offenbar sind Staat und Kirche, Politik und Religion, Sport und Geschäft in England eng mit einander verquickt. Ein deutscher Kaufmann erzählte mir, daß er mit einem Schotten erst habe ins Geschäft kommen können, nachdem er ihm einige Sonntage in dem Kirchenstuhl seiner Sekte gegenübergesessen habe. Mehrfach hörte ich auch von Engländern das Zugeständnis, daß ihnen die strenggläubigen Schotten auch an geschäftlicher Geriebenheit überlegen seien. So drehte sich auf der Spitze des Arthursitzes, den ich an einem herbstklaren Sonntagnachmittag erstiegen hatte das Gespräch meiner Nachbarn um Pfund, Schilling und Penny. Sie vergaßen darüber die entzückende Rundsicht über den vierten Teil der schottischen Niederlande und den herrlich ausgebreiteten Busen des Forth. Die amtlichen Bekanntmachungen sind überall an den Kirchenthüren angeschlagen, das Kirchspiel, die parish, ist auch die unterste politische Einheit. Freilich wurden auch auf den Bahnhöfen Flugschriften verteilt, in denen die Hochkirche zur Unterzeichnung einer sehr geharnischten Petition gegen die Übergriffe des Staates in das kirchliche Recht der Kindererziehung einlud.

Selbsttäuschung und Geschäft mögen wohl auch an der übertriebnen Sportsucht der Engländer beteiligt sein. Gewiß verdanken sie, und namentlich auch das weibliche England, ihre rüstigen, frischen Erscheinungen zu einem guten Teil den körperlichen Übungen in freier Luft. Ein Londoner Arzt rühmte mir den Lawn-Tennisplatz als die beste Vorbildung zum Mutterberuf und führte das development der Rasse ganz besonders mit darauf zurück. Beobachtet man aber die jungen Gentleman auf der Eisenbahn, wie sie in eigens dazu mitgebrachten langen Felleisen ihr ganzes Crickethandwerkszeug bei sich führen, wie sie hinter den ungeheuern Spalten ihrer Sportblätter versinken, und sieht man, wie fast die meiste Zeit des Spiels dem Wiederaufsuchen verworfner Bälle gewidmet wird, so wird es schwer, sich in das spannende Interesse hineinzudenken, das Spieler und Zuschauer gefesselt hält. Die hohen Wetten mögen dabei auch ihre Rolle spielen. Unsre Turnübungen und akademischen Waffenspiele scheinen mir doch geeigneter, Körper und Geist zu

stählen. Das sollten wir nicht vergessen, wenn der weiße Flanell auch in Deutschland jetzt seinen Siegeszug halten zu wollen droht. Meinethalben das eine thun, das andre nicht lassen, keinesfalls aber in beiden den eigentlichen Lebensinhalt suchen.

Der englische Soldat ist schlank und rank und von leichtem, elastischem Gange, wenn er mit seinem koketten Mützchen, das Sturmband an der Unterlippe, das Stöckchen unterm Arm, in tadellosem Anzug durch die Straßen schlendert. Das Vornüberneigen des Oberkörpers, das unsre Jugend heute mit aller Anstrengung den Engländern nachahmt, haben ihm seine Drillmeister gründlich ausgetrieben. Das in Glasgow und Edinburg garnisonirende hochländische Regiment hat geradezu bildschöne Leute. Und doch hat mir der erste märkische Musketier, den ich auf der Rückreise zu sehen bekam, einen weit festern, ich möchte sagen unüberwindlichern Eindruck gemacht. Hätte mein alter Sergeant den Anblick der Kompagnie haben müssen, die ich im Innern des Tower, wenige Schritte von dem Richtplatz der Anna Boleyn, Jane Grey und des Grafen Essex exerzieren sah, das Herz wäre ihm gebrochen. Von Knieedurchdrücken, Tragart der Gewehre, von den Idealen an Richtung, Fühlung, Abstand, wie ihnen der deutsche Exerziermeister die Wirklichkeit zu nähern versteht, war kaum die Rede. Und was müßte aus den abretten, nur gar zu jungen Burschen zu machen sein! Ich fragte einen jungen Gentleman, der in Deutschland sicher den Freiwilligenrock getragen hätte, ob er nicht wenigstens den Volunteers angehörte. Er verneinte. Es kostete ihm zu viel Zeit, höchstens Clerks pflegten beizutreten, um dann auch nur das Listenwesen und die Schreibgeschäfte zu besorgen. Auch sonst hörte ich, daß sich die Volunteers mehr und mehr nur aus Arbeitern und Handwerkern zusammensetzten. Für den Fall innerer Verwicklungen würde nicht der geringste Verlaß auf sie sein. Nur die in besondern Riflekorps organisirte Oxforder und wohl auch Cambridger Studentenschaft scheint eine Ausnahme zu machen. Der Engländer ist trotzdem auf seine Armee nicht wenig stolz, für die Offizierstellen scheint es auch nicht an Gentlemen zu fehlen, Offiziere selbst habe ich, da sie bekanntlich nur in Zivil ausgehen, nicht gesehen. Daß Tom Atkins (der Sammelname für den englischen Linienſoldat) die Herzen der Dienstmädchen ganz ebenso gefangen hält, wie sein deutscher Kamerad bei uns, konnte man an jedem Sonntag nachmittag beobachten. Geradezu an die Zeiten Friedrich Wilhelms I. erinnerte es, in allen englischen Städten Werbebüreaus aufgeschlagen zu finden, vor denen auf scharlachrot und blau kolorirten Bilderbogen die schön aufgeputzten Repräsentanten von Ihrer Majestät Armee und Marine ausgehängt waren, darunter die Anforderungen an Körpergröße, Vorbildung, die Beförderungsaussichten, Dienstbezüge, Handgelder und die Prozente für die Werbeagenten. Es ist leicht zu prophezeien, daß England mit seinen wenigen Söldnertruppen, deren Kadres es jetzt erst, in den Zeiten wirtschaftlichen Niederganges, mühsam zu füllen vermag, dereinst

weder Indien gegen die Russen noch Kanada gegen die Vereinigten Staaten wird behaupten können, von der Gefahr eines französischen Einfalls ganz zu schweigen. Daß die Zeiten vorüber sind, wo andre Nationen die Kastanien für Albion aus dem Feuer holten, leuchtet auch dem betrübten John Bull langsam ein. Sicher besitzt aber Großbritannien noch Hunderttausende des schönsten Soldatenmaterials. Wie lange es noch zögern darf, dieses Material mit Hilfe der allgemeinen Wehrpflicht zu organisiren und zu disziplíniren, das zu beurteilen ist seine Sache. Wenn die nationale Existenzfrage einst dringender an England herantreten wird — und sie wird ihm in seinen Kolonien gestellt werden, ohne die es buchstäblich am Hungertode sterben müßte —, so wird alles darauf ankommen, ob es einen Staatsmann besitzen wird, der sein Volk von der Notwendigkeit persönlicher Opfer zu überzeugen und es zu dem begeisterten Entschlusse, sie auch wirklich zu bringen, hinzureißen vermag. Die kurzsichtige Demokratie, die heute am Ruder sitzt, sieht nicht darnach aus, als ob dieser Staatsmann aus ihren Reihen geboren werden sollte. Hat man aber die charaktervollen Gestalten der großen Staatsmänner bewundert, die in herrlichen Statuen die Vorhalle des Parlamentsgebäudes schmücken, und sieht man dann im Hause der Gemeinen (ich wohnte einer Sitzung bei) dieselben männlichen Erscheinungen und Charakterköpfe vertreten, so kann man den Glauben nicht aufgeben, daß diesem kernigen Volke auch künftig in der Stunde der Gefahr der rechte Mann nicht fehlen werde. Die Engländer wissen heute ganz genau, warum sie uns um unsern Bismarck beneiden.

Wenn freilich der wirtschaftliche Niedergang, in dem sich, auch dem Auge des Fremden erkennbar, heute England ebenso wie alle andern Nationen befindet, von Dauer sein sollte, so kann ein großer Staatsmann auch für England leicht zu spät kommen. Die körperliche und moralische Kraft der Nation ist davon abhängig, daß sie imstande bleibt, ihre hohe Lebensführung nicht nur in dem bisherigen Umfange aufrecht zu erhalten, sondern auch Millionen von Proletariern noch daran teilnehmen zu lassen. Dies ist die nationale Bedeutung der schweren Lohnkämpfe, die die arbeitende Klasse Englands jetzt eben in dem großen Kohlenstreik zu ihrer Verteidigung besteht, und die sie bei bessern Konjunkturen auch angriffsweise weiter führen wird. Die Lohnfrage läuft in England wie in allen Kulturländern praktisch heute noch darauf hinaus, ob es den Arbeitern gelingen wird, von dem Unternehmergewinn soviel wegund auf den Arbeitslohn herüberzuziehen, daß sich überhaupt noch Unternehmer zur Hingabe des Kapitals für produktive Zwecke und zur Leitung der Unternehmungen finden. Was aber dann, wenn sie sich nicht mehr finden werden? Sollen dann Genossenschaften, soll der Staat, soll die Gesellschaft an ihre Stelle treten? England scheint berufen, einst auch auf diese Fragen die erste Antwort geben zu müssen. Auch der flüchtige Besucher gewinnt eine Vorstellung, welch unsägliches Elend in England noch zu lindern ist. Mache einen Gang

auf London Bridge und schaue die in den Nischen herumlungernden und hungernden Jammergestalten, lies an den Polizeilokalen in Whitechapel die Tafeln, an denen das unheimliche dead found angeschlagen steht, oder gehe in die vornehmen Parks des Westends, wo dicht neben den Karossen der Aristokratie fragwürdige Schläfer auf dem Rasen ausgestreckt liegen! Ich sah in Liverpool am Sonntag Nachmittag auf dem von wohlgekleideten Menschen angefüllten Pierhead einige so grauenhaft zerlumpte und zerfetzte irische Gestalten, wie man sie in Deutschland selbst auf der Heerstraße nicht finden wird. In Manchester waren die Bänke auf dem schönen grünen Platz vor der Infirmary, an denen der gewaltige Tagesverkehr vorüberflutete, mit Arbeitslosen jeden Alters und jeden Geschlechts angefüllt, die ein Heim überhaupt nicht zu kennen schienen. Ich kann das bleiche, grell von der Sonne beschienene Gesicht eines in ein schmutziges Tuch gehüllten Weibes nicht vergessen, das, den Kopf weit hinten über den Rücksitz gelehnt, wie eine Tote schlief. Es giebt auch keine gefällige Polizei, die solche unästhetische Anblicke dem bessern Publikum zu verhüllen suchte. Der Engländer geht, wie ich genau beobachtet habe, daran nicht stumpfsinnig vorüber. Er sieht es wohl, und vielleicht erklärt das täglich vor ihm stehende Mene Tekel die ungeheure Wohlthätigkeit, die im großen wie im kleinen in England geübt wird und einen der schönsten nationalen Züge bildet. Allerorten sieht man Kranken- und Waisenhäuser, Wohlthätigkeits- und Volksbildungsanstalten aller Art mit der Aufschrift: Nur durch freiwillige Beiträge erhalten. Besonders schön ist der Volkspalast im Ostend von London. Ich fand seine Räume und Anlagen, namentlich aber auch, trotz des schönen Sommerabends, den mustergilig eingerichteten Lesesaal dicht von Männern, Frauen und Mädchen angefüllt. Ein schönes Beispiel davon, was die Selbsthilfe in England zustande bringt, gab mir der Besuch des großartigen Warenhauses der Wholesale Society, des Verbandes der englischen Konsumvereine in Manchester. Die gewaltigen Lagerräume machen ein ganzes Straßenviertel aus, der Kontorsaal war von etwa zweihundert Schreibern gefüllt. Die Gesellschaft läßt sechs eigne Seedampfer laufen, machte im Jahre 1892 einen Warenumsatz von 9300904 Pfund Sterling und sicherte 824149 Mitgliedern d. h. Haushaltungen die Vorteile des direkten Einkaufs. Dabei empfängt der technische Leiter des Riesenunternehmens einen Gehalt, der den eines kleinen Beamten nicht übersteigt.

Und doch haben sich weder die Privatwohlthätigkeit, noch die in großen Vereinigungen organisirte Gesellschaft, allen voran die Hochkirche, noch die gewaltigen, eignen Anstrengungen der arbeitenden Klassen bis jetzt der ungeheuern Aufgabe gewachsen gezeigt, die Sünden kaum eines halben Jahrhunderts wieder gut zu machen. Was Wunder, daß auch in England der Ruf nach Staatshilfe lauter und lauter ertönt, und daß der Sozialismus selbst unter den Gewerkvereinen, bis vor kurzem noch seinen stärksten Widersachern, ungeahnte Fort-

schritte macht! Leider gelang es mir nicht, an einen Gewerkverein selbst hinanzukommen. Zwei Arbeiter, mit denen ich längere Gespräche führen konnte, wollten aber nichts von ihnen wissen. Der eine, ein junger Matrose, war ausgetreten, weil ihm die Beiträge zu hoch waren, der andre, ein älterer beschäftigungsloser Londoner Warenhausarbeiter, der im Hydepark neben mir auf einer Bank Platz nahm, meinte, die Unionen verwendeten ihre Mittel nur auf Streiks, unterstützten ihre Mitglieder auch nur während der Ausstände und kümmerten sich sonst nicht weiter um sie. Er verurteilte die Streiks, da die Arbeiter mit den Masters die gleichen Interessen hätten und nur im Einvernehmen mit ihnen ihre Lage verbessern könnten.

Es ist nicht zu verkennen, daß die politische Freiheit, die bedingungslos anerkannte bürgerliche Gleichberechtigung jedes eingebornen Briten doch viel dazu beiträgt, die gesellschaftlichen Gegensätze zu mildern. Auch der niedrigste Arbeiter hat im Gespräch mit höher stehenden nichts von Unterwürfigkeit in seiner Haltung. Beide geben sich gewissenhaft das please und thank you, mit dem das Erbitten und Gewähren jeder, auch der geringsten Dienstleistung verbunden wird. Auch im Verkehr der Beamten mit dem Publikum habe ich nie den herrischen, hochfahrenden Ton zu hören bekommen, der leider in Deutschland noch vielfach Mode ist. Freilich der Begriff des respektabeln Gentlemans geht nur bis zu einer ganz bestimmten Grenze. Im Londoner Volkspalast lautete die Aufschrift auf den Bedürfnisanstalten einfach: for men, statt wie sonst überall: for gentlemen. Daß aber politisch eine freiere Luft über den britischen Inseln weht, ist keine Frage. Der Policeman erscheint mehr nur als Beschützer der Schwachen, in London auch als willkommner Ratgeber in allerlei Verlegenheiten. Eine Menge der festländischen Polizeivorschriften müssen dem Engländer notwendig kleinlich vorkommen. Wie oft ich in London und allen großen Provinzialstädten den Thatbestand des „groben Unfugs“ verwirklicht sah, ohne daß ein Hahn darnach krähte, ist nicht zu zählen. Den Kinderwagen gehörte das Trottoir, die Zeitungsjungen hatten die große fettgedruckte Inhaltsangabe, die alle Tagesblätter ihren Verkäufern als Plakat mitgeben, mit kleinen Steinen beschwert überall auf der Fahrbahn oder den Bürgersteigen ausgebreitet, Maler zeichneten farbige Landschaften auf die Steinplatten, der Verkehr — und was für ein Verkehr! — ging ruhig daran vorbei oder darüber hinweg. Wenn grober Unfug nach der klassischen Begriffsbestimmung unsrer „Motive“ die „Belästigung des Publikums in seiner Allgemeinheit“ ist, so versteht der Engländer eben die Kunst, sich durch dergleichen Dinge nicht belästigen zu lassen. Laß mich gewähren, ich lasse dich auch gewähren! Laßt dem armen Teufel sich einen Penny verdienen, wenn es mich nicht mehr als einen Schritt Umweg kostet! Am Towerhill in London hatten einige verwogne Gestalten eine rote Fahne aufgesteckt, um ein sozialistisches oder auch anarchistisches Meeting abzuhalten. Der einzige Zuschauer, den sie

in der Viertelstunde, die ich dort wartete, gefunden hatten, war der in der Nähe stationirte Policeman. Daß die Staatsgewalt in England heute noch die Energie hat und den Entschluß zu finden weiß, gegen offne Gewalt kräftig einzuschreiten, bewiesen gerade während meiner Anwesenheit die blutigen Ereignisse von Pontefract. Die Arbeiter konnten sich die im ganzen ihnen zugewendeten Sympathien des großen Publikums nicht gründlicher als durch offnen Aufruhr und Brandstiftung verscherzen.

Was die Bodenfrage für England zu bedeuten hat, kann man schon auf einer kurzen Wanderung durch das Land beobachten. Den Versuch, von der öffentlichen Straße abzubiegen, etwa durch ein Wäldchen, über einen Hügel zuzuschneiden oder einen schönen Blick zu genießen, wehrt überall die geheiligte Aufschrift: Private. Nur die Wiesen der großen öffentlichen Parks, deren Gras von den vornehmen Erscheinungen stattlicher Schöpse kurz gehalten wird, sind unbeschränkt zugänglich. Zwar scheinen die meisten Großgrundbesitzer ihre Privatparks auch dem großen Publikum zu öffnen — ich sah das mit unbeschreiblichem Luxus und auserlesenem Geschmack ausgestattete Eaton Hall des Herzogs von Westminster bei Chester. Wie wenig sie aber dazu für verpflichtet angesehen werden, entnahm ich der Bemerkung eines Reisegefährten, der den Earl von X deshalb, weil er das Publikum zuließ, als einen good man rühmte. Ob freilich die englische Landwirtschaft von einer neuen Bodenverteilung so beträchtliche Vorteile haben würde, steht dahin. Von der gesamten Bodenfläche des vereinigten Königreichs dienen fast 43 Prozent, vom eigentlichen England ein noch weit höherer Prozentsatz der Wiesen- und Weidewirtschaft. Die Viehzucht wird für den gegenwärtigen Umfang des Weidelandes auch dann die durch die Verhältnisse gegebne, einträglichste Wirtschaftsform bleiben, wenn die heutigen Pächter zu freien Eigentümern werden sollten. Gerade diese Wirtschaftsform ist aber für den Kleinbetrieb wenig geeignet. Die 19 Prozent oder rund 6 Millionen Hektar Ackerlandes mögen noch Platz für einige tausend und selbst zehntausend kleinere Bauernhöfe hergeben, weitere tausende lassen sich vielleicht von den 35 Prozent jetzt wüst liegenden Landes ab- oder vielmehr zurückgewinnen. Für einen zahlreichen und kräftigen Kleinbauernstand bieten aber die britischen Inseln schwerlich noch Raum. Sie würden ohnedies den eignen Bedarf an Brotfrucht nicht erzeugen können, und wenn sie bis zum Gipfel des Ben Nevis unter den Pflug genommen würden. Um zu einem sich selbst genügenden Ackerbau- und Industriestaat zurückkehren zu können, müßte England zuvor neunundneunzig Hundertel seiner heutigen Industrie zerstört und seine Einwohnerzahl auf ein Viertel herabgesetzt, mit andern Worten den nationalen Selbstmord begangen haben. Die Zerschlagung des Großgrundbesitzes dürfte deshalb, außer den bisherigen Pächtern für ihre Personen, nur einer verhältnismäßig geringen Anzahl neuer Wirte, in der Hauptsache vielmehr der städtischen Bevölkerung zu gute kommen. Diese hat

bekanntlich dem Landlord für die bloße Erlaubnis, auf seinem Grund und Boden Wohnungen zu errichten, Licenzen zu zahlen, während die errichteten Wohnungen selbst nach neunundneunzig Jahren an den Grundherrn ohne jede Entschädigung heimfallen. Immerhin ist es das Verdienst dieser Einrichtung, die private Bauspekulation in gewissen Schranken und den Mietzins noch auf erträglicher Höhe gehalten zu haben. Die Landreform kann deshalb auch für die Städte nur dann segensreich wirken, wenn sie, vielleicht durch Übertragung des Eigentums an die Gemeinden, dem drohenden Grundstückswucher der Privatspekulanten vorzubeugen versteht. Dem englischen Wohnhause wäre dabei zu gönnen, daß es künftig geräumiger, gediegner und geschmackvoller hergestellt würde. Ich habe wenigstens selbst in den vornehmen Vierteln des Westends von London die englischen „Burgen" (my house my castle) äußerst einförmig und fast von liliputartiger Niedlichkeit gefunden. Das Bewußtsein, allein im eignen Hause zu wohnen, scheint für manche Unbequemlichkeit entschuldigen zu müssen.

Von London schweige ich. Davon erzählen, hieße Blumen in die Knopflöcher der Cockneys stecken. Aber jeder Bericht über eine Sommerreise nach England aus dem Jahre 1893 wäre unvollständig, wenn er nicht Daisy Bells gedächte, eines Kouplets im Walzertakte, der Liebeserklärung eines Bicyklefahrers an seine Daisy. Es verfolgte mich bis hinauf nach Edinburg und wieder zurück in allen Städten, auf allen Gassen, am Strande, in der Eisenbahn, auf dem Schiff, im Hotel, gesungen, gepfiffen, geblasen, geklimpert, getrampelt, ja ganze Volksversammlungen haben es gesungen, um einen unbeliebten Redner mundtot zu machen. Ich habe es mir mitgebracht und habe neulich in einem Kreise, der wie ich selbst das harte Verdammungsurteil der Grenzboten über den modernen Gassenhauer „voll und ganz" unterschreibt, mit seinem Vortrag stürmischen Beifall geerntet.

Der „Fall Kirchhof"

In Berlin hat, wie bekannt, vor kurzer Zeit der General z. D. Kirchhof auf einen gewissen Harich, einen sogenannten Redakteur des Berliner Tageblatts, geschossen, weil dieser in seiner Zeitung eine unwahre, skandalöse Notiz über ein Familienmitglied des Generals gebracht und in dem wegen dieser Verleumdung anhängig gemachten Prozesse die Keckheit gehabt hatte, den „Wahrheitsbeweis" für seine Behauptung anzutreten. Dieser Wahrheitsbeweis wurde zwar vom

Gericht als unerheblich verworfen, dem General jedoch konnte für diese unter dem Vorwande der Verteidigung zugefügte neue Beleidigung keine Genugthuung geschafft werden. Es blieb ihm nichts übrig, als von dem pp. Harich die Erklärung zu verlangen, daß er gelogen habe, und um diese Erklärung zu erhalten, begab er sich in dessen Wohnung. Als der pp. Harich sich weigerte, diese Erklärung schriftlich abzugeben, hat der General auf ihn geschossen; geschadet hat der Schuß dem pp. Harich nicht.

Was der General gethan hat, kann nach den bestehenden Gesetzen nicht gebilligt werden, aber eine Reihe von Entschuldigungsgründen steht ihm doch zur Seite. Man vergegenwärtige sich einmal die Lage eines ehrenhaften Mannes, der in seiner und seiner Familie Ehre von einem unbekannten, beliebigen Preßklepper hinterlistig angegriffen wird. Der Bursche weiß ganz gut, daß seine Erzählung durchaus unwahr ist. Das ficht ihn aber nicht an; es kommt ihm darauf an, einen seiner Partei mißliebigen Mann zu kränken, ihm die Ehre abzuschneiden, ihm zu schaden oder auch nur, etwas „Pikantes“ zu bringen. Die Mittel, dies zu bewirken, sind ihm ganz gleichgiltig. Also munter eine Verleumdung in sein Blatt! Der Angegriffne wehrt sich in den Formen des Gesetzes, indem er Klage gegen das Blatt wegen Verleumdung erhebt. Nun sehe man die Formen an, in denen sich ein solches Verfahren abwickelt. Dem Angeklagten und seinem Verteidiger — einen solchen findet er ja immer — stehen die vorzüglichsten Mittel zur Verschleppung der Sache zu Gebote. Es werden Vertagungsgesuche eingereicht, Erkrankungen vorgespiegelt, ganz wertlose Beweisanträge gestellt: jedes einzelne solche Vorbringen genügt, die Sache wieder auf einige Zeit hinauszuschieben. Ist es endlich dem Vorsitzenden gelungen, einen Termin herbeizuführen, so bietet die Verhandlung der Sache selbst dem Angeklagten wieder die bequemste Gelegenheit, in Anwesenheit einer zahlreichen Zuhörerschaft ungestraft die unverschämtesten Beleidigungen des Klägers zu verüben, denn „seine Verteidigung darf ihm nicht verkümmert werden,“ und der § 193 des Strafgesetzbuchs ist — besonders gegenüber einem schwachen Vorsitzenden und einem ängstlichen Gericht — ein vollendetes Deckungsmittel, hinter dem man die nichtswürdigsten Verdächtigungen straflos begehen kann.

Hat der Kläger dies dann über sich ergehen lassen und es mit Mühe und Not schließlich dahin gebracht, daß der Angeklagte nicht „wegen Wahrung berechtigter Interessen“ freigesprochen, sondern endgiltig und rechtskräftig in letzter Instanz verurteilt worden ist — was ist so häufig das Ergebnis seiner Klage und aller mit ihr zusammenhängenden Unlust, Mühe und Qual? Eine Geldstrafe von einer lächerlichen Niedrigkeit. Der Angeklagte hat auch die Kosten zu tragen. Jawohl, wenn er etwas hat. Wenn er aber nichts hat? Ja, dann hat sie der Staat zu tragen, d. h. alle andern Leute, die der Angeklagte gar nichts angeht, und unter ihnen der Kläger selbst. Und gewöhnlich

hat ein solcher Angeklagte nichts. Die betreffende Zeitung kauft sich irgend ein Subjekt, das als verantwortlicher Redakteur zeichnet und durch kein Vermögen an der Verübung von Verbrechen gehindert ist, und läßt durch diesen die Verleumdungen vertreten, die sie ohne eigne vermögensrechtliche Gefahr nicht unternehmen könnte.

Das ist die Genugthuung, die unser bestehendes Recht dem in seiner Ehre angegriffnen Manne gewährt. Nach monatelangem, vielleicht noch länger dauerndem Hinziehen seiner Klage eine unbedeutende Geldstrafe, im günstigsten Falle eine kleine Gefängnisstrafe des Angeklagten, während dieser selbst aus dem Prozesse wieder Kapital schlägt, den ganzen Hergang unter Anführung der ursprünglich und der im Laufe des Prozesses neu verübten Beleidigungen in seinem Blatte wiedergiebt und so ein neues Geschäft mit der ersten Verleumdung macht.

Sollen wir uns etwa wieder mit dem Spruche trösten, daß die Presse ja bekanntlich der Speer sei, der die Wunden heile, die er geschlagen hat? Es wird wohl wenige geben, die hierin einen genügenden Trost finden, wenn sie einmal selbst in die Lage gekommen sind, von diesem Speer getroffen zu werden. Erstens brauche ich gar nicht zu dulden, daß sich einer das Vergnügen macht, mit seinem Speer nach mir zu werfen, und sodann ist die ganze Behauptung ein Schwindel. Der Schaden, der durch eine Preßverleumdung angerichtet wird, kann überhaupt nicht wieder gut gemacht werden. Ein großer Teil der Leser erhält von einer Berichtigung oder einer Verurteilung gar keine Kenntnis; ein andrer Teil glaubt trotz dieser Kenntnis an die Wahrheit der verbreiteten Lügen.

So lange wir uns nicht entschließen, mit unsrer Preßgesetzgebung eine Änderung von Grund aus vorzunehmen, so lange wir nicht die notwendigen materiellen und prozessualischen Maßregeln ergreifen, um eine rasche und energische Justiz gegen den Mißbrauch der Presse zu ermöglichen und diese selbst im Falle der Widersetzlichkeit zu unterdrücken, so lange dürfen wir uns nicht wundern, wenn ein Ehrenmann endlich zur Selbsthilfe greift, um sich das Recht zu verschaffen, das ihm zu gewähren die bestehende Gesetzgebung nicht imstande ist.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein neuer Sachsenbischof. Vor wenigen Wochen bewegte sich durch die Straßen der altehrwürdigen sächsischen Metropole Hermannstadt ein unabsehbarer Trauerzug; von der glänzenden ordengeschmückten Uniform an bis zum schlichten

Bauernkleide konnte man alle Stände darin vertreten sehen, am meisten herrschte dabei das ernste Gewand des evangelischen Geistlichen vor. In aller Augen aber, selbst in denen der zugeströmten zuschauenden Menge, war tiefe Trauer zu lesen: das Sachsenvolk gab seinem großen Bischof D. G. D. Teutsch das letzte Ehrengeleite. Auf seine Gruft sehen die Bergriesen der siebenbürgischen Südkarpaten hernieder, jener Gebirgswall, der eine von Gottes Hand gesetzte Trennungsmauer zwischen westlicher Kultur und östlicher Barbarei ist, ein Bollwerk, das in dem Verstorbnen einen seiner Hauptverteidiger verloren hat.

Dieser Mann, imposant in seiner äußern Erscheinung, von umfassendem Wissen, gewaltiger Arbeitskraft, der über drei Jahrzehnte der geistige Führer des sächsischen Volkes gewesen ist, auch ehe er noch dessen höchste Ehrenstelle bekleidete, hat der Entwicklung unsers Volks ein Menschenalter hindurch den Stempel seines Geistes unverkennbar aufgedrückt. In historischer Schule gebildet und auf dem Gebiete der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung für die heimische Wissenschaft epochemachend, hat er von diesem Standpunkte aus die Stellung seines Volks im magyarischen Staatengebilde betrachtet, von ihm aus die Entwicklung seiner Kirche geleitet, mit historischen Waffen die politische und kirchliche Stellung seines Volks verteidigt. Als sich daher die Gruft über dem großen Toten schloß, über ihm, der im Kampfe um nationale Güter unser Rückhalt gewesen war, der durch die Macht seiner Persönlichkeit und seiner Rednergabe manchen Riß in unserm Innern geheilt hatte, sodaß die Arbeit im Innern, der Streit nach außen uns einig fand, da ruhte ein dumpfer Druck über unserm in letzter Zeit so arg gefährdeten Völkchen. Hatte es doch noch die letzten Lebenstage Teutschs arg verbittert, daß die Sachsen als Konfession und Nation wieder schweren Stürmen entgegengehen, aus denen teils die katholische Kirche, teils der nationale Chauvinismus als Sieger hervorgehen wird, besonders der zweite, der nun unter dem Titel liberaler Reformen heranschleicht und unter dieser das Ausland und uns selbst täuschenden Hülle seine Hand nach unsrer Kirche und Schule ausstreckt, um unsre Muttersprache aus ihrer letzten Stellung zu verdrängen.

Dieselben Glocken, die am 2. Juli d. J. die Trauerkunde ins Land hinaustrugen, daß der Bischofsstuhl der evangelischen Landeskirche in den siebenbürgischen Teilen Ungarns erledigt sei, luden am 21. September die Vertreter dieser Kirche ein, sich ein neues Oberhaupt zu erküren. In langem Zuge begab sich das Landeskonsistorium, sowie die Abgeordneten der einzelnen Kirchenbezirke aus dem verwaisten bischöflichen Gebäude zur Kathedrale; der Ernst der schweren Verantwortung des Augenblicks lag feierlich über den Wählern und strahlte seinen ergreifenden Eindruck auf das zahlreich versammelte Publikum aus, das die Kirche erfüllte.

Nach einem erhebenden Gebete und einleitendem Gesang eröffnete der Landeskirchenkurator H. Kästner die Sitzung und ließ die Vorschläge sämtlicher Presbyterien verlesen, worauf die Liste aller Kandidaten zusammengestellt wurde. Nachdem diese — sie enthielt zwanzig Namen — zweimal verlesen worden war, trat jeder Abgeordnete vor den Altar, schrieb seinen Stimmzettel und legte ihn in eine ebenfalls auf dem Altar stehende Urne. Die Auszählung wurde öffentlich vollzogen und ergab, daß von fünfundfünfzig Stimmen, die abgegeben worden waren, zweiundfünfzig auf den bisherigen Stadtpfarrer von Hermannstadt, Superintendentialvikar Dr. Friedrich Müller gefallen waren. Der Neugewählte, mit brausenden Hochrufen empfangen, wurde sofort in sein Amt eingesetzt und geweiht, worauf er über die versammelte Gemeinde den Segen sprach.

Der neunundzwanzigste der evangelischen Bischöfe, die das Sachsenvolk seit

der Reformation gehabt hat, ist auch im Auslande nicht unbekannt. Als Anerkennung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit auf den Gebieten der Geschichte und Völkerkunde verlieh ihm die Universität Marburg den Doktortitel, und der Gustav-Adolfverein zählt ihn unter die Mitglieder seines Zentralvorstandes.

Dr. Friedrich Müller stammt aus einer altsächsischen Ratsherrenfamilie, die in dem Sachsenstädtchen Schäßburg wohnte, in demselben, das unserm Volke seit der Mitte dieses Jahrhunderts eine Reihe ausgezeichneter Männer, darunter drei Bischöfe gegeben hat. Geboren im Jahre 1828, zählt er gegenwärtig fünfundsechzig Jahre, von denen er fünfundvierzig im Dienste der Schule und Kirche zugebracht hat. Nachdem er sein heimatliches Gymnasium durchgemacht hatte, ging er auf deutsche Universitäten, wo er theologische und philosophische Studien trieb. Nach Hause zurückgekehrt, wurde er an derselben Anstalt, die ihn erzogen hatte, angestellt und widmete anfangs als Lehrer, später als Rektor desselben Gymnasiums mehr als zwei Jahrzehnte lang seine ganze Kraft dem Schulwesen seiner Vaterstadt. Aus dem Lehramte trat er dann ins geistliche Amt über, indem er im Jahre 1869 Pfarrer einer Landgemeinde, Leschkirch, wurde. In dieser Stellung blieb er aber nur kurze Zeit, da ihn schon nach Verlauf von fünf Jahren die Hauptstadt der Sachsen, Hermannstadt, zu ihrem Stadtpfarrer wählte.

Fast ein halbes Jahrhundert hindurch ist Bischof Müller der Mitstreiter seines Vorgängers gewesen, in mehr als einem Amte war er sein unmittelbarer Nachfolger. Schon als Rektor, noch mehr in späterer Zeit, ist er Mitglied unsrer höchsten politischen und kirchlichen Korporationen gewesen und hat als solcher eine große Thätigkeit entwickelt, namentlich in dem letzten Jahrzehnte, wo er unser gesamtes höheres Schulwesen leitete, eine schwierige Aufgabe in der Zeit, wo die staatliche Gesetzgebung immer mehr ihren Einfluß auf konfessionelle Anstalten geltend machte. Verdankt ihm so die ganze evangelische Landeskirche die Neuordnung seiner höhern Schulanstalten, so ist es erklärlich, daß auch in seiner Pfarrgemeinde ein großer Teil seiner Thätigkeit der Schule galt. Doch lag das Hauptgewicht auf dem Gebiete der innern Mission. Ihm verdankt der allgemeine evangelische Frauenverein der Landeskirche seine Entstehung, sein Werk ist die Errichtung eines evangelischen Waisenhauses in Hermannstadt und die Gründung einer evangelischen Krankenpflegeanstalt, deren Pflegeschwestern meist im Sophienhause zu Weimar ihre Ausbildung fanden.

Die außergewöhnliche geistige Kraft, die, verknüpft mit glänzender Rednergabe und großer Thatkraft, durch die Stimme unsers Volkes berufen wurde, die Leitung der gesamten Nation in die Hand zu nehmen, giebt uns die Gewähr, daß unsre Kirche und unser Volk auch in den schweren Zeiten, die für uns kommen werden, nicht ohne den Führer dastehen wird, dessen es bedarf. Unter der Leitung des Mannes, der mit dem verstorbnen Bischof Teutsch die verantwortungsreiche Arbeit für das Wohl seines Volkes schon zu dessen Lebzeiten geteilt und nun dessen Erbe angetreten hat, sehen wir mutig der Zukunft entgegen.

Unsre Schiffsnamen. Weshalb nennt man S. M. Jacht „die Hohenzollern“ und nicht den Hohenzollern? fragt in einer der letzten Nummern ein Leser. Ich will versuchen, darauf eine Antwort zu geben.

Vorher muß ich bemerken, daß der Seemann, der deutsche sowohl wie der französische und der englische, das Schiff für ein weibliches Wesen hält. Natürlich; denn er hat sein Schiff lieb, und für gewöhnlich liebt der Seemann nur weibliche Wesen. Daher kehrt sich der deutsche Schiffer auch durchaus nicht an

die deutsche Grammatik, sondern sagt frank und frei die Schiff und die Boot, statt das Schiff und das Boot. Ebenso wenig fällt es dem Engländer ein, wenn er von seinem Schiffe spricht, es it zu nennen, er sagt she von seinem Schiff, und allgemein bekannt im Mittelmeere war lange Zeit die deutsche gedeckte Korvette la belle Frédéric Charles (unser Friedrich Karl).

Nun zu den Schiffen der deutschen Marine. Da können wir zunächst allen denen, die einen Stadt- oder Ländernamen tragen, wie Weißenburg, Sachsen, einen besondern Platz anweisen. Sie machen an und für sich keinen Anspruch auf einen Artikel, der Seemann hat aber einen Artikel für sein Schiff nötig und nennt daher diese Art Schiffe, bei seinem Hange zum ewig weiblichen, durchweg „die."

Weiter: die kleinen Schiffe und Fahrzeuge bekommen durchweg ihren richtigen Geschlechtsnamen, man sagt also nicht „die Habicht," sondern „der Habicht."

So bleiben schließlich nur noch die Schiffsnamen der großen Schiffe übrig, die entweder im allgemeinen eine Person bezeichnen, wie Kaiser, Kronprinz, oder die nach einer bestimmten Person benannt sind, wie Bismarck, Stein, Stosch. Bei diesen Schiffen herrscht nun im Gebrauche des Artikels eine scheinbare Unordnung, weil es z. B. ja allgemein heißt „der Kaiser," aber „die Bismarck." Doch ist diese Unordnung nur scheinbar; denn wir finden durchweg vor den Schiffen der erstgenannten Reihe, die nur im allgemeinen eine männliche Person bezeichnen, den männlichen Artikel. Es heißt stets „der Kaiser," „der Kronprinz." Aber auch unter den Schiffen der zweiten Reihe kann man Ordnung in den Artikel bringen. Die Schiffe nämlich, die ihren Namen nach verstorbnen Männern erhalten haben, führen den männlichen Artikel, die, wie Bismarck, ihren Taufpaten noch am Leben haben, sind weiblichen Geschlechts. Man kann das recht deutlich an Stein und Stosch merken. Das Schiff Stein hat immer der Stein geheißen, und die Stosch, wie sie früher hieß, ist seit etwa zehn Jahren der Stosch geworden. Der frühere Chef der Admiralität fängt eben an vergessen zu werden.

Warum das so ist? Ja, das möchte ich auch wissen. Vielleicht um die Bismarck mit dem Bismarck, der ja, Gott sei Dank, noch lebt, nicht zu verwechseln und etwa despektirlich von ihm zu reden. Man wird doch nicht den Bismarck mit Sand und Steinen scheuern wollen (was er sich auch wohl kaum gefallen ließe), während die Bismarck eine derartige Reinigung oft recht nötig hat.

Diese Unterscheidung ist nun auch bei der Hohenzollern von Bedeutung. Ihr fällt im Marinesprachgebrauch der weibliche Artikel so wie so zu. Zu welchen Nachrichten könnte es aber auch führen, wenn das Schiff der Hohenzollern hieße! Wenn es dann unter den telegraphischen Depeschen hieße: S. M. der Kaiser befindet sich auf dem Hohenzollern — so dächte doch jeder: aha, er ist in Süddeutschland! Wenn man dann weiter läse: Hochdieselben sind auf dem Hohenzollern in See gegangen, so würde man doch stutzig werden und sagen: Na na, ich traue ihm ja viel zu, aber auf dem Hohenzollern in See zu gehen, das scheint mir denn doch eine etwas schwere Kiste zu sein. So etwas kann nicht vorkommen, wenn es heißt: „die Hohenzollern."

Nachschrift der Redaktion. Wir sind dem Einsender für seine Belehrung sehr dankbar, aber daß sie uns sonderlich befriedigte, können wir nicht sagen. Die Einteilungsgründe, die der Verfasser vorbringt, scheinen uns ganz hinfällig zu sein. Es handelt sich weder um große und kleine Schiffe, noch um Orts- und Personennamen, noch um verstorbne und lebende Größen, sondern es handelt sich einzig um das, was man in der Sprachlehre Nomina appellativa und Nomina propria nennt. Den Appellativen, mögen sie nun Menschen, Tiere oder Sachen bezeichnen

(Kaiser, Habicht, Blitz), wird in der Schifferſprache ihr Geſchlecht gelaſſen. Sollen aber die Schiffe einen Perſonennamen bekommen, ſo verlangen ſie einen weiblichen, weil der Schiffer ſein Schiff für ein weibliches Weſen hält. Das haben frühere Zeiten ſehr wohl beachtet; ſie gaben eben den Schiffen Frauennamen, oder Länder- und Städtenamen in der latiniſirten Form, wo ſie alle weiblich ſind (Borussia, Colonia). Im Deutſchen aber ſind eben alle Länder- und Städtenamen ſächlich (das ehemalige Preußen, das alte, heilige Köln), und nun vollends berühmte Männer dadurch zu ehren, daß man ſie als Weiber oder Jungfern behandelt, das geht doch gegen alles natürliche Sprachgefühl. Den Fehler begehen die, die wiſſen, daß die Schifferſprache weibliche Schiffsnamen verlangt, und doch die Schiffe mit Männernamen und Ortsnamen ſächlichen Geſchlechts taufen.

Litteratur

Wendel Hipler, Ehe denn die Schlacht beginnt. Ein Mahnruf an die deutſche Jugend und ihren Kaiſer. Leipzig, Carl Jacobſen, 1892

Mit der Schlacht iſt die Entſcheidungsſchlacht gegen die Sozialdemokratie gemeint. Der Verfaſſer, der ungefähr auf dem Standpunkte der Grenzboten ſteht, warnt davor, es bis dahin kommen zu laſſen. Aufs Militär, auf rohe Kraft ſolle man nicht bauen; „Gewalt iſt ein ſtörriſcher heimtückiſcher Söldner, der oft den eignen Herrn erſchlägt.“ Nur die Wiederherſtellung des Mittelſtandes könne helfen, und nur das Königtum ſei ſtark genug, dieſen wiederherzuſtellen. Unter den Parteien ſei die konſervative berufen, den Mittelſtand zu vertreten; ſie ſolle im guten Sinne demokratiſch ſein, im Gegenſatz zu den Pöbel- und Mammonsparteien. Vorläufig ſei ſie das nicht, da ihr Agrariertum auch nur Mammonismus ſei. Als Mittel zur Wiederherſtellung des Mittelſtandes ſchlägt der Verfaſſer Produktivgenoſſenſchaften mit Staatshilfe vor, die freilich nur dann würden Beſtand haben können, wenn die Naturkräfte verſtaatlicht würden. Dieſes Mittel könnte in der That zum Ziele führen, vorausgeſetzt, daß die Produktivgenoſſenſchaften nicht von oben herab auf büreaukratiſchem Wege gemacht werden, ſondern aus dem Mittelſtande auf natürlichem Wege herauswachſen, und daß der Staat nur helfend und regelnd eintritt. Mit der Aufforderung an Bismarck, dieſe Neugeſtaltung in die Hand zu nehmen, und einem Zuruf an den Kaiſer ſchließt die mit großer Wärme in blühender Poeten- und Prophetenſprache geſchriebne Broſchüre.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Eine Inſeratenſteuer

Durch das Reichspreßgeſetz vom 7. Mai 1874 wurde die Zeitungsſtempelſteuer, die in Preußen nach dem Geſetz vom 29. Juni 1861 von allen periodiſch in regelmäßigen oder unregelmäßigen Friſten erſcheinenden Blättern (Zeitungen, Zeitſchriften und Anzeigeblättern) erhoben wurde, aufgehoben, und eine beſondre Beſteuerung der Preſſe und der einzelnen Preßerzeugniſſe giebt es ſeitdem nicht mehr, abgeſehen von der allgemeinen Gewerbeſteuer.

Jeder wird rückhaltlos den großen Fortſchritt anerkennen, den dieſes Reichspreßgeſetz beſonders für unſer Zeitungsweſen gebracht hat; auch wird es wohl niemand bedauern, daß durch dieſes Geſetz dem Staat eine Einnahmequelle entzogen worden iſt, die immerhin ihren Beitrag zum Haushalt (für Preußen) geliefert hatte, und es würde ein verhängnisvoller Rückſchritt ſein, wenn das durch die „Preßfreiheit“ vom Staate gemachte Zugeſtändnis, daß alle Fragen und Maßnahmen, die das politiſche, volkswirtſchaftliche und ſoziale Leben und andre das allgemeine Intereſſe beanſpruchende Erſcheinungen betreffen, in der Preſſe öffentlich beſprochen werden dürfen, ohne daß beſchränkende oder erſchwerende Maßregeln dagegen wirken, es müßte denn ſein, daß beſondre Strafgeſetze dem entgegenſtünden, wieder eingeſchränkt werden ſollte.

Aber die heutige Preſſe, namentlich die ſogenannte Tagespreſſe, deckt ſich nicht mehr mit dem Begriff, der die Preßerzeugniſſe umfaßt, die dem eben genannten öffentlichen Intereſſe dienen und ſich unter dieſer Flagge der Preßfreiheit erfreuen. Seit der Aufhebung der Zeitungsſtempelſteuer hat ſich neben und mit der blühenden Entwicklung dieſer politiſchen und volkswirtſchaftlichen Tagespreſſe eine Erſcheinung breit gemacht, die nichts als eine Schmarotzerpflanze namentlich an der Tagespreſſe iſt und auch auf dieſe bereits nicht

ohne schädliche Wirkung geblieben ist: das so laut und aufdringlich hervortretende Annoncen- und Reklamenwesen.

Das Annoncen- und Reklamenwesen hat mit dem, was wir unter dem Namen „Presse" verstehen, ursächlich gar nichts zu thun. Es ist eine durchaus selbständige Erscheinung, die nur von geschäftsmännischer Seite aus mit der Tagespresse und andrer „Presse" verbunden wird.

Die volkswirtschaftliche Berechtigung eines maßvollen, anständigen Annoncenwesens soll durchaus nicht bestritten werden (wenn auch ebenso wenig bestritten werden kann, daß die Annoncen vielfach zu schwindlerischer Ausbeutung eines leichtgläubigen Publikums benutzt werden, ohne daß mit den jetzigen gesetzlichen Bestimmungen dem entgegengetreten werden könnte); aber für die gesamte Presse, namentlich für die Tagespresse ist dieses Annoncen- und Reklamenwesen gerade seit der Aufhebung der Zeitungsstempelsteuer zu einer Macht herangewachsen, auf der bei einem sehr großen, wenn nicht dem größten Teile derselben die ganze Existenz beruht. Daß aber diese Abhängigkeit vom Annoncenwesen der Tagespresse im allgemeinen zum Schaden gereicht, kann von einem idealen Standpunkte aus nicht bestritten werden, und es würde nur heilsam sein, wenn dieses schon tief eingerissene Abhängigkeitsverhältnis wieder mehr zurückgedrängt werden könnte. Das ließe sich aber am besten ausführen durch Erhebung einer Inseratensteuer, durch die sich gleichzeitig eine ebenso berechtigte wie ergiebige Einnahmequelle für den Staat schaffen ließe.

Die Ausführung dieses Planes erscheint zwar bei näherer Betrachtung schwierig; denn man wird es vielfach für wünschenswert halten, daß das berechtigte, ehrliche und anständige Annoncenwesen von einer solchen Steuer ausgeschlossen bleibe. Aber abgesehen davon, daß sich dieser Wunsch in der Praxis durchaus unausführbar zeigen würde, kann auch in Wirklichkeit von einer Schädigung von Rechten einer bestimmten Industrie, eines bestimmten Geschäftszweigs, einer bestimmten Bevölkerungsklasse vor andern durch eine solche Steuer nicht wohl die Rede sein. Für die Zeitung selbst freilich, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, wird eine solche Abgabe für ihren Annoncenteil nicht ohne Bedeutung sein, sie müßte natürlich zunächst die Steuer zahlen; aber selbstverständlich werden sehr bald die Inserenten die Hauptsteuerzahler werden, und der berühmte „Erfolg durch Annoncen" kann das auch sehr gut leisten.

Wenn die Besteuerung der Inserate vom volkswirtschaftlichen Standpunkte von verschiednen Seiten als verwerflich bezeichnet wird, „weil sie die tägliche geistige Nahrung des Volkes verteuere, weil sie an das Ungleiche schablonenhaft den gleichen Maßstab anlege und den Armen, der Beschäftigung sucht, ebenso treffe, wie den Reichen, der seinen großen Besitz veräußern wolle," und auch vom politischen Standpunkte, weil sie die Presse mehr und mehr dem Großkapital in die Hände treibe und die Verbindung dieser Mächte ihren

Einfluß noch steigern werde, so ist das eine Kampfweise, die sehr viel Ähnlichkeit hat mit der in agitatorischen Zeitungsartikeln. Die Inseratensteuer wird durchaus nicht an Ungleiches schablonenhaft den gleichen Maßstab legen, sondern sowie die Kosten der Annonce „eines Armen, der Beschäftigung sucht," gewöhnlich nur einen Bruchteil ausmachen werden von den Kosten der Annonce eines Reichen, der seinen großen Besitz veräußern will, so wird sich in gleichem Verhältnis auch die Inseratensteuer verhalten.*) Und was den andern Einwurf betrifft, daß das in der Presse arbeitende Großkapital von einer Inseratensteuer Vorteil haben würde, so ist diese Behauptung doch wohl mehr als kühn; gerade das Gegenteil wird wohl das Richtige sein.

Nach dem Gesetz vom 29. Juni 1861 unterlagen der Stempelsteuer außer den Zeitungen und Zeitschriften auch — § 1 A, 3 — „Anzeigeblätter aller Art, die Anzeigen gegen Insertionsgebühren aufnehmen, es mögen diese Blätter in Verbindung mit andern steuerpflichtigen oder nicht steuerpflichtigen erscheinen, oder ausschließlich zur Aufnahme von Anzeigen bestimmt sein." Durch das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874 fiel mit dem ganzen Gesetz vom 29. Juni 1861 auch diese Bestimmung. Sie hätte, unbeschadet dessen, was damals unter Preßfreiheit verstanden wurde, und was wir auch heute noch unter diesem Begriffe verstehen, bestehen bleiben sollen. Denn nun entstand eine Tagespresse, von der ein großer Teil einen ganz eigentümlichen Charakter angenommen hat. Diese Blätter haben nicht mehr den Zweck, Stimme der öffentlichen Meinung zu sein über politische, soziale und sonstige allgemein interessirende Fragen, sondern sie sind weiter nichts als „Anzeigeblätter." Sie segeln zwar unter der Flagge von politischen und volkswirtschaftlichen Zeitungen, prahlen in der Regel mit ihrem „objektiven, unparteiischen Standpunkte," verfolgen aber im Grunde nur das Ziel, einen Rahmen für möglichst viel bezahlte Annoncen zu bilden. Und mit welchen Mitteln wird hier gearbeitet, um Leser und Abonnenten zu gewinnen! Gerade in den letzten Jahren hat diese Erscheinung in Bedenken erregender Weise überhand genommen, und heute wird in dieser Beziehung das Mögliche geleistet. Es ist bekannt genug, mit welchen Lockspeisen der redaktionelle Teil dieser Tagespresse, „die geistige Nahrung des Volkes," ausgestattet sein muß, um immer wieder seinen Zweck zu erreichen.

Dazu kommt noch, daß der Kaufpreis solcher „Insertionsorgane ersten Ranges" bei der großen Masse bezahlter Annoncen selbstverständlich viel niedriger gestellt werden kann, als es sonst nach den redaktionellen Leistungen und nach der Größe der Zeitungen möglich wäre. Bei der Berücksichtigung dieses Umstandes muß es sogar auffallen, daß z. B. die Postverwaltung nicht schon längst darauf gekommen ist, in der Zeitungspostgebühr Unterschiede

*) Die eine Annonce muß freilich mindestens zwei, die andre braucht nur vier Zeilen lang zu sein. D. R.

zu machen nach der verschiednen Größe der Arbeitsleistung der Post bei der Beförderung der Zeitungen. Wir haben schon im Januar (Heft 4) ausführlich auf diesen Umstand als auf einen Mißstand aufmerksam gemacht; und in der Reichstagssitzung vom 4. März erklärte der Staatssekretär von Stephan auf eine hierauf bezügliche Interpellation des Abgeordneten von der Schulenburg, daß die Postverwaltung dieser Frage bereits näher getreten sei. Aber selbstverständlich würde eine Änderung in der Erhebung der Zeitungspostgebühr auf die Inseratensteuer ohne Einfluß sein, da sich diese doch auf alle Zeitungen und Zeitschriften erstrecken müßte, die gewerbsmäßig Anzeigen gegen Insertionsgebühr aufnehmen, sich also nicht allein auf die durch die Post besorgten beschränkt.

Natürlich wird es nicht an Stimmen fehlen, die angesichts einer Inseratensteuer möglichst laut von Einschränkung der Preßfreiheit und dergleichen schreien werden; denn gerade die Kreise, denen eine solche Steuer am unbequemsten sein wird, werden die Lärmtrommel auf alle mögliche Weise rühren. Hat doch schon die Anregung dieser Frage im Reichstage durch den Geheimrat Gamp bei der Beratung der Steuervorlage in einem gewissen Teil der Presse große Aufregung hervorgerufen. Aber das kann doch kein Hindernis sein, die Frage alles Ernstes in Erwägung zu ziehen.

Auf Einzelheiten soll hier nicht eingegangen werden. Da aber in der Presse bereits die Behauptung verbreitet wird, daß eine Inseratensteuer keineswegs geeignet sei, eine nennenswerte Einnahmequelle für den Staat abzugeben, so soll nur noch hervorgehoben werden, daß bei einer Höhe der Steuer von fünf Prozent des Betrages der Insertionskosten, und zwar des Betrages, der sich aus der Größe der Anzeige und dem gewöhnlichen Zeilenpreis berechnen läßt, nicht des Betrages, den die Zeitung vielleicht infolge eines besondern Kontrakts mit den Inserenten erhält (den Annoncenbüreaus, den Annoncensammlern und auch ständigen Inserenten werden ungleich höhere Prozente an Rabatt bewilligt!), sich eine Einnahmequelle für den Staatshaushalt eröffnen würde, deren jährliches Ergebnis nach Millionen Mark zählen würde.

Die Bürgerkunde in der franzöſiſchen Volksſchule

Von W. Maler

Die Frage, ob die „Bürgerkunde“ unter die Lehrgegenſtände der Schulen aufgenommen werden ſolle, iſt in der letzten Zeit wiederholt erörtert worden. Zuletzt kam der Gegenſtand auf der Verſammlung deutſcher Hiſtoriker in München zur Sprache. Die Anſichten waren dort verſchieden: während ſich die einen für die Einführung dieſes Lehrfachs, ſei es im Anſchluß an die Geſchichtsſtunde, ſei es als eines beſondern Unterrichtsgegenſtandes ausſprachen, glaubten die andern Einwendungen dagegen machen zu müſſen.

Es iſt durchaus nicht das erſtemal, daß dieſe Forderung an die Schule geſtellt wird. Unſtreitig haben ihr aber die Worte unſers Kaiſers auf der Schulkonferenz im Dezember 1889 einen neuen Anſtoß gegeben; ihnen verdanken wir auch ſchon einige Verſuche, die wichtigſten ſtaatlichen Einrichtungen in Form von Leitfäden zuſammenzuſtellen, und es iſt gar kein Zweifel, daß man der Frage nicht länger wird aus dem Wege gehen können.

Ob ſich auch die Volksſchule mit dem Gegenſtande befaſſen ſoll, iſt eine Frage für ſich. Die höhern Schulen aber ſollten dem Gegenſtande bald näher treten; denn es iſt Thatſache, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl erwachſener, ſchon im Leben ſtehender junger Männer, wenn ſie nicht gerade juriſtiſche Studien gemacht haben, oft über die einfachſten Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, z. B. über den Unterſchied zwiſchen Verbrechen, Vergehen und Übertretung, über die Befugniſſe der verſchiednen Gerichte u. dgl. völlig im Unklaren ſind. Mögen auch einzelne Anſtalten im Geſchichtsunterricht gelegentlich neuere Verhältniſſe zum Vergleich heranziehen — es hängt das von der Perſönlichkeit des betreffenden Lehrers ab —, ſo wäre es doch wünſchenswert, daß hierin eine gewiſſe Gleichheit herrſchte; denn je mehr das öffentliche Leben im Volke an Bedeutung gewinnt, deſto mehr ſcheint das Verlangen berechtigt, daß ſchon auf der Schule gewiſſe Grundbegriffe des Staatslebens gelehrt werden.

Ich weiß ſehr wohl, daß man es als ungerechtfertigt, ja als bedenklich hingeſtellt hat, die Politik, die ja das geſellſchaftliche Leben oft genug vergiftet, ſchon in die Schule zu verpflanzen. Es ſoll ja aber gar keine Politik gelehrt, ſondern den Schülern nur allgemeine Begriffe beigebracht werden. Es

ist schwer einzusehen, weshalb die Schüler schon auf der untersten Stufe die Einteilung des Volkes Israel in zehn Stämme und diese Stämme selbst ihrem Gedächtnis einprägen, dann ausführlich die solonische und die servianische Verfassung kennen lernen, über die Verfassung des eignen Vaterlandes aber im Unklaren bleiben sollen.

In nachfolgendem will ich einige Mitteilungen aus einem französischen Lehrbuche machen, um zu zeigen, wie die Franzosen den Gegenstand in ihren Schulen behandeln.*)

Die Bürgerkunde (instruction civique) ist in Frankreich nicht Unterrichtsgegenstand der écoles secondaires, d. h. unsrer Mittelschulen (Gymnasien u. s. w.), sondern nur der Volksschulen. Am 6. Dezember 1879 hat die französische Kammer beschlossen, und dieser Beschluß ist dann am 28. März 1882 Gesetz geworden: „Der Unterricht in den Volksschulen umfaßt Sitten- und Bürgerlehre"; und nach einem Dekret vom 29. Januar 1890 muß jeder Schüler des höhern Kurses (der écoles primaires élémentaires du cours supérieur) mit einem Buch über Sitten- und Bürgerlehre versehen sein. Seitdem sind mehrere Lehrbücher hierüber erschienen, so von Burdeau, Laloi, Lamarche, Compayré u. a. Ich habe das Büchlein von Paul Bert, dem ehemaligen Unterrichtsminister, zu meinen Mitteilungen gewählt, da es eins der verbreitetsten in Frankreich ist; denn es hat seit 1882 dreiundzwanzig Auflagen erlebt, ist in Paris, Lyon, Bordeaux, Marseille, also in den größten Städten Frankreichs eingeführt, es wird wie alle Bücher in den Volksschulen, wenigstens in den Städten, den Schülern umsonst geliefert und wurde auf einer Ausstellung von Unterrichtsmitteln in Bordeaux durch Verleihung der goldnen Medaille ausgezeichnet.

Bemerkenswert ist die Vorschrift über die Art und Weise, wie dieser Unterricht gegeben werden soll; es zeigt sich hierbei, wie die Franzosen in neuerer Zeit mehr und mehr auf die pädagogische Seite des Unterrichts ihr Augenmerk richten. Die Darstellung hat nämlich die Form eines Zwiegesprächs zwischen Lehrer und Schüler: der Schüler soll zum Fragen veranlaßt, die Antworten auf die Fragen durch eignes Nachdenken aus ihm herausgelockt werden. Doch nun zu dem Inhalt des Büchleins selbst.

Nach dem amtlichen Lehrplan vom 27. Juli 1882 soll die Bürgerlehre folgende Gegenstände umfassen: Allgemeine Begriffe über die Einrichtungen in Politik, Verwaltung und Gerichtsbarkeit. — Der Bürger, seine Pflichten und Rechte. — Die Schul- und die Wehrpflicht. — Die Steuer. — Das allgemeine Wahlrecht. — Die Gemeinde. — Der Bürgermeister und der Gemeinderat. —

*) Ich könnte auch auf die Schweiz hinweisen, die auch schon seit einiger Zeit die Bürgerkunde als Lehrfach für die Primärschulen eingeführt hat. Ich nenne z. B. den vortrefflichen Leitfaden von Numa Droz, der von Niggli ins Deutsche übersetzt worden ist.

Das Departement, der Präfekt und der conseil général. — Der Staat, die bürgerliche und die Strafgerichtsbarkeit. — Die Verfassung; der Präsident der Republik, der Senat, das Abgeordnetenhaus. — Das Gesetz. — Die verschiednen Obrigkeiten. — Der Unterricht und seine verschiednen Stufen. — Die öffentliche Gewalt. — Das Heer.

Das Lehrbuch Paul Berts weicht etwas von dieser Anordnung ab; es behandelt in den ersten fünf Abschnitten: den Kriegsdienst und das Vaterland, die Steuer, die Rechtspflege, das Parlament, das Gesetz und die Regierung, den Staat, die Gemeinde, das Departement und die Verwaltung; der sechste Abschnitt behandelt den Wahlspruch der Republik: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, der siebente ist der Revolution gewidmet, und daran schließt sich als Anhang eine kurze Lebensbeschreibung Gambettas und endlich die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, die durch die Nationalversammlung von 1789 angenommen wurden. Jeder Abschnitt besteht aus zwei Teilen: der Lernaufgabe (leçon) und einer gedrängten, in Lehrsätzen abgefaßten Übersicht (résumé) der Hauptpunkte. Daran schließen sich nach jedem Abschnitt Fragen zu mündlicher oder schriftlicher Beantwortung und Aufgaben zu schriftlichen Aufsätzen für das Schulzeugnis.

Das Buch beginnt mit folgenden Sätzen:

Liebe Kinder! Der Herr Rektor hat mir aufgetragen, euch morgen frei zu geben; die großen Manöver finden statt, und unser Dorf wird vom zweiundachtzigsten Linienregiment, von einer Schwadron des dritten Husarenregiments und einer halben Batterie des fünften Artillerieregiments besetzt werden. Wir müssen alle zugegen sein, um die französische Fahne zu begrüßen. Dann sind ja auch unter den jungen Soldaten Leute aus unsrer Gegend, und ihr werdet alle gern eure Brüder und Vettern begrüßen wollen. Besonders Jakob dort wird morgen, wenn ich nicht irre, seinen ältern Bruder und den Mann seiner Schwester begrüßen.

O ja, Herr Lehrer! Der Mann meiner Schwester dient nur seine achtundzwanzig Tage ab, aber mein Bruder Heinrich ist schon vor zwei Jahren als Soldat fortgegangen, und seitdem haben wir ihn nicht wieder gesehen. Und auch die Schloßfrau wird sehr froh sein. Ihr Sohn ist in Heinrichs Regiment, und Heinrich ist sogar sein Unteroffizier. Sie bringt oft der Mutter Nachrichten, und dann weinen sie alle beide.

Aber, Herr Lehrer, was meinte denn der Peter, der Kutscher der Schloßfrau? Er sagte, es sei ungerecht, daß ein junger Mann, der reich und gebildet sei, wie sein junger Herr, Soldat werden müsse, man hätte ihm einen Stellvertreter kaufen sollen. Was heißt das: Stellvertreter?

Mein Kind, das war ein Mann, den man bezahlte, und der im Heer an der Stelle des jungen Stellungspflichtigen diente, der reich genug war, ihn zu bezahlen. Und damals waren nur die Armen Soldaten, und zwar waren sie es zweimal: einmal für sich und dann für die Reichen, die sie im Regiment im Krieg und im Frieden vertraten.

Aber, Herr Lehrer, das war doch nicht gerecht, und Peter hatte sehr Unrecht!

Gewiß, und deshalb hat die Republik das alles geändert. Die militärische Stellvertretung, dieser schändliche Handel mit der menschlichen Person, hat, mehr oder weniger verborgen, bis zum Jahre 1872 gedauert, bis vor kurzem also, wie ihr seht. Damals hat das Abgeordnetenhaus beschlossen, daß alle jungen Bürger im Alter von zwanzig Jahren drei Jahre dem Vaterland unter der Fahne dienen sollten, und daß im Kriegsfall jedermann bis zum Alter von fünfundvierzig Jahren unter die Waffen gerufen werden könnte. Nur die Schwachen sind ausgenommen.

Und auch die Lehrer und die Pfarrer, nicht wahr, Herr Lehrer?

Nein, mein Kind. Die Lehrer und Pfarrer sind bis in die jüngste Zeit ausgenommen gewesen, aber das Gesetz vom 16. Juli 1889 ruft jeden unter die Fahnen; es giebt keine Ausnahmen mehr.

Das ist die erste Stunde, die die Überschrift trägt: „Jeder muß Soldat werden." Die zweite Stunde behandelt nun die Ausnahmen vom dreijährigen Kriegsdienst. Da heißt es:

Du willst etwas sagen, Ludwig. Sprich, mein Kind!

Aber, Herr Lehrer, nicht alle jungen Leute dienen drei Jahre. Mein Vetter Matthias ist nach Verlauf eines Jahres vom Heere zurückgekehrt, und gegenwärtig dient er seine achtundzwanzig Tage.

Das ist richtig, mein Kind. Es giebt eine gewisse Zahl junger Leute, die nur ein Jahr dienen; und ihr werdet gleich sehen, daß das gerecht ist. Erstens mußte man auf die Bedürfnisse gewisser armer Familien Rücksicht nehmen, die der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last fallen würden, wenn man ihnen einen Sohn, der ihre unbedingt notwendige Stütze ist, allzu lange entzöge u. s. w.

Und nun zählt er alle andern Ausnahmen auf. Und nachdem er so von den jungen Leuten gesprochen hat, die nur ein Jahr zu dienen brauchen, behandelt er in den folgenden Stunden die Reserve und die Landwehr, die Loosziehung, die Wehrsteuer, den Nutzen des Kriegsdiensts, die Gleichheit im Heer, die Einteilung des Heeres, die Mannszucht, durch wen der Krieg beschlossen wird, und endlich die Frage: „Kann es noch Kriege geben?"

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich hier dem Verfasser mannigfache Gelegenheit bietet, auch deutsche Verhältnisse heranzuziehen. Daß es hierbei nicht ohne Hiebe gegen Deutschland, oder wie fast überall hier noch gesagt wird: Preußen, abgeht, ist selbstverständlich. So heißt es z. B. bei der Landwehr: „Demnach dauert der Kriegsdienst fünfundzwanzig Jahre, d. h. Frankreich könnte im Notfall alle seine kräftigen Männer auf die Beine bringen. Das wäre nicht zu viel, um uns zu verteidigen, da ja Deutschland in der Lage ist, drei Millionen Soldaten auf uns zu werfen." Dann läßt er einen Jungen auf die Frage des Lehrers: „Nun, findest du es noch unrecht, daß es Ausnahmen von der dreijährigen Dienstzeit giebt?" antworten: „O nein, Herr Lehrer, da ja das Gesetz für alle gleich ist, und da es uns ja ein ebenso starkes Heer verschafft, wie das der Deutschen, so ist es ein gutes Gesetz." An einer andern Stelle heißt es: „Für jeden guten Franzosen giebt es keine Altersgrenze, und wenn der Feind den Boden des Vaterlandes betritt, so

müssen alle, die gut zu Fuße sind, ein gutes Auge und besonders ein gutes Herz haben und nicht unbedingt zu Hause nötig sind, ihre Flinte auf den Rücken nehmen und einrücken." „Ihr habt alle von jener schrecklichen Zeit sprechen hören, wo Paris von den Preußen (!) eingeschlossen und von dem übrigen Frankreich getrennt war. Auch die Regierung hatte sich in zwei Teile geteilt, um die Verteidigung ins Werk zu setzen. Wenn man den Sieg nicht hat erringen können, wenn man bis zur neuen Ordnung der Dinge (!) die Franzosen von Elsaß-Lothringen in den Händen des Feindes hat lassen müssen, so hat man wenigstens die Ehre gerettet, und das ist die Hauptsache." Ferner: „Wir und die nach uns kommen werden, werden auch noch Kriege erleben; wir müssen also bewaffnet bleiben. Wir wollen nur wünschen, daß wir weise genug sind, niemals einen Krieg zu erklären, ohne das gute Recht für uns zu haben. Aber wenn man Händel mit uns sucht, wenn man uns beleidigt, wenn man uns eine Provinz nehmen will, so müßte man kein Herz haben, wenn man sein Gewehr nicht ergreifen und auf den Feind losgehen wollte." Ein andermal heißt es:

Es ist Regel, daß man der Bevölkerung, die sich nicht verteidigt, kein Übel zufügt. Gleichwohl kommen in Zeiten der feindlichen Einfälle Gewaltthätigkeiten und Plünderungen vor, aber das hört nach der Eroberung auf. Als uns die Preußen im Jahre 1871 Elsaß-Lothringen genommen hatten, haben sie dort anfangs Scheußlichkeiten aller Art begangen, und jetzt wird es von ihnen ungefähr wie eine deutsche Provinz behandelt, nur mit etwas mehr Härte, weil sie sich von der Bevölkerung verabscheut wissen.

Also wenn die Preußen in unser Land kämen, und wenn man sich nicht verteidigte, würden sie uns kein Übel zufügen?

Wahrscheinlich nicht; aber sie würden uns zu Preußen machen. — Nun, was giebts dort? Heinrich, Julius, Jakob, warum schlagt ihr den Simon? Wollt ihr wohl den Knaben in Ruhe lassen? Was hat er gethan?

Herr Lehrer, haben Sie es nicht gehört? Er hat gesagt: Wenn die Preußen uns doch nichts Übles zufügen würden, so lohnt es, meiner Treu, nicht der Mühe, seine Haut aufs Spiel zu setzen für das Vergnügen, Franzose zu bleiben.

Ah, das ist sehr schlecht! Das ist das schlechteste Wort, das ein Mann sagen kann, denn das größte Verbrechen, das er begehen kann, besteht darin, sein Vaterland zu verraten! — Ihr müßt ihn aber nicht schlagen; es ist besser, ihn durch Gründe zu belehren.

Und nun fängt die Belehrung an, die in dem Satze gipfelt, daß das Vaterland die Mutter von uns allen sei; und wie es schändlich sein würde, seine Mutter nicht zu lieben, so sei es auch schändlich, sein Vaterland nicht zu lieben. Damit wird ein passender Übergang zum Vaterlande gewonnen. „Das Vaterland ist eine große Familie. Man sagt manchmal: der und der ist Burgunder, Bretone, Elsässer, Gascogner u. s. w. Das ist richtig; aber vor allem muß man sagen, daß sie alle Franzosen sind." Dann werden noch die Sätze besprochen: Seien wir stolz auf unsre großen Männer; es ist eine Ehre, dem Vaterlande zu dienen; die dreifarbige Fahne ist das Sinnbild des Vaterlands.

Mit der Erwähnung des Nationalfestes vom 14. Juli 1880, bei dem die französischen Regimenter nach dem Kriege neue Fahnen bekamen, schließt dieser Abschnitt.

Der folgende Abschnitt behandelt das schwierige Kapitel der Steuern. Der Übergang ist sehr geschickt gewählt. Um das Heer, von dem zuerst die Rede war, zu unterhalten, braucht man Geld. Wer zahlt das? Alle. Folglich bedürfen wir der Steuer. Zuerst wird die Frage beantwortet, wie das Heer früher unterhalten worden sei; es wird also ein Stück Kulturgeschichte behandelt. Dann wird der Satz aufgestellt: „Die Steuer ist gleichsam eine Versicherungsgesellschaft. Jedermann hat Nutzen von der Steuer; sie dient auch dazu, nützliche Bauten zu errichten, wie die Schulen; jedermann muß die Steuer bezahlen." Dann wird der Unterschied zwischen direkten und indirekten Steuern klar gemacht, von den Finanzbeamten gesprochen und zuletzt von der Aufstellung des Staatshaushalts. Eine Bemerkung zeigt, wie gut es der Verfasser auch hier versteht, den Stoff lebendig zu gestalten und gleichzeitig den Schülern ihre Pflichten nahezulegen: „Beachtet wohl, daß, wenn auch diese Steuern vielleicht einem nicht ganz recht erscheinen, das doch kein Grund sein darf, den Versuch zu machen, sie nicht zu bezahlen. Es giebt Leute, die sich für sehr rechtschaffen halten, die niemandem auch nur einen Heller nehmen würden, und die doch ohne Gewissensbisse glauben die Verbrauchssteuer oder den Zoll unterschlagen zu dürfen. Das ist ein großer Irrtum, ein grober bürgerlicher Fehler (une grosse faute civique). Das Geld, dessen sie den Staatsschatz auf diese Weise berauben, muß von andern genommen werden, was nicht gerecht ist. Man darf unter keinem Vorwande das Gesetz umgehen."

Der dritte Abschnitt handelt von der Rechtspflege. Auch hier wird an einen gegebnen Fall angeknüpft.

Herr Lehrer, haben Sie den Dieb gesehen, wie der lief, und die Gendarmen, die ihn fortführten? Was geschieht mit ihm?

Man führt ihn in die Stadt ins Gefängnis. Dann wird man über ihn zu Gericht sitzen, und wenn er als schuldig erkannt ist, wie das doch sicher ist, so wird er verurteilt.

Zu was wird er verurteilt? wird er gehängt?

Wer ein Ladenfenster zerbrochen, Wäsche gestohlen, ja selbst die Eigentümerin geschlagen hat, wird deshalb nicht gehängt.

Der alte Robert sagte aber, man müßte ihn sofort aufhängen, und viele waren seiner Meinung.

Der Lehrer läßt dann den Schüler den Fall erzählen. Dann erklärt er, daß es ein Diebstahl mit Einbruch in ein bewohntes Haus sei, daß Schläge und Verwundungen dabei vorgekommen seien, die eine Arbeitsunfähigkeit von mehr als zwanzig Tagen zur Folge haben könnten. Folglich gehöre dieser Fall vor das Schwurgericht. Damit kommt er auf die Befugnisse des Schwurgerichts, „und zu was es verurteilt." Daran schließt sich eine Besprechung des Straf-

polizeigerichts, es werden die Begriffe: Vergehen, Uebertretung, Berufung, Freisprechung behandelt und der Grundsatz: „Niemand kann sich selbst Recht verschaffen." „Denket nur, wohin man sonst käme! Bei der geringsten Beleidigung würde man sich schlagen, töten. Jeder findet immer, daß er Recht hat, immer der Stärkere würde den Sieg davontragen. So könnte es nicht gehen. Deshalb hat man in allen Gemeinschaften verständige und unterrichtete Männer gewählt, die über Streitigkeiten, Gewaltthätigkeiten zu Gericht sitzen, dem Schuldigen Unrecht geben und ihn verurteilen. Ihr Urteil muß geachtet werden, selbst dann, wenn man glaubt, daß sie sich geirrt haben; denn sonst wäre überall nur Unordnung." Dann wird der bürgerliche Gerichtshof besprochen, dann der Sühneversuch und die Berufung, mit der Warnung, nicht zu prozessiren: „ein schlechter Vergleich ist besser als ein guter Prozeß" (mauvais accomodement vaut mieux que bon procès).

Mit fettem Druck wird als Hauptgrundsatz hier aufgestellt: „Das Gesetz ist für alle Bürger gleich." Aber es gebe doch Ausnahmen, nämlich die Handelsgerichte und das Kriegsgericht. „Gleichwohl ist das Gesetz für alle dasselbe. Und ihr könnt wohl denken, daß die Richter einen nicht nach Willkür verurteilen können. Denn es giebt geschriebne Gesetze, die man anwenden muß. Also könnte der Vater Robert, wenn er Richter wäre, jenen Dieb nicht zum Hängen verurteilen, weil ihm das Gesetz das gar nicht erlauben würde, und weil, wenn er anders urteilte, der Kassationshof, d. h. der Gerichtshof, der über die Aufhebung der Urteile zu verhandeln hat, seinen Beschluß verwerfen würde. Die schriftlichen Gesetze beschützen uns; die einen, weil sie verbieten, was schlecht ist, und die mit verschiednen Strafen belegen, die ihnen nicht gehorchen; die andern, weil sie die Vorschriften geben, mit denen man die Prozesse führt. Daher giebt es viele Gesetze. Die hauptsächlichsten sind im bürgerlichen Gesetzbuch und dem Strafgesetzbuch enthalten. Aber jeden Tag macht man neue, teils um die alten zu verbessern, teils um die Dinge zu ordnen, an die man früher nicht gedacht hatte. Daher ist es wichtig, daß die Gesetze gut abgefaßt sind. Und nun wollen wir sehen, wer damit beauftragt ist."

So wird zum vierten Abschnitt übergeleitet: das Parlament, das Gesetz, die Regierung. „Nichts also geschieht ohne Gesetze. Wer macht nun die Gesetze? Jeder. Denn die Volksabstimmung (suffrage universel) ernennt die Personen, die mit dieser Arbeit beauftragt werden. Auch ihr werdet in einigen Jahren, wenn ihr großjährig seid, d. h. wenn ihr einundzwanzig Jahre alt geworden seid, wählen. Ihr müßt also unbedingt wissen, wie das zugeht; sonst wäret ihr keine rechten Bürger." Darauf wird der Vorgang der Wahl beschrieben, die Wahlurne, der Wahlzettel, die Wahlzeit, die geheime Abstimmung besprochen. Dann kommt das Abgeordnetenhaus, der Senat, die Nationalversammlung, d. h. die Vereinigung beider Körperschaften, an die Reihe.

„Wenn ein Gesetz von den beiden Kammern angenommen ist, so wird es veröffentlicht, und dann muß ihm jeder gehorchen."

Aber wenn es schlecht ist, fragt ihr? Wer will es entscheiden, daß es schlecht sei? Ihr findet es schlecht, aber die Kammern haben es gut gefunden, und auch die Mehrheit der Wähler ist ohne Zweifel ihrer Ansicht. Ihr könnt euch darüber beklagen, es sogar bekritteln, aber mit aller Achtung, und dann, wenn der Augenblick der Wahlen kommt, könnt ihr den neuen Bewerber bitten, sein möglichstes bei den Abgeordneten zu thun, es zu ändern. Aber das ist alles. Gegen wen würde man sich auch auflehnen? Gegen ganz Frankreich, und das wäre Verrat. Wenn ein Gesetz schlecht ist, so kann man nur die andern darauf aufmerksam machen und dann geduldig die neuen Wahlen abwarten. Man ändert so die Kammern, die dann ruhig das Gesetz ändern, und das ist viel besser als Auflehnungen, die nur Blut und Geld kosten. Aber allerdings muß man immer daran denken, daß es Leute giebt, die nicht so weit sehen, oder die sich nichts aus ihrer Pflicht machen, und die sich weigern, den Gesetzen zu gehorchen. Und deshalb hat man seine Vorsichtsmaßregeln treffen müssen: man hat eine Regierung eingerichtet, die beauftragt ist, den Willen der Kammern zur Ausführung zu bringen. Diese Regierung besteht aus dem Präsidenten der Republik und den Ministern.

Damit ist der Übergang zur Regierung gemacht. Bei dem Präsidenten kommt der Verfasser auf die Staatsstreiche vom 18. November 1799 und vom 2. Dezember 1851 zu sprechen, und hier läßt er seinem Haß gegen die beiden Napoleon die Zügel schießen. Auf die Frage eines Schülers: „Was müßte man thun, wenn ein andrer Präsident der Republik wieder einen Staatsstreich unternehmen wollte?" antwortet der Lehrer: „Dann müßte jeder Bürger sein Gewehr nehmen, und jeder müßte sich erheben und den Elenden festnehmen, um ihn aburteilen zu lassen."

Die Neigung, von der republikanischen etwa wieder zur monarchischen Staatsform überzugehen, sucht der Verfasser schon den jungen Franzosen gründlich zu verleiden. Zum Schluß heißt es: „Die Republik ist die gerechteste, weiseste, friedlichste und billigste aller Regierungsformen, daher sind schließlich sogar die, denen anfangs diese Regierungsform nicht behagte, Republikaner geworden. Das sieht man an den Wahlen. Nur die Minderheit besteht noch aus Anhängern der Monarchie." Auf die Frage: „Da aber doch die Mehrheit des Volks die Republik will, warum kann man die andern nicht zwingen, Republikaner zu sein?" antwortet der Lehrer: „Nicht jeder kann dieselbe Ansicht haben und die Dinge mit denselben Augen ansehen. Man muß duldsam sein: pas de haine entre Français! Gardez-la pour l'ennemi!"

Als fünfter Abschnitt reiht sich der über die Verwaltung des Staates an. Hier werden die verschiednen Ministerien besprochen, und beim Ministerium des Innern wird die Departementseinteilung mit den Präfekten, den Unterpräfekten und dem conseil général und ihrer Thätigkeit behandelt, sodann die Gemeinden und der conseil municipal mit den Gemeindelasten und Steuern,

dem Bürgermeister und seinen Geschäften als Standesbeamter u. s. w. Beim Ministerium des öffentlichen Unterrichts werden die Volksschulen, die Mittelschulen und der höhere Unterricht mit den verschiednen Prüfungen besprochen: dem certificat d'études, dem baccalauréat, der Lizenz und dem Doktorat. Auch hier wird wieder der Republik reiches Lob gespendet. Es sei ihr Vorteil, gebildete und fähige Bürger zu haben; deshalb sei der Volksschulunterricht seit 1881 unentgeltlich, seit 1882 obligatorisch. Der Unterricht in der Mittelschule (école secondaire) sei zwar noch nicht unentgeltlich, aber die Republik habe für fleißige Schüler viele Freistellen (bourses) errichtet; daher könne jeder Arme, wenn er nur fleißig arbeite, auch diesen Unterricht unentgeltlich genießen. Der höhere Unterricht mit seinen Einrichtungen, das Collège de France u. s. w. werden nur erwähnt. Auch das Kultusministerium wird besprochen, namentlich die Beamten (Geistlichen) der katholischen Kirche; die der protestantischen Kirche und der Juden werden wenigstens kurz erwähnt. Vom Justizministerium ist schon bei der Gerichtsbarkeit die Rede gewesen; deshalb werden hier die Beamten nur kurz aufgezählt. Beim Kriegs- und beim Marineministerium lernt der Schüler, wieviel Regimenter das aktive Heer und die Landwehr hat, es werden die verschiednen Arten der Kriegsschiffe genannt und die Schulen erwähnt die unter dem Kriegsministerium stehen, die école de St. Cyr für die Offiziere der Infanterie und Kavallerie, die école polytechnique für die Artillerie und das Genie und die école navale (Seemannsschule) in Brest. Das Finanzministerium ist schon bei der Besprechung der Steuern dagewesen und wird deshalb mit seinen Beamten kurz abgethan. Dann folgt das Ministerium der öffentlichen Arbeiten und der Posten und Telegraphen mit den Beamten, bis zu den Straßenwärtern und Briefträgern herab. Dies ist das einzige Ministerium, das auch Frauen unter seinen Angestellten hat. Beim Ministerium des Ackerbaus, des Handels, der Kolonien und der schönen Künste kommen die Ackerbauschulen, der Wettbewerb für Ackerbau, die landwirdschaftlichen Versammlungen, die Forstschule, das Gewerbemuseum, die Kunstschule u. a. zur Sprache. Beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ist die Rede von den diplomatischen Beamten. Bezeichnend ist dabei folgender Satz: „Gesandte nennt man diese, wenn es sich um ein großes Volk handelt, wie z. B. England, Italien, die Vereinigten Staaten, Rußland.“ Deutschland wird nicht mit aufgeführt. Dann folgen die Konsuln und ihre Befugnisse: „Jeder, der einen Vertreter Frankreichs beleidigt oder sich weigert, einem Franzosen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nachdem er ihn mißhandelt hat, beleidigt Frankreich.“ Erheiternd wirkt der Zusatz: „Natürlich schulden wir bei uns den Fremden dieselbe Achtung und Gerechtigkeit, die wir bei ihnen für die Franzosen verlangen.“ Schließlich werden noch einmal die drei Arten der Verwaltung zusammengefaßt: die Gemeinde, das Departement und der Staat.

Aus dem sechsten Abschnitt: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" kann ich mir nicht versagen wieder einiges wörtlich mitzuteilen.

Freiheit ist ein schönes Wort; aber man muß wohl verstehen, was es heißt, und weil man es nicht verstanden hat, sind daraus Thorheiten und Verbrechen entstanden, auch in Frankreich. Wenn ich euch sage: alle Franzosen sind frei, so bin ich sicher, daß ihr denken werdet: das ist nicht wahr; wir haben nicht die Freiheit, spazieren zu gehen und uns zu belustigen; wir müssen hübsch in der Schule bleiben — eine schöne Freiheit! Da will ich euch nun zuerst etwas sagen: ihr seid Kinder; man kann euch nicht so frei lassen wie erwachsene Leute. Als ihr noch ganz klein waret, wart ihr noch weniger frei; man erlaubte euch nicht, allein auszugehen u. dergl. Jetzt seid ihr schon ziemlich vernünftig; dennoch giebt es welche unter euch, die lieber auf dem Felde herumliefen als in die Schule zu gehen. Ich gebe zu: ihr seid nicht frei; es ist jemand da, der euch befiehlt: euer Vater, eure Mutter oder euer Vormund, wenn ihr weder Vater noch Mutter habt. Aber ich bin überzeugt, daß ihr das im stillen als richtig anerkennt. Denn dafür arbeiten euer Vater und eure Mutter für euch, sie nähren euch, sie kleiden euch, und ihr kämet mit eurer Freiheit sehr in Verlegenheit, wenn ihr mit eurer Person oder eurer Habe thun könntet, was ihr wollt. Ich möchte wohl sehen, wie ihr euch mit eurer eignen Arbeit ernähren wolltet! Nein, so lange ihr minderjährig seid, d. h. bis zum einundzwanzigsten Jahr, seid ihr nicht frei. Aber mit einundzwanzig Jahren seid ihr volljährig, dann ist es etwas andres. Wird euch aber dann freistehen, alles zu thun, was euch durch den Kopf geht? Nein, das versteht sich von selbst; denn wenn das jeder thun wollte, das gäbe eine schöne Gesellschaft, oder vielmehr, es gäbe gar keine Gesellschaft mehr! Nein, ihr werdet immer und überall den Gesetzen gehorchen müssen, ganz abgesehen davon, was euch das Gewissen verbietet, wenn auch das Gesetz dabei nichts zu thun hat, wie z. B. zu lügen, seine Freunde zu täuschen. Wenn ihr die Gesetze achtet, dann werdet ihr frei sein.

Dann heißt es zusammenfassend: „Kurz, jeder Franzose genießt persönliche Freiheit, Freiheit der Arbeit, der Vereinigung und Versammlung, Preßfreiheit, Gewissensfreiheit, Unverletzlichkeit des Eigentums, des Wohnsitzes und der Person." Daran schließt sich folgendes Zwiegespräch:

Aber, Herr Lehrer, Sie sagen, man habe das Recht zu arbeiten oder nicht zu arbeiten, und doch hat man vorige Woche den jungen Gigot festgenommen, den Zimmermann, der nicht arbeiten wollte.

Nein, mein Junge, Gigot ist nicht deshalb festgenommen worden, weil er nicht arbeiten wollte, sondern weil er einen Arbeiter hat schlagen wollen, der nicht auch streiken wollte. Alle Freiheiten sind für jedermann gleich; folglich hat jeder die Pflicht, auch die andern sie so ausüben zu lassen, wie es ihnen gut scheint. Wenn ihr also für euern Meister nicht zu dem und dem Preis arbeiten wollt, so steht euch das frei; ebenso den andern Arbeitern zu zeigen, daß es ihr Vorteil wäre, euch nachzuahmen und auch zu streiken, bis man euern Lohn vermehrt haben wird. Wenn Gigot nur das gethan hätte, so hätte man ihm nichts gesagt. Aber ihr dürft die nicht bedrohen oder mißhandeln, die nicht wollen, wie ihr wollt, weil das ein Angriff auf ihre eigne Freiheit wäre. Das hat Gigot gethan, und deshalb ist er bestraft worden. Jeder Angriff auf die Freiheit eines andern ist untersagt. Also giebt es, abgesehen von dem eignen Recht auf Freiheit, auch eine Pflicht, der Freiheit des andern nicht zu schaden. In der Gesellschaft ists wie in der Schule:

ihr habt die Freiheit, auf euerm Platze zu thun, was ihr wollt; aber wenn ihr den Platz des Nachbars einnehmt, so ärgert der sich, weil er nicht mehr frei ist. Das ist die Hauptgrenze der Freiheit: die Freiheit des andern nicht zu stören. Aber das ist noch nicht genug: ihr erinnert euch wohl, daß sich letzten Sonntag drei oder vier Taugenichtse einfallen ließen, während der ganzen Nacht aus voller Kehle zu singen und Lärm auf den Straßen zu machen, und daß der Nachtwächter ihre Namen aufschrieb. Der Friedensrichter wird sie sicherlich wegen nächtlicher Ruhestörung zu einer Geldstrafe, vielleicht zu Gefängnis verurteilen. Sie werden vielleicht sagen, sie hätten die andern an nichts gehindert. O doch! woran sie die andern gehindert haben, das war der Schlaf; sie haben jedermann gestört, und meine alte kranke Nachbarsfrau wäre beinahe vor Furcht gestorben.

Alle diese Grundsätze, heißt es dann, verdanke man der Revolution von 1789; die monarchischen Regierungen hätten die Freiheiten zwar wieder beschränkt, sodaß sie unter den beiden Napoleon kaum mehr vorhanden gewesen wären, aber die Republik von 1870 habe sie wieder hergestellt.

Ähnlich wird dann über die Gleichheit gesprochen. „In Betreff des Reichtums und des Unterrichts besteht wohl eine Ungleichheit; aber gleich sind alle im Kriegsdienst, im Steuerzahlen, vor dem Richter, in der Wahl (allgemeines Stimmrecht), in den öffentlichen Ämtern, kurz, jeder hat dieselben Rechte und dieselben Pflichten; das ist die wahre Gleichheit."

Es giebt Leute, die die Thorheit haben, Teilung der Güter zu predigen, um zur Gleichheit zu gelangen. Aber diese Unseligen begreifen nicht, daß, wenn das Gesetz, was ganz unmöglich ist, eines Tages jene Gleichheit festsetzte, sie sofort wieder zerstört werden würde, weil der Faule auf seinem Anteil arm bliebe, der Arbeitsame auf ihm reich werden würde. Es giebt andre, die sich ärgern, weil das Kind des Reichen reich auf die Welt kommt und das Kind des Armen arm, weil es Leute giebt, die immer genötigt sind zu arbeiten, um zu leben, während es andre giebt, die nur ihre Daumen zu drehen haben. Sie möchten, daß alle Kinder gleich behandelt würden, und daß es keine Erbschaften gäbe. Das ist auch eine Hirnkrankheit (une maladie de cervelle); denn ein Familienvater, der arbeitet und spart, denkt noch mehr an seine Kinder als an sich selbst; und man würde ihn vergebens zu hindern suchen, seine Kinder mit seinen Ersparnissen gut zu erziehen, sie unterrichten zu lassen, sie im Leben zu unterstützen, ihnen nach seinem Tode zu hinterlassen, was ihm von seinem Geld und Gut übrig bleibt; ihr könnt euch denken, daß das unmöglich wäre. Es versteht sich von selbst, daß man mit dem, was man verdient hat, thun kann, was man will. Und jeder wird es lieber seinen Kindern hinterlassen, besonders wenn sie sich gut halten, als fremden. Es ist ebenso natürlich, daß es reiche und arme Kinder giebt, wie es natürlich ist, daß es große und kleine, starke und schwächliche, dumme und gescheite giebt. Das hindert nicht die Gleichheit in der Gesellschaft. Denn es besteht Gleichheit, wenn alle Kinder in die Lage kommen können, die sie durch ihre Arbeit, ihr Verhalten, ihren Verstand, ihre Erziehung verdienen. Und das ist bei uns möglich.

Wird man hierbei nicht an die Worte unsers Kaisers erinnert: „Die Schule muß bestrebt sein, schon der Jugend die Überzeugung zu verschaffen, daß die Lehren der Sozialdemokratie nicht nur den göttlichen Geboten und der christlichen Sittenlehre widersprechen, sondern in Wirklichkeit unausführbar

und in ihren Konsequenzen dem Einzelnen und dem Ganzen gleich verderblich sind"? Und ferner: „Es wird schon der Jugend klar gemacht werden können, daß die Lehren der Sozialdemokratie praktisch unausführbar sind, und, wenn sie es nicht wären, die Freiheit der Einzelnen bis in die Häuslichkeit hinein einem unerträglichen Zwange unterworfen werden würde"?

Über die Brüderlichkeit wird zunächst der Grundsatz aufgestellt: „Man muß den Nächsten lieben, d. h. seine Landsleute." Man darf nicht thun, was nur dem eignen persönlichen Nutzen dient und andern schaden kann. „Vor vierzehn Tagen kam ein wackerer Mann aus der Gegend zu mir und bat mich, an unsern Abgeordneten einen Brief zu schreiben, damit er verhindern sollte, daß sein Sohn als Soldat nach Tunis gehe. Ich habe mich selbstverständlich geweigert. Aber ich habe ihm nicht begreiflich machen können, daß er sehr Unrecht habe, da man ja an Stelle seines Sohnes einen andern hinschicken müsse. Der Mann weiß nicht, was Brüderlichkeit ist." Dann wird der Unterschied zwischen Brüderlichkeit und Mildthätigkeit besprochen; die eine ist eine Bürgerpflicht, die andre eine persönliche Tugend. „Ohne Freiheit kann die Gleichheit die abscheulichste Knechtschaft sein: unter einem Tyrannen sind alle gleich; ohne Brüderlichkeit führt die Freiheit zur Selbstsucht." Es wird niemand in Abrede stellen, daß der berüchtigte Wahlspruch der französischen Republik nach der von Paul Bert gegebnen Auslegung von jedem gebildeten Volke zur Richtschnur genommen werden könnte.

Das letzte Kapitel giebt eine Art Kulturgeschichte; es zeigt, wie es in Frankreich vor der Revolution aussah, und was die Franzosen alles der Revolution zu verdanken haben. Es wird hier von der Leibeigenschaft, den Feudalrechten, dem Frohndienst, dem Zehnten, dem Meisterrecht und den Zünften gesprochen.

Dieses der Inhalt des Büchleins, dem ich bei eingehendem Studium sehr viel Anregung verdanke. Nicht als ob ich es als das unerreichte Muster eines Schulbuchs ansähe. Was mir aber höchst beachtenswert erscheint, das ist die Anknüpfung an das tägliche Leben und die volkstümliche Darstellung. Denn wer möchte nach den angeführten Beispielen behaupten, daß der Gegenstand die Fassungskraft von zwölfjährigen Jungen übersteige? Vergleicht man freilich damit die Versuche, die bis jetzt in Deutschland gemacht worden sind, den Gegenstand für die Schule zu verwerten, so zeigt sich da eine viel zu große Vorliebe für allgemein gehaltene, systematische Darstellung, ohne daß man unmittelbar ins Leben hineingriffe. Ich möchte behaupten, daß, wenn man sich bis jetzt der Frage, ob die Bürgerlehre unter die Unterrichtsgegenstände unsrer höhern Schulen aufzunehmen sei, größtenteils ablehnend gegenübergestellt hat, nur der Umstand daran schuld ist, daß wir noch keine passenden Lehrbücher haben.*)

*) Ich möchte aber doch aufmerksam machen auf das liebenswürdige Büchlein des seinem Wirkungskreise leider so früh entrissenen badischen Oberschulrats Dr. O. Deimling: „Die Seg-

Wenn die Bürgerkunde, sei es auf die eine oder andre Art, als Lehrgegenstand in unsern Schulen Eingang findet — und daß das früher oder später geschehen wird, daran zweifle ich nicht —, so tritt an den Lehrer eine neue, schwierige, aber auch eine äußerst dankbare Aufgabe heran. Wer hätte, wenn er in einer Lehrstunde einmal eine volkswirtschaftliche oder gesellschaftliche Frage der Gegenwart berührt hat, nicht bemerkt, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit die Schüler lauschen! Da die Schule den Anforderungen des Lebens unbedingt Rechnung tragen muß, so wird sie sich auch der Beschäftigung mit diesem Gegenstande nicht mehr lange entziehen können.

Theodor von Bernhardi

Das große Interesse, das Bernhardis soeben erschienene Briefe und Tagebuchblätter aus den Jahren 1834—1857 (Leipzig, S. Hirzel) erregen, gilt in erster Linie dem Verfasser selbst. Dreißig Jahre alt kam er nach Petersburg, um sich dort selbst eine Existenz zu gründen, da sich Herr von Knorring, der Gemahl seiner Mutter Sophie Tieck, nach deren Tode in zu großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten befand, als daß er ihm anders als durch Empfehlungen hätte helfen können. Aber die bedrängte Lage diente nur dazu, die Spannkraft seines Geistes zu erhöhen und seiner unermüdlichen Arbeitskraft die Richtung zu geben, die ihn dann zu einem der bedeutendsten deutschen Historiker gemacht hat. Sobald es ihm seine äußere Lage — wie es scheint, hauptsächlich durch die Verheiratung mit einer Tochter des Admirals von Krusenstern erleichtert — gestattet, kommt er, der im Herzen immer ein Bürger Preußens geblieben war, nach Deutschland zurück und siedelt sich, nach kurzem Aufenthalt in Weimar, in Kunnersdorf bei Hirschberg an. Auf diese Weise haben wir die Lebenserinnerungen eines fest auf sich gegründeten Charakters erhalten, der in Rußland zum Manne gereift und den leitenden Kreisen nahestehend, dem innern Drange folgend, mitten in die preußische Reaktion der beginnenden fünfziger Jahre hineingeriet und sich in dem leidenschaftlichen Drange nach politischer Thätigkeit verzehrte. Daß ihm diese Thätigkeit nicht zu teil wurde, kann bei dem zünftigen Charakter des deutschen Lebens um so weniger wunder

nungen der menschlichen Gesellschaft" (Straßburg, Schauenburg, 1873), das lange nicht genügend bekannt geworden ist.

nehmen, als er seiner Verwandten wegen vielfache Rücksichten auf Rußland zu nehmen hatte und in Preußen, wo damals der russische Einfluß fast allmächtig war, notwendigerweise als Russe vielfachen Mißverständnissen ausgesetzt war.

Eine günstige Wendung nahm sein Schicksal durch die Veröffentlichung der von ihm verfaßten Denkwürdigkeiten des Generals von Toll: der in diesem Meisterwerke geführte Nachweis, daß eigentlich Preußen allein die Abschüttelung des napoleonischen Joches zu verdanken war, erhob ihn mit einem Schlage in die Reihe der ersten deutschen Schriftsteller und führte ihm ungesucht zahlreiche Verbindungen zu, die ihm die ländliche Einsamkeit, in der er lebte, wenigstens so weit belebten, daß er sich dem mehrfach von ihm angeführten „Webstuhle der Zeit" nicht allzu entfernt zu fühlen brauchte.

Die preußische Politik der Reaktionszeit scheint ihm keinen andern Inhalt zu haben, als die Angst vor der Revolution, und der Schluß, zu dem er immer wieder kommt, ist der, daß der preußische Staat in keiner Weise auf der damaligen Stufe seiner Entwicklung stehen bleiben könne, sondern vorwärts, weiter zu streben gezwungen sei. Von Friedrich Wilhelm IV. erzählt er, er habe, als man ihm riet, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen, und dabei die Möglichkeit betonte, die demokratischen Auswüchse der Frankfurter Verfassung zu beseitigen, nur geantwortet: „Ja ja, das mag alles ganz wahr sein, aber die Sache ist ungemein schwierig, dazu gehört ein Held, und ich bin kein Held!" Darauf habe er fortgefahren, er wolle nicht der Erste in Deutschland sein, da er keinen Ehrgeiz habe, der Zweite aber sei er von Rechts wegen: „Wehe dem, der mich zum Dritten in Deutschland machen will!" Und als sollten die innern Gegensätze dieses widerspruchsvollen Charakters aufs deutlichste zur Erscheinung kommen, wird gleich darauf berichtet, im Jahre 1850 sei dem König die Begeisterung des eignen Heeres und des eignen Volkes weit schrecklicher erschienen als der Feind — Anschauungen, die dann Wrangel nach seiner Art karrikirte, indem auch ihm vor der Begeisterung des Heeres graute, und er ausrief: „Sollen sich unsre heiligen Fahnen mit denen Mazzinis und Kossuths vereinigen?"

Einen geradezu jammervollen Eindruck macht die Unentschlossenheit und das Schwanken des Königs. Zur Zeit der Schlacht von Bronzell schien er entschieden zu sein und versprach, die Baiern nicht über die preußische Etappenlinie in Hessen vorrücken zu lassen. Trotzdem ging in der darauffolgenden Nacht an Gröben der Befehl dazu ab. Am nächsten Tage entschuldigte er sich damit, er habe die Baiern, die im Fuldaischen nicht genügend Lebensmittel fanden, doch nicht verhungern lassen können! Bernhardis Gewährsmann führte seine Sinnesänderung auf den im Interesse Oesterreichs und Baierns geltend gemachten Einfluß der Königin zurück. Ein andermal ereiferte sich der König aufs lebhafteste gegen die Kreuzzeitungspartei, deren Anhänger durch ihr widersinniges Treiben eine Revolution herbeiführen würden, und

wenige Wochen später gelang es dieser Partei, einen Bruch zwischen dem König und dem Prinzen von Preußen herbeizuführen.

Vom höchsten Interesse sind die Äußerungen über die Stimmung in der Reaktionszeit. Freilich laufen manche Nachrichten mit unter, die entschieden irrig sind, wie z. B. die Behauptung (S. 349), es sei den Lehrern unter der Hand verboten worden, ihren Schülern Mommsens römische Geschichte zu empfehlen. Wer damals auf einer preußischen Schulbank gesessen hat, wird von einem solchen Verbote nichts gehört haben. Andre Dinge werden in ihrer Bedeutung überschätzt, so der Trauerkultus, den einige reaktionäre Heißsporne mit dem Kaiser Nikolaus trieben, indem man Trauermedaillen mit dem Bildnis des Kaisers an einem schwarzen Bande trug. „Die Gardeoffiziere trugen sie an der Uhr, die Damen an den Bracelets." Derartige Kindereien nahm der in Deutschland fremd gewordne Berliner in seiner ländlichen Abgeschiedenheit ernster, als sie es verdienten, aber es bleibt noch genug übrig, um ein Bild von Zuständen zu ergeben, die für eine Generation, die jene Zeit nicht mehr erlebt hat, kaum glaublich sind. So berichtet er z. B. von den am Sonntag auf dem Lande umherschleichenden Gendarmen, die zu größerer Heiligung des Tages jeden verhafteten, der arbeitete. Da Bernhardi in seinem Wahlkreise im Jahre 1856 liberal gewählt hatte, so verklagt ihn der Landrat nicht nur bei der Camarilla, sondern auch bei der russischen Gesandtschaft.

Wohl nichts kann die zwischen den beiden Parteien herrschende, geradezu tötliche Verbitterung drastischer bezeichnen, als der Umstand, daß auf liberaler Seite ernsthaft geglaubt wurde, die Kreuzzeitungspartei wolle nichts von einer Befestigung Breslaus und Königsbergs wissen, damit „Preußen den Plänen dieser Partei zufolge wehrlos bleiben" und ein russisches Heer ungehindert bis ins Herz der Monarchie, nach Berlin vordringen könne, um die Partei wieder in den Besitz der Regierungsgewalt zu setzen. Zu dieser Nachricht kann Bernhardi doch nicht umhin ein Fragezeichen zu setzen. Aus einer Unterredung mit seinem Oheim Ludwig Tieck nimmt er die Überzeugung mit, daß Hardenberg und Stein der reaktionären Partei ein Greuel seien, und daß sie alles „bestehende Gute, auch die Landwehr," wieder vernichten möchten. Allerdings darf man auch diesen gelegentlichen Äußerungen kein allzugroßes Gewicht beilegen; denn bei derselben Gelegenheit versichert Tieck seinem Neffen, der Generaladjutant von Gerlach, den er von Kindheit an gekannt habe, sei „geradezu ein Dummkopf." Auf Bernhardis sehr natürliche Frage, wie denn aber ein so beschränkter Kopf auf einen so geistvollen Mann, wie den König, Einfluß üben könne, erwiderte Tieck: „Ja, weil er zu allem ja sagt und immer noch weiter geht, als der König selbst." Wie falsch die Ansicht von Gerlachs Dummheit ebenso wie von seiner Jabruderschaft war, weiß heute jeder, der seine Aufzeichnungen und seinen Briefwechsel mit Bismarck gelesen hat, aber wer in jenen Zeiten in Berlin gelebt hat, wird zugeben müssen, daß Tiecks

Ansichten im allgemeinen dem entsprachen, was damals in liberalen Kreisen geglaubt wurde: so sehr wird in Zeiten heftiger Parteileidenschaft jedes vernünftige Urteil unmöglich gemacht. Ernster klingt es, wenn General von Etzel Bernhardi versichert, bei dem bestehenden System gehe auch das Heer zu Grunde, da ganz untaugliche Leute nur wegen ihrer Gesinnungstüchtigkeit befördert würden, auf die sie von der Kreuzzeitungspartei gleichsam ein Diplom erhielten. Die unheilvolle Thätigkeit des Kultusministers von Raumer wird in diesem Zusammenhange nur gestreift: Bernhardi bemerkt dabei, durch sie werde die Axt an die Wurzel gelegt und Preußens Größe und Zukunft bedroht. Von dem Oberpräsidenten von Pommern, von Senfft-Pilsach, wird berichtet, welche Zufriedenheit er über die Herrschaft der Reaktion empfand, und daß es sein Wunsch war, daß die Stettiner Festungswerke geschleift werden möchten, weil — wie er zum Entsetzen des Generals von Etzel und Bernhardis behauptete — die Festungen in der neuern Kriegführung ihre Bedeutung verloren hätten!

Von dem Ministerpräsidenten von Manteuffel wird berichtet, daß er das Unwürdige seiner ebenso verantwortlichen wie ohnmächtigen Lage schmerzlich empfunden habe, was freilich nicht Wunder nimmt, wenn der König, der ja starke Ausdrücke liebte, bei einer Bemerkung darüber, daß Manteuffel mit etwas nicht einverstanden sei, ausgerufen hat: „Ach was Manteuffel! Manteuffel ist mein Schuhputzer!“ Merkwürdig ist die Indiskretion seines Bruders, des spätern Ministers für Landwirtschaft, der zugiebt (S. 215), daß das preußische Ministerium mit Rußland in Verbindungen gestanden habe, die allerdings sehr schlecht zu dem offiziellen Neutralitätsverhältnisse stimmten.

Wo eine Tragödie ist — und das war die damalige Reaktion in Preußen mit dem unglücklichen Friedrich Wilhelm IV. an der Spitze — fehlt es auch gewöhnlich nicht am Satyrspiel. So lesen wir denn, wie Stahl, der spätere Hort der Reaktion, als Student einen Dolch im Busen trug, auf dessen Klinge stand: Tod den Tyrannen! Später hatte er sich freilich geändert: im Jahre 1857 wünschte der kleine und, wenn wir uns recht erinnern, etwas schiefe Mann, als Rector Magnificus der Berliner Universität mit einem kurzen spanischen rotbraunen Sammetmantel angethan, auf einem Ball bei der Prinzessin von Preußen dieser durchaus vorgestellt werden, und wollte vor Wut bersten, als er nur die Frage zu hören bekam: „Sind Sie schon lange in Berlin, Herr Professor?“

Wie auf eine Erlösung aus diesen traurigen Zuständen lenken Bernhardis Aufzeichnungen den Blick auf den Prinzen von Preußen. Während Wrangel und seinesgleichen bei Beginn des Krimkrieges, ohne Gründe angeben zu können, stets aussprachen, Preußen könne nicht anders als mit Rußland gehen, erklärt der Prinz in einem im März 1854 abgehaltenen Kabinetsrate, er werde in einem derartigen Kriege keinerlei Kommando übernehmen, sondern sich für dessen

Dauer nach England zurückziehen, worauf der König die Verhandlungen einfach mit den Worten schloß: „Ja, wie Gott will!" Schon im Jahre vorher hatte der Prinz aller Blicke durch die Worte auf sich gelenkt, die er an eine pommersche Deputation über Gemeindeverfassung und die Zeitläufte überhaupt richtete.

Seine Stellung den frömmelnden Bestrebungen der herrschenden Partei gegenüber sprach er bei einem Besuche in Hirschberg aufs offenste aus: „Man kann es nicht leugnen, im Jahre 1848 sind von allen Seiten große Fehler begangen worden. Ich bin kein Frömmler, kein Pietist, meine Herren, aber ich habe einen frommen Glauben, und in diesem frommen Glauben habe ich die Überzeugung, daß auch das Jahr achtundvierzig göttliche Fügung war, von Gott gesendet, damit wir alle klüger würden." Allen Tracasserien der reaktionären Partei gegenüber bewahrte er eine ruhige Haltung, was manchmal schwer genug war; konnte er es doch z. B. nicht einmal dahin bringen, daß gegen den bekannten Wagener eine Untersuchung eingeleitet wurde, weil er die Frechheit gehabt hatte zu behaupten, die Fäden des Depeschendiebstahls reichten bis in das Kabinet des Prinzen von Preußen hinauf!

Seine Anschauungen über konstitutionelles Recht standen schon damals unerschütterlich fest: am 22. Juli 1857 sprach er offen aus, die Verfassung sei das einzige, „wodurch wir in Deutschland unsern Rang behaupten können," aber unter der Verfassung verstand er ebenso das Recht der Krone, wie das der Volksvertretung; man kann daher in einem Briefe vom 16. September 1857 sein ganzes Programm in folgenden Sätzen entwickelt finden: „Ihre frühern Mitteilungen vom 14. Juni habe ich richtig erhalten. Die Anlagen zu Ihren beiden Schreiben interessiren mich sehr. Nur wissen Sie längst, daß ich scharf parlamentarische Gesetzgebung und parlamentarische Regierung unterscheide; erstere gebe ich zu, letztere nicht, und kann daher die Ministerverantwortlichkeit bis zur Anklage oder Abdankung auch aus kleinen Veranlassungen nicht zugeben. Das Parlament soll eine Kontrolle führen über die Regierung, diese soll und muß sich verteidigen und wird ebenso oft in ihrem Rechte gegen parteiische Anklagen bleiben als im Unrecht überführt werden. Letzteres braucht aber nicht immer zum Abtreten zu nötigen, wohl aber soll es ein wohlthätiges Aufmerksammachen nach sich ziehen; und das ist bei gewissenhaften Beamten immer zu erwarten. Hat man dergleichen nicht, so muß der Souverän sie schon aus diesem Grunde entfernen, wozu parlamentarische Aufdeckungen (Kontrollirungen) die Veranlassung bieten werden." Scharfsinnig bemerkt Bernhardi zu diesem Briefe, es würde vergeblich sein, den Prinzen über das Maß dieser Zugeständnisse hinaus auf den Wegen der liberalen Partei weiter führen zu wollen; das wesentlichste sei, ihm diese Partei nicht verdächtig werden zu lassen.

Von dem spätern Kaiser Friedrich berichten dem Verfasser seine Freunde in der Umgebung des Prinzen, er habe ein durchaus edles Gemüt, ganz wie

Friedrich Wilhelm III.; dem Russentum, das sich in seiner Umgebung bei seinem Aufenthalt in Breslau im Frühjahre 1857 breit machte, trat er offen und energisch entgegen, auch sonst werden manche interessanten Einzelheiten über ihn mitgeteilt. Mit großer Betrübnis sprach er in demselben Jahre von der geringen Achtung, in der Preußen stand, und äußerte sich mit Widerwillen über das Treiben der Junkerpartei. Bei einem Diner erwähnte er in Bernhardis Gegenwart, es gebe in Preußen Leute, die gern das linke Rheinufer an Frankreich und Schlesien an Österreich abtreten würden, und zwar — um Preußen zu arrondiren!

Zahlreiche geschichtliche Notizen wurden Bernhardi noch von den handelnden Personen mitgeteilt. So erzählte ihm der Legationsrat Küpfer, England sei mit Preußen beim Wiener Kongresse darüber einverstanden gewesen, Rußland östlich von der Weichsel festzuhalten und ganz Sachsen preußisch werden zu lassen. Das habe Alexander I. dadurch hintertrieben, daß er Polen von der persönlichen Freundschaft Friedrich Wilhelms erbat und erhielt, und dadurch der Anschauung Bahn brach, Preußen sei nur ein Vasallenstaat Rußlands, der auf jede Weise geschwächt werden müsse. Darauf hätten dann die vereinigten Gegner Preußens die Erhaltung des Königreichs Sachsen durchgesetzt, natürlich ohne daß der falsche Alexander eine Hand zu Gunsten seines „Freundes" rührte.

Kaiser Nikolaus erscheint als Mann von geringem Verstande und schwachem Charakter: „er verlor bei der geringsten Veranlassung das Gleichgewicht, der kleinste Erfolg machte ihn thöricht übermütig, das kleinste Mißgeschick warf ihn vollkommen nieder, er war dann ganz vernichtet," sagt ein Mann aus seiner nähern Umgebung.

Grauenhafte Dinge erzählte General Tulubjew von dem Schmutz, der Hungerleiderei, der schlechten Verpflegung und der großen Sterblichkeit der russischen Soldaten. Von der russischen Heeresverwaltung giebt wohl nichts eine klarere Vorstellung als der Umstand, daß die Offiziere beim Aufbruch nach der Donau keine Mobilmachungsgelder bekamen, während ein Zivilist wie der Geheimrat Julius von Krusenstern, Bernhardis Schwager, neben seinem laufenden Gehalt 3600 Silberrubel Mobilmachungsgelder und vier Dukaten Diäten, ein dem Hauptquartier zugeteilter Volontär, Graf Rcewuski, 3300 Rubel Mobilmachungsgelder und drei Dukaten Diäten erhielt!

Außerordentlich wegwerfend lautet das Urteil von Bernhardis Schwager über den Fürsten Gortschakow, den er für einen homme taré erklärt; in Betreff der russischen Politik war Bernhardi bereits im Jahre 1855 der Ansicht, daß die Russen in den Franzosen schon während des Krimkrieges ihre künftigen Verbündeten sähen, eine Ansicht, die er nach der Mitteilung des Herausgebers in einer im folgenden Jahre verfaßten und leider nicht veröffentlichten Denkschrift weiter ausgeführt und begründet hat.

Nichts hat augenscheinlich Bernhardi leidenschaftlicher interessirt als die Reorganisation des preußischen Heeres. Im Frühjahr 1855 geht er mit dem General von Etzel die Rangliste durch und klagt darüber, daß die „wandelnden Leichen," nämlich die Korpskommandanten, unangetastet blieben, und daß man sich um so mehr scheue, sie zu entfernen, als die Divisionsgenerale, die an ihre Stelle treten müßten, nicht jünger seien. Am 16. März 1857 spricht er dem General von Fransecky gegenüber die Überzeugung aus, daß Preußen mit seiner dermaligen Organisation den Franzosen nicht gewachsen sei, worauf der General zustimmend bemerkt, die Kadres seien zu schwach, namentlich an Offizieren, die dürftigen Etats rührten aus der Zeit der größten Armut, 1808, her und seien später ohne eigentlichen Grund beibehalten worden. Alle Adjutanten, alle abkommandirten Offiziere würden der ohnehin schon dürftigen Zahl der etatsmäßigen Offiziere entnommen. Nun sollten auch noch im Kriegsfalle Offiziere zur Landwehr abgegeben werden, deren so schon lose Organisation auf keine Weise genüge, ihren Bataillonen die nötige Festigkeit zu geben. Höchst interessant ist dabei Franseckys Behauptung, der Prinz von Preußen weise den Vorschlag, die gegenwärtige Organisation zu ändern, zurück. Dreizehn Tage später schlägt Bernhardi vor, bei jedem Infanterieregiment ein viertes Bataillon zu errichten, das aus den Kadres der drei Landwehrbataillone bestehe und natürlich seinen vollständigen Etat haben müsse.

Zahlreiche Mitteilungen über bekannte historische Persönlichkeiten geben Bernhardis Aufzeichnungen einen besondern Reiz. Ein Augenzeuge erzählte ihm, wie ein Nationalgardist Napoleon III als Präsident in Metz zugerufen hat: Vive la république et rien que la république! und Napoleon, dessen Haupteigenschaft sonst nicht gerade Schlagfertigkeit war, ihm erwidert habe: Vous n'avez pas le droit de me parler ici: si c'est un conseil, vous n'avez pas le droit de m'en donner; si c'est une leçon, je ne l'accepte pas. Allez! worauf ein Beifallssturm folgte. Der Herzog Eugen von Württemberg erzählte, daß ein ungewöhnlich dummer Russe Talleyrand in Wien gefragt habe: Mon oncle, Napoléon qu'a-t-il donc voulu faire en Russie? worauf Talleyrand, ohne sein Kartenspiel zu unterbrechen, antwortete: La manie des voyages, mon cher!

Sehr häufig wird Moltke erwähnt. Als bei einer Generalstabsreise im Jahre 1854 von Alexander von Humboldts hohem Alter und der Schwierigkeit, ihn nach seinem Tode zu ersetzen, die Rede war, schlug der damalige Oberst von Moltke — Louis Schneider vor, zum allgemeinen Entsetzen, dem allgemeine Heiterkeit folgte, in die auch die beiden Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl mit einstimmten. Im Jahre 1856 macht das in und bei Moskau versammelte russische Heer von 72000 Mann einen traurigen Eindruck auf ihn, er findet es durch den Krieg sehr heruntergekommen; selbst die Garden sehen schlecht aus. In einer zweistündigen Unterredung mit Bern-

hardi im folgenden Jahre zeigt Moltke aristokratische Tendenzen und große Sympathie für Schleswig-Holstein, „aber nicht wegen der deutsch-nationalen Elemente, die sich da regen, sondern weil es aristokratische Elemente sind, die sich dort gegen das demokratische Dänemark auflehnen.“ Weiterhin deutet er auf das seltsame Mißverständnis hin, daß sich die konservativen Regierungen 1848 bis 1850 Dänemarks gegen die Herzogtümer annahmen, denn gerade in den Herzogtümern seien die konservativen Prinzipien aufrecht erhalten worden.

Außerordentlich interessant, manchmal dabei freilich von unfreiwilliger Komik, sind Bernhardis Mitteilungen über seinen alten Oheim Ludwig Tieck. Wenn er ihn besucht, findet er ihn fast stets Casanova lesend. Von Goethe läßt er nur Werther und Götz gelten, den zweiten Teil des Faust verachtet er. „Wäre Goethe das geblieben, was er in seiner Jugend war, so wäre etwas Großes aus ihm geworden!“ Diese Ansicht erläutert er in einer andern Unterredung dahin, daß Goethe in Frankfurt hätte bleiben müssen, Bürger werden, die Freuden und Leiden seiner Zeit mit erleben: dann wäre etwas aus ihm geworden, was eine Parallele zu Shakespeare bilden könnte. Bei einer dritten Gelegenheit heißt es sogar: „An dem Streben, sich von der Bedeutung der Dinge Rechenschaft zu geben, ist Goethe zu Grunde gegangen.“ Man wird dem Neffen Recht geben, wenn er findet, der Oheim habe das Leben als einen wesenlosen Traum behandelt, zu keinem seiner Werke so ernsthafte Vorstudien gemacht, wie z. B. Goethe zum Goetz, und sich überhaupt in seiner Jugend nicht nach wirklichen Kenntnissen umgethan. Sowie freilich nicht von Poesie und Litteraturgeschichte, sondern von realen Dingen des Lebens die Rede ist, zeigt sich Tieck als scharfen und unbefangnen Beobachter. So erkennt er an, daß das Volk durch die allgemeine Dienstpflicht etwas ganz andres geworden sei. „Ehemals — sagt er, der ja viel auf dem Lande gelebt hatte und das Leben der Landleute genau kannte — war das Branntweinsaufen unter den Bauern und Handwerkern ganz allgemein; man fand unter den Bauern nicht selten Leute, die eigentlich vom Branntwein lebten, die allen Geschmack für Speise und die Fähigkeit, zu verdauen, verloren hatten; die starben, dann mehr oder weniger blödsinnig im Alter von vierzig bis fünfzig Jahren. Dergleichen giebt es jetzt nicht mehr, zu der Verbesserung trägt aber gewiß die Emanzipation des Bauernstandes nicht weniger bei als das Militärsystem.“

Die ergötzlichste Episode der Erinnerungen Bernhardis bildet wohl die Schilderung des Treibens in Weimar im Winter 1851 auf 1852. Da erscheint Semilasso mit reich gelockter Perrücke, schwarz gefärbtem Bart und falschen Zähnen als greisenhafter Verführer und erntet am Hofe den Ruf, der größte Lebensphilosoph zu sein. Die von Liszt inszenirte Begeisterung für Wagner widert Bernhardi an, und mit eben so grausamem als berech-

tigtem Hohne verfolgt er die Komödie Liszt-Wittgenstein. Die Wittgenstein, die zwei Millionen Rubel mitgenommen hatte, als sie sich von ihrem Gemahl entfernte, klagt aller Welt, sie und Liszt seien eine Zeit lang darauf angewiesen gewesen, von Liszts Klavierspiel zu leben. Liszt will zum Ruhme Weimars eine Zeitung gründen, wobei ihm Fanny Lewald helfen will. Fanny Lewald nimmt es dem Erbgroßherzog übel, „daß er die Exemplare ihrer Schriften, die sie ihm überreichte, zu vielen Menschen mitteilte, sodaß sie in Weimar kein Mensch kaufte!“ Liszt spricht nie, auch nicht über die gleichgiltigsten Dinge, eine Meinung aus, um sich nicht zu kompromittiren oder irgendwo anzustoßen, aber er intriguirt in nichtswürdiger Weise gegen Henriette Sonntag und läßt z. B. das Orchester falsch begleiten, um die Sängerin zu verwirren. Als der Vater der Wittgenstein nach Weimar kommt, verspricht Liszt, ihm Ohrfeigen geben zu wollen, scheint aber das Versprechen rasch vergessen zu haben. Das ärgste an diesem widerwärtigen Treiben ist wohl die Behauptung der Wittgenstein, Frauen dürften nie Schauspielerinnen, ja nicht einmal Schriftstellerinnen sein, da eine solche Ausnahmestellung die pudeur verletze, die doch allein den Wert der Frau bestimme!

Scharfsinnig sind mancherlei einzelne Bemerkungen Bernhardis, z. B. (S. 252) die, daß beim Wiederaufleben des städtischen Lebens im Mittelalter das Schicksal eines Ortes nicht von seiner günstigen Lage, sondern vorzugsweise davon abgehangen habe, daß er zunächst städtische Freiheiten und diejenigen Rechtsverhältnisse erlangte, die bürgerliches Gedeihen verschaffen konnten. Wenn man solche Äußerungen liest, kann man schwer den Gedanken unterdrücken, daß es sich vielleicht empfohlen hätte, Bernhardis Aufzeichnungen vollständig zu drucken, wobei nicht verkannt werden soll, daß die Auswahl sehr geschickt und taktvoll getroffen ist.

Bloße Druckfehler sind es wohl, wenn die bekannte polnische Familie S. 236 und sonst Strogonow statt Stroganow genannt wird, und S. 83 Elisium steht, Lesefehler dagegen, wenn es S. 83 wehthuenden statt wohlthuenden heißt. Was S. 310 tout fin seul heißen soll, wissen wir nicht; vielleicht hat Bernhardi geschrieben tout à fait seul. Wenn S. 354 ein General erzählt, er sei als ganz junger Leutnant mit Ludwig Tieck in Zinkingen zusammen gewesen, so wird Bernhardi wohl Ziebingen geschrieben haben, wo Tieck jahrelang heimisch war. S. 66 irrt sich Bernhardi, wenn er Crébillon für den Verfasser der Liaisons dangereuses hält: sie sind bekanntlich von Laclos, der, in Orleans' Prozeß verwickelt, von Robespierre gerettet wurde, angeblich, weil er dem tugendhaften Manne seine Reden verfaßte; die wenigen Leute, die heutzutage jenen Roman noch kennen, gegen den Zolas Werke Erbauungsbücher genannt werden können, wissen, welch unbeschreiblich lächerlicher Kontrast in der Verbindung dieser beiden Männer liegt.

Der kunſthiſtoriſche Kongreß in Nürnberg

Von Karl Kötſchau

Es ſind nun ſchon neunzehn Jahre, daß der erſte kunſtgeſchichtliche Kongreß (in Wien) ſtattfand. Ein zweiter folgte ihm nicht nach; Kämpfe, die keiner jungen Wiſſenſchaft erſpart bleiben, haben die nicht gar große Zahl der Arbeiter in Parteien geteilt, und doch thäte Organiſation der Arbeit dringend not; die klaſſiſche Archäologie weiſt auf den Segen ſolcher Organiſation hin. Und außerdem: es ſind Bedürfniſſe vorhanden, für die nur durch geſchloſſene Stellungnahme Abhilfe zu hoffen iſt. Und ſchließlich: Schulen, durch Arbeitsmethode getrennt, mögen ſich bekämpfen, aber der Gegenſatz zwiſchen den Vertretern des Faches, welche im praktiſchen Dienſt ſtehen, und denen, welche als Lehrer thätig ſind, iſt ein Unding, und er beruht im weſentlichen nur auf gegenſeitigem Mißverſtehen. Mündliche Ausſprache wird zur Einigkeit führen. Möge darum die Vorbereitung für eine zweite Zuſammenkunft der Kunſthiſtoriker energiſch in Angriff genommen werden.

Mit dieſem Wunſche ſchloß Janitſchek im „Repertorium für Kunſtwiſſenſchaft“ eine Beſprechung des Schmarſowſchen Buches über die Kunſtgeſchichte an unſern Hochſchulen. Die Erfüllung ſollte der warmherzige Vertreter ſeiner Wiſſenſchaft, der für ihre Intereſſen ſtets bereitwillig ſeine ganze Perſönlichkeit einſetzte, nicht erleben: als ihm der Aufruf, der den Zuſammentritt eines Kongreſſes wünſchte, zur Unterſchrift vorgelegt wurde, war ſeine Hand nicht mehr imſtande, die Feder zu führen.

Was die Kunſtgeſchichte an Janitſchek verloren hat, wiſſen alle, die ihm nahe geſtanden haben; es iſt hier nicht der Ort, darauf näher einzugehen. Aber der Verfaſſer dieſer Zeilen iſt wohl nicht der einzige geweſen, der die durch Janitſcheks Tod verurſachte Lücke in der Nürnberger Verſammlung ſchmerzlich empfunden hat, auch nicht der einzige, der einen engern Anſchluß an das in den vorhin angeführten Worten enthaltne Programm eines künftigen Kongreſſes gewünſcht hätte. Als der Aufruf erſchien, hätte ſich wohl jeder Kunſthiſtoriker, dem ſein Beruf ans Herz gewachſen iſt, ſagen müſſen, daß es ſeine Pflicht ſei, in Nürnberg für die Intereſſen ſeines Fachs, ſo gut er es vermochte, einzutreten. Aber die zwiſchen dem erſten und dem zweiten

Kongreß liegenden zwanzig Jahre scheinen für die Entwicklung des kollegialen Geistes nicht gerade förderlich gewesen zu sein. Mancher ging, viel beschäftigt, seine eignen Wege und vergaß dabei nach und nach, daß er doch eigentlich auch Teil eines Ganzen sei, das erst durch die feste Verbindung der einzelnen Glieder wirklich lebensfähig werden kann. So kam es, daß es nicht wenige vorzogen — ich sehe dabei natürlich von denen ab, die wirklich ernstliche Gründe fernhielten —, sich zunächst einmal den Verlauf der Sache aus der Ferne anzusehen, erst andre den Grund aufführen zu lassen, ehe sie sich selbst am Weiterbau beteiligten. Glücklicherweise fehlte es trotzdem unter den Fünfzig, die sich in den letzten Septembertagen in Nürnberg versammelten, nicht an Namen, die einen guten Klang haben, und es fehlte auch den Beratungen nicht der Erfolg. Es liegt nicht in meiner Absicht, eine Schilderung des Kongresses bis zu den geselligen Vereinigungen herab zu geben, ich kann meinen Bericht auch nicht auf die fast durchweg sehr gehaltreichen Vorträge ausdehnen, die mit den Erörterungen wichtiger Fragen in angenehmer Weise abwechselten — sie werden in einer von dem Büreau des Kongresses herauszugebenden Schrift gedruckt werden —, vielmehr glaube ich der Bedeutung des Kongresses am meisten zu entsprechen, wenn ich vor allem auf die Fragen organisatorischer Art hinweise.

Die Satzungen für die künftigen Versammlungen, über die Dr. Haendcke aus Bern berichtete, und deren Schlußfassung, die durch eine Kommission nicht ohne bedeutende Abweichungen von dem ursprünglichen Entwurf festgestellt worden war, Professor Schmarsow aus Leipzig mit klaren, überzeugenden Worten darlegte, wurden einstimmig angenommen. Damit sind die kunsthistorischen Kongresse zu einer Thatsache geworden, mit der man künftig zu rechnen haben wird. Die Vereinigung der Kunsthistoriker wird es möglich machen, die Forderungen der Kunstgeschichte nachdrücklicher als bisher zu betonen, die Öffentlichkeit wird gezwungen werden, ihr, der sie mehr zu verdanken hat, als sie vielleicht glaubt, Beachtung zu schenken, und der Staat wird ihr in größerm Maße als bisher seine Fürsorge angedeihen lassen müssen. „Es ist — sagt Konrad Lange in seinem vortrefflichen Buche über die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend, das jeder, der es mit der Kunst ernst nimmt, gelesen haben sollte —, es ist eine alte Wahrheit, daß nur der etwas durchsetzt, der sich immer und immer wieder meldet.“ Die kunsthistorischen Kongresse können aber dazu helfen, daß wir uns „immer und immer wieder melden.“ Und das ist notwendig, „so lange in unsern Finanzministerien noch nicht die Anschauung durchgedrungen ist, daß Ausgaben für die künstlerische Erziehung des Volkes ein Kapital sind, das im Laufe der Jahre tausendfache Zinsen trägt.“ Daß auch in der zwischen den einzelnen Versammlungen liegenden Zeit die Interessen der Kunstgeschichte vertreten werden, dafür wird ein vom Kongreß aller sechs Jahre neu zu wählender „ständiger Ausschuß“ sorgen oder in besonders

wichtigen Fragen eine neben dem Ausschuß bestehende, nur für den betreffenden Fall eingesetzte Kommission. Aus richtiger Erwägung der Verhältnisse will man sich ebenso wenig darauf beschränken, die Versammlungen nur innerhalb der deutschen Grenzpfähle abzuhalten, als man die Angehörigen außerdeutscher Nationen davon ausschließt. Trotzdem werden ja die Kongresse jedenfalls einen vorwiegend deutschen Charakter haben. Die Versammlungen sollen aller zwei Jahre stattfinden. Doch hat sich der Kongreß veranlaßt gesehen, erstens um seiner eignen Befestigung willen, sodann weil wichtige Angelegenheiten baldiger Erledigung harren, für die zweite Versammlung eine Ausnahme zu machen: sie findet schon im nächsten Jahre in Köln statt und wird mit einem Besuch Brügges, das eine Memlingfeier veranstaltet, verbunden sein. Im Jahre 1896 denkt man einer Einladung des ungarischen Handelsministers nach Budapest zu folgen, wo zur Feier des tausendjährigen Bestehens der Stephanskrone eine große geschichtliche Ausstellung geplant ist.

Lebhaftere Debatten als die Beratungen der Satzungen rief ein Antrag des Professors v. Lützow aus Wien hervor, der die Gründung eines kunsthistorischen Instituts betraf. Vielleicht war mancher etwas verwundert, daß diese Angelegenheit plötzlich zur Hauptfrage des Kongresses wurde, denn mancher mochte wünschen, daß, ehe man in die Ferne schweifte, man auf näher liegende Fragen einginge, z. B. die Regelung des kunsthistorischen Studiums auf der Universität, die ja vor kurzem so viele Federn in Bewegung setzte. Bedenkt man aber, daß es geraumer Zeit bedürfen wird, bis sich der Gedanke eines kunsthistorischen Instituts verwirklichen läßt, und daß mittlerweile andre Fragen recht wohl erledigt sein können, so wird man es verstehen, daß man sich des Instituts zuerst und mit so großem Eifer annahm. Daß ein Institut namentlich den jüngern Kunsthistorikern viel Förderung bieten würde, da sie dort einen Mittelpunkt für ihre Arbeiten in einer gut ausgestatteten Bibliothek und einer reichen Abbildungssammlung finden würden, und ein erfahrener Fachgenosse ihnen als Leiter gute Dienste leisten könnte, das wird niemand bestreiten. Das archäologische Institut lehrt deutlich die Vorzüge einer solchen Einrichtung. Möge man aber auch an dem Vorhaben festhalten, die individuelle Entwicklung des jungen Forschers nicht einzuschränken! Nur ein Stützpunkt für seine Arbeiten soll ihm das Institut sein, keine Schule.

Professor M. G. Zimmermann aus Berlin entwickelte in längern Ausführungen, wie er sich die Gründung und den Betrieb des Instituts denke, indem er dabei diese und jene Einrichtung des archäologischen Instituts in Rom und Athen, sowie der zoologischen Station in Neapel als Muster empfahl. Stimmte ihm hierin wohl jeder bei, so rief doch seine Ansicht, daß Florenz der geeignetste Ort für das Institut sei, manchen Widerspruch hervor. Die Kommission, die zur Beratung dieser Angelegenheit eingesetzt wurde und

am letzten Tage Bericht erstattete, änderte die Ortsfrage dahin ab, daß man Florenz als die zunächst geeignete Stadt, dann aber auch Städte in Holland und Deutschland berücksichtigen müsse. Es wäre ja thöricht, sich gegen den Nutzen zu verschließen, den der junge Kunsthistoriker von einem Institut in Florenz haben würde, wo er sich, wie kaum anderswo, ein vollständiges Bild der Entwicklung einer bedeutenden Kunstperiode durch unmittelbare Anschauung verschaffen kann. Sollte es aber für ihn nicht mindestens ebenso ersprießlich sein, wenn er auch in Deutschland auf diese Weise Förderung seiner Studien fände? Die deutsche Kunst ist noch lange nicht so eingehend erforscht wie die italienische, und die Methode kunstgeschichtlicher Forschung kann bei dem Studium der deutschen Kunstgeschichte eben so gut gefördert werden wie bei dem der italienischen. Aus dem Umstande, daß in den Schulen Springers und Janitscheks, also dort, wo sich in der letzten Zeit die meisten jungen Kunsthistoriker gebildet haben, die Erstlingsarbeiten meist ein Gebiet der deutschen Kunstgeschichte behandelten, möchte man doch den Schluß ziehen, daß die beiden Forscher, denen in pädagogischen Fragen gewiß niemand ein gesundes Urteil abstreiten wird, der Erforschung der deutschen Kunstgeschichte einen hohen pädagogischen Wert beilegten. Ein deutsches Institut dürfte auch leichter vor Einseitigkeit bewahrt bleiben als ein florentinisches, da das litterarische und das Anschauungsmaterial für vorbereitende Studien zu Reisen im Auslande in Deutschland nicht allzu schwer zu beschaffen sein wird, während Florenz den jungen Forscher so fesselt, daß er weder Lust noch Zeit haben wird, sich mit andern als florentinischen Kunststudien zu befassen. Die Wahl eines Ortes für ein deutsches Institut dürfte kaum Schwierigkeiten bieten: viele Umstände sprechen für Nürnberg, schon deshalb, weil das Institut am germanischen Museum immer einen guten Rückhalt haben würde. Auch die Mittel könnten vielleicht am ehesten für ein deutsches Institut aufgebracht werden. Da nun aber zunächst an einem Institut in Florenz festgehalten werden soll, so wollen wir wenigstens hoffen, daß es recht bald entsteht, damit die Gründung eines deutschen nicht in allzu große Ferne gerückt werde!

Sehr glücklich kann man den Plan zur Beschaffung der Mittel nennen, den Professor Zimmermann vorbrachte. Damit dem Institut von vornherein seine Freiheit gewahrt bliebe, stellte er es als notwendig hin, daß zunächst ein beträchtlicher Fonds aus Privatmitteln gesammelt würde, ehe man Staatshilfe in Anspruch nehme. Denn die Befürchtung, daß man über ein Gesuch der Kunsthistoriker, wenn sie nur mit diesem, nicht aber gleichzeitig mit Mitteln in der Hand kommen, zur Tagesordnung übergehen werde, ist nicht unbegründet. Hier haben unsre besitzenden Klassen einmal Gelegenheit, zu zeigen, daß sie sich als Förderer ernster wissenschaftlicher Bestrebungen nicht nur angesehen wissen wollen, sondern daß sie es auch wirklich sind. Ein guter Anfang ist ja schon gemacht: eine Sammlung unter den Teilnehmern des

Kongresses ergab eine nicht unbeträchtliche Summe. Man wird um so bereitwilliger sein Scherflein beisteuern können, als das Unternehmen, wie der Aufruf zeigen wird, einem aus bekannten und bewährten Vertretern der Kunstgeschichte bestehenden Komitee anvertraut, die Sache also in die besten Hände gelegt ist.

Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne noch auf einen Antrag Professor Schmarsows hinzuweisen, ähnlich dem, den seiner Zeit in Wien Anton Springer eingebracht hat. Schmarsow befürwortete die Bildung eines Vereins, dessen Mitgliedern zu Zwecken des Unterrichts oder der privaten Forschung Photographien geliefert werden sollen, die bisher noch nicht genügend hergestellt oder überhaupt noch nicht im Handel zu haben sind. Eine Kommission, die, um allen Ansprüchen zu genügen, aus einem Universitätslehrer (Schmarsow), einem Lehrer an einer Akademie oder technischen Hochschule (v. Lützow) und einem Museumsbeamten (Bayersdorfer) bestehen soll, wurde bis zum nächsten Kongreß mit der Ausarbeitung des Planes beauftragt. Ihrer Thätigkeit wird jeder Forscher denselben Erfolg wünschen, wie der von Professor Semper aus Innsbruck veranlaßten Förderung des Kongresses, daß man künftighin auch dem Lehrer für neuere Kunstgeschichte die Mittel zu einer Gipsabgußsammlung gewähren möge, wie sie die Archäologen schon längst und fast an allen Hochschulen erhalten haben. Lange genug ist die Kunstgeschichte im Vergleich zur Archäologie als Stiefkind behandelt worden. Ob man noch weiterhin ihren Wert für die Volkserziehung, wie ihn Lange in dem vorhin erwähnten Buch so vortrefflich dargethan hat, einfach übersehen wird? Die Aufgabe der künftigen kunsthistorischen Kongresse ist es, dies zu verhindern. Glückt es, so werden die Nürnberger Tage in der Geschichte der Kunstwissenschaft einen wichtigen Wendepunkt bedeuten.

Bilder aus dem Westen

Von E. Below

8. Gesundheitsamt und Viehhof in Kansas City

Wem es ernstlich darum zu thun ist, dahinterzukommen, welche Bewandtnis es mit den Uranfängen eines etwaigen Zukunftsstaates in der neuen Welt hat, der darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, von der gleißenden Oberfläche hinabzutauchen in die Tiefe, auf den Grund der Dinge. Dann wird er Belehrung darüber finden, wo er sie oft am wenigsten erwartet. Um mich nach der Besichtigung des großen Weltfleischmarktes in Kansas City darüber zu unter-

richten, in welchem Verhältnis er zur Welthygiene stehe, mußte ich mir mit Hilfe der Herren vom Gesundheitsamt in den Viehhof, in die berühmten „Stockyards" von Kansas City, Einblick verschaffen; denn nur so konnte ich sehen, inwieweit solche monopolistische Einrichtungen den rein menschlichen, kosmopolitischen Ansprüchen gegenüber Stich halten, nur so durchschauen, welche Schutzmaßregeln für den Magen und das Leben aller derer bestehen, denen all das Fleisch tagtäglich in großen Eisenbahnladungen diesseits und jenseits des Ozeans zugeführt wird. „Trichinenschau" gab es nicht. Folglich mußte wohl die Viehschau vor dem Schlachten um so gründlicher und zuverlässiger sein — oder aber die Idee der Uranfänge eines monopolistisch auf gegenseitige Interessengemeinschaft (à la Hertzka) zugeschnittenen Zukunftsstaats geriet bedenklich ins Wanken. Aber greifen wir nicht vor. Wer lernen will, lernt überall, auch vom Geringern.

Das alte provisorische Gesundheitsamt an der Grantstraße ist eine recht klapperige, graugelb angestrichne Bretterhütte im Cottagestil, mit Treppe und Verandadach. In dem zweifenstrigen halbdunkeln Front- und Hauptzimmer stehen alte wacklige Schreibtische mit Bücherregalen und Akten. Alles ist voll Staub. In der Mitte des Zimmers steht ein großer, runder eiserner Ofen auf drei Beinen. Ringsherum sitzen einige Yankees, die nach alter Sitte ins Feuer spucken, wie schon vor fünfzig Jahren die Sklavenverkäufer aus Onkel Toms Hütte und vor fünfzehn Jahren die Notare und Polizisten auf den Polizeibüreaus und die Bahnwärter und Bummler auf den Urwaldstationen. Denn der ewig glühende eiserne Ofen ist der Mittelpunkt alles in Nordamerika aufkeimenden Menschenverkehrs, der Mittelpunkt alles dessen, was man in Amerika „Office" nennt; er scheint das Zentralfeuer der westlichen Zivilisation zu sein. Wenn die Geschichte des Deutschtums mit den Worten begänne: „Im Anfang war der Metkrug," die des Irländers: „Im Anfang war die Whiskyflasche," die des Franzosen: „Im Anfang war die Gloire" und die des Engländers: „Im Anfang war der Spleen," so müßte die des Yankees mit den Worten beginnen: „Im Anfang war der Ofen." So sehr ist dies eiserne Möbel Sinnbild alles und jedes Anfangs in Nordamerika.

Sehen wir uns diesen Ofen einmal etwas näher an. Er ist wichtig für den, der die Anfänge des Zukunftsstaates studieren will. Er sieht nicht aus wie unsre gewöhnlichen Kanonenöfchen. Er ist nicht rohrförmig, sondern birnenförmig, und um den weiß angestrichnen Bauch der Birne zieht sich rings ein wagerechtes eisernes Sims, um die Füße daranstemmen zu können. Wie es um ihn her aussieht, will ich nicht beschreiben; es kann sich das jeder ausmalen, wenn ich sage, daß er rings von stummen, tabakrauchenden, rotblaugoldigen Gestalten umgeben ist. Rot von Whisky oder Brandy ist meist das Gesicht, blau das wollene Unterhemd und goldblond der Schnurrbart und das Haupthaar des Tramps, des stellensuchenden Politikers oder Bummlers, der in

einem oder mehrern Exemplaren jeden solchen Officeofen belagert. So wie es hier in diesem primitiven, provisorischen „Office" aussieht — ein neues palastartiges Gesundheitspolizeigebäude wird erst gebaut —, so sehen nicht nur alle Büreauanfänge, alle Gründungsbüreaus, so sehen mehr oder weniger alle Uranfänge neuer Ansiedlung in den Vereinigten Staaten aus. Wo immer über den Wipfeln des Urwalds, im Felsengebirge oder über dem Horizont der Prairien dem verirrten Wandrer der lange ersehnte gastliche Rauch eines Schornsteins oder eines Fabrikschlotes winkt, da kann er sicher sein, solch ein Bretterhäuschen mit solch einem Ofen zu finden. Wenn es keine Notarstube oder Polizeiwachtstube ist, so ist es ein Telegraphenbüreau der Western-Unionlinie, und herum sitzen sicherlich die Vertreter von Whisky, Bier und Stiefelwichse, der Irländer, der Deutsche und der Neger, der den ersten Barbierladen gründen will, auch der Franzose mit Cigarretten und Absinth pflegt nicht fern zu sein, und auch der spleenige Engländer taucht irgendwoher auf, wo etwas gegründet wird; wer aber ganz eigentlich diesen Ofen gepachtet zu haben scheint und unbeirrt durch die Gespräche um ihn her schweigend die Ofenbank mit seinem Federmesser weiter bearbeitet, das ist der Yankee, der da sitzt und lauert und an den Nägeln kaut, bis er den großen Länderspekulationscoup fertig hat. Der Ofen ist hier der Kern, um den herum sich alle Zivilisation entwickelt hat. Wer sich von Newyork in die Vorstädte Tremont, Westfarms, Westchester bemühen will, kann dort noch heute den Entwicklungsprozeß der Uranfänge belauschen, wie er sich vor dreißig bis vierzig Jahren abgespielt hat, und wie er sich heute noch Tag für Tag in den neuen Niederlassungen des Westens abspielt.

Der Tag, an dem ich durch die Freundlichkeit des Stadtchemikers, Dr. Hunter, auf dem Gesundheitsamt eingeführt wurde, war einer jener vereinzelten rauhen Nachzügler des Winters, wie sie sich hier gegen Ende April, ja zuweilen noch Anfang Mai öfter zeigen. Der eiserne Ofen war überheizt. Es herrschte eine Gluthitze im Zimmer, und doch warf einer der beiden Männer im schlichten dunkelblauen Anzuge, die im Hintergrunde warteten, immer neue Feuerung in den Höllenschlund. Der Chefarzt des Gesundheitsamts war noch nicht anwesend. Sein Assistent, Dr. Mac Donnell, ein hübscher, frischer und flinker junger Mann, der gerade mit einigen Impf- und Totenscheinen beschäftigt war, bat mich, vor dem Schreibtisch des Chefs Platz zu nehmen, während er die vor dem Ofen sitzenden abfertigte.

Du meldest Diphtheritis, Joe? wandte er sich an den krausköpfigen Neger auf der Ofenbank, der einen jener kleinen Stiefelwichskasten, wie sie an Straßenecken gebraucht werden, und einen Blecheimer mit Pinsel neben sich stehen hatte.

Ja, unsre Kleine ist krank, ich möchte gern die gelben Papiere an unser Haus und auch an die Nachbarhäuser kleben.

Es ist doch Sache eures Arztes, die Meldung hier auf dem Gesundheitsamte zu machen. Habt ihr keinen Arzt?

Ja, der Pastor Fischer, der jetzt Doktor ist, kam gestern vorbei, und der wollte für die gelben Zettel sorgen. Aber ich habe mir gerade so schönen Kleister mitgebracht, drum möchte ich die Zettel mitnehmen.

Dabei lachte er übers ganze Gesicht, daß die weißen Zähne glänzten, und schwang den großen Kleistereimer in die Höhe. Doch es half ihm nichts, er wurde notirt und konnte gehen.

Und Sie? wandte sich der Assistenzarzt an einen Landsmann, dem das Schwabentum im Gesicht geschrieben stand, und der nun in mangelhaftem Englisch, unterbrochen durch gut schwäbische Wörter, sein Gesuch vorbrachte.

Wie ich heute Morgen von der Nachtarbeit nach Hause kam, lag meine Alte tot vor dem Kochherd am Boden. Der Schlag hat sie gerührt. Die kluge Frau aus der Nachbarschaft, die so gute Pillen hat, die sagt es mir, die versteht sich drauf. Sie ist tot, mausetot, die Ärmste! Ich wollte nur einen Beerdigungsschein holen.

Da ist was nicht in Ordnung! erwiderte der Arzt.

O gewiß, es ist alles in schönster Ordnung; es war vorherzusehen, daß sie sterben würde, die Kartenlegerin hatte es ihr schon prophezeit.

Hat in den letzten zwei Tagen keine ärztliche Behandlung stattgefunden?

Sie hat manchmal Pillen genommen.

Von einem ordentlichen Arzt?

Von der Doktorin nebenan, die auch Karten legt.

Nach Ermittlung von Straße und Wohnung ging Dr. Mac Donnell ans Telephon und beorderte den Gerichtsarzt nach dem Hause des Deutschen: Melden Sie sich auf dem Polizeiamt, der Coroner wird die Obduktion der Leiche vornehmen und Sie verhören.

Auf einen Wink des Arztes war der eine der beiden Männer im dunkelblauen Anzuge — es waren Polizisten — aus seiner Ecke herangetreten und folgte dem Schwaben, nachdem er etwas in sein Notizbuch geschrieben hatte.

Nun, Pat, was warten Sie noch? wandte sich der Arzt darauf an einen ins Feuer stierenden alten Irländer in blauwollner Bluse, hohen Stiefeln und mit schnapsgerötetem Gesicht und rotblondem Stoppelhaar, der seinen Thonpfeifenstummel unwillig zwischen den Zähnen hin und her warf.

Wenn Sie mir den Beerdigungsschein nicht geben wollen, der Baas wird ihn mir schon geben, wenn er kommt, antwortete der Ire mürrisch.

Sie irren sich, Paddy; wenn Sie keinen Schein über ordentliche ärztliche Behandlung während der letzten achtundvierzig Stunden beibringen können, darf die Leiche Ihrer Tochter ohne Begutachtung des Gerichtsarztes nicht beerdigt werden. Ich werde sofort dem Coroner telephoniren.

Thun Sie das lieber nicht, sonst geschieht ein Unglück! Mein Haus ist ein anständiges Haus, ich will keine Gerichtsgeschichten darin haben!

Warum gehen Sie nicht zu einem ordentlichen Arzt, der Ihnen jederzeit nach der Behandlung einen Totenschein ausstellen darf? Warum gehen Sie zu einem solchen Quacksalber von Chinesen, der nicht eingeschrieben ist?

Gott verd— mich! Hier ist ein freies Land, ich kann gehen, wohin ich will! Quacks sind sie doch alle, wo es nichts zu schneiden giebt, und da gehe ich lieber gleich zu den Chinesen, die nie schneiden. Es war eine innere Krankheit, wo doch nichts zu machen war. So viel verstehe ich auch. Darum ging ich zum Chinesen, der giebt nur Thee und Kräuter.

Sie können hingehen, wohin Sie wollen, aber das hilft Ihnen alles nichts. Der Gerichtsarzt wird die Sache aufklären.

Damit ging Dr. Mac Donnell ans Telephon. Patrick, einen Fluch zwischen den Lippen, griff nach dem Revolver, den er unter der Joppe um die Hüften hängen hatte. Aber mit den Worten: You go to hell! war er ihm aus der Hand geschlagen von dem Mann im dunkelblauen Anzuge, der mit dem Polizeiknüppel in der Hand plötzlich aus der Ecke herzusprang.

Der Irländer lachte, holte schnell gefaßt die Schnapsflasche aus der Brusttasche, stärkte sich und hielt dann dem Polizisten die Flasche hin: Excuse me, ich hatte in die falsche Tasche gegriffen! Prosit! Dann empfahl er sich, vom Polizisten begleitet.

Das eine sah ich: obwohl Staub und Schmutz dieses Gesundheitsamt erfüllten — es war ja nur eine provisorische Einrichtung —, hier geschah mehr für Leben, Gesundheit und Sicherheit des Staatsbürgers als an manchen Stätten im Herzen der alten Welt. Denn obwohl hier noch manches im Argen liegen mochte, so viel war gewiß: das Kontrollwesen für Masern, Diphtheritis, Scharlach, Pocken, Typhus, wie ich es hier auf den Schreibtischen geordnet und in Wirklichkeit ausgeführt sah, die Kontrolle hinsichtlich der Totenscheine und der Krankheitsüberwachung durch den zuletzt behandelnden Arzt wurde selbst auf diesem sehr primitiven Gesundheitsamt des weiten Westens in jener mustergiltigen Weise gehandhabt, wie es in allen englisch sprechenden Ländern Sitte ist, und wie es überall da eingeführt sein sollte, wo die Regierung von der Menschenwürde des einzelnen und von dem Respekt, den sie jedem Lebenden und Toten schuldig ist, in der rechten Weise durchdrungen ist.

Wie viel Zeit und Schreiberei wäre in diesen drei hier so kurz abgethanen Fällen vergeudet worden in einem andern Lande, wo der juristisch geleitete Büreaukratismus alles beherrscht! Hier giebt es keine zivilversorgungsberechtigten Unteroffiziere, keine langen Reihen von Büreaustuben, wo ein Aktenstück wochenlang aus einer Stube in die andre geschickt wird. Mit dem Telephon und dem abgekürzten mündlichen Verfahren einiger wenigen Beamten

war hier alles im Handumdrehen besorgt, was anderswo erst nach wochenlangem Hin- und Herschreiben Erledigung gefunden hätte. Es liegt freilich in der Natur der Sache, daß in Militärstaaten, denen es mehr um Registrirung der Kopfzahl und der frischen Rekruten zu thun ist, als um deren gesundes Weiterleben und dereinstigen Verbleib, auch mehr auf Geburtsscheine und Taufscheine, als auf richtige und zuverlässige Totenscheine gegeben wird.

Mit einem überraschend geringen Beamtenpersonal, wie ich mich dann durch genaue Erkundigungen überzeugte, wurde hier streng darauf geachtet, daß kein Scharlach-, Diphtheritis- oder Masernfall der Nachbarschaft, der Schule und der Behörde verheimlicht werden konnte. Die roten, gelben, blauen Papiere, die hier, weithin sichtbar, sofort nach dem Auftreten jeder Ansteckungskrankheit ans Haus geklebt werden, unterrichten Publikum und Behörden aufs einfachste, ohne überflüssige Schreibereien. Die erste Forderung ist Hilfe; aktenmäßige Buchung u. dgl. kommt erst in zweiter Linie. Zur Desinfektion wird sofort der Polizeiarzt mit den nötigen Mitteln entsandt, und auch zur Behandlung, wo Armut hindert, einen ordentlichen Arzt zuzuziehen.

Sehr umfangreich sind die Formulare der Totenscheine, die von dem Arzt ausgefüllt werden müssen, der die letzte Behandlung geleitet hat. Alle Fragen nach Todesursache, Leichenbefund u. s. w. zu beantworten, kostet wohl eine halbe Stunde Zeit, zwingt den Arzt zum Nachdenken und Nachschlagen über seine Fälle, ermöglicht eine genaue Statistik über Verbleib und Ableben der Rassen und Nationen, diese halbe Stunde Fragebogenarbeit über jeden Todesfall fördert Sicherheit von Leben und Gesundheit gegenüber verbrecherischen und gesundheitswidrigen Eingriffen und nötigt den Arzt zur Mitarbeit an der Welthygiene, die sich im stillen so vorbereitet, Leben und Gesundheit schützend nach allen Richtungen, während statistische Bürcauarbeit zentralisirend alles Arbeitsmaterial zusammenfegt, dessen spätere Verwertung immer fraglich ist. Durch ausführliche Totenscheine, an die sich oft Gelegenheit zur Selbstbeobachtung und zur Leichenöffnung mit dem Coroner schließt, wird der Arzt zum Weiterstudiren angeregt, und eine geeignete Weiterführung dieses so angefangnen Systems führt zuletzt in ihren Konsequenzen zu den praktischen Anfängen einer Assanirung des Ganzen im welthygienischen Sinne.

Das ist einer der mancherlei Punkte, in denen wir Deutschen von der großen, neuen Republik des Westens überholt sind. Allem Manchestertum, aller Dollarjagd zum Trotz beginnt hier mit dem schuldigen Respekt vor Gesundheitsschutz durch Leichenkontrolle eine Forderung der gesamten Menschheit sich geltend zu machen. In einem Lande ohne Militarismus und ohne traditionellen Zwang beginnt die wirtschaftliche Gerechtigkeit der allgemeinen Interessengemeinschaft ihre ersten Forderungen zu erzwingen, unbewußt, nicht

fußend auf philosophischen oder wirtschaftlichen Systemen, nein, ganz natürlich dem Instinkt der vom Alpdruck des Alten befreiten Völkermassen gehorchend. Jeder glaubt hier als sein gutes Recht beanspruchen zu können, daß hinsichtlich seiner Gesundheit und seines dereinstigen Todes gewissenhafte Kontrolle geführt werde, und das kann man doch wohl auch vom Staate verlangen für seine Steuern.

Endlich kam Dr. Cutter, der Chefarzt, der mir versprochen hatte, mit mir nach dem Viehhofe zu gehen, wo er mir eine Krankheit des Rindes zeigen wollte, wegen deren er mit den Farmern und Viehhändlern schon in manchen Streit gekommen sei, weil er das Fleisch der befallenen Rinder für gesundheitsschädlich erklärt habe.

Ehe wir aber gehen konnten, wurden wir noch durch einen Besuch aufgehalten, in dem ich das Vergnügen hatte, den neuen Doktor Fischer (vor kurzem noch Pastor) kennen zu lernen. Flink, als wäre Kanzel und Buggy dasselbe, sprang er aus dem Wagen, warf das Bleigewicht des Pferdes aufs Trottoir, und indem er immer zwei Stufen auf einmal nahm, sprang er zur Veranda heran, daß die Treppe knarrte und die Holzsäulen zitterten. Er war ein großer Mann mit regelmäßigen, einnehmenden Gesichtszügen, aber etwas ungelenken Bewegungen seiner großen Füße und Hände. Er mochte in der Mitte der Dreißig sein.

Halloh Reverend, rief ihm Cutter entgegen, wie gehts, how do you do? Or — excuse me — not Reverend, but Doc!

Er sprach das c der abgekürzen Doktortitels wie g aus, sodaß man an Dogge denken konnte.

Der frühere Reverend ging auf diesen „medicynischen" Scherz ein, und als Dr. Hunter aus dem Nebenzimmer zur Begrüßung herzukam, diente der Pastor-Doktor beiden noch eine Zeit lang zu Wortwitzeleien in shakespearischem Stil auf die Namen Hunter (Jäger) und Cutter (Schneider).

Dr. Mac Donnell übergab dann dem sehr eilig und geschäftig thuenden die gelben Zettel und die sonstigen Formulare, die er verlangte, worauf er uns wieder verließ. Zwischen den Zurückbleibenden aber entspann sich ein eifriges Gespräch darüber, ob Fischer als Arzt wohl ebenso gute Geschäfte machen würde, wie als Seelsorger.

Ich meinte, es müßte ein sehr energischer Mann sein, da er in seinem Alter noch einmal umgesattelt und sich in ein ganz neues Fach vertieft habe.

Dr. Cutter lächelte — aus zwei Gründen, wie er gestand. Erstens sei das ganze Manöver nur Mittel zum Zweck, und zweitens sei es mit der Vertiefung nicht so weit her.

Ich bat um Aufklärung und erfuhr nun folgendes. Der gewesene Pastor wolle vor allem Einfluß im deutschen Hospital gewinnen. Man sprach von

der schönen Schwester Magdalena, die dort unter dem Schutze einer religiösen Gesellschaft stehe, die von Zeit zu Zeit für ihren Schützling Schweigegelder wegen des letzten Dynamitattentats von der reichen Familie, wo sie Gesellschafterin gewesen war, in Empfang nehme. Allen, auch dem jungen Assistenten Dr. Mac Donnell, war die Geschichte bekannt, wie ein als Gesellschafterin bei reichen Leuten aufgenommenes junges Mädchen, das sich von dem Sohn des Hauses nicht ruiniren lassen wollte, dessen junge Frau durch eine Sprengbombe getötet haben sollte, die sie auf der Veranda, wo die Familie versammelt war, niedergelegt hatte. Alle drei nahmen es als ausgemacht an, daß das ganze Manöver: die Unterbringung der hübschen Angeklagten in dem religiösen Stift, ihre Freisprechung, ihre Anstellung im deutschen Hospital, die ganze Hypothekengeschichte mit dem Kirchengrundstück und nun wieder das Umsatteln des früher katholischen, dann methodistischen Pastors einem einheitlichen Plan entspringe, wobei noch höhere Mächte als Pastor Fischer mit im Spiele wären.

Doch ganz abgesehen von diesen Hospitalplänen, fuhr Cutter, als wir uns zum Ausgehen rüsteten, fort, ist das plötzliche Umsatteln zur Medizin nicht so etwas wunderbares, wie Sie denken, da der Mann, ehe er seine drei Semester absolvirte, über drei nicht absolvirte Anfangssemester schon sozusagen sein Diplom in der Tasche hatte.

Auf meine Erkundigung über diesen Punkt wurde mir von Cutter, nachdem wir uns auf den Weg zum Viehhof gemacht hatten, bestätigt, daß hier wie auf jeder der 212 amerikanischen Medizinschulen (mit Ausnahme von sechs bessern Anstalten) nur sechs Semester Studium vorgeschrieben sind. Von diesen können aber noch drei dadurch übersprungen werden, daß der betreffende ein Zeugnis von einem Arzt of a good standing bringt, worin ihm dieser bescheinigt, daß er drei Semester lang bei ihm gelernt habe, und daß der Arzt für die genügende Vorbereitung seines Mündels (pupils) Bürgschaft leiste. Daß das eine reine Form ist, daß der praktische Arzt den Ladenjüngling oder was er sonst gewesen ist, einfach mit in sein Buggy nimmt zu ein paar Krankenbesuchen, bei denen er über Dinge reden oder auch schweigen lernt, die er nicht versteht, ist eine allbekannte Sache. So kommen Leute, die ein paar Jahre notdürftigen Elementarunterricht im Schreiben, Lesen und Rechnen und in der Geschichte der Vereinigten Staaten genossen und dann irgendwo als Laufburschen oder Clerks gedient haben, unmittelbar in die Kliniken, in die gynäkologischen Operations- und Untersuchungszimmer u. s. w. und eignen sich dort die Frechheit an, die dazu nötig ist, mit solcher Ausrüstung an den Leibern ihrer Mitmenschen herumzuschneiden und herumzuquacksalbern.

Ich äußerte mein Erstaunen über dieses abgekürzte Verfahren.

Es hat uns in der Not in andern Fächern ausgeholfen, wir haben dadurch eine Masse Theologen und Juristen bekommen, die wir uns von Europa nicht zu verschreiben brauchten. Warum soll es mit den Ärzten nicht auch

gehen? denkt der Staat. Und vorläufig hat er Recht, solange Juristen an der Spitze stehen.

Freilich, erwiderte ich, die Juristen haben ja überall das Privileg, der Welt Gesetze vorzuschreiben, bei völliger Unkenntnis der Gesetze, die die Welt beherrschen: der Naturgesetze!

Ja, wenn wir erst zu diesem Ziel gekommen sein werden, versetzte Cutter, wo das Naturgesetz die Weltordnung bestimmt, dann wird auch die Stellung von uns Ärzten besser sein; aber vorläufig befinden wir uns hier noch in einem Übergang aus dem Chaos einer Völkerwanderungsströmung in eine neue Art von Staatswesen. Vorläufig mußten wir doch das Alte, soweit es uns für unsre ersten Anfänge paßte, gut heißen, so wie wir es fanden. Was Sie hier sehen, ist ja nur die Bauhütte. Das Gebäude selbst wächst hinter dem alten Lattenzaun, der aus europäischen Trümmern notdürftig zusammengebastelt ist, im stillen stattlich empor, und wenn sich erst die Türme ihrer Vollendung nähern werden, dann werden Sie auch nach und nach erkennen, was nur vorläufig war und was bleibend ist, was Gerüst war und was Bauwerk ist, und dann werden Sie — vielleicht schon zu Anfang des kommenden Jahrhunderts — Ihr Ideal einer mit der Naturordnung übereinstimmenden Weltordnung hier verwirklicht sehen! Vorläufig entschuldigen Sie diese primitive Stiege, über die ich Sie hier zu unsern kranken Ochsen führe.

Wir mußten über ein bereiftes, schräges Brett hinweg, das über einige Fässer gelegt war, um auf die aus Palisadenpfählen gezimmerten Querwände zu kommen, die die Tiere einzäunten. Dann ging es auf diesen zwei Fuß breiten Querwänden oben entlang nach dem eingezäunten Viereck, wo unsre Patienten standen, die, wie der Doktor sagte, an Kiefergeschwulst (Big jaw) litten und von ihm ausrangirt würden, aber immer unter großem Protest der Eigentümer, die das Vieh für unschädlich erklärten und ihn wegen seiner Strenge mit Vorwürfen überhäuften, ja sogar seine Amtsentsetzung verlangten.

Nachdem wir auf der Höhe der etwa sechs Fuß hohen Einzäunungen angelangt waren, überblickten wir eine weite Ebne, ganz bedeckt mit oben offnen viereckigen Ställen, von denen einige so groß waren, daß sie kleinen Viehhöfen glichen; andre, kleinere enthielten eng zusammengepfercht je ein halbes Dutzend größere oder ein ganzes Dutzend kleinere Rinder. Diese von langen schmalen Fahrstraßen durchschnittnen Palisadenvierecke, die sich bis zum fernen Horizont erstreckten, wo sie in graublauer Ferne verschwammen, waren an vielen Stellen von Eisenbahnschienen überbrückt, zu denen große Viehtransportbrücken und -Aufzüge hinaufführten. Dr. Cutter hatte es vorgezogen, ohne Benutzung des Fahrweges, oben auf den Zäunen entlang zubalanciren, weil wir sonst große Umwege bis nach unserm Ziele hätten machen müssen. Als wir eine Strecke auf diesem reifbedeckten schlüpfrigen Holzwerk entlang gegangen waren, blickte ich unter mich und sah in nächster Nähe, so daß ich sie bei den Hörnern

hätte fassen können, Ochsen, Kühe und Stiere, jene Tiere, die in der Arena ganz Mexiko in Schauder versetzen durch die blutigen Schauspiele, die sie dort allsonntäglich zu geben haben. Ein Fehltritt, und ich lag ihnen preisgegeben zu ihren Füßen! Wie froh war ich, als Dr. Cutter endlich in der Nähe einer einmündenden Straße herabsprang und ich ihm nun in den nächsten größern Pferch folgen konnte, wo fünfzehn bis achtzehn kranke Rinder umherliefen. Sie waren durch ihr unlustiges, träges Wesen, ihre geschwollnen Vorderfüße und ihre unförmlichen Schnauzen schon von weitem erkennbar. Ein Inspektor mit einer Jagdbüchse überm Rücken kam mit einigen Gehilfen herbei, da er den Arzt hatte kommen sehen, und bald waren wir darüber einig, daß diese Tiere nicht geschlachtet, sondern weggeführt und erschossen werden sollten, um die mikroskopische Untersuchung ihrer Kiefern- und Vorderfußknochen vorzunehmen. Sie wurden in einen andern Pferch getrieben, der etwas abseits von den übrigen an einer Verladungsbrücke lag, und schnell kletterte der Inspektor mit der Büchse auf die Palliſaden und hatte in wenigen Minuten mit sechs oder sieben Schüssen die vier besten Stücke erlegt. Dr. Cutter sorgte dafür, daß die zur Untersuchung bestimmten Teile abgetrennt und nach der Stadt geschickt wurden. Dann gingen wir eine der nächsten Straßen entlang an allerhand reinem und unreinem Getier vorbei, das hier seines Schicksals harrte. Viele waren wegen krankheitsverdächtigen Erscheinungen vom Tierarzt abgesondert und unter Kontrolle gestellt, bis sie der Tierarzt, der hier täglich seinen Rundgang zu machen hatte, entweder, wenn sie wieder munter wurden und fraßen, zum Schlachten zuließ oder sie als krank und untauglich für die Guanofabriken bestimmte. In zweifelhaften Fällen, wie eben bei der Kiefergeschwulst, wird der Stadtarzt herangezogen. Die Perlsuchtkontrolle geschieht meist nur so, daß der Tierarzt das lebende Tier besichtigt. Vom „kondemnirten“ Tiere werden niemals Untersuchungsobjekte entnommen. Von mikroskopischer Untersuchung auf Trichinen und Finnen ist nicht die Rede. Die Zustände im Weltfleischmarkt müssen eben jeden denkenden Menschen auf eine notwendige Inangriffnahme internationaler hygienischer Maßnahmen aufmerksam machen.

Als wir nach unsrer Rückkehr in die „Sanitätsbude“ die mit Geschwulst behafteten Teile vorfanden, holten wir das Mikroskop aus dem Staube der Rumpelkammer, wo es jahrelang unbenutzt seit seiner Anschaffung gestanden hatte. Die Untersuchung ergab „Strahlenpilz“ (Aktinomykose), und mit Hilfe eines Dr. Thompson, der in Wien seine Studien gemacht hatte, wurden in den nächsten Tagen einige farbige Präparate angefertigt, die die Diagnose auf jene gefährliche Knochenerkrankung des Rindes, die sich auch auf den Menschen übertragen läßt, über jeden Zweifel erhoben und den gewissenhaften Doktor Cutter aufs beste rechtfertigten. Wenn freilich bei der nächsten Wahl städtischer Beamten statt eines demokratischen ein republikanischer Stadtarzt gewählt wird und dieser in der Ausübung seiner Schlachtviehrevision

weniger peinlich ist, so wird vom Weltfleischmarkt aus die Welt wieder einmal ein paar Jahre lang mit Fleisch versorgt, das von krankem Vieh stammt, und kein Hahn kräht darnach, es bleibt dabei, solange diese Partei ihren Mann im Amte hält.

Nach diesen Erfahrungen machte ich mich wieder auf den Weg zu Herrn Armour, um ihm dringend die Sicherheitsvorrichtungen Berlins, besonders hinsichtlich der Trichinenschau, zu empfehlen.

Nach mehreren eingehenden Unterredungen lief aber doch schließlich die Meinung des Mr. Armour auf folgendes hinaus: Gesagt, Sie fänden in dem hundertsten oder fünfhundertsten Schwein, das wir schlachten, einmal trichinöses Fleisch, so würde das durch die Zeitungen so aufgebauscht werden, daß ich das zu verhüten meinem Geschäft gegenüber verpflichtet bin. Übrigens ist hier in Amerika bis jetzt noch kein Trichinenfall vorgekommen, und deshalb glauben wir auch nicht, daß etwas von Bedeutung zu finden sein würde. Da in unsern großen Wurstfabriken sowohl, wie für die andern Verpackungs- und Versendungsarten das Fleisch einer großen Masse von Tieren gemischt wird, so ist es ganz unmöglich, daß ein schlechtes Stück unter Hunderten und Tausenden von guten Stücken Schaden anrichten könnte. Es geht damit wie mit der Milch. Seitdem durch die großen Molkereianstalten, wo die Milch von Hunderten von Kühen durcheinandergemischt wird, die Ernährung einer Familie von ein und derselben Kuh vermieden wird, ist die Verbreitung von Tuberkulose durch Kuhmilch ausgeschlossen. Ich glaube, daß bei Ihnen in Deutschland Trichinose nur da vorkommt, wo in kleinern Städten und auf dem Lande ein trichinöses Schwein unter wenige Familien verteilt wird. Auch werden die Schweine bei uns reinlicher gefüttert, nur mit Mais, nicht mit Abfällen, wie bei Ihnen. Und endlich — entschuldigen Sie — fällt es keinem gesitteten Menschen in Amerika ein, auch nur ein Stück ungekochten Schweinefleisches, weder rohen Schinken noch Cervelatwurst, in den Mund zu nehmen.

Das einzige, was mir nach dieser eingehenden Darlegung zu thun übrig blieb, war, diese Verhältnisse dem Urteil der einzigen sachverständigen Behörde zu unterbreiten, und das war der große internationale medizinische Kongreß, der im August 1890 in Berlin zusammentrat. Da mußte sichs ja entscheiden, ob das Manchestertum oder die Wissenschaft, die Macht des Geldes oder die Macht des Wissens zuletzt Recht behalten würde in der Welt. Bis dahin blieb mir aber noch hinlänglich Zeit, meine Kenntnisse dieser neuen Stadt des Westens auch nach Seiten hin auszudehnen, die für gewöhnlich dem Auge des Touristen und des Zeitungsreporters verschlossen bleiben.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Diätenfrage. Wohl in jeder Legislaturperiode, solange der Reichstag besteht, ist die Diätenfrage einmal aufgetaucht, um, mit oder ohne Besprechung, brennendern Fragen Platz zu machen.

Das letztemal erntete einer der jüngern Abgeordneten des Reichstags, als er inmitten einer die verschiedensten Dinge durcheinanderwürfelnden Rede plötzlich die gewichtigen Worte aussprach: „Ich bitte Sie, meine Herren, bewilligen Sie die Diäten!“ homerisches Gelächter.

Auch in der gegenwärtigen Legislaturperiode wird wohl die Diätenfrage wieder angeregt werden, und namentlich, wenn wieder einmal die Beschlußunfähigkeit des Reichstags zur Tagesordnung gehören und die Mehrzahl der Abgeordneten beharrlich durch Abwesenheit glänzen sollte, dem Reiche zum Schaden und dem Volke zum Ärgernis.

Die Diätenlosigkeit des Reichstags fristet ihr Dasein mit Hilfe eines Standpunkts, auf dem bisher die Mehrheit der Abgeordneten zu stehen schien, der aber von Jahr zu Jahr wackliger geworden ist. Es sind im wesentlichen drei Gründe, die man zu Gunsten der Diätenlosigkeit geltend gemacht hat. Erstens hoffte man schnellere Erledigung aller Angelegenheiten, denn es lag nahe, daß jeder Abgeordnete darauf bedacht sein würde, dem teuern Pflaster der Residenz sobald wie möglich den Rücken zu kehren, wenn er selber dort die Kosten seines Aufenthalts zu bestreiten hätte. Diese Rechnung war, wie die Erfahrung gezeigt hat, ganz falsch. Zweitens hoffte man im allgemeinen eine würdigere Vertretung zu erhalten, d. h. Leute, die im Bewußtsein der ihnen wiederfahrenden Ehre und der Bedeutung ihres Amtes gewillt sein würden, dem Vaterlande jedes Opfer zu bringen. Auch diese Rechnung war verfehlt. Denn es ist allbekannt, daß eine große Zahl der Abgeordneten keineswegs nur der Ehre wegen ihres Amtes waltet, sondern aus Partei- und Privatmitteln reichlich entschädigt wird, ein Umstand, den das Gesetz wohl verbietet, aber nicht verhindern kann. Hieraus ergiebt sich von selbst die Hinfälligkeit des dritten Grundes, daß man nämlich hoffte, in der Diätenlosigkeit ein Gegengewicht gegen die Einrichtung des allgemeinen Wahlrechts zu haben. Die Zunahme der Vertreter der Umsturzparteien ist der schlagendste Beweis dafür, daß auch dieser Grund nicht stichhaltig ist.

Der ganze Standpunkt ist also auf die Dauer unhaltbar, wenn praktische Gründe gegen die Diätenlosigkeit sprechen. Und solche sind zur Genüge vorhanden. Es kann sich also nur um die Deckungsfrage handeln. Diese kann aber sehr wohl gelöst werden, auch ohne den Staatshaushalt noch mehr zu belasten.

Jeder Abgeordnete vertritt die wahlberechtigten Einwohner seines Wahlbezirks. Ihre sämtlichen Stimmen sind in ihm zu einer Einheit zusammengefaßt. Wollte jeder stimmberechtigte Bürger seine Stimme selber zur Geltung bringen, so müßte er, mindestens bei den Gesetzvorlagen, die seine besondern Interessen berühren, persönlich zu dem Versammlungsorte eilen, wie sich der Wilde vor das Zelt des Häuptlings begiebt. Das ist in einem großen Staate mit Millionen stimmberechtigter Bürger nicht möglich, und so hat man die Volksvertretung geschaffen. Man hat es dem stimmberechtigten Bürger bequem gemacht, er braucht nur zur Wahlurne zu gehen und seinen Wahlzettel abzugeben. Alles andre besorgt dann der aus der Wahl hervorgegangne Abgeordnete.

Fragen wir nun: „Ist es logisch richtig und gerecht, daß jeder stimmberech-

tigte Staatsbürger kostenlos seine Stimme bei allen Angelegenheiten des Reichs laut werden lassen darf, während der von ihm beauftragte Abgeordnete sich auf eigne Kosten seines Auftrages erledigt?", so kann die Antwort nur verneinend ausfallen. Ebenso ungerecht aber wäre eine Bestreitung der Diäten aus Staatsmitteln. Wenn die Diäten von der Regierung gezahlt werden sollten, so würde auf den Höherbesteuerten nach seinem höhern Steuersatze auch ein höherer Beitrag zu den Diäten der Abgeordneten fallen. Es würden somit trotz des allgemeinen Wahlrechts die Bessersituirten genötigt sein, mit ihrem Vermögen einzutreten, damit dem Minderbegüterten die Abgabe seiner Stimme in allen Angelegenheiten des Reichs überhaupt ermöglicht würde. Es werden aber doch auch von Staatsbürgern, die noch nicht wahlberechtigt sind, auch von Frauen Steuern gezahlt, auch diese also würden dazu beitragen, daß Ansichten andrer Leute, die den ihrigen vielleicht entgegengesetzt sind, zur Geltung kommen.

Das allgemeine Wahlrecht haben wir nun einmal. Die Stimme jedes Arbeiters, und wäre er geistig noch so beschränkt, hat dasselbe Gewicht, wie die eines Professors der Volkswirtschaftslehre. Wo aber gleiche Rechte so zur Geltung kommen, da müßten auch gleiche Pflichten sein. Verlangt der geringste Arbeiter einer Fabrik dasselbe Stimmrecht in Reichsangelegenheiten, wie sein Brotherr, so ist es nicht mehr als billig, daß er auch dieselben Kosten wie dieser trägt, um seine Stimme zur Geltung zu bringen. In Angelegenheiten, die die Gesamtheit betreffen, mitreden zu dürfen, ist für jeden eine Ehre und ein Vorteil, es liegt also kein Grund vor, dem Stimmlustigen für diese Ehre ein Opfer zu ersparen. Sehen wir von einer Besteuerung seiner Stimme oder seines Wahlrechts vor der Hand ganz ab, so dürfte doch die Forderung, die Wahlberechtigten zur Bestreitung aller aus der Mitregierung des Volkes erwachsenden Unkosten heranzuziehen, wahrlich nur eine Forderung der Gerechtigkeit sein.

Legen wir also einmal einen möglichst niedrigen Satz zu Grunde und fassen wir nur die Diätenfrage als solche ins Auge. Wir haben in Deutschland etwa zehn Millionen wahlberechtigter Bürger. Von diesen übt jedoch ein gewisser Prozentsatz, der in den einzelnen Bezirken verschieden groß ist, sein Wahlrecht nicht aus. Nehmen wir an, daß sich dieser Prozentsatz infolge der mit der Abgabe der Stimme verbundnen Unkosten bedeutend vergrößern und sich nur die Hälfte aller Wahlberechtigten fortan noch bewogen fühlen würde, ihr Wahlrecht auszuüben, so würden, wenn jeder Wähler für eine volle Legislaturperiode von fünf Jahren eine Mark zu entrichten hätte, fünf Millionen Mark zusammenkommen. Es würde somit an Diäten für jedes Jahr eine Million Mark zur Verfügung stehen. Rechnen wir rund vierhundert Abgeordnete, so könnte jeder jährlich 2500 Mark an Diäten beziehen, eine Summe, die, wenn man nur die Tage in Betracht zieht, an denen die Abgeordneten thatsächlich ihres Amtes walten, hinreichte, sie für ihre Unkosten zu entschädigen. Zu einer gewinnbringenden Einnahmequelle darf dem Abgeordneten seine Thätigkeit nicht werden, wenn man vermeiden will, Söldner anstatt Volkstribunen heranzuziehen.

Ganz anders aber würde sich die Rechnung stellen, wenn man anstatt der einen Mark für die Legislaturperiode den Wählern denselben Beitrag jährlich auferlegte. Der Beitrag von einer Mark jährlich ist ein Betrag, den jeder Arbeiter entrichten kann. Will er ihn nicht entrichten, so zwingt ihn niemand, seine Stimme abzugeben. Von irgend welcher Ungerechtigkeit könnte also gar keine Rede sein. Die Regierung aber wäre in der Lage, nicht nur den Abgeordneten auskömmliche Diäten zu gewähren, alle aus den Tagungen des Parlaments erwachsenden Un-

kosten zu bestreiten, sondern auch einen artigen Fonds anzusammeln, dessen Zinsen die mannigfachste Verwendung im Interesse der wirtschaftlich Schwachen des Volkes finden könnten.

Daß eine mit Kosten verknüpfte Abgabe der Stimme einen großen Teil der Wahlberechtigten von der Wahl fernhalten würde, ist selbstverständlich. Dabei werden jedoch die Ordnungsparteien gewinnen und nur die Umsturzparteien Mandate einbüßen. Der kleine Gewerbtreibende, der sich bisher an der Wahl beteiligt hat, wird nach wie vor seine Stimme abgeben. Der ländliche Arbeiter, der wohl im allgemeinen noch als reichstreuer Wähler anzusehen ist, befindet sich in geordnetern Verhältnissen als der städtische Arbeiter. Es wäre für den Arbeitgeber ein Leichtes, durch Abziehung ganz kleiner Raten von seinem Verdienst einen Wahlfonds für ihn anzusammeln. Es würde sich um einen wöchentlichen Abzug von noch nicht zwei Pfennigen handeln! Der städtische Arbeiter, der lediglich in barem Gelde bezahlt wird und von der Hand in den Mund lebt, würde allerdings kaum freiwillig einen Wahlfonds ansammeln, er würde nur durch Bevormundung der Parteileitung dazu zu bewegen sein, falls er einem organisirten Verbande angehört. Der unabhängige städtische Arbeiter aber, der, solange die Wahl kostenlos ist, sich willig zur Wahlurne schleppen läßt, würde sich der Wahl enthalten. Er aber ist gerade der Bethörte, Verführte, der urteilslose Nachbeter sozialdemokratischer Lehren. Er ist es auch, der leider vielfach den Ausschlag bei den Wahlen giebt und dem Kandidaten der Umsturzpartei zum Siege verhilft. Und ihn von der Wahlurne fern zu halten, wenn es mit gerechten, ehrlichen Mitteln geschehen kann, wäre ja nur sehr erfreulich. Es würde also in der Forderung eines kleinen Geldopfers von den Wahlberechtigten — nennen wir es immerhin „Besteuerung des Stimmrechts“ — ein Mittel gegeben sein, nicht nur die Diätenfrage endgiltig aus der Welt zu schaffen, sondern auch nachhaltig und erfolgreich die Verführer des Volkes zu bekämpfen.

Daß ein solcher Antrag von allen Parteien des Reichstages gegen die Stimmen der Umsturzparteien durchgebracht werden würde, unterliegt wohl keinem Zweifel.

K. v. S.

Die „Imparität“ in Preußen. Die Historisch-politischen Blätter bringen einen Aufsatz über die Verminderung des Katholizismus in Deutschland. Der Verfasser des Aufsatzes beginnt mit einem Ausdruck des Bedauerns über die Thatsache, daß in den letzten Jahrzehnten der Katholizismus in Deutschland eine Einbuße erlitten hat: während sich im Jahre 1867 unter 1000 Einwohnern noch 363 Katholiken vorfanden, zählte man ihrer im Jahre 1891 nur noch 357, ein Rückgang, dem auf protestantischer Seite ein Fortschritt von 621 auf 628 gegenübersteht. Daß jener Halbdutzendverlust eine gewisse Bedeutung hat, erkennen wir an, und namentlich wäre es uns interessant, zu erfahren, ob der Abgang in der Höhe oder in der Tiefe zu verzeichnen ist. Wir glauben, in der Höhe. Wohl hat es noch in unserm Jahrhundert Zeiten gegeben, wo sich gerade in den obern Schichten der Gesellschaft ein fast epidemischer Drang nach dem Schoße der „alleinseligmachenden“ Kirche geltend machte; wenn heute diese Zeiten vorbei sind, wenn im Gegenteil eine ansehnliche Reihe gebildeter Männer ihrer von starrem Dogmatismus beherrschten Kirche den Rücken wenden, so liegt die Frage, woher das komme, gewiß nicht fern. Anstatt jedoch dieser Frage näherzutreten, bezeichnet der Verfasser des Aufsatzes als eine der Haupturſachen des beklagten Rückschritts den Umstand, daß in Preußen die höhern Ämter fast ausschließlich von Protestanten besetzt seien. Angenommen,

daß die Zahlen, die zur Begründung dieser Behauptung vorgebracht werden, richtig wären, so wäre damit die „Imparität" im Sinne der Anklage noch lange nicht erwiesen, wenigstens so lange nicht, als es für die Mehrheit der Protestanten im Staatsdienst eine andre ausreichende Erklärung giebt. Es wird genügen, daran zu erinnern, daß in weiten Kreisen der katholischen Bevölkerung dank der Vorstellung, die sie sich von dem preußischen Staate gebildet hatte, die Neigung, in den Dienst dieses Staates zu treten, Generationen hindurch nur wenig entwickelt war, daß ferner das Pfarrhaus, das auf protestantischer Seite fast in geometrischer Progression den Nachwuchs für die gebildeten und führenden Stände liefert, auf katholischer Seite in dieser Hinsicht brach liegt. Als ein zweiter Mißstand wird beklagt, daß innerhalb der preußischen Monarchie 200000 katholische Kinder zum Besuch protestantischer oder paritätischer Schulen gezwungen sind. Hier sind wir nun zum Glück in der Lage, die Behauptung der Historisch-politischen Blätter auf ihren Kern zu prüfen. Denn vor kurzem hat Professor Dr. Petersilie eine auf gewissenhafter Forschung und reichem statistischem Material beruhende Arbeit über die Entwicklung der preußischen Volksschule bis zum Jahre 1891 veröffentlicht. Durch die Ergebnisse dieser Arbeit wird es jedem Unbefangnen zur Gewißheit, daß der katholischen Bevölkerung von der preußischen Unterrichtsverwaltung das größte Wohlwollen entgegengebracht wird. Wenn trotzdem im Jahre 1891 von hundert katholischen Kindern im Durchschnitt fünf in paritätischen und drei in evangelischen Schulen unterrichtet wurden, so läßt sich das beim besten Willen nicht von heute auf morgen ändern; welche Hindernisse einer derartigen Änderung im Wege stehen, werden sich die Historisch-politischen Blätter selbst sagen, wenn sie hören, daß in dem genannten Jahre auch mehr als 134000 evangelische Kinder in katholischen oder paritätischen Schulen untergebracht werden mußten. Im übrigen ist es für die Beurteilung dieser Dinge von Bedeutung, daß im Königreich Preußen, von dessen Einwohnern ja nur 34 Prozent dem katholischen Bekenntnis angehören, natürlich die katholische Diaspora einen größern Umfang hat als die protestantische, ein Zustand, der noch dadurch gesteigert wird, daß nachweislich gerade in den evangelischen Landesteilen die konfessionelle Mischung der Bevölkerung überraschende Fortschritte gemacht hat. So befanden sich z. B. 1871 in der Provinz Schleswig-Holstein erst 6152 Katholiken, im Jahre 1890 dagegen schon 21796, und in der ganzen Monarchie giebt es heute höchstens noch fünf Kreise, in denen kein katholischer Volksschüler vorhanden ist. In diesen unvermeidlichen Fällen hat die Unterrichtsverwaltung weder Mühe noch Kosten gescheut, um den Diasporakindern wenigstens den Religionsunterricht von einem Lehrer ihres Bekenntnisses erteilen zu lassen; von der Summe, die im Jahre 1891 zu diesem Zwecke ausgegeben wurde, genossen neben 3783 evangelischen 4749 katholische Kinder die erwähnte Wohlthat. Daß man angesichts dieser Thatsachen nicht von einer Zurücksetzung der katholischen Bevölkerung reden kann, liegt auf der Hand. Aber damit nicht genug! Weil die Historisch-politischen Blätter die wahren Ursachen der von ihnen beklagten Erscheinung nicht sehen wollen, so versteigen sie sich in ihrer Not zu dem Satze, daß die protestantischen Beamten, die in Mischehen leben, von ihren Vorgesetzten unangenehme und nachdrückliche Vorstellungen wegen der Erziehung ihrer Kinder zu gewärtigen hätten, und daß es — man traut seinen Augen nicht! — „in protestantischen Städten oft vorkomme, daß katholische Dienstboten und sonstige abhängige Personen zum Abfall von ihrer Kirche verleitet oder gepreßt werden" (!). Es sind das Behauptungen, deren kautschukartige Fassung auf der einen Seite eine Widerlegung unmöglich macht, auf der andern aber die Gesinnung, der sie entspringen, in ihrer

ganzen Häßlichkeit zeigt. Im Glashause sitzen und mit Steinen werfen, bringt selten Gewinn. Beschuldigungen wie die eben angeführten werden zur vernichtenden Selbstanklage im Munde von Leuten, deren Befangenheit in diesen Dingen so allbekannt ist, daß einem Manne, wie dem in letzter Zeit oft genannten Pastor Stöck, bei seinem schweren Vergehen wegen seiner spezifisch katholischen Denkweise mildernde Umstände zuerkannt werden mußten.

Mit Widerstreben haben wir die letzten Sätze geschrieben, weil wir nach wie vor der Überzeugung sind, daß es in der Gegenwart genug Fragen giebt, zu deren Lösung sich evangelische und katholische Männer zum Frommen des Ganzen die Hand reichen sollten. Die Art und Weise jedoch, wie von katholischer, oder richtiger gesagt, von ultramontaner Seite in der letzten Zeit gegen alles Protestantische vorgegangen wird, zwingt uns zu einem scharfen Wort der Abwehr.

Pädagogik, Universität und Regierung. Es steht fest, daß die selbständige Vertretung der Pädagogik an unsern Universitäten vielen ein Ärgernis, den meisten eine Thorheit ist. Bis auf den heutigen Tag haben sich die preußischen Universitäten mit Erfolg des Eindringens der Pädagogik erwehrt, während die „Hygiene“ ihren siegreichen Einzug gehalten hat. Es bestätigt dies wieder die schon oft ausgesprochne Behauptung, daß der Mensch neuerdings zwar um alles besorgt ist, was sein körperliches Wohlbefinden betrifft, sich aber in der Sorge um sein Seelenheil höchst unbekümmert verhält. Um das Seelenheil aber hat sich die Pädagogik zu kümmern. Denn nichts geringeres ist ihr anvertraut, als die Gesetze aufzufinden, nach denen die geistige Entfaltung des heranwachsenden Geschlechts zu regeln ist. In allen möglichen Tonarten wird das Thema beleuchtet: Auf der Jugend beruht die Zukunft unsers Staats; als beliebtes Schlagwort kann man den Satz in jeder politischen Bierrede hören. Aber hat man schon einmal mit Ernst den Folgerungen nachgedacht, die sich aus ihm ergeben? Allerdings tritt uns seine Tragweite greifbar in dem Kampf um die Schule entgegen: die Kirche will sich des Einflusses auf die Jugend nicht begeben; der Staat will seine mächtige Hand nicht davon abziehen, und die Parteien hoffen von der Jugend die Verwirklichung ihrer Pläne. Also tönt es von allen Seiten: Habt ihr die Jugend, so habt ihr die Zukunft.

Aber wie habt ihr sie? Der Möglichkeiten sind so viel, als es Weltanschauungen giebt, deren Ausgestaltung und Fortbildung vor allem den Zentralstätten geistigen Schaffens, unsern Universitäten, obliegt. Sollte es nicht auch ihre Aufgabe sein, zu untersuchen, welchen der verschiednen Weltanschauungen man den Einfluß auf das heranzubildende neue Geschlecht versagen, welche man zulassen dürfe im Hinblick auf die Ziele alles Menschenlebens?

Aber da tritt ein seltsamer Widerspruch zu Tage. Von der Wichtigkeit des erzieherischen Einflusses ist jeder überzeugt; viele fließen ja geradezu über von dieser Überzeugung. Aber nur wenige ziehen daraus die Folgerung, daß man von den Stätten, wo das geistige Leben des Volkes am stärksten pulsirt oder doch pulsiren sollte, die tiefsten Anregungen empfangen müßte für die Richtlinien, die für die Bildung des nachwachsenden Geschlechts maßgebend sein müssen. Ist dies der Fall? Auch der wohlwollendste Beurteiler muß es verneinen, da sich ja die Zentralstätten geistiger Bildung um die Aufgaben, die uns schon in der Ilias in dem Wunsche Hektors entgegentreten, sein Sohn möge werden wie der Vater oder ein noch Besserer, so gut wie gar nicht kümmern.

Wer sich aber die Mühe nimmt, die Vorlesungsverzeichnisse der preußischen

Universitäten in den letzten zehn Semestern daraufhin durchzusehen, wird erschrecken über die klaffende Lücke. Eine Reihe von Universitäten weiß mehrere Jahre hindurch überhaupt nicht, daß es eine Wissenschaft der Pädagogik giebt, andre begnügen sich mit einem Abriß der Erziehungsgeschichte. Ja nicht einmal für die Grundwissenschaften der Pädagogik, für Ethik und Psychologie, ist ausreichend gesorgt. Semesterlang findet man an mehreren Universitäten weder Vorlesungen über praktische Philosophie noch über Psychologie.

Aber selbst wenn solche in zweckentsprechender Weise gehalten würden, so wäre damit für die Pädagogik noch lange nicht genug geschehen. Vorlesungen allein bedeuten überhaupt nicht viel, in keinem Falle das, was sich viele Leute einbilden. Der augenblickliche Eindruck des gesprochnen Wortes mag noch so stark sein, wer bürgt für seine Dauer? Darauf kommt es aber doch jedenfalls an, daß die geistige Richtung, die der junge Erzieher einschlagen soll, dauernd beeinflußt werde. Und wenn der Dozent mit Engelzungen redete,. so würde er doch nur Eindrücke flüchtiger Natur hervorrufen, die durch neue Wahrnehmungen bald zurückgedrängt und beseitigt werden würden. Wer hat schon gehört, daß sich ein Künstler allein an ästhetischen Vorlesungen gebildet habe? Hier hilft nur ein Weg: engste Verbindung der Theorie mit der Praxis. So werden die angehenden Ärzte in den Kliniken gebildet, und mit großem Erfolg, wie man weiß. Warum nicht auch die Erzieher in pädagogischen Seminaren, verbunden mit Übungsschulen, einem praktischen Versuchsfelde?

Ein früherer preußischer Kultusminister klagte: Wir haben wohl vortreffliche Lehrer, aber keine Erzieher. Damit hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Aber die Einsicht, wie solche zu schaffen seien, ging ihm vollständig ab. Wir wollen ihm daraus keinen Vorwurf machen. Fehlt doch diese Einsicht selbst nicht wenigen Dozenten an der Universität. Giebt es doch selbst unter ihnen Leute, die da meinen, es handle sich bei der Pädagogik nur um die Kenntnis gewisser technischer Kniffe, die beim höhern Unterricht ziemlich überflüssig, jedenfalls aber in der Praxis sehr leicht zu erlernen seien; deshalb habe die Pädagogik überhaupt nichts an der Universität zu suchen. Daß die Berliner Akademie der Wissenschaften in ihrem fünfunddreißigsten Sitzungsbericht (1889) der Pädagogik feierlich den Charakter einer Wissenschaft zugesprochen hat, scheint im allgemeinen wenig Wirkung gehabt zu haben. Vielleicht liegt es daran, daß es diesem Sitzungsberichte geht wie vielen Akten, die ihren Beruf verfehlen, wenn sie gelesen werden.

Es kommt hinzu, daß es maßgebende Kreise überhaupt nicht für wünschenswert erachten, daß die Pädagogik an der Universität eine selbständige Pflege finde. Damit nähme ja die Erziehungswissenschaft teil an der Freiheit der Wissenschaft. Hierdurch aber würde die Aussicht eröffnet werden, daß sie sich aus der Nähe der Staatspädagogik entfernen und sogar Theorien ausbilden könnten, die sich gegen die amtlich sanktionirte Richtung wenden könnten. Das wäre aber doch ein großer Frevel. Ohne Zweifel hat die Einrichtung der Gymnasialseminare in Preußen diesen schulpolitischen Hintergrund. An den staatlichen Gymnasien hat man die Schulung oder die Dressur der künftigen Gymnasiallehrer in der Hand; nicht so an den Universitäten. Im ersten Falle ist die Ausbildung büreaukratisch überwacht und in die gehörigen Grenzen eingeschlossen, im zweiten Falle aber mehr oder weniger frei und sachgemäß. Im ersten Fall regiert der Jurist, dessen Urteil in Schulsachen nicht durch allzugroße Sachkenntnis getrübt wird, im zweiten ist die wissenschaftliche Pädagogik ausschlaggebend.

Juristen sind ohne Zweifel recht nützliche Leute, und den Schulkarren haben

sie ja bisher nach bestem Wissen und Gewissen mit Hilfe eines fünften Rades, des Schulrates, fortgeschoben. Aber daß er noch nicht tiefer im Dreck sitzt, ist nicht ihr Verdienst. Anders wird es vielleicht in Zukunft werden, wenn man sieht, was für eine tiefgehende und vielseitige Bildung sich der junge Rechtsbeflissene jetzt auf der Universität anzueignen pflegt, wie er von früh bis abends ochst und schwitzt, um den Geist seiner Wissenschaft zu fassen, ja wie er sogar sein Äußeres darüber zu vernachlässigen Gefahr läuft. Wenn diese Herren erst einmal an die Spitze unsers Staatswesens gelangt sein werden — stellenweise sollen sie, wenn von gutem Adel und aus anständigem Korps, schon jetzt ihre Segnungen verbreiten —, dann wird Deutschland wahrhaft an der Spitze der Zivilisation schreiten.

Wir sind etwas ins Äußerliche geraten, aber die Erinnerung an den Zopf, den Universitäten und Regierungen mit gleichem Anstande tragen, verlockt dazu. Merkwürdig, eine wie enge Verwandtschaft sich zuweilen zwischen Institutionen aufthut, die doch grundverschieden sind. Was versteht die Universität vom Regieren, und was die Regierung vom Doziren? In einem Punkte aber scheinen sie einander sehr gut zu verstehen. Das ist die Geringschätzung der pädagogischen Wissenschaft. Die Universität will der Regierung gern überlassen, welchen Geist sie den jungen Lehrern einhauchen zu lassen für gut findet, und die Regierung nimmt ihr dieses Geschäft gern ab, weil sie den Professor doch nicht so in der Hand hat wie den Regierungs- und Schulrat. Und die Folge dieses Bündnisses? Die Thatsache, von der wir ausgegangen sind.

Daß die Welt in allem nur sehr langsam besser wird, glauben wir Goethe gern. Um so mehr, als es zuweilen den Anschein hat, als ginge es rückwärts. Studiren wir z. B. die Vorlesungen über Pädagogik, die Kant und Herbart am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts an der Universität gehalten haben, lassen wir uns ganz durchdringen von der Weite des Blicks, der Freiheit der Auffassung und dem Bewußtsein der Größe der Aufgabe, und fragen wir uns dann, warum diese Männer so wenig Nachfolger an unsern Universitäten gefunden haben, die der Erziehungsaufgabe ein eignes, eindringendes Studium zuwendeten und zuwenden durften, so kann uns die Entwicklung dieser Angelegenheit nur mit Schmerz erfüllen. Ist alles Verständnis für sie mit der größern politischen Reife verloren gegangen? Muß sie etwa erst das sozialdemokratische Programm in neuen Fluß bringen, wie es auch andre Gebiete befruchtet hat? Es ist schlimm, wenn der Geist die verläßt, die ohne ihn verraten und verkauft sind; wenn den Herrschenden nur die Macht bleibt, die Beherrschten aber von treibenden Ideen geradezu überströmen. Hat es sich nicht bitter gerächt, daß an unsern Universitäten vielfach und jahrzehntelang der Aufgabe der Erziehung nur gelegentlich und in sehr oberflächlicher Weise Aufmerksamkeit geschenkt wurde, als gegen unsre Gymnasien Sturm gelaufen wurde? Aber das will man nicht sehen, daß die Verknöcherung an unsern höhern Schulen gar nicht soweit hätte kommen können, wenn ihr nicht von den Universitäten aus geradezu Vorschub geleistet worden wäre. Nur eines hätte erfolgreich dagegen wirken können. Aber dieses eine fehlte eben, und es wird wohl so lange fehlen, bis sich einmal ein Umschwung an unsern Universitäten vollziehen wird, der mit allem Zopfwesen gründlich aufräumt. Möchte er bald kommen, damit unsre Universitäten wieder die Führerrolle auf geistigem Gebiete erhalten, die sie ganz verloren haben oder hie und da nur noch mühsam behaupten können. Wer es freilich für gleichgiltig hält, welche Ideen von den Universitäten aus über die beste Erziehung des heranwachsenden Geschlechts ver-

breitet werden und ins Volk dringen könnten, dem mag der jetzige Zustand sehr genehm sein. Aber unter der Firma eines guten Reichsfreundes ist er in der That ein schlimmer Feind, beschränkt, verzopft und ganz gottverlassen.

Litteratur

An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Eine Familienchronik von David Sibyllinus. Leipzig, Duncker und Humblot, 1892

Mehr dramatisch-novellistisch als chronikalisch beginnt diese Erzählung im Hause eines katholischen Prälaten in London, dem ein Jesuit irischer Abkunft seinen, seines Ordens und Papst Leos Plan entwickelt, nach dem völligen Zerfall des faulenden Europas die Kirche auf die über Amerika und Indien herrschende anglosächsische Rasse neu zu gründen, und sie schließt mit zwei fröhlichen Hochzeiten auf Schloß Arundel, wo die schwarze Dame umgeht. Zum Glück für den aufklärungsbedürftigen Leser sind sämtliche dramatis personae sehr lehrhaft, sodaß wir von ihnen über alle Dinge im Himmel und auf Erden, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, über Buddha und Hegel, Moses und Darwin, Bismarck, Homerule und Rußland, Seelenwanderung, Kraft und Stoff und Suggestion gründliche und erschöpfende Auskunft erhalten. Namentlich die ältere der beiden neuvermählten Damen weiß als geschickter Examinator aus allen Männern, mit denen sie zusammentrifft, alles herauszulocken, was sie wissen und nicht wissen; gleich am Abend nach der Hochzeit fragt sie ihrem Gemahl, dem Herzog von Arundel, Löcher in den Leib, sodaß er alles von sich geben muß, was er je verschlungen hat, bis auf die Fragmente des Sanchuniathon und die Jahreszahl 2387 v. Chr., die der Verfasser der Atlantis für den Pharao Menes herausgerechnet hat. Als Entschuldigung für diesen ungewöhnlichen Hymenäus kann man gelten lassen, daß die Braut vierzig, der Bräutigam über sechzig Lenze zählt. Der Jesuit hat Pech. Es nützt ihm nichts, daß er der katholischen Fürstin Aschberg in Österreich statt des Mädchens, das sie geboren hat, einen Försterjungen unterschiebt und die Gouvernante, seine Mitwisserin, hypnotisirt; das dumme Ding plaudert doch, und das fürstliche Vermögen fällt an den protestantischen Zweig der Familie in Preußen. Es nützt ihm nichts, daß er den Sohn des Herzogs von Arundel für die alleinseligmachende Kirche einfängt; der Gimpel stirbt, ehe er seine zehn Millionen Mark Einkünfte erbt, die übereifrigen Herren in Rom bringen ihn zu früh mit Kasteiungen um. Die Nutzanwendung soll also wahrscheinlich sein, daß sich die römische Kirche mit ihren Weltherrschaftsplänen verrechnen werde, und damit dürfte Sibyllinus wohl Recht haben; es ist das Schicksal der Hierarchen, allerdings auch das aller übrigen Sterblichen, sich beständig zu verrechnen. Übrigens ist das Büchlein, das die Wirrnisse der Gegenwart wie im Guckkasten zeigt, ganz geeignet, dem Leser ein Stündchen angenehmer Unterhaltung zu gewähren.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Deutſchland und Frankreich

Nach allen Mißerfolgen der Verſuche, Frankreich mit Deutſchland wieder auszuſöhnen oder ſie auch nur einander etwas näher zu bringen, nimmt man eine Schrift, die dieſen Plan von neuem aufgreift, nur mißtrauiſch zur Hand. Um was kann es ſich noch handeln? Praktiſch doch offenbar nur darum, die paar Menſchen, die in Frankreich noch ruhig politiſch denken, mit den wenigen in Fühlung zu bringen, die in Deutſchland in dieſer Sache nicht den Mut verloren haben. Ausgeſchloſſen muß jede Anrufung der Gefühle ſein. Wirkſam, auch nur in dem kleinſten Kreiſe franzöſiſcher Politiker, wird ſich nichts andres zeigen, als der ganz verſtändige, kühle Nachweis, daß es gewaltige Vorteile für Frankreich haben würde, wenn es ſeine Hoffnung aufgäbe, den Frankfurter Frieden eines Tages zu zerreißen.

Das thut die Schrift, die wir in der franzöſiſchen Überſetzung anzeigen,*) weil der Überſetzer, ein geborner Berliner, nach der Abſtammung Franzoſe und Elſäſſer, ſie mit einer Anzahl von Bemerkungen ausgeſtattet hat, die in Deutſchland und Frankreich beachtet werden ſollten. In Frankreich wird ſie vorausſichtlich totgeſchwiegen werden; es ſollte uns aber doch wundern, wenn ihre Grundgedanken nicht dann und wann in Äußerungen unabhängiger Politiker wieder auftauchten, denen ſie übrigens auch ſeither nicht ganz fremd waren. Denn in dieſen Grundgedanken liegt etwas Notwendiges.

Wir übergehen das Vorwort des Überſetzers, das die gute, reine Abſicht aufs klarſte und wärmſte durchſcheinen läßt. Auch mit dem kleinen

*) France et Allemagne par le Dr. Otto Arendt, Directeur du Deutsche Wochenblatt etc. Traduction et Préface par Henry Erman, Professeur de droit romain aux Universités de Lausanne et Genève. Lausanne, 1893.

Abschnitt, in dem das Vorhandensein schüchterner Regungen gegen die Revanche in der Litteratur und der Presse festgestellt wird, beschäftigen wir uns nicht eingehend. Ist es doch so wenig! Aber nicht unerwähnt soll Charnays Schrift: L'Alsace-Lorraine vingt ans après (Paris, Allemane, 1892) bleiben, die in Deutschland so auffallend wenig Beachtung gefunden hat, obwohl sie sie doch entschieden verdiente. Wer noch eines Exemplars habhaft werden kann — es wurde uns versichert, daß von denen, die mit der offnen Sprache Charnays nicht einverstanden sind, besonders von den elsässischen Emigranten, ein wahrer Vernichtungskrieg gegen das Büchlein geführt worden sei —, der wird mit Staunen die offne Verurteilung der Rachepolitik und das Bekenntnis lesen, daß die Volksabstimmung den so oft angerufnen Krieg mit Deutschland unfehlbar verwerfen würde; die Schrift gipfelt in dem Vorschlag einer französisch-deutschen Allianz, die Deutschland ermöglichen soll, dem Druck aus Osten einen Gegendruck entgegenzusetzen. Die Zitate aus Charnays Schrift sind sehr lesenswert, wir hätten noch mehr gewünscht, besonders von den Stimmungs- oder vielmehr Umstimmungsbildern aus Elsaß-Lothringen. Zu diesem Kapitel bringt übrigens unser Büchlein von Arendt in den Anmerkungen noch einige lesenswerte Beiträge.

Sein politischer Gedankengang läßt sich etwa in folgenden Sätzen zeichnen. Europa muß endlich mit dem System des bewaffneten Friedens brechen. Von der Stellung Englands und Rußlands zu den feindlichen Mächten Deutschland und Frankreich hängt es ab, ob dieses Ziel zu erreichen ist. Entweder wird der Dreibund durch das Hinzutreten Englands so verstärkt, daß er unangreifbar wird, oder Deutschland und Frankreich versöhnen sich und vertreten die Interessen Europas gegen England und Rußland. England fühlt sich nun viel zu sicher und ist zu kleinlich besorgt, die festländischen Mächte Europas in ihrer bisherigen schwächenden Zerklüftung zu erhalten, als daß es entschlossen seine Neutralität einer solchen Verbindung zum Opfer brächte, deren Gewinn allerdings auf den ersten Blick vorwiegend den mitteleuropäischen Mächten zufällt. Aber die französisch-russische Freundschaft? Sie nimmt augenblicklich fast alles politische Denken, das sich in Frankreich ausspricht, gefangen und droht den aufkeimenden Gedanken der Versöhnung zu ersticken. Die Gefahren einer Allianz mit Rußland sowohl für die Mittelmeerpolitik Frankreichs als im Falle des Unterliegens Deutschlands sind aber offenbar. Frankreich ist überhaupt eine zu kleine Hälfte in dieser Verbindung: es wird sich Rußland zu fügen haben. Und je näher es sich an Rußland anschließt, um so stärker wird sich sein Gegensatz zu England ausprägen, das ihm auf dem außereuropäischen Felde entschiedner Halt gebieten wird. Wie viel fruchtbarer an zweifellosen Vorteilen wäre der Anschluß Frankreichs an die mitteleuropäischen Mächte! Erleichterung der Lasten, friedliche Entwicklung der Hilfsquellen; energische Vertretung der wirtschaftlichen Interessen West- und Mittel-

europas gegen das bedrohliche Wachstum der Wettbewerbung der Mächte mit dem räumlichen Vorsprung: Rußland, das britische Reich, die Vereinigten Staaten; Bildung eines einheitlichen, geschichtlich längst vorbereiteten Verkehrs- und Wirtschaftsgebietes in West- und Mitteleuropa. Deutschland und Frankreich vereint würden eine ganze Reihe von Schwierigkeiten im Innern und Äußern besiegen, die beiden unüberwindlich sind, solange sie einander feindlich gegenüberstehen; sogar die Währungsfrage werden sie nur vereint lösen. Und was hätte Frankreich zu bieten, als den endgiltigen Verzicht auf die Wiedererwerbung zweier Provinzen, deren Bevölkerung ihm zum Teil stammfremd, zum Teil entfremdet ist, und für die es eingestandnermaßen in dreiundzwanzig Jahren nicht den Entschluß gefunden hat, das Schwert zu ziehen!

Es sei gestattet, diesem Auszuge einige Bemerkungen hinzuzufügen. Wir würden es für einen Frevel halten, den Gedanken der Annäherung Deutschlands und Frankreichs ohne Prüfung zurückzuweisen. In manchen Beziehungen ist kein Augenblick geeigneter, dazu aufzufordern, als der gegenwärtige. Ohne Zweifel hat sich die Lage beider Staaten im letzten Vierteljahrhundert gründlich geändert. Frankreich ist Deutschland ähnlicher geworden, und Deutschland hat sich in manchen Beziehungen Frankreich genähert. Seine wirtschaftliche Entwicklung hat den Wohlstand gesteigert und das Übelbefinden der Lohnarbeiter vermehrt, die soziale Frage tritt an beide Länder ziemlich gleich heran. Beide haben ihre wirtschaftlichen Interessen in der ganzen Welt verstärkt, und Deutschland ist durch seinen Kolonialbesitz denselben Verwicklungen mit England ausgesetzt, die Frankreich in alter und neuer Zeit erfahren hat. Den Mächten von überragender Größe, besonders Rußland und den Vereinigten Staaten, war ein Gegengewicht nie nötiger als jetzt. Wer anders als die vereinigten Mächte des Festlands vermag es zu bilden? Es geht ein Streben nach großen politischen und wirtschaftlichen Räumen durch die Welt, die natürliche Folge des Verkehrs, der die bisherigen Räume verkleinert. Europa, dessen Verkehr am meisten entwickelt ist, muß rückwärts gehen, wenn sich seine Großstaaten, die großenteils nur noch Mittelstaaten sind, immer tiefer sondern. Die Stufe, die Deutschland und Frankreich erstiegen haben, ruft sie an die Spitze.

Verhängnisvoll, daß beide ihre Rechnung nicht 1815 statt 1870 beglichen! wird ein Geschichtschreiber der Zukunft sagen; Europa hätte in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mehr als je der Einheit bedurft. Als beide Mächte einander am nötigsten brauchten, stießen sie sich am heftigsten ab. Es muß immer wieder ausgesprochen werden, was auch diese Schrift noch viel energischer hätte betonen können, daß es europäisch-kontinentale Interessen giebt, die den britisch-insularen entgegenzusetzen sind. Folgerichtig ergiebt sich daraus, was die Schrift nicht folgert — man wird sich doch nicht gescheut haben, den Schluß zu ziehen? —, daß, wenn Englands ungeheurer Landbesitz in allen Erdteilen und seine Seebeherrschung auf ganz Europa lastet, man

nicht Frankreich den Vorteil allein lassen darf, gegen diesen Alp anzukämpfen. In der That, wenn Frankreich eines Tages die Forderung erhebt, England solle nicht länger über die Schlüssel zum Mittelmeer und zum Indischen Ozean allein verfügen, wird nicht Deutschland, die Vormacht Mitteleuropas, die Forderung unterstützen müssen, die einem Bedürfnis Europas entspricht? Und es giebt in allen Teilen der Erde Forderungen, die die Beseitigung britischer Vorrechte und Anmaßungen anstreben; denn die englische Macht ist so groß geworden, daß sie alle einengt und überall stört, und so wird jede Erleichterung dankbar empfunden.

Auf dieser Saite hat der erste Napoleon mit großem Geschick, wenn auch nicht mit endgiltigem Erfolg gespielt. Er begriff, daß die Vormacht Europas die Festlandsinteressen gegen den brutalen Egoismus der Insulaner zu vertreten habe. Die Jahre nach den Befreiungskriegen haben gezeigt, daß er England besser verstanden hatte als alle andern; aber seine eigne Herrschsucht machte ihm die reine Durchführung dieses Gedankens unmöglich. Die entvölkerten Länder des kriegsmüden Europas empfanden damals noch nicht, was sich ihnen jetzt von Jahr zu Jahr schwerer aufdrängt: daß durch die Wegnahme aller noch verfügbaren Länder der Erde, die für europäische Einwanderer zugänglich sind, England den Pfahl in das Fleisch Europas stieß. Der einzige, dem es nichts zu nehmen vermochte, dem es auch nicht hinterlistig beikommen konnte, Rußland, sieht eine gesunde Zukunft, wenn nicht für seinen Staat, so doch für sein Volk, bei dem Überfluß freien Landes in Nordasien vor sich. Jenes kleine Inselreich hat Kanada, Australien, Südafrika, d. h. ein fast dreifaches Europa. Das große Deutschland muß ängstlich warten, ob die Angelsachsen in Nordamerika seine Auswanderung, die eine Notwendigkeit geworden ist, noch zulassen wollen, oder ob sie die Thüren schließen werden.

In dieser Beziehung ist Frankreich mit seiner so langsam wachsenden Bevölkerung und seiner kleinen Auswanderung — die schwache Seite seiner Kolonialpolitik! — günstiger dran als Deutschland, das übrigens noch einen besondern Grund hat, zu wünschen, daß der heutige Zustand aufhöre. Frankreich hat von der Schonung, die Europa seinem Schmerz angedeihen ließ, reichlichen Gewinn gezogen. Es hat sich ungestört, wie nie vorher, der innern Kräftigung hingegeben, die seine Stärke weit über den frühern Höhepunkt hinaus gesteigert hat. Was einst die Nachbarn beunruhigt hätte, das sah jetzt jeder mit der größten Befriedigung an. Man ging auf den Fußspitzen, um die Ruhe des politischen Krankenzimmers nicht zu stören. Die wundervolle Episode von 1875, wo sich England und Rußland um die Wette bemühten, Frankreich die Furcht vor einem unerwarteten Angriffe Deutschlands auszureden, und zur Ermunterung des aufgeregten Patienten weidlich über Deutschland loszogen, an dessen Pläne sie nicht glaubten, wird immer bezeichnend für diese Stimmung bleiben. Die Kolonialpläne, ein altes Lieblingsspielzeug Frankreichs, wurden

von allen Seiten gefördert, um die Gedanken von Elsaß-Lothringen abzuziehen, und die erste Hälfte der achtziger Jahre sah eine Gebietsausbreitung, wie sie Frankreich seit hundertundfünfzig Jahren nicht erfahren hatte. Die Bemühungen Englands, einen Krieg des lieben Frankreich mit China über die tongkinesische Grenzzone zu verhüten, wofür es jetzt in Siam so schön belohnt worden ist, und der Hineinfall des damals noch mit Frankreich befreundeten Italiens, das zu Gunsten seines alten Verbündeten, des Besitzers von Nizza und Savoyen, auf die Erlangung des nahegerückten Tunesien verzichten mußte, gehören zu den tragikomischen Ereignissen dieser Zeit. Frankreich schritt in Nord- und Westafrika, in Madagaskar, in Hinterindien und im Stillen Ozean von einer Eroberung zur andern und rivalisirt nun, wie vor 1763, als Kolonialmacht mit Großbritannien, dem es in Neufundland Schwierigkeiten macht und durch den Panamakanal den Rang abzulaufen gedachte. Wenn seit Kronstadt die französischen Blätter so oft hervorgehoben haben, Europa sei jetzt zufrieden, weil Frankreich im Besitz eines so großen Freundes beruhigt sei, so bekennen wir uns allerdings auch zur Zufriedenheit, aber aus einem andern Grunde. Wir halten es nämlich für gut, daß endlich einmal die Schonzeit für Frankreichs eingebildete Leiden aufhört, die ihm eine so reiche Ernte von Besitz und Einfluß gebracht hat. Möge es sich doch wie sonst als übermütiger Bengel auf die Gasse wagen. Wir in Deutschland können gar nichts besseres wünschen, als daß auch andre wieder in häufige nähere Berührungen mit Frankreich kommen; für Gladstone, Sagasta und andre Knaben wird das sehr lehrreich sein.

Ein Ruf zur Besinnung kann sich natürlich nicht an die Masse der Franzosen richten, der Elsaß-Lothringen ganz gleichgiltig ist; auch nicht an die noch thätigen Politiker und Zeitungsschreiber, die nicht mehr aus einer Rolle herauskönnen, in die sie sich seit so lange hineingespielt haben; überhaupt an niemanden, der von der öffentlichen Meinung abhängt. Es sind nur drei kleine, aber mächtige oder der Macht fähige Gruppen, an die er sich richten kann: die kleine Gruppe gebildeter Franzosen, die unabhängige Meinungen hegen; die französischen Staatsmänner vom Fach bis zu den Konsuln, unter denen sich die besten praktischen Kenner Deutschlands und einige wahre Freunde Deutschlands befinden; endlich die Häupter der elsaß-lothringischen Emigration. Bei der ersten und zweiten Gruppe wird er einige verständnisvolle Hörer finden, unter denen man besonders auch die Kolonialpolitiker nicht übersehen darf, die England so sehr hassen, daß ihr Haß gegen Deutschland dagegen verblaßt. Zu dem Beispiel, das Arendt anführt, könnten wir noch einige weitere fügen. Bei der dritten dürfte man schwerer ankommen, sie ist aber die wichtigste, die die Glut des Hasses gegen Deutschland diesseits und jenseits der Vogesen am eifrigsten schürt. Ohne ihren mächtigen Einfluß auf die Franzosen, ihre stramme Organisation und ihren fanatischen Eifer wäre vieles im Reichsland und in

Frankreich schon lange besser für uns. Und doch muß gerade sie die Veränderung in der Stimmung ihrer Landsleute im Reichsland am besten kennen und am deutlichsten die Gefahr sehen, die ihrer Heimat im Kriegsfalle droht. Verfasser und Übersetzer der vorliegenden Schrift haben beide ein Verständnis für die Wichtigkeit dieser Gruppe, die jedenfalls einen wesentlichen Anteil an den Anfeindungen und Verleumdungen Deutschlands hat, die oft an ganz unbeteiligten Orten, selbst in Lokalblättern der Schweiz, Belgiens, Spaniens, Rumäniens, sogar in südamerikanischen Zeitungen plötzlich auftauchen. Oft haben diese haßerfüllten Ergüsse Beobachtern der „öffentlichen Meinung" den Gedanken an einen wohlgeleiteten nichtamtlichen, vielleicht aber zu Zeiten auch halbamtlichen Minenkrieg gegen Deutschland und den Dreibund nahegelegt. Auf die Bedeutung solcher Kundgebungen in unsern zwei neutralen Nachbarstaaten, der Schweiz und Belgien, haben auch die Grenzboten mitunter hingewiesen. Wenn es der vorliegenden Schrift gelingt, in französischen Kreisen Ansichten über Elsaß-Lothringen zu verbreiten, die nicht durch die Gläser dieser Gesellschaft gesehen sind, so wird sie ein nützliches Werk gethan haben. In die Kreise der elsaß-lothringischen Vereine in Frankreich selbst einzudringen, dürfte ihr leider schon darum schwer werden, weil man in Deutschland über deren Organisation sehr wenig unterrichtet zu sein scheint. Jedenfalls wünschen wir von Herzen, daß es ihr gelinge.

Die Krisis in Amerika

Man hört allgemein von Europäern, die in diesem Jahre die Weltausstellung besucht und sich bei dieser Gelegenheit ein klein wenig mehr als sonst mit amerikanischen Verhältnissen befaßt haben, die Vereinigten Staaten gingen unwiderruflich ihrem Bankerott entgegen, wenn nicht sofort die Sherman-Akte aufgehoben würde, wie sie ja auch einzig und allein für den großen Krach des letzten Sommers verantwortlich gemacht werden müsse. Diese Ansicht ist falsch; das Silbergesetz hat die herrschenden Mißstände nur zum Teil veranlaßt.

Die Vereinigten Staaten haben sich seit dreißig Jahren eines ungestörten Friedens zu erfreuen gehabt. Handel, Gewerbe und Ackerbau konnten daher einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Überall entstanden neue Fabriken und industrielle Unternehmungen, die es alle bald zu großer Blüte brachten. Die herrschende Partei, die republikanische, war vierundzwanzig Jahre ungestört am Ruder und lenkte das Staatsschiff ganz nach ihrem Belieben. Hohe Zölle

leisteten der Entwicklung der Industrie Vorschub und setzten den Arbeitgeber zugleich in den Stand, seinen Leuten Löhne zu zahlen, zwei-, dreimal so hoch als die in Europa üblichen. Dem Arbeiter wurde es dadurch möglich, sich ein eignes Heim zu erwerben und sich ein sorgenloses Leben im Alter zu sichern.

Nach und nach aber verließ man die Bahnen republikanischer Einfachheit. Luxus und Begehrlichkeit fanden in immer größern Kreisen Eingang; die Jagd nach dem allmächtigen Dollar, der allein die gesteigerten Ansprüche zu befriedigen imstande war, nahm immer größern Umfang an, und allmählich wurden der Unvermögende und der Wenigerbemittelte planmäßig von den besitzenden Klassen ausgebeutet. Das Kleingewerbe wurde unterdrückt; die hohen Eingangszölle verteuerten viele Rohmaterialien so sehr, daß immer größere Kapitalien zum Betriebe der Gewerbe und Industrien nötig wurden, und so sah sich der kleine Mann gezwungen, sein eignes Geschäft aufzugeben und Arbeit bei seinem frühern, kapitalkräftigern Nachbar zu suchen. Nachdem auf diese Weise die Zahl der selbständigen Gewerbtreibenden unverhältnismäßig klein geworden war, vereinigten sie sich zu einem Versuch, die herrschende Partei zu einer weitern Erhöhung der Zölle zu veranlassen, angeblich damit sie in den Stand gesetzt würden, die wirtschaftliche Lage ihrer Arbeiter noch weiter aufzubessern, thatsächlich aber um sich selbst zu bereichern. Die republikanische Partei willigte ein, den Wünschen der Großindustriellen gerecht zu werden, konnte aber diesen Plan vorläufig nicht verwirklichen, da im Jahre 1885 durch die Erwählung Grover Clevelands die demokratische Partei ans Ruder kam.

Die Demokraten versuchten nun gerade den entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Sie wollten die Zölle, namentlich auf Rohmaterial, herunterseßen und dadurch einerseits den Unbemittelten wieder die Möglichkeit schaffen, ihr Gewerbe selbständig zu treiben, andrerseits die Lebensbedürfnisse der arbeitenden Klassen billiger machen und schließlich der weitern Ansammlung eines Überschusses von Bargeld im Bundesschatz, das dem Verkehr entzogen ist, vorbeugen. Unglücklicherweise drang aber Cleveland mit diesen Reformvorschlägen während der vier Jahre seiner ersten Amtsführung nicht durch, und die Großindustriellen benutzten die Gelegenheit der Präsidentenwahl im Herbst 1888, durch massenhaften Kauf von Stimmen wieder für die republikanische Partei das Heft in die Hand zu bekommen.

Nach der Einsetzung des Präsidenten Harrison im Frühjahr 1889 hieß es nun so schnell wie möglich ein Hochschutzzollgesetz zu schaffen und so die Großindustriellen für ihre enormen Beiträge zum republikanischen Wahlfonds zu entschädigen. Die Annahme der Mac Kinleybill war die Erfüllung dieses Versprechens. Aber statt nun wenigstens die Zusagen höherer Löhne, die man den Arbeitern für ihre Unterstützung bei der Wahl in Aussicht gestellt hatte,

zu halten, verbanden sich die Großindustriellen zu Trusts und Vereinigungen, zu einem gemeinschaftlichen Vorgehen gegen die Arbeiter, deren Löhne überall statt aufgebessert beschnitten wurden. Es scheint fast, als ob die Gewalthaber schon damals gefürchtet hätten, ihre Herrschaft werde nicht lange dauern, und da müsse man die Gelegenheit beim Schopfe fassen, möglichst billig zu produziren und, durch Hochzoll geschützt, möglichst teuer zu verkaufen.

Was Wunder, daß unter diesen Umständen die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen in den Kreisen denkender Männer größer und größer wurde! Dazu kam, daß die republikanische Partei, um ihre Zahl zu stärken, auf einen schimpflichen Schacher mit den Veteranen aus dem Sklavenkriege und deren Hinterlassenen und Angehörigen einging, indem sie ein neues Pensionsgesetz schuf, das dem Bunde achtundzwanzig Jahre nach jenem Kriege größere Lasten auferlegte, als Deutschland für seine ganze kriegsbereite Armee einschließlich der Pensionen zu tragen hat. Dieses Gesetz bereitete nicht allein dem Überschuß im Schatzamt ein jähes Ende, sondern machte auch die Beschaffung weiterer Barmittel notwendig. Woher diese zu nehmen seien, darüber zerbrach man sich aber nicht den Kopf.

Einer Vorlage des Abgeordnetenhauses (der Blandbill), die auf Betreiben der Vertreter der silberproduzirenden westlichen Staaten freie Silberprägung vorschlug, sträubten sich Präsident Harrison und mehr noch sein tüchtiger, leider während seiner Amtsführung zu früh verstorbner Schatzamtssekretär Windom ihre Zustimmung zu geben. Nur mit den allergrößten Anstrengungen gelang es diesen beiden einsichtsvollen, weit über ihrer Partei stehenden Männern, den Senat zu veranlassen, die Blandbill beiseite zu schieben und statt ihrer eine Kompromißvorlage anzunehmen, der schließlich auch das Abgeordnetenhaus seine Zustimmung gab. Diese Bill — dies zur Steuer der Wahrheit! — hat niemals den ungeteilten Beifall ehrlicher Finanzmänner gefunden, am allerwenigsten den des einsichtsvollen Staatsmannes von Ohio, des Senator Sherman, der die Vorlage mit seinem Namen deckte und sie selbst dem Kongreß unterbreitete, lediglich um die Annahme einer noch schädlichern Maßregel zu verhüten.

Diese Sherman-Acte, das jetzige Silbergesetz, weist den Schatzamtssekretär an, monatlich für 5500000 Dollar Silber in Barren zum Marktpreise zu kaufen und mit Gold zu bezahlen. Die Barren sollen vor der Hand nicht geprägt, sondern im Schatzamte niedergelegt werden. Für die Differenz zwischen dem Nominalwert des Silbergeldes, das unter Beimischung andrer Metalle aus diesen Barren geprägt werden könnte, und dem für die Barren thatsächlich bezahlten Preise sollen Schatzamtsnoten (Silver Certificates), die in Silber einlösbar sind, namentlich in kleinern Beträgen (1, 2 Dollar u. s. w.) ausgegeben werden. Es liegt auf der Hand, daß, solange diese Differenz weniger als 50 Prozent beträgt (sie ist heute etwa 35 Prozent), das Barrensilber genügende

Sicherheit für diese Noten bietet. Wie wird sich aber die Sache gestalten, wenn der Wert des Silbers im Verhältnis zum Golde noch weiter fällt, oder wenn sich die Bundesregierung eines Tages entschließt, noch unterwertigere Silberdollars als heute zu prägen?

Das Ausland fürchtet — wenn auch vollständig grundlos — offenbar schon jetzt, daß die Vereinigten Staaten eines Tages nicht mehr imstande sein werden, ihren Verpflichtungen in Goldzahlung nachzukommen, und bestehen deshalb auf ausschließlicher Goldzahlung. Da nun trotz der Mac Kinley-Acte der Import der Vereinigten Staaten größer ist als ihr Export, so müssen die Amerikaner, um ihre Handelsbilanz zu decken, alljährlich Gold ins Ausland schicken und dem Verkehr im eignen Lande entziehen. Daß von dem einmal nach Europa gesandten Golde etwas nach den Vereinigten Staaten zurückfließt, ist eine sehr seltene Erscheinung, zumal da sich die europäischen Regierungen beeilen, die Golddollars in ihre Landesmünzen umzuprägen. Das schreckt europäische Kapitalisten ab, mit entbehrlichem Gelde amerikanische Wertpapiere zu kaufen, was insofern bedauerlich ist, als der Amerikaner sein Vermögen ungern in diesen Papieren anlegt, weil er sich dadurch zum Nichtsthun vrurteilt sehen würde; nichts aber widerstrebt dem Yankee mehr, als sich selbst auf die Bärenhaut zu legen und sich nur aller Vierteljahre der Kuponschere zu bedienen. Er will geistig mitarbeiten an den Unternehmungen, denen er sein Kapital anvertraut, vor allem aber will er an dem hohen Gewinn teilhaben; das sichere Zinseinkommen aus Obligationen u. s. w. überläßt er gern dem Ausländer. Das ganze Land ist noch zu jung, zu neu, zu sehr im Entstehen begriffen; überall bietet sich Gelegenheit, neue industrielle Unternehmungen ins Leben zu rufen und mit ihnen große Gewinne zu erzielen — sie sucht der Amerikaner.

Dank der besonnenen Finanzwirtschaft der Vereinigten Staaten hat es auch nicht an fremdem Kapital gefehlt; besonders englische, schottische, belgische und niederländische Rentner waren gern bereit, amerikanische Schuldbriefe zu übernehmen, und wie selbst für weniger sichere Unternehmungen deutsches Kapital zu gewinnen war, beweist die Anlage bedeutender Summen in Pfandbriefen der kürzlich verkrachten Northern Pacificbahn durch Vermittlung des Herrn Villard von Newyork und der Deutschen Bank in Berlin.

So kam es, daß in den ganzen Vereinigten Staaten Fabriken über Fabriken entstanden, daß ein Unternehmen nach dem andern ins Leben gerufen wurde, daß es häufig genug an den nötigen Arbeitskräften für sie fehlte, daß überall im Lande neue Städte gegründet wurden und im Laufe weniger Jahre in einer für Europäer ganz unverständlichen Weise aufblühten, daß ganz besonders das Baugewerbe einen ungeahnten Aufschwung nahm. Selbstverständlich wuchs damit aber auch die Konkurrenz, und diese wiederum in amerikanisch rücksichtsloser Weise. Zwar wurde durch das Hochschutzzollsystem der aus-

ländische Wettbewerb ferngehalten, im Lande selbst aber unterbot einer den andern, versuchte einer den andern aus dem Felde zu schlagen. Die Fabrikation ging ins Fabelhafte. Wer früher Dutzende einer gewissen Ware hergestellt hatte, fand es jetzt unvorteilhaft, weniger als Hunderte desselben Artikels anzufertigen, nur um den Preis des einzelnen Stückes so niedrig zu machen, wie nur irgend möglich.

Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Es kam die Zeit der allgemeinen „Liquidation." Das Angebot war schon lange viel höher als die Nachfrage. Überproduktion auf allen Gebieten! Dazu kam die Schwierigkeit, flüssige Kapitalien zur Fortsetzung des Betriebs aus der alten Welt zu erhalten. Hunderte, Tausende von Fabriken mußten geschlossen werden. Hunderttausende von Arbeitern verloren ihre Beschäftigung und waren bald brot- und mittellos. Handel und Wandel lagen darnieder.

Um dem Leser einen ungefähren Begriff von dem Umfange des Krachs zu geben, seien hier einige Zahlen angeführt, die sich auf die größte amerikanische Industriestadt beziehen, auf Chicago, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß in vielen andern Städten die Verhältnisse noch weit ungünstiger lagen, da Chicago durch die Weltausstellung enorme Summen Bargeld aus dem ganzen Lande (sechs Monate lang durchschnittlich 1 Million Dollars täglich) an sich zog.

Es war Ende September dieses Jahres, als die Polizei von Chicago von Haus zu Haus ging und Ermittelungen über die Zahl der arbeitslosen Männer anstellte, während gleichzeitig ein Ausschuß von Vertrauensmännern der Bürgerschaft 16709 Gewerbetreibende, Industrielle und Kaufleute der Stadt aufsuchte, um sich Angaben über die Zahl der seit dem 1. Juli entlassenen Angestellten machen zu lassen. Beide Berichte ergaben übereinstimmend, daß bei einer Einwohnerzahl von 1500000 nicht weniger als 100000 Männer in Chicago beschäftigungslos waren, und daß das Personal in den verschiednen Fabriken und Handelsgeschäften um 41½ Prozent vermindert worden war.

Am schlimmsten sah es in der Eisen- und Stahlindustrie aus; sie hatte am 1. Juli in Chicago 19558 Arbeiter beschäftigt, am 15. September aber nur noch 5248. In den Maschinenwerkstätten hatten im Juni 7636 Arbeiter ihr Brot verdient, im September war die Zahl auf 2135 zusammengeschmolzen; in den Gießereien waren von 7459 Leuten 3627 entlassen worden. Ebenso hatten die Bauhandwerke gelitten. Ähnliche, wenn nicht noch schlimmere Verhältnisse herrschten im ganzen Lande.

Trotzdem darf man die Lage nicht für trostlos ansehen. Die Vereinigten Staaten sind zu jugendkräftig, als daß sie sich nicht schnell von einem solchen Schlage erholen sollten. Das Kleid, das sich die meisten Städte angelegt haben, ist für den Augenblick zu groß; aber das Kind wird hineinwachsen, und in fünf bis zehn Jahren wird es abermals eines neuen bedürfen. Handel

und Gewerbe müſſen und werden ſich wieder erholen, und wo heute Ruhe und Öde herrſcht, wird bald wieder der Dampfhammer dröhnen und die Säge kreiſchen.

Man hat die Fehler erkannt, die gemacht worden ſind. Man hat ſchwer unter ihnen zu leiden gehabt und wird noch ſchwer zu leiden haben. Aber ſchon ſind Schritte gethan, um die verderblichen Zuſtände zu beſeitigen.

Der Kongreß hat ſich im Prinzip für den Widerruf des Kompromiſſes von 1881, der Sherman-Silber-Akte, erklärt, und ſchon iſt ein Ausſchuß des Abgeordnetenhauſes eifrig mit der Reviſion des Zollgeſetzes, des größten Übels, beſchäftigt. In wenigen Monaten wird die gemäßigte Wilſonbill dem Kongreß vorliegen und ohne Zweifel in kurzer Zeit das verderbliche, hochſchutzzöllneriſche Mac Kinleygeſetz verdrängen. Die Amerikaner haben eingeſehen, wie wenig Vorteil dieſes Geſetz dem Lande gebracht hat. Einzelne Induſtrielle hat es zu Millionären gemacht; die große Menge aber hat empfindlich unter ſeinen Beſtimmungen gelitten, und in den breiten Schichten des Volks iſt man ſich ſchon lange darüber klar, daß die Hochſchutzzollpolitik Mac Kinleys das Land dem Ruin ſchneller und unaufhaltſamer entgegenführen muß, als irgend eine andre Maßregel, die berüchtigte Sherman-Silber-Akte nicht ausgenommen.

Unſer Zeitungselend

Gegen die ſogenannten „parteiloſen Blätter“ ſchrieb kürzlich die Nationalzeitung: „Mit dem Schlagwort: »Die Politik verdirbt den Charakter« begann in Wahrheit ein lediglich auf Gelderwerb gerichteter Konkurrenzkampf gegen die politiſchen Zeitungen. Durch den Parteizwiſt ſollte das deutſche Volk um ſeine Gemütlichkeit, um alle ſeine idylliſchen Tugenden und Ideale gebracht worden ſein. Pfiffig und geſchickt wandte ſich die Spekulation an das Micheltum, das in Deutſchland nicht ausſterben kann, Neuigkeiten, Klatſch und Unterhaltung platteſter Art wurden die Deviſe dieſer neuen Art von Zeitungen, die ſich in dem Gefühl ihrer geiſtigen Inferiorität mit entſprechenden nichtsſagenden Namen begnügten. Auch den Frauen, denen dieſe leichte Lektüre willkommner iſt, als die Ernſthaftigkeit der politiſchen Zeitungen, bevorzugen den Anzeiger oder den Figaro, auch ſeiner Billigkeit wegen. Das billigſte Blatt, das die zahlreichſten Anzeigen, alle Neuigkeiten der Welt und beſonders aus der Stadt, nicht allein den Skandal von geſtern, ſondern auch den Skandal der Nacht und die »Man

sagt« des künftigen Tages mitteilt — es ist für viele schwer, solchen Reizmitteln zu widerstehen. Man brauchte diese Wandlung des Geschmacks, der mit dem Augenblick, wo die politische Windstille der Welt von einem Weltsturm abgelöst werden wird, umschlagen muß, nicht allzu tragisch zu nehmen, wäre nicht mit ihr eine schlimme Gefahr verbunden, die Gefahr der Versimpelung und des Rückfalls aus dem Bürgertum, das seinen Anteil an dem Staate fordert und tapfer festhält, in das Philistertum, das an der Bierbank »ein politisch Lied ein garstig Lied« schilt.“ So die Nationalzeitung.

Ein Sprößling des heiligen Köln schloß einmal seinen Schulaufsatz über den Frühling mit den denkwürdigen Worten: „Im Frühling sieht mer Lich, Luf un Bäumcher.“ Darunter schrieb sein Schulmeister das treffliche Urteil: „Rech gut, nur nich ganz korrek.“ Diese kurze Zensur möchten wir auch unter all die weichherzigen Klagelieder setzen, die gegenwärtig beim Publikum wie bei der Presse so beliebt sind. Was nützt es denn, in allen Tonarten über alle möglichen Übel dieser Welt zu klagen, wenn man es bei der bloßen Klage bewenden läßt! Wer von einem Mißstand in unserm öffentlichen Leben überzeugt ist, der soll sich nicht allzulange dabei aufhalten, die gute alte Zeit zu beweinen. Wer herzhaft zugreift und sich bemüht, des Ubels Grund aufzudecken, erweist uns einen bessern Dienst, denn Erkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung. Freilich, dabei muß man Dinge zur Sprache bringen, die zwar jedermann im Zeitungsstande kennt, die aber mancher Mann aus dieser Zunft gern mit dem Mantel christlicher Liebe deckt. Denn nicht die Leser allein und nicht die Zeitungen allein tragen die Schuld an dem Verfall der deutschen Presse, sondern Publikum, Redakteure und Verleger dürften ihn etwa zu gleichen Teilen auf dem Gewissen haben. Darum soll auch nicht etwa der Nationalzeitung irgend welcher Vorwurf gemacht werden; im Gegenteil, da die meisten Zeitungen ihren Klagegesang wiederholt haben, so darf man sein Urteil wohl ganz allgemein aussprechen.

Soviel steht fest: die sogenannten parteilosen Blätter haben in jüngster Zeit überall großen Erfolg gehabt. Wie ist das aber gekommen? Warum bestellen die Bürgersleute ihr altgewohntes Tageblatt, das die Fahne der Partei „unentwegt“ hochhielt und sie nebenbei mit den nötigsten Neuigkeiten versorgte, ab und schafften einen „Generalanzeiger“ an? Die „Generalanzeiger“ pflegen bei ihrer Gründung mit allen Mitteln einer geriebnen Geschäftskunst anzulocken, das ist wahr; aber man folgt einer neuen Verlockung doch nur, wenn einen bei der alten Liebe nichts mehr fesselt. Und hier liegt der Grund für den Erfolg der farb- und charakterlosen Zeitungen: unsre politische Presse ist im Stoff zu vielseitig und im geistigen Inhalt zu einseitig geworden. Unter den großen Blättern ist eine wüste Hetzjagd nach Neuigkeiten ausgebrochen, und täglich gießen sie einen Riesenkorb voll funkelnagelneuer Nachrichten ohne allen Zusammenhang, im buntesten Durcheinander über den armen Zeitungs-

leser aus. Wer sich durch eine Spalte vermischter Nachrichten in der Kölnischen oder der Frankfurter Zeitung durchwinden will, der wird auf dem ganzen Erdball herumgehetzt, und manchmal auch noch im weiten Himmelsraum. Ist denn auch nur das geringste Vergnügen dabei, in fünfzehn bis zwanzig Zeilen zu lesen, daß in England zwei Züge zusammengestoßen sind, daß in den Vereinigten Staaten ein Neger von der wütenden Volksmenge gelyncht worden ist, daß in Japan Überschwemmungen großen Schaden angerichtet haben, und daß es mittels des großen Refraktors der Lycksternwarte gelungen ist, zu den paar hundert kleinen Planeten, die wir schon kennen, noch einen neuen zu entdecken? Und ist der geistige Zusammenhang im politischen Teil etwa größer? Wenn man die wirklich tüchtige Geistesarbeit der Redaktion oder der Mitarbeiter vergleicht mit dem, was da zusammengebraut ist als ein Ragout von andrer Schmaus oder dem Leser als nur halb gar gekochte Speise in „Originaltelegrammen" und „Privatdepeschen" vorgesetzt wird, es ist doch jämmerlich wenig. Aber es mag ja schließlich gut sein, daß es ein paar große Sammelbecken giebt, in denen alles zusammenfließt, was auf dieser weiten Erde neues geschieht oder gelogen wird. Diese großen Weltblätter verdrängt auch die parteilose Presse nicht. Aber die mittlern Provinzzeitungen und die kleinen Lokalblätter, die frißt sie nach und nach auf. Und was diese Blätter so wehrlos macht, das ist ihre Einseitigkeit und Eintönigkeit. Grauenhaft trocken und geschäftsmäßig wird in der größten Masse dieser Blätter die Tagesgeschichte heruntergehaspelt. Irgend eine Leitartikelfabrik in Berlin versorgt das Blatt mit längst bekannten Geschichten, in der hergebrachten Parteifärbung dargestellt. Liest nun ein schlichter Bürgersmann nach vollbrachtem Tagewerk an der Spitze seiner Zeitung die Überschrift „Die Liebesgabe der Branntweinbrenner," oder „Die Sozialdemokratie auf dem Lande," oder „Verkappte Kulturkämpfer," so überschlägt er das natürlich oder wirft das Blatt auch ganz beiseite, und man kann es ihm nicht übelnehmen, wenn er sich lieber an die vielen hübschen Geschichtchen im „Generalanzeiger" hält, denn was sein Leibblatt von jenen Dingen sagt, das weiß er ja, wenn ers nicht längst wieder vergessen hat. Die übrigen politischen Nachrichten schneidet der Redakteur aus größern Zeitungen aus oder entnimmt sie telegraphischen, hektographirten oder gedruckten Korrespondenzen, jedenfalls aber stoppelt er sie geradeso mechanisch zusammen, wie es die Weltblätter thun. Die einzelnen Teile zu einem Ganzen zu verarbeiten, das der Leser ohne zu stocken durchlesen könnte, dazu fehlt es ihm an Zeit, selbst wenn er das Talent zu solcher Arbeit hätte. Ist es doch nicht einmal möglich, die eingehenden Nachrichten auf ein anständiges Deutsch hin durchzuarbeiten. Denn da der überwiegende Teil der Leute, die den Stoff für eine Zeitung liefern, nur halb oder gar nicht gebildet ist — das klingt komisch, nicht wahr? —, so müßten die Manuskripte in der Regel vollständig umgeschrieben werden, und dazu hat der Redakteur, wie gesagt, keine Zeit.

Uns sind in den letzten Tagen Berichte von der Ausstellung in Chicago durch die Hand gegangen, die eine Unzahl mittlerer und kleinerer Zeitungen abdrucken; nicht einen Satz hätte man ungeändert stehen lassen können, wenn man ein halbwegs richtiges Deutsch daraus hätte machen wollen! Hat aber der Redakteur keine Zeit zum Umarbeiten, so hat er natürlich noch weniger zu eigner Arbeit. Zu neu auftauchenden Fragen Stellung zu nehmen, darauf muß er also völlig verzichten. Er wartet, bis von Berlin die Parole ausgegeben ist, oder bis irgend ein großes Blatt seine Meinung gesagt hat. Daß die entlehnte oder zusammengekleisterte Weisheit dann zäh und trocken ausfällt wie Leder, ist kein Wunder.

Nun giebt es ja wirklich noch Leute, die Journalisten werden, nicht weil sie in drei oder vier andern Berufsarten entgleist sind, sondern weil sie das Zeug in sich fühlen, den Gedanken und Wünschen, die die Masse des Volks unklar bewegen, eine klare Form zu geben, und so durch die Feder mitzuarbeiten am sausenden Webstuhl der Zeit. Solch einer gewöhnt sich zu Anfang natürlich schwer an das Einerlei der redaktionellen Tretmühle und läßt sich durch keinerlei Hemmnisse abhalten, auch einmal einen frischen Ton hineinzuwerfen in das eintönige Gedudel der gesinnungstüchtigen Parteimusik. Das bekommt ihm aber meistens sehr schlecht, und das hat seinen Grund in der Unduldsamkeit des deutschen Lesepublikums. Der Franzose verlangt von seiner Zeitung vor allem Witz, einen witzigen Artikel liest er mit Behagen, und wäre er von seinem politischen Todfeinde geschrieben; der Deutsche verlangt von einer politischen Zeitung vor allem „Charakter," durch lange Überlieferung bewährten Charakter. Der Franzose verlangt von seinem Blatte täglich irgend eine geistige Anregung; der Deutsche verlangt täglich die Versicherung, daß noch auf dem alten, kreuzlahmen Gaule weitergeritten wird. Man mag einen ungewohnten Gedanken noch so gut gemeint, noch so gefällig eingekleidet, noch so schlagend begründet haben, man kann sicher sein, einige Biedermänner vor den Kopf zu stoßen, die sich darüber ärgern, daß der Parteikarren aus dem ausgefahrnen Geleise herausfoll. Die schreiben dann dem Verleger einen groben Brief, es sei ihnen schlechthin unbegreiflich, wie eine so altbewährte Zeitung einen solchen Artikel bringen könne; sollte sich der Fall wiederholen, so würden sie sich zu ihrem Bedauern genötigt sehen, die Zeitung, der sie fünfundzwanzig Jahre hindurch treu geblieben seien, abzubestellen. Und wenn sich der Verleger sonst monatelang nicht um sein Geschäft bekümmert, mit einem solchen Brief rennt er spornstreichs auf die Redaktion, macht einen Heidenlärm und wirft dem Redakteur vor, er wolle sein Blatt zu Grunde richten. (Es ist nämlich eine Gewohnheit der deutschen Zeitungsverleger, ihren Redakteuren jeden Leser vorzuhalten, der dem Blatte abspenstig wird; von denen, die etwa neu hinzutreten, pflegen sie dagegen rücksichtsvoll zu schweigen.) Der Redakteur, der sein Bestes gegeben hatte und vielleicht gerade an seinem guten Einfall

weiter spinnt, wird natürlich durch die kleinlichen Vorwürfe verstimmt, wirft die Feder hin und greift zur Schere, mit dem Vorsatz, sich in Zukunft die undankbare Arbeit zu sparen. Zwar wird er dem Vorsatz noch ein paarmal untreu, nach und nach aber wird ihm das geistige Komödiantentum, zu dem ihn die stete Rücksicht auf Verleger und Publikum zwingt, zur Gewohnheit; da er über gewisse Dinge seine ehrliche Meinung nicht sagen darf, so hilft er sich mit ein paar leeren Phrasen, und die Zeitung bleibt, was sie war, nämlich langweilig. So geht es bei der sogenannten unabhängigen Presse zu. Wie es bei Blättern aussieht, die von irgend welchen Behörden abhängen, kann man sich darnach vorstellen. Wehe dem Redakteur oder Berichterstatter eines „Amtsblattes," der sich erdreistet, irgend eine Angelegenheit, und wäre es auch die Gerichtsverhandlung über die Prügelei zweier Marktweiber, in scherzhafter Form darzustellen! Ein deutscher Beamter von echtem Schrot und Korn kann nun einmal den Humor nicht ausstehen, sein Ideal einer Zeitung ist das gedankentiefste Blatt der deutschen Presse, der „königlich preußische Staats- und kaiserlich deutsche Reichsanzeiger."

Ist der politische Teil unsrer meisten Zeitungen schon eitel Sandwüste, so sieht es in dem übrigen Teil, ganz abgesehen von den „Selbstmorden," „entsetzlichen Unglücksfällen" und „drolligen Begebenheiten," noch viel trauriger aus. Da werden im Feuilleton nicht bloß die hundert- und zweihundertjährigen, sondern neuerdings auch schon die achtzig-, die sechzig- und die vierzigjährigen Todestage aller berühmten Männer gefeiert; mit dem Abreißkalender und dem Konversationslexikon ist das ja jetzt so ungemein bequem gemacht. Da erscheint immer wieder im Frühling der strophendurchwebte Aufsatz über das Veilchen oder die Linde, im Sommer der unvermeidliche „Essai" über die Ameisen und Wespen, im Herbst die lehrreiche Zusammenstellung der höchsten Türme. Daneben wird auch die Ortsgeschichte gepflegt. Wir kennen ein Provinzblatt, das in Zwischenräumen von ein bis zwei Jahren seinen Lesern immer wieder dieselben abgestandnen Anekdoten aus der alten Stadtchronik auftischt; mit größter Regelmäßigkeit kehrt derselbe „Liebesbrief aus dem siebzehnten Jahrhundert," dieselbe falsche Erklärung irgend eines alten Stadtwahrzeichens, dieselbe längst ins Bereich der Fabel verwiesene galante oder Schauergeschichte wieder. Wie aber vollends Kunst und Litteratur behandelt wird, das ist nun gar zum Weinen. Wie viel „sensationelle Erfolge" werden nicht alljährlich allein von Berlin aus nach allen Ecken unsers Vaterlandes hinausposaunt, und neunundneunzig Prozent davon erweisen sich als einfach gelogen. Über jedes neue Schundstück, das Blumenthal und Kadelburg in die Welt setzen, bringen unsre größten Zeitungen lange Besprechungen, das Urteil am Schluß schwankt stets zwischen „durchschlagender Wirkung" und „freundlich aufgenommen"; und bekommt man das Ding nachher zu Gesicht, so fragt man sich, wie ein Mann von gesundem Verstande nur hat die Hand zum Klatschen regen können. Über

die Oper „Cornill Schut" von Smareglia und ihre Aufführung in Prag berichteten unsre beiden größten Tageszeitungen seiner Zeit genau das Gegenteil. In der Beilage zur zweiten Morgenausgabe der Kölnischen Zeitung vom 1. Juni 1893 war darüber zu lesen:

In Prag, der Hauptstadt Böhmens, hat am 20. d. M. ein hochwichtiges musikalisches Ereignis stattgehabt. Im böhmischen Nationaltheater ward Smareglias „Cornill Schut" zum überhaupt (!) erstenmale aufgeführt. Dieser „Schut" ist ein merkwürdiges Werk, sowohl was den Text, wie auch insbesondre was die Musik betrifft. Die dreiaktige ernste Oper hat den Dichter Luigi Illica zum Verfasser. (Folgt die Inhaltsangabe des Textbuches, dann heißt es weiter:) Zu dieser poetischen Handlung, deren idealer Zug zu der Tagesrichtung in scharfem Gegensatze steht, hat der erst achtunddreißigjährige Istrier Anton Smareglia eine Musik geschrieben, deren Geistesflug jedem dafür empfänglichen Bewundrung abzwingt. Die tiefinnere Glut echt künstlerischen Empfindens leuchtet in dieser auch im Technischen eine seltne Meisterschaft bekundenden Partitur auf. Die Orchesterbehandlung steht auf der Höhe modernster Entwicklung. Die Instrumentation ist von berauschender Farbenpracht und stets im Sinne (!) dramatischer Charakteristik behandelt. Die Vorspiele zu den einzelnen Akten zählen zu den bedeutendsten ihrer Art und lassen in Erfindungskraft und Feinheit der Ausführung die beliebten Intermezzi Mascagnis weit hinter sich. An mehr als einer Stelle fühlt man sich da von Beethovenschem Geiste angeweht. Die Welt hat lange nach einem würdigen Nachfolger Wagners gesucht, hier scheint er erstanden zu sein. Der Verfasser des tiefgedachten Werkes kann, wenn auch nicht, was Ursprünglichkeit betrifft, so doch in Bezug auf Treue und Schlagfertigkeit des Ausdrucks sowie in echt dramatischer Führung des Orchesters jeden Vergleich aushalten. Einheitlicher Stil, Adel und Kraft zeichnen diese großartige Schöpfung aus, die zweifellos dazu bestimmt ist, den Siegeszug über alle größern Bühnen anzutreten. Die Aufführung war allen Lobes würdig. Der temperamentsprühende Herr Adolf Cech beherrschte den verwickelten Opernapparat völlig. Er dirigirte mit Schwung und großer Feinfühligkeit. Die durchwegs (!) gerundete Vorstellung fand begeisterte Aufnahme.

Nun vergleiche man mit diesem schwungvollen Hymnus, was die zweite Ausgabe der Frankfurter Zeitung vom 2. Juni 1893 über denselben Gegenstand sagt.

Aus Prag wird uns berichtet: So heikel und undankbar auch das Prophetenhandwerk im allgemeinen und ganz besonders im Bühnenleben ist, wagen wir heute dennoch die Voraussagung, daß die jüngst am tschechischen Theater aufgeführte neue Oper „Cornill Schut" von Smareglia an keinem bedeutendern Theater Repertoiroper werden wird. Und zwar deshalb, weil der Komponist vorwiegend zusammengewürfelte Musik aus zweiter Hand bietet. Etwas Gounod und etwas mehr Wagner — etwas Neuitalien und etwas mehr Altdeutschland — etwas Mendelssohn und etwas mehr Beethoven — daneben eine Menge jener Phrasen, die gar keine Marke tragen, weil sie Gemeinplätze sind: diese merkwürdige Mischung bildet eine höhere Gattung halbtheatralischer und halbsymphonischer Kapellmeistermusik, welche sich einer frischen, bühnenmäßigen Wirkung auf das Publikum widersetzt. Doch nicht nur seinen eignen Stil, auch ein theatralisches Textbuch wird Smareglia vorher finden müssen. Ein theatralisches: darunter verstehen wir ein solches, das nicht dunkle, innerliche, sondern klare, äußere Konflikte behandelt, das Span-

nung erregt, das abwechslungsreiche und aufsteigende Situationen bietet, und das der mehrstimmigen Vokalkomposition genügenden Raum giebt. Zu dieser theatralischen Art zählt Illicos Libretto ganz und gar nicht. Es ist eine verschwommenschönselige (!), auf der Bühne sorglos hingeworfne Novelle mit sogenannter „schöner Diktion," welche, mag sie nun wollen oder nicht, dazu bestimmt ist, vom Orchester weggeblasen und von den Sängern weggesungen zu werden. Leider that auch die Darstellung für den Komponisten nur wenig. Es gab bedenkliche Schwankungen im Ensemble, und nur selten bemerkte man etwas, das einer feinern vokalen und instrumentalen Schattirung ähnlich sah. Was letzteres betrifft, so zeigte sichs wieder einmal deutlich, daß das tschechische Theater an Kapellmeisterkalamitäten leidet, welche die verdienstvolle, gewissenhafte Direktion wird beseitigen müssen, wenn sie die hervorragende Bedeutung des Instituts nicht unnötigerweise schmälern will. Die besten hiesigen Musiker sind darüber einig: der überaus tüchtigen musikalischen Armee fehlt der halbwegs tüchtige General.

Einer von den beiden Berichterstattern muß da doch Unsinn geschrieben haben, bewußt oder unbewußt, aus bösem Willen oder aus Unfähigkeit. Aus beiden Ursachen wird unglaublich viel gesündigt in der deutschen Presse. Ein sogenannter Kollege von uns — er war in jungen Jahren Drechsler oder Setzer gewesen, man wußte das nicht genau; später war er ein Lump in Folio, was um so zuverlässiger bekannt war — leistete sich einmal folgendes. Über das Konzert einer Sängerin, die zwar kein Genie war, aber doch ein hübsches Talent und natürliches Geschick hatte, schrieb er einen Bericht in den überschwenglichsten Ausdrücken eines begeisterten Lokalpatrioten; acht Tage darauf riß er, von einer alten singestundengebenden Jungfer aufgehetzt, dieselbe Sängerin in demselben Blatt herunter. Wie bei diesem Biedermann, so gehen Dummheit und Charakterlosigkeit bei der Presse gewöhnlich in trautem Verein.

Doch mit dem unerquicklichen Thema des bösen und auch des zu guten Willens, der leider so vielen Vertretern der Großmacht Presse eigen ist, wollen wir uns nicht befassen. An dem Schaden, den ihre Unfähigkeit anrichtet, bleibt uns ohnedies noch genug zu besehen. Da wird so viel gejammert über den Verfall unsrer Bühnenkunst. Ist denn das ein Wunder? Man sehe sich die Kerlchen doch nur an, die über die Kunst zu Gericht sitzen! Man möchte ihnen die Hamburgische Dramaturgie um die Ohren schlagen, wenn man das Zeug liest, das sie da über das deutsche Theater zusammensudeln, vom „geistvollen" Kritiker jüdisch-deutscher Nation in Berlin bis zum Chefredakteur im kleinsten Krähwinkel, der auch noch den Drucker und Verleger in seiner geschätzten Person vereinigt. Da beginnt einer seinen Bericht über eine Aufführung der Heimat von Sudermann: „Der Berliner Erfolg von Sudermanns Heimat hat auch bei uns vorgestern ein lautes Echo geweckt." Also weil das Stück in Berlin Erfolg hatte, hatte es ihn auch bei „uns"? Sehr schmeichelhaft für „uns." „Es ist das interessanteste und technisch vollendetste seiner Dramen." Das ist nicht wahr. Sodoms Ende ist interessanter, weil

es wenigstens ein lebenswahres, wenn auch nicht künstlerisch wahres Sittenbild aus der Hauptstadt ist. Technisch ist die Heimat genau so mangelhaft wie die andern Stücke Sudermanns. „Das Recht der Individualität ist das Schlagwort der modernen Kunst geworden. »Ich bin ich und darf mich nicht verlieren,« ruft Magda in der Heimat, und mit ihr ruft es der ganze, große Chor der jugendlichen Stürmer und Dränger. Ein Geist des sittlichen und künstlerischen Aufruhrs geht durch die moderne Welt. Die Regeln der Moral werden zum alten Plunder geworfen wie die Regeln der Kunst. Das Ich bäumt sich auf gegen das Gesetz; jeder Mensch will als ein Neues, Besondres, noch nie Dagewesenes gelten und fordert als erstes Recht, sich voll ausleben zu dürfen, so wie er ist.“ Ist das wirklich etwas neues? Das Recht der Persönlichkeit im Kampfe gegen das Herkommen hat bereits der alte Sophokles in der Antigone geschildert, und Richard III., Faust, Kabale und Liebe, der Erbförster und vor allem Grillparzers Medea behandeln ausführlich denselben Gegenstand. Es ist überhaupt kein Drama denkbar, in dem sich nicht das Recht der Persönlichkeit geltend machte. Was soll also das ganze Gefasel von einem angeblich neuen Schlagwort? „Bald wie Niobe »ganz Thränen«, bald das Antlitz in tiefstem Schmerz versteinert, bald in bitterster Reue zerknirscht, bald wie ein koboldartiges Wesen, dem die Launen wie kleine heiße Ströme durch die Fingerspitzen laufen, dann wieder im leidenschaftlichen Trotz, in fieberhafter Unruhe und im Tone tiefster, thränenvoller Trauer und Tragik — immer war sie von künstlerischer Noblesse und nie ohne die Allüren einer Weltdame.“ Wer da noch kein klares Bild von dem Spiel der Magda hat, der wird es nie bekommen! „Mit rauhen, heisern Tönen, die kurz, atemlos aus ihrer Kehle herausrollen, hört sie den Vorschlag des Strebers an, ihr Kind zu verleugnen — es ist eine unheimliche Stimmung, wie sie im richtigen Einklang mit dem finstern Augenblick steht, in dem sie ihren frühern Geliebten weit von sich weist.“ Es wird einem ganz gruselig zu Mute. Über all solche Phrasen unsrer Theaterkritiken, von denen gar nichts übrig bleibt, wenn man sie logisch zergliedert, liest aber das Publikum gedankenlos hinweg. Wie sie geschrieben sind, nur um etwas zu schreiben, so werden sie auch gelesen, nur um etwas zu lesen. Aber wer täglich gedankenloses Geschwätz liest, dem gehen das gesunde Urteil und der gute Geschmack unheimlich schnell in die Brüche. Ein dramatisches Kunstwerk als Ganzes zu beurteilen, ist überhaupt nicht jedermanns Sache; jedenfalls aber wird die Fähigkeit dazu, auch bei den besten Anlagen, nur durch ernstes Studium erworben. Mit dem Studium aber sieht es bei den Herreu, die auf den kritischen Richterstühlen unsrer mittlern Zeitungen sitzen, oft sehr windig aus. Aber auch sonst ist in unsrer Kritik eine widerwärtige Manier eingerissen. Da wird zunächst ein großer Phrasenbrei von allerhand -ismen angerührt, dann ein wenig von dem Inhalt des Stückes erzählt, und schließlich kraft

eigner Unfehlbarkeit über Dichter und Darsteller das Urteil gefällt. Gewiß giebt es rühmliche Ausnahmen; aber von denen reden wir nicht, wir reden von der Regel. Und in der Regel wird bei den kritischen Urteilen unsrer Tageblätter auch nicht einmal der Versuch gemacht, das gefällte Urteil zu begründen; und wenn er gemacht wird, so ist die Begründung höchst dürftig. Denn vernünftigerweise kann der Dichter nur an anerkannten Meistern und der Schauspieler nur am Dichter gemessen werden; unsern Kritikern aber beliebt es, beide — an ihrem eignen hohen Geiste zu messen.

Genau so jämmerlich aber steht es um die litterarische Kritik. Zwar hat auch das kleinste Wurstblatt heute seine Rubrik „Litterarisches." Aber was da untergebracht wird, sind meist vorgedruckte Reklamen, die notgedrungen aufgenommen werden müssen, weil sonst die zugehörigen Anzeigen ausbleiben. Auch bei Büchern, die zur Besprechung eingesandt werden, schickt der freundliche Verleger gleich das gedruckte Urteil mit, weil er weiß, daß der Redakteur doch keine Zeit hat, das Buch zu lesen. Aber auch größere Blätter verwenden viel zu wenig Raum auf Kunst und Wissenschaft. Stoff schleppen sie ja genug zusammen, Thatsachen, denn „Thatsachen" heißt das Schlagwort, das jedem Berichterstatter zu Beginn seiner Laufbahn eingepaukt wird. Mag ein Droschkengaul gestürzt, ein Wasserleitungsrohr gesprungen oder eine Sardine verbrannt sein, mag ein Festmahl oder ein Jubiläum „stattgefunden" haben — und wie viel Festmähler und Jubiläen muß der Mensch jetzt über sich ergehen lassen! —, mag einer Hofrat geworden sein oder einen Orden gekriegt oder das Zeitliche gesegnet haben — immer her damit! Nur Thatsachen!

Für Thatsachen sorgen namentlich auch die zahlreichen Vereine, die geradezu albern geworden sind in ihrer Sucht, sich gedruckt zu sehen. So kläglich kann kein Konzert mißlingen, daß es in dem Bericht, den der Schriftführer nachher der größten Provinzzeitung einsendet, nicht „einen großartigen Verlauf" genommen hätte. Daß die Lokalblätter Weihrauch streuen, versteht sich von selbst. Denn wenn sich eins von ihnen erdreisten wollte, die schlichte Wahrheit zu sagen, so würden ja sämtliche Mitglieder des Vereins noch an demselben Tage das ungezogne Blatt abbestellen. Die bloße Drohung genügt, den Verleger für alle Zukunft gefügig zu machen. Was aber dem einen bewilligt wird, kann man dem andern nicht abschlagen. Und so wird denn über den letzten „Studienausflug" des Geschichtsvereins, wie über die Fahnenweihe der Klempnergesellen, über das Sommervergnügen des Radfahrerklubs Windsbraut wie über das zweijährige Stiftungsfest der Kegelgesellschaft Hilaria, über die erste Winterversammlung des Evangelischen Jünglingsvereins wie über den Antrittskommers der „Akademia" mit der ganzen liebevollen Ausführlichkeit berichtet, deren nur ein Vereinsprotokoll fähig ist. Wer geredet hat, auf wen geredet worden ist, was man gegessen hat, welche unsterblichen Verdienste sich

der Wirt erworben hat, wer für den „dekorativen Schmuck" des Saales gesorgt hat, welcher Gärtner, welcher Tapezierer, alles, alles wird uns getreulich mitgeteilt!

Nun wird man einwenden, all dieses Jammerzeug finde sich nicht in der politischen Presse allein, sondern auch bei den parteilosen Blättern, ja bei diesen in noch viel höherm Maße. Das ist richtig. Aber bei allen Mängeln haben diese Generalanzeiger eine Seite, die für den Bürgersmann sehr verlockend ist: sie bieten mehr Unterhaltungsstoff, als sich die politischen Blätter leisten können. Aus allen Zeitungen stehlen sie die kurzen Geschichten zusammen, die dem kleinen Mann besser munden als der aufgewärmte Kohl der Parteipolitik. Und da die Generalanzeiger ihren Stoff größtenteils stehlen, so können sie ihn unvergleichlich viel billiger liefern als andre Blätter, und so ist es kein Wunder, daß sie diese verdrängen, obwohl sie keineswegs besser sind. Wenn eine Hausfrau, und wäre sie das beste Weib von der Welt, ganz in der häuslichen Beschäftigung aufgeht und für nichts andres Interesse zeigt, so läuft der Mann aus dem Hause und läßt sich von gefälligen Halbweltdamen die Zeit vertreiben. So ist es auch der braven politischen Presse gegangen. Sie führt die Parteiwirtschaft sehr gewissenhaft, ist aber etwas langweilig geworden, und deshalb hat sich das Publikum in die zwar weniger gute, aber unterhaltsamere Gesellschaft der Generalanzeiger begeben. Natürlich ist auch die Rückwirkung nicht ausgeblieben. Die Verleger der politischen Zeitungen verdienen ebenso gern Geld wie die der Generalanzeiger, und so ist denn ein toller Wettlauf nach Geld und Abonnenten ausgebrochen, und die Presse, die die öffentliche Meinung leiten sollte, ist zur feilen Dirne des Publikums geworden. Mit mehr oder minder Eifer und Erfolg kriechen die einzelnen Blätter vor Behörden, Vereinen, Geschäftsleuten und einzelnen Abonnenten auf dem Bauche. Wie nirgends sonst herrscht hier der Grundsatz: alles ist erlaubt, was nicht geradezu verboten ist; und wo nicht das Selbstbewußtsein der Redaktion dem Geschäftsverstande der kaufmännischen Leitung ein starkes Gegengewicht hält, da kann man den größten Blödsinn und die schreiendste Unwahrheit in eine Zeitung bringen, wenn man nur den geeigneten Druck anzuwenden weiß. In den meisten Fällen ist das sehr einfach. Ehe der Verleger dem Konkurrenzblatt eine Anzeige zukommen läßt, erklärt er sich zu allem bereit, was seinem Blatte keinen unmittelbaren Schaden zufügt.

Muß man dieses Unwesen nun ruhig weiter wuchern lassen? Wir glauben, nein. Freilich, den Geschmack des Publikums kann man nicht von heute auf morgen dahin ummodeln, daß es sich von der Schundpresse ab- und den bessern Blättern wieder zuwendet. Aber wenn die übrigen Beteiligten, Staat, Verleger und Journalisten, an ihrem Teil ehrlich darangehen, die deutsche Presse aus dem Sumpf herauszuarbeiten, dann wird auch der Geschmack des

Publikums mit der Zeit wieder besser werden. Denn auch der Staat brauchte bei der hohen Bedeutung, die die Presse für ihn hat, der Mißwirtschaft nicht gerade so teilnahmlos zuzusehen oder sie gar noch zu begünstigen wie bisher. Und das thut die Regierung in weitem Maße und in der unverantwortlichsten Weise durch den Unfug der „offiziellen" und „offiziösen" Nachrichten, die nach wie vor von hohen und niedern Beamten in die Blätter „lancirt" werden. Diese Stimmungsmacherei ist einer starken Regierung unwürdig. Den Zeitungen aber verderben die „offiziösen" Einflüsterungen den Charakter und — den Stil. Jede Behörde, ob hoch ob niedrig, sollte das, was sie zu sagen hat, in gleicher Form und zu gleicher Zeit allen Blättern zugehen lassen, die für sie in Betracht kommen. Keine Zeitung wird die Aufnahme dieser Mitteilungen verweigern. Was die Norddeutsche Allgemeine „an hervorragender Stelle zum Abdruck bringt," macht ja auch die Runde durch die ganze Presse, wenn es auch in dem dunkelsten Orakeldeutsch geschrieben ist, das die alte Pythia zu wege bringt. Da wird immer behauptet, es gehe nicht an, daß die Regierung nur offen und ehrlich ihre Meinung sage; sie bedürfe der Unterstützung durch eine unabhängige und doch zugleich „regierungsfreundliche" Presse. Ja die Regierung soll es doch mit der Ehrlichkeit in der Preßvertretung erst einmal versuchen! Freilich muß sie darauf gefaßt sein, daß ihre gute Absicht zu Anfang mißbraucht wird, aber darum braucht sie nicht nach vierzehn Tagen wieder zu dem lieben alten Tuschelsystem zurückzukehren. Zur Ehrlichkeit gehört Mut, aber wenn die Regierung diesen Mut und die nötige Ausdauer bewiese, könnte sie die Presse wohl nach und nach auch zur Ehrlichkeit erziehen.

Die Regierung müßte aber ferner anständige Blätter gegen die Schwindelkonkurrenz von Neugründungen schützen, die keinem Bedürfnis entspringen, sondern nur darauf ausgehen, dem Publikum das Geld aus der Tasche zu locken. Man muß es mit angesehen haben, wie solch ein Wisch von Generalanzeiger in die Höhe gebracht wird. Da wird das Blatt erst ein Vierteljahr lang den Leuten umsonst ins Haus getragen. Erst bleibt es liegen, dann liest die Köchin darin zufällig eine angenehm gruselige Geschichte und erzählt sie der Hausfrau. Die macht ihren Mann auf das neue Blatt aufmerksam, und da es nun doch Tag für Tag ins Haus fällt, so gewöhnt man sich dran, wie man sich an einen fremden Hund gewöhnen kann, der sich tagtäglich zur Mittagszeit einstellt, um sich die Knochenabfälle zu holen. Ist das Blatt erst einigermaßen eingebürgert, so erhebt es zwanzig Pfennige monatlich als „Bestellgebühr." Diese Gebühr wird nach und nach auf vierzig oder fünfzig Pfennige erhöht, nebenbei aber der Inhalt des Blattes „immer reichhaltiger gestaltet." Gleichzeitig werden die Geschäftsleute durch Vergünstigungen im Preise der Anzeigen gekapert, und wenn das Geschäft gut geht und das Blatt erst so viele Leser hat, daß es auf die anständigen Leute keine Rücksicht mehr

zu nehmen braucht, so pflegt es in seinem redaktionellen Teil den gemeinen Klatsch und den pikanten Skandal. Das Unheil, das diese Blätter mit ihren „sensationellen" Nachrichten anstiften, bleibt lange im stillen, denn Verrohung des Geschmacks ist ein Übel, das schleichend weiter frißt, bis dann plötzlich ein Vorfall wie der zwischen dem General Kirchhof und dem „verantwortlichen Leiter" des Berliner Tageblatts ein grelles Streiflicht auf den trüben Sumpf und seine Giftpflanzen wirft. Dann wird alsbald „offiziös geschrieben," daß die Regierung einen Gesetzentwurf ausarbeiten lasse, der der ganzen Presse ohne Unterschied einen Klotz ans Bein binden soll. Wird der Entwurf Gesetz, so macht er natürlich in erster Linie der anständigen Presse das Leben sauer, denn die Biedermänner, die ihren idealen Lebenszweck darin erblicken, Generalanzeiger zu gründen — es giebt deren wirklich, die nichts andres thun —, schlüpfen auch durch die engsten Maschen des Strafgesetzbuches durch. Will man ihnen das Handwerk gründlich legen, so muß man sie auf ihrem eigensten Gebiete fassen, auf dem des Geschäfts. Man erhebe von jeder neuen Zeitung, die nicht ganz unzweideutig nachweisen kann, daß ein Bedürfnis nach einer neuen Gründung vorliegt, eine so hohe Abgabe, daß das bloße Geschäft dadurch sehr erschwert wird. Und man erhebe diese Abgabe, die natürlich in einem bestimmten Verhältnis zum Preise des Blattes und zur Höhe der Auflage stehen muß, bis es sich trotz dieses Hindernisses eine gewisse Zahl von Lesern erworben hat, womit das Bedürfnis nachgewiesen wäre, oder bis es selig entschlafen ist. Dieser Vorschlag hat nicht den Zweck, Herrn Miquel „eine neue Steuerquelle zu erschließen," wie es immer so sinnreich heißt, sondern dem Fortwuchern eines Parasiten dadurch Einhalt zu thun, daß man ihm die Lebensbedingungen schwerer macht. Kann man dies Verfahren auch auf die bestehenden Blätter ausdehnen in einer Form, die die anständige Presse schont, um so besser. Sollten darüber ein paar hundert Zeitungsgeschäfte in Deutschland zu Grunde gehen, so wäre das ja ein sehr erfreulicher Erfolg. Zeitungen giebts dreimal zu viel, und wer eine Krankheit los werden will, darf auch die Krisis nicht scheuen.

Das beste freilich muß in der Presse wie überall im Leben die Selbsthilfe thun, für die der Staat nur endlich freie Bahn schaffen möge. Vor allem sollten es die Verleger aufgeben, mit so wenigen und so schlechten Kräften zu arbeiten. Auch Zeitungen, die ihren Verlegern viele Tausende einbringen, bezahlen oft so schundige Pfennighonorare, daß sie sich natürlich mit jämmerlichen Gesellen begnügen müssen. Wenn das Publikum den Mitarbeiterkreis mancher Zeitung in einem Gruppenbilde photographirt sehen könnte! Es nähme nicht eine Nummer mehr in die Hand. Die Kräfte, die die meisten unsrer Lokalblätter leiten und machen, stehen in schreiendem Mißverhältnis zu dem großen Einfluß, den diese Blätter auszuüben imstande sind. Man sollte meinen, an die Fähigkeiten eines Menschen, der die geistige Nahrung für Tausende von Er-

wachsenen, darunter doch auch ein paar Hunderte von gebildeten Leuten zu liefern hat, müßten ganz besonders hohe Anforderungen gestellt werden. Aber es ist wahrhaft rührend, mit wie wenig unsre Zeitungsverleger zufrieden sind. Auf Beherrschung und anständige Behandlung der deutschen Sprache wird vollends kein Anspruch mehr erhoben. Es ist ja auch nicht nötig, denn der Text des Blattes wird aus Schnitzeln und Spänen, Abfall von andrer Herren Tische, zusammengeklebt. Und was der Herr Redakteur unbedingt selbst schreiben muß, Berichte über Theater, Konzerte und örtliche Fragen, das ist meist so hohles Zeug, daß wenig darauf ankommt, ob es in gutem oder schlechtem Deutsch geschrieben ist. Größere Provinzblätter halten zwar darauf, daß wenigstens ihre Redakteure eine tüchtige Bildung genossen haben, notabene, wenn die Besitzer der Zeitung selbst so viel Bildung haben, das beurteilen zu können! Aber sie stellen nicht genug Leute an, sodaß die einzelnen überbürdet sind und gar nichts anders thun können, als den Stoff mechanisch aneinanderreihen. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat einmal an einem größern Provinzialblatte gearbeitet, das 18 bis 20000 Abonnenten zählte und seinem Besitzer einen jährlichen Reingewinn von 50 bis 60000 Mark abwarf. Wir waren drei Redakteure und bezogen zusammen — 6460 Mark Gehalt im Jahre; der Chef war im siebenten oder achten Jahre an dem Blatte thätig. Wir hatten alle drei Lust und Liebe zur Sache, kamen sehr gut mit einander aus und thaten infolgedessen unsre Schuldigkeit, so gut wir konnten. Vor allem hielten wir auch auf anständiges Deutsch. Aber man mußte ja froh sein, wenn man aus den Korrespondenzen, die täglich aus ein paar Dutzend Landstädtchen einliefen, die orthographischen Fehler ausgemerzt hatte! Mehr daran zu bessern, erlaubte die Zeit nicht. Denn da waren auch noch einige dreißig Zeitungen durchzulesen und Lokalberichte zu schreiben. Korrekturenlesen folgte später. Einmal hatten wir von halb neun Uhr morgens bis dreiviertel drei nachmittags gearbeitet, aßen dann zu Mittag und gingen bis halb fünf Uhr spazieren. Als wir in die Redaktion zurückkamen, rief uns der Verleger zu sich, klopfte uns freundlich auf die Schulter und sagte: „Meine Herren, solange Sie in meinem Geschäft arbeiten, sehen Sie doch zu, daß Sie um drei Uhr wieder auf Ihrem Posten sind, nicht wahr?“ Ein andrer Zeitungsverlag, der uns bekannt ist, druckt täglich zwei Ausgaben einer Provinzialzeitung von zusammen acht Seiten und ein Anzeigenblatt, dessen Umfang zwischen vier und zwanzig Seiten schwankt. Die ganze Redaktionsarbeit — für die Zeitung allein fünf bis sechs Seiten Text täglich — besorgte bis vor kurzem der Chefredakteur mit einem Lokalberichterstatter von mäßigem Schreibertalent! Daß da von „einwandfreier“ Verarbeitung, geschweige von eigner Arbeit nicht die Rede sein kann, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Wenn unsre Zeitungen in Form und Inhalt besser werden sollen, so müssen sich die Zeitungsverleger entschließen, durchweg mehr Redakteure und

nur Leute von ganz tüchtiger Vorbildung anzustellen. Denn der einlaufende Stoff, ob er nun von irgendwelchen x-beliebigen Leuten aus dem Publikum oder von regelmäßigen Lokalberichterstattern und Korrespondenten oder aus den großen Depeschenbüreaus geliefert wird, bedarf der gründlichsten Umarbeitung, wenn er genießbar werden soll. Andrerseits aber muß es jedem Redakteur möglich gemacht werden, sich von der Arbeit des bloßen Sammelns und Zusammenstellens freizumachen, wenn ihm eine Anregung zu eigner Gedankenarbeit kommt. Die einzelnen Fächer der Redaktionsarbeit müssen also doppelt besetzt sein, d. h. zu einer mittelgroßen Provinzialzeitung gehören mindestens vier bis sechs tüchtige Redakteure. Die meisten Blätter dieser Art arbeiten aber mit zweien, höchstens mit dreien, von denen einer womöglich noch jedem Arm- oder Beinbruch, der in der Stadt vorfällt, nachlaufen muß. Es ist nicht einzusehn, warum die ausreichende Besetzung der leitenden Kräfte einer Zeitung nicht gesetzlich erzwungen werden könnte. Straßen-, Bau-, Wege-, Wasser- und Eisenbahnpolizei sorgen dafür, daß das leibliche Wohl der Staatsbürger durch Nachlässigkeit oder Gewinnsucht des Einzelnen nicht geschädigt werde. Das geistige Wohl seiner Mitmenschen aber kann jeder ungebildete oder gewissenlose Zeitungsbesitzer untergraben, solange er will, darum kümmert sich der Staat nicht.

Natürlich müssen die Journalisten an der Hebung ihres Standes auch selbst mitarbeiten. Es ist der Fluch dieses Standes, daß ihm alles Gesindel zuströmt, das anderwärts nicht unterkommen kann. Von diesen zweifelhaften Elementen müssen sich die Redakteure selbst befreien. Und der Weg, auf dem das zu geschehen hat, ist wohl nicht so schwer zu finden. Durch einen allgemeinen Appell an das Ehrgefühl erreicht man nichts, durch Ehrengerichte würde schon etwas zu machen sein. Wenn diese irgendwo notwendig sind, so sind sie es für die Berufsklasse der Redakteure. Man darf doch wohl eine Reinigung des Standes erwarten, wenn jeder Lump, der sich in der Presse breit macht, durch die öffentliche Erklärung eines Ehrenrats an den Pranger gestellt wird. Rechtsanwälte und Ärzte haben ja eine ähnliche Einrichtung, und wir glauben nicht, daß es unter ihnen nur annähernd so viele dunkle Ehrenmänner giebt, wie unter den Vertretern der Presse. Es ist hier nicht der Ort, die praktische Form dieser Einrichtung weiter zu verfolgen. Es sollte uns aber freuen, wenn diese Vorschläge auch nur den Anstoß zu Verbesserungen gäben.

Die Flüchtlinge

Eine Geſchichte von der Landſtraße

1

Auf der Straße, die zu einer kleinen Stadt führte, gingen in der Abenddämmerung zwei junge Leute, ein Mädchen und ein Soldat. Sie gingen nicht Arm in Arm, ſondern hielten ſich etwas von einander entfernt. Und doch merkte ihnen jeder der Vorübergehenden leicht an, daß ſie zuſammengehörten. Die Arbeiter und Arbeiterinnen, die ſich noch auf den Feldern befanden, riefen ihnen neckiſche Worte zu, und wie die Menſchen, ſo ſchien auch alles, was ſonſt noch um ſie lebte, alle die mannigfaltigen Stimmen der Natur ihre Liebe zu billigen und ſich ihres Glückes zu freuen. Welch ein hübſches Paar! ſagten die Leute. Wie ſchön iſt das Leben! riefen die Sperlinge von den Hecken. Wie ſchön iſt die Zeit der Liebe! ſang die Lerche über ihnen im Blau, und auch aus dem wallenden, rauſchenden Halmenfeld, das in der Abendglut weithin ſchimmerte, klang und ſang es, wie ein ununterbrochnes Lied der Freude und der Liebe.

Der Soldat war hoch gewachſen, von ſchlanker, ebenmäßiger Geſtalt; er hatte ein feines, ſchmales Geſicht und lichte blaue Augen, in deren Glanze ſich die Bewunderung wiederſpiegelte, die er für ſeine Begleiterin im Herzen trug. Sie war aber auch ſchön genug, ein junges Herz in Flammen zu ſetzen. Der Abendwind ſpielte mit ihrem krauſen Haar und jagte ihr die Locken über die hohe Stirn. Ein rotes Gewand umfloß ihre Geſtalt und ſtand prächtig zu dem dunkeln Kopfe mit den leuchtenden Augen.

Wie ſchön ſie iſt! dachte der Mann an ihrer Seite. Und wie iſt es nur möglich, daß ſie mich lieben kann? Das erſchien ihm als das Wunder aller Wunder, als ein Ereignis, dem ſich nichts vergleichen ließ.

Das Mädchen las die Gedanken von ſeinem Geſichte ab und beantwortete ſie mit einem Lächeln, in dem ſchelmiſcher Spott und Übermut lag, das aber auch erkennen ließ, daß ſie über das Wunder ihrer beiderſeitigen Liebe nicht anders dachte als er.

Eine ganze Strecke waren ſie ſchweigend neben einander hergegangen, nur ihre Blicke hatten ſich geſucht. Jetzt, als die Straße eine Biegung machte und ſich weithin hohe Hecken vorſchoben, ſuchte ſich der Soldat ſeiner Begleiterin zu nähern und ihre Hand zu ergreifen. Aber ſie hatte ſeine Abſicht ſchon gemerkt und ſprang mit fröhlichem Lachen zur Seite, indem ſie ihn mit den Händen ab-

wehrte und doch mit den Augen suchte und heranlockte. So spielten sie wie zwei harmlose Kinder mit einander, sich suchend und fliehend, und wechselten dabei manches zärtliche Wort. Und die Sonne, die mehr und mehr hinter den Wipfeln des Nadelwaldes versank, der sich neben ihnen ausbreitete, umspielte sie mit ihren letzten Strahlen und überhauchte ihre vor Aufregung und Glück geröteten Gesichter mit noch tieferer Glut.

Das lasse ich mir gefallen, ihr junges Volk! klang plötzlich eine fremde Stimme in ihr Spiel hinein.

Sie fuhren aus einander und sahen sich erschrocken um.

Neben einem Busch saß eine alte Frau, eine Arbeiterin, die eine Last Holz nach Hause tragen wollte und für einen Augenblick Rast hielt. Sie hatte den beiden Liebenden schon eine Weile zugesehen und weidete sich jetzt an ihrer Verlegenheit.

Nun nun, begann sie wieder, ihr braucht euch nicht zu fürchten. Genießt nur euer Leben, ihr werdet auch einmal alt werden, dann ists von selber vorbei. Da wirds nun wohl bald in der Schmiede hoch hergehen, wenn das Töchterchen Hochzeit macht?

Das Mädchen lachte. Hochzeit? Was Ihr redet, Frau! Daran ist noch gar nicht zu denken. Wenn der Franz erst wieder aus der Stadt ist, dann wird er schon wieder verständig werden und auf andre Gedanken kommen. Man kennt das schon, wozu hat man denn seine Erfahrungen und Beobachtungen?

Die letzten Worte sprach sie ernst und würdevoll, wie eine Matrone, über deren ehrwürdigem Haupt eine ganze Reihe lehrreicher Jahre hingezogen ist, aber ihre Augen leuchteten dabei so munter und wußten so vieles zu sagen, was durchaus nicht zu ihren Worten stimmen wollte, daß der Soldat ganz entzückt war.

Aber Lucie! rief er und erhob zugleich die Hand, als wollte er seine Treue durch eine feierliche Beteuerung gegen jeden Zweifel schützen. Doch sie schlug ihm den Arm scherzend nieder und rief: Nicht schwören, Franz! Das geht nicht! Du hast schon zur Fahne geschworen, da gilt kein neuer Schwur mehr. Die Fahne ist freilich keine schöne Braut, wandte sie sich an die Frau. Denkt Euch, sie ist mit im Kriege gewesen, in so mancher Schlacht, und ist dabei arg mitgenommen worden. Es ist kaum noch ein Stückchen Seide von ihrer alten Herrlichkeit übrig geblieben. Aber das schadet nichts! — dabei ließ sie ihre glänzenden Augen auf dem Begleiter ruhen — sie hat nun einmal dein Wort, und so lange sie dich nicht wieder frei giebt, lasse ich kein andres Gelübde gelten.

Die Frau lachte: Na dann Geduld, junger Herr. Aber, fuhr sie mit einem listigen Lächeln fort, was sagt denn eigentlich der andre dazu?

Lucie warf den Kopf zurück, eine helle Röte flog über ihr Gesicht, und es überkam sie eine plötzliche Verlegenheit, die auch den Augen ihres Begleiters nicht entging.

Der macht dann wohl auch seine Erfahrungen und Beobachtungen? schloß die Frau ihre Rede, indem sie in ein spöttisches Lachen ausbrach.

Lucie hatte sich schon wieder gefaßt. Dummes Zeug! entgegnete sie scharf. Was ihr Leute nur immer zu reden habt, und gerade die ältesten Frauen sind immer die unverständigsten.

Die Frau erhob sich und machte Anstalten, ihre Last wieder aufzunehmen. Lucie sah es ihr an, daß sie über die Abfertigung verdrießlich geworden war. Das that ihr leid, und sie suchte sie wieder zu versöhnen.

Der Korb ist wohl schwer? fragte sie, schon wieder in guter Laune. Da kann man helfen. Schnell, Franz!

Aber ehe er noch zugreifen konnte, hatte sie selbst den Korb gehoben und

der Frau aufgeholfen. Dabei sah sie den Mann wieder ganz übermütig an, und als sie weiter gingen, spottete sie: Das ist auch so ein Korb, Franz. Du würdest sicherlich schwerer dran zu tragen haben, als wenn ich ein gewisses Körbchen von einer bestimmten Art bereit hielte und dir morgen mit auf den Weg gäbe. O was seid ihr Männer vergeßlich und wankelmütig! Es ist verwunderlich genug, daß sich immer noch Leute finden, die euch Glauben schenken!

Franz wurde fast betrübt und wollte sich verteidigen und den schweren Vorwurf, wenigstens soweit er ihn selbst anging, zurückweisen. Aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. Ja, Franz! rief sie eifrig. Wie viele giebt es, die haben geliebt und gehofft so manches Jahr und sind doch schließlich alte Jungfern geworden mit lauter Rosaerinnerungen! Und zuletzt, wenn das Gesicht Runzeln bekommt und der Abend des Lebens ganz leise heraufdämmert, ist manche froh, wenn noch ein Gutwilliger kommt, der es mit ihr versuchen will. Wohin sind dann alle ihre Hoffnungen, alle die schönen Träume, die sie einst vor sich sah?

Sie blickte ihn wehmütig an, und ihre Stimme wurde weich: Ach Franz, wenn das auch mit uns so käme, wenn das auch bei uns einen solchen Ausgang nähme!

Er ergriff ihre Hand und drückte sie. Du mußt dich nicht solchen Gedanken hingeben, Lucie, sagte er. Meiner Liebe kannst du gewiß sein. Meine Liebe ist fest, darauf kannst du bauen. Wenn ich das nur auch von deiner sagen könnte! setzte er leise hinzu.

Franz! rief sie zürnend.

Du hast es ja eben gehört, was die Leute denken.

Dummes Zeug, sagte sie wieder ärgerlich.

Aber die Leute denken anders. Sie denken, du triebest mit einem von uns ein leichtsinniges Spiel.

Sie entzog ihm unwillig ihre Hand. Nun gut, wenn du den Leuten mehr glaubst als mir, meinetwegen, versetzte sie trotzig.

Er sah sie bekümmert an. Sei nicht böse, bat er, ich glaube ja nicht, was die Leute reden, aber es ist doch wahr, daß er Tag für Tag zu euch kommt. Mir sind oft allerlei unangenehme Gedanken in den Sinn gekommen, wenn ich des Abends unten auf der Straße mit meinem unruhigen Herzen stand, während er Tag für Tag in deiner Nähe war. Da hat es manchmal in mir gewettert und gestürmt, glaube es mir.

Sie betrachtete ihn kopfschüttelnd. Du bist wunderlich, Franz!

Was will er nur bei euch? fragte er und blickte sie scharf an.

Was er will? antwortete sie, ohne ihn anzusehen. Herr Albrecht ist ein Kaufmann und hilft dem Vater rechnen. Sie haben wohl ein Geschäft mit einander.

Ein Geschäft? rief er ungläubig. Wegen eines Geschäftes würde er doch wohl nicht alle Tage kommen. Nein, glaube mir, er hat etwas andres im Auge, etwas schönes und freundliches. Du weißt, was ich meine. Oder weißt du es nicht? fragte er eindringlich, indem er sich bemühte, ihr in die Augen zu sehen.

Nun mußte sie lachen. Aber Franz, sagte sie, wie kannst du nur so sein? Wie kannst du nur unser letztes Zusammensein so verderben?

Es mußte einmal ausgesprochen werden! entgegnete er verdrießlich.

Aber so sei doch verständig, Franz! Ich kann ihn doch nicht hinausweisen, und ich habe doch keinen Grund, gegen ihn unfreundlich zu sein. Er ist ein braver Mann, der dem Vater gefällt. Wenn er mich nun gern sieht, was kümmerts dich? Ich denke es auch manchmal, daß er um meinetwillen kommt. Aber was hat das

zu bedeuten? Ich liebe doch nicht ihn, sondern ich liebe dich. Damit kannst du wohl zufrieden sein.

Ich kann es keinem verdenken, wenn er dich gern sieht, sagte Franz, und ich weiß wohl, warum mancher so gern ein Stündchen auf der Bank an der Schmiede sitzt und den Gesellen zusieht, wenn sie das rote Eisen hämmern und strecken. Es hat keiner ein Absehen aufs Handwerk, sondern sie lauern auf etwas andres, nämlich daß du einen Augenblick in die Thür treten könntest. Das verdenke ich ihnen nicht, aber ich lasse mir deine Liebe nicht streitig machen. Sie gehört mir, und niemand soll dran rühren. Lucie, wenn du wirklich bloß mit mir gespielt hättest, und wenn die Leute zuletzt doch Recht behielten, das gäbe ein Unglück!

Sie wandte sich verletzt ab. Ihr Gesicht hatte sich bei seiner Rede mehr und mehr verfinstert.

Was sind das nur für Worte, die ich da zuletzt noch hören muß? sagte sie. Habe ich das auch um dich verdient? Nun kommst du mir gar noch mit einer Drohung.

Ich drohe ja nicht, fiel er ihr ins Wort, ich will uns nur vor Leid bewahren.

Aber sie wollte nichts mehr davon hören, sie bat ihn, nicht weiter davon zu sprechen. Gab es denn nichts freundlicheres, worüber man reden konnte, mußte man sich denn durchaus die letzten Stunden verbittern? Er sah ihr in die Augen, die von Liebe und Zärtlichkeit schimmerten, und war dann ganz mit ihr einverstanden, daß er ein Thor gewesen war, ein Störenfried, der einer solchen schönen Stunde gar nicht wert war.

Nun sprachen sie von andern Dingen, von den Arbeiten, die im Felde gethan wurden, von dem Glanz des Abendrots, von den Blumen, die am Wege blühten, und von allerlei sonst. Es kam ihnen nicht darauf an, was sie redeten, sie freuten sich schon darüber, daß sie ihre Stimmen hören und bei einander sein konnten.

Es war ein schöner, stiller Abend. Ein Abglanz des Sonnenscheins, der den Tag über die Gegend umleuchtet hatte, ruhte noch über den Feldern und über dem dämmernden Nadelwalde. Hie und da erhoben sich über der reifenden Saat, an grüne Hügel geschmiegt und unter Obstbäumen sich lagernd, die Dächer einzelner Gehöfte, und der feine Rauch der Herdfeuer stieg langsam empor. Zwischen Saatfeldern, die noch in voller Pracht standen, zeigten sich schon einzelne kahle Streifen, und hochbeladne Wagen fuhren den Segen des Jahres davon. Man hörte das Knarren der Räder, das Wiehern der Pferde, das Rufen der Männer, und über alle dem schwebte melodisch der Gesang der Schnitterinnen, die auf den gewundnen Fußwegen zwischen den goldnen Ähren heimwärts zogen. Wie wehmütig klang doch ihr Lied, wie ergriff es das Herz!

Liebe Lucie! sagte Franz zärtlich.

Sie antwortete nur mit einem Blick. Ihre Seele war voll Glück.

So singen sie auch daheim in meinen Bergen, sagte er.

In deinen Bergen wiederholte sie leise, und damit nahmen ihre Gedanken eine neue Richtung.

Ich habe auch der Mutter von dir geschrieben, erzählte er.

Sie wandte ihm rasch das Gesicht zu. Nun? fragte sie voll Spannung. Was hat sie geantwortet.

Franz zögerte mit der Antwort. Lucie sah ihn mit einem leisen Lächeln an,

aber dieses Lächeln war nur auf ihrem Gesicht. In ihrer Seele war es mit einemmale trübe geworden, als zöge eine Wolke darüber hin und verhüllte die Sonne.

Armer Franz, sagte sie, das muß ja ein erbaulicher Brief gewesen sein. Ich kann mir alles denken.

Der Brief ist freilich anders ausgefallen, als ich hoffte, versetzte er etwas kleinlaut. Die Mutter sieht eben mit den Augen einer alten Frau, daran liegt es.

Was schreibt sie denn? fragte Lucie.

Sie hat mir viele kluge Worte geschrieben. Sie hat mich gebeten, die Augen aufzuthun, denn vorgethan und nachbedacht — du kennst ja das Sprichwort, nicht wahr? Sie hat mich daran erinnert, daß auf unsern Hof eine Frau gehört, die in Haus und Hof, Wald und Feld gründlich Bescheid weiß. Wir haben einen großen Hof, Lucie, und unsre Familie hat ihn schon seit alten Zeiten besessen. Es ist stets unser Stolz gewesen, daß es die langen Jahre, so weit wir zurücksehen können, immer aufwärts gegangen ist, und das ist nicht nur deshalb geschehen, weil die Männer fleißig und arbeitsam waren, sondern ganz besonders deshalb, weil in den Frauen ein umsichtiger und haushälterischer Sinn lebte. Wahrhaftig, Lucie, schloß er ernst, es kommt in jedem Hause vor allem auf die Frau an. Der Mann baut nur die Mauern, alles andre, was ein Haus wohnlich macht und ihm ein Ansehn giebt, schafft die Frau.

Lucie hörte ihm mit einiger Verwundrung zu. Da kann ich es freilich deiner Mutter nicht verdenken, wenn sie warnt, sagte sie, und dich gegen mich behutsam macht. Ich werde ihr nicht gefallen, Franz.

O du! rief er, und der Stolz leuchtete so aus seinen Augen, daß auch bei ihr die Wolke vorüberging und die Sonne wieder in ihrer Seele glänzte.

Was würde wohl deine Mutter sagen, wenn sie mich jetzt sähe? fragte sie.

Sie mußte keine arge Antwort erwartet haben, denn sie blickte ihn so strahlend und fröhlich an wie zuvor. Und er antwortete ihr denn auch so, daß sie zufrieden sein konnte. Auch die Sorge um die Zukunft des Hofes lastete nicht schwer auf ihnen. Es wird schon alles werden! tröstete er sie, und sie war ganz seiner Meinung.

Erzähle mir doch etwas von deiner Heimat, bat sie.

Und während er ihr nun von dem kleinen freundlichen Dorf erzählte, das mit seinen roten Dächern aus grünem Laubwald hervorblicke, von den Bergen seiner Heimat und von der Mutter, die nach des Vaters Tode das große Gut verwaltet hatte, von seiner Schulzeit in der Gymnasialstadt, wo er einige Jahre gewesen war, bis der Tod seines ältern Bruders die Mutter veranlaßt hatte, ihn zurückzurufen und zum Landwirt ausbilden zu lassen, während er ihr dies alles, was sie schon so oft gehört hatte, von neuem schilderte und allerlei neue Züge einflocht, tauchten vor ihrer Seele die süßen Stunden wieder auf, wo sie ihrer Liebe gewiß geworden war.

Die Stadt hatte keine ständige Garnison, sondern nur ein Kommando, das jeden zweiten Monat wechselte. Franz war vor zwei Monaten gekommen und hatte Lucie gleich am Tage seiner Ankunft erblickt. Nun stand diese schöne Zeit, wo ihr Leben eine so bedeutungsvolle Wendung genommen hatte, in hellem Lichte vor ihrem Geiste. Sie dachte daran, wie sie sich, ohne noch ein Wort mit einander gesprochen zu haben, schon aus der Ferne lieb gewonnen hatten, wie es jedesmal ein froher Tag gewesen war, wenn sie einander begegnet waren und einen Gruß hatten wechseln können. Und nun ereignete sich eines Tages etwas,

was so wunderbare Folgen haben sollte. Vor der Schmiede wurde ein Pferd beschlagen. Unruhig steht es unter den Männern und schlägt nach allen Seiten aus. Man sucht es zu beruhigen und zuletzt mit Gewalt festzuhalten, aber es bäumt sich hoch auf und reißt sich endlich los. Der Menschenhaufe, der sich an der Schmiede angesammelt hat, fliegt aus einander. Die Straße herab kommen zwei Kinder, sie erschrecken und weinen, aber sie bleiben mitten im Wege stehen, während das Pferd auf sie zurast. Da kommt Franz hinter den Kindern die Dorfstraße her, sieht das drohende Unglück, wirft sich dem Tier entgegen, packt es und bändigt es glücklich. Es ist wahr, die Leute hatten aus dieser Heldenthat nicht viel gemacht, und Franz, dem sie nur eine Schramme an der Stirn eingebracht hatte, hielt noch heute nichts davon, aber Lucie war von diesem Tage an voll Bewunderung für ihn gewesen. Seit diesen Tagen waren sie einander näher getreten, Franz war, so oft es nur anging, in die Schmiede gekommen und heimlich war die Liebe in ihren Herzen aufgekeimt. Wie schön waren diese Tage gewesen, wie viel Glück und Wonne hatten sie umschlossen!

Dann war zuletzt noch die wunderbare Stunde gekommen, wo sie alles das, was in ihren Herzen verschlossen gewesen war, hatten aussprechen können. Sie waren im Walde zusammengetroffen und hatten sich verlegen angesehen und zuerst nicht gewußt, was sie mit einander reden sollten. Es war so still im Walde gewesen, so einsam und träumerisch. Da, während die Sonne von Wipfel zu Wipfel diamantne Brücken baute, hatte auch das Licht in ihren Herzen den Weg von dem einen zum andern gefunden.

Franz war längst mit seiner Erzählung zu Ende, er hatte bald gemerkt, daß er nur zu sich selbst redete, und war verstummt. Jetzt blieb er stehen. Die Stadt lag dicht vor ihnen.

Wir müssen uns nun trennen, Lucie, sagte er wehmütig.

Sie hob den Kopf und sah ihn schmerzlich an.

Von der Stadt her hallte dumpfes Geräusch, ein Schlagen und Hämmern, wie es vor dem Feierabend oft noch einmal lebendig wird. Aus dem Gewirr der Töne trat zuweilen ein helles Klirren und Klingen hervor.

Lucie wurde darauf aufmerksam. Hörst du? fragte sie.

Es ist die Schmiede.

Was sie wohl noch arbeiten, Franz?

Nun, was ein Schmied zu arbeiten hat, sagte er.

Du weißt es nicht? fragte sie weiter, während ein helles Lächeln über ihr Gesicht flog. Ich will dir sagen, was sie arbeiten. Sie schmieden eine Kette, eine schwere, eiserne Kette, woran ich dich festhalten will, wenn du nun von mir gegangen bist.

Ach Lucie, es bedarf keiner Kette mehr, mich zu binden.

Da warf sie sich an seine Brust und bemühte sich, ihre Thränen zu verbergen.

Bleib mir treu! bat er.

Närrchen, antwortete sie mit einem Lächeln, das ihren Schmerz verhüllen sollte, du hast ja noch ein ganzes Jahr vor dir, wo du an andres zu denken hast als an mich. Wie vieles kann sich da noch ändern! Wer weiß, ob du mich dann noch liebst, wer weiß, ob du mich dann nicht längst vergessen hast!

Lucie! unterbrach er sie vorwurfsvoll.

Nun schimmerten die hellen Thränen in ihren Augen, und ihre Hand zitterte in der seinigen.

Es ist ja nicht mein Ernst, flüsterte sie. Ich spreche mit dem Vater, noch heute abend. Geh nur ruhig von mir, und wenn du später nach Hause kommst und findest dort ein Plätzchen für mich frei, dann frage nur getrost an. Ich sage nicht nein, gewiß nicht; am liebsten zöge ich gleich morgen mit dir fort. Und nun behüte dich Gott, du Lieber, Guter! und gebe uns ein glückliches Wiedersehen.

Sie reichten sich noch einmal die Hand und gingen dann still aus einander.

2

Wie lieblich ist doch der Klang der Abendglocken! Wie ein friedlicher, frommer Gruß dringen sie an jedes Herz heran und bringen ihre freundlichen Gaben. Sie singen in die Träume des Kindes hinein, sie erheben den Gebeugten aus dem Erdenstaube und bringen dem müden Arbeiter Ruhe und Erquickung. Von den Türmen der Stadt klingt ihr volles, tiefes Geläute über die Giebel und Gassen hinweg hinaus zu den Dörfern und Weilern, und von dort tönt es heller zurück aus dem Grün der Linden und Obstbäume wie die Antwort der Kinder auf den Ruf der Mutter.

Die Abendglocken geleiteten auch Lucie auf ihrem Heimwege. Während Franz gerades Weges in die Stadt ging, wandte sie sich noch einmal um und ging wieder eine Strecke zurück, um noch eine Weile mit ihren Gedanken allein zu sein. Dann bog sie in einen Seitenpfad ein, der zu einem Wässerchen hinabführte, das an dem Garten der Schmiede vorüberfloß. Als sie sich der Gartenthür näherte, bemerkte sie den Vater, der langsam dem Hause zuschritt. Sie ging leise hinter ihm her und schlich die Treppe hinauf zu ihrem Zimmerchen. Das Herz klopfte ihr bei dem Gedanken, daß sie ihm nun entgegentreten und alles beichten sollte. Sie hatte vorhin so mutig und zuversichtlich gesprochen; jetzt aber fühlte sie sich plötzlich beklommen. Ein unbehagliches, nüchternes Gefühl bemächtigte sich ihrer, die Ahnung von Schwierigkeiten, die sie quälen würden, von Kämpfen, die sie zu überstehen haben würde. Die lichten Träume, die eben noch ihre Seele erfüllt und erhoben hatten, waren zerstoben und verflogen.

Sie trat ans Fenster und sah hinaus. In den Straßen wurde es dämmrig, ein Stern nach dem andern kam aus der Tiefe des Himmels hervor. Ein lauer Wind spielte mit den Blättern der beiden Linden, die vor dem Hause standen, und zwischen den Bäumen war ein Stück der Straße sichtbar, die sie vorher mit Franz durchwandert hatte. Wieder seufzte sie tief auf. Sie hatte ja versprochen, daß sie noch diesen Abend mit den Eltern von ihrer Liebe reden wollte. War es nicht sicher, daß diese Liebe eine Hoffnung der Eltern zerstörte? Sie hörte unter sich reden und horchte. Es war des Vaters Stimme, er sagte den kleinen Geschwistern gute Nacht.

Der Vater! Ein inniges Gefühl zog durch ihr Herz, als sie an ihn dachte. Wie liebte sie ihn doch! Sie dachte an die Jahre zurück, die hinter ihr lagen, wie sie unter seiner treuen Obhut vom Kinde zur Jungfrau herangewachsen war. Sie dachte an all das stille Glück, das sie im Elternhause genossen hatte, und wie unbekümmert und sorglos ihr Leben hatte dahingleiten können bis zu diesem Tage, während seinem Leben die Sorge nicht fremd geblieben war. Sie wußte ja, wie sie auf ihm lastete, und wie er sie doch von Weib und Kindern fern zu halten und ihnen zu verbergen suchte, wie schwer er gegen sie anzukämpfen hatte. War es recht, daß sie jetzt an ihre Liebe dachte?

Aber konnte sie denn anders? War diese Liebe nicht, ohne daß sie es wollte, in ihr Herz geschlichen, und wurde sie nicht fortgerissen wie von einem mächtigen Strom? War es nicht bei ihren Eltern auch einmal so gewesen, wie jetzt bei ihr? Die Mutter war als Mädchen mit einer Theatertruppe in die Stadt gekommen und hatte mit ihrer Kunst Jung und Alt bezaubert. Alle waren ihr herzlich zugethan gewesen, dem Schmied aber war sie als ein höheres Wesen erschienen, und wenn er es auch damals fast für einen Frevel gehalten hatte, das liebliche Mädchen in seine dunkle Schmiede zu versetzen, so hatte er doch nicht eher geruht, als bis sie in sein niedriges Haus gezogen und darin der Sonnenstrahl geworden war, der es licht und hell machte. Die Leute hatten freilich die Köpfe dazu geschüttelt, aber er hatte wohl gewußt, was er that. Bald hatten ihn auch liebliche Kinder umspielt, und das Haus war zu enge geworden für all sein Glück; aber auch in dem neuen stattlichen Hause, das er sich dann baute, hatte derselbe freundliche Geist gewaltet wie in dem alten.

So hatte es sich bei ihren Eltern gefügt, kein Hindernis war ihrer Liebe entgegengetreten. Und wie glücklich hatte sich ihr Leben gestaltet! Lucie dachte daran, wie schön es gewesen war, wenn die Mutter an Winterabenden, während draußen lustig die Schneeflocken flogen, der alten Kunst gedachte und aus einem ihrer Bücher vorlas, so ausdrucksvoll und lebendig, daß man bald weinen, bald lachen mußte. Wie herrlich war diese Zeit gewesen, wie freundlich waren diese Jahre vorübergezogen!

Dann war es freilich mit einemmale anders geworden. Es waren Tage gekommen, wo der Vater still und bekümmert in einem Winkel des Zimmers saß und die Hände mutlos im Schoße ruhen ließ. In dem Zusammenbruch eines großen Geschäftes der Hauptstadt, dem er sein Vermögen anvertraut hatte, war ihm der Lohn und Fleiß vieler Jahre verloren gegangen, und ein unfreundlicher Gast, die Sorge, war in die Schmiede eingezogen. Die Kinder hatten es gesehen, wie sie sich in des Vaters Gedanken eindrängte und sie ganz für sich in Anspruch nahm, wie sie in seine Stirn ihr Zeichen eingrub, so tief, daß auch ihre Kinderhände sie nicht mehr glätten konnten. Seitdem war ihr Vater ein müder Mann geworden, und doch hatte er sich keine Ruhe gegönnt. Lucie dachte an die vielen Versuche, die er gemacht hatte, den alten Wohlstand wiederzugewinnen, und an die vielen herben Enttäuschungen, die er hatte erleben müssen. Ach, wie liebte sie ihn, diesen alten, sorgenvollen Mann, der immer noch an der Hoffnung festhielt, wie er alles mit einem Schlage eingebüßt hatte, auch eines Tages alles mit einem kühnen Streiche wiederzuerobern! Aber das Glück war ihm nicht mehr hold, die unsichern Unternehmungen, mit denen er sich schließlich befaßt hatte, hatten ihn immer tiefer in das Netz der Sorge verwickelt.

In diesem Jahre hatte er eine große Wiesenfläche gepachtet, die sonst immer reichen Gewinn gebracht hatte, aber das Jahr war ungünstig gewesen. Kaum hatte sich die Winterflut verlaufen, da brausten schon die Wasser des Frühlings heran, und als auch diese endlich zurückgetreten waren, hatte der regenreiche Sommer die Niederung von neuem in einen gewaltigen See verwandelt.

In dieser ganzen Zeit, von dem Tage an, wo der Vater plötzlich ein armer Mann geworden war, bis in die letzten sorgenvollen Monate hinein hatte ihm der Kaufmann Albrecht treu zur Seite gestanden. Wie froh waren sie alle gewesen, als der erfahrene Mann dem Vater, der alle Ruhe verloren hatte, seinen Rat und seine Hilfe anbot! Er hatte sich keine Mühe verdrießen lassen, den Vater aufzurichten und zu ermutigen, und er galt ihnen allen als ein Freund des Hauses,

dessen Treue die Probe bestanden hatte. Kein Wunder, daß die Eltern, die seine Neigung zu Lucie schon lange kannten, den Wunsch hegten, die Hand der Tochter in die des erfahrenen und bewährten Mannes zu legen. Das alles wußte Lucie, und ihr Herz wurde schwer, wie sie es so überdachte.

O lieber Gott, sagte sie leise. Es ist ja nur ein Stück Erdenglück, und ich weiß nicht, ob man darum bitten soll, aber ich thue es doch, recht innig bitte ich — laß es mich finden!

Über der Linde ging in diesem Augenblick ein Stern auf und begrüßte sie mit seinem Lichte. Das schien ihr eine freundliche Vorbedeutung zu sein, es wurde wieder hell in ihrer Brust. Sie ging vom Fenster und kühlte sich die Wangen mit frischem Wasser, dann verließ sie das Zimmer und ging die Treppe hinab.

Als sie an der Schlafkammer der Geschwister vorüberkam, hörte sie drin die Mutter mit den Kindern reden. Das war ihr lieb, denn sie wünschte zuerst mit dem Vater allein zu sein. Vor dem Wohnzimmer stand sie noch einmal still und drückte die Hand gegen das klopfende Herz. Einen Augenblick hatte sie Lust, umzukehren und wieder in ihre Kammer hinaufzuschleichen, aber schon hatte ihre unruhige Hand die Thür geöffnet.

Der Vater saß am Tisch und las in einem Buche. Die Lampe verbreitete nur einen Dämmerschein im Zimmer, und so konnte ihn Lucie begrüßen, ohne daß er ihre Unruhe bemerkte. Sie nahm eine Arbeit und setzte sich neben ihn. Der Vater sah auf und fragte: Du warst ausgegangen?

Ja, Vater, antwortete sie leise.

Allein?

Nein, Vater.

Ach hätte er sie doch jetzt angesehn! Sie wäre ihm um den Hals gefallen, und ihre Augen hätten ihm alles gesagt, was die Lippen nicht auszusprechen wagten. Aber er las wieder in seinem Buche.

Lucie merkte, daß auch der Vater unruhig war, und das machte sie noch verwirrter.

Endlich legte er das Buch zur Seite und sagte wie beiläufig: Herr Albrecht war heute hier.

So! antwortete sie, indem sie sich zu einem Lächeln zwang. Das ist bei ihm nichts neues.

Der Schmied hob den Schirm von der Lampe ein wenig in die Höhe und sah der Tochter ins Gesicht.

Diesmal, sagte er, war es doch etwas neues. Er hat um deine Hand angehalten.

Lucie erblaßte, und das Herz stand ihr fast still.

Was hast du ihm geantwortet? fragte sie mit unsichrer Stimme.

Ich konnte ihm nichts Bestimmtes sagen, antwortete der Vater, nur das eine konnte ich ihm versichern, daß wir niemand so gern unser liebes Kind anvertrauen würden als ihm. Weiter konnte ich ihm ja nichts versprechen, du mußtest doch auch gefragt werden, denn schließlich geht dich die Sache doch auch an!

Er versuchte zu scherzen, und Lucie lächelte auch, obwohl es ihr eher wie Weinen war.

Ich denke, daß die Werbung keine große Überraschung für dich ist, sagte der Vater wieder.

Nein, antwortete sie leise.

Du kennst ihn lange genug und bist ihm, wie wir glauben, immer gut gewesen.

Ja, Vater.

Er ist ein braver Mann und lebt in Verhältnissen, die für dich und uns alle ein großes Glück bedeuten, und er liebt dich aufrichtig. Oder hast du irgend etwas gegen ihn? fragte er, als er sah, daß sie bleich und mit zusammengepreßten Lippen dasaß.

Nichts, Vater.

Nun also.

Ich habe nichts gegen ihn, antwortete sie, indem sie den Vater bittend ansah. Er ist ein rechtlicher Mann, und wir sind ihm auch wohl alle Dank schuldig. Aber eins habe ich gegen seine Werbung zu sagen. Ich liebe ihn nicht. Vater! fuhr sie leiser fort, indem eine Glutwelle über ihr Gesicht strömte, ich habe dir etwas zu bekennen. Ich bin deshalb zu dir gekommen, um mit dir darüber zu reden, aber als ich dir gegenüberstand, hatte ich keinen Mut mehr. Jetzt muß ich dirs sagen.

Und nun begann sie zu erzählen, und das Herz wurde ihr frei und leicht dabei. Aber während sie sprach, fühlte sie, daß sie ihm nichts neues erzählte, sondern daß er alles schon geahnt hatte. Er hatte alles gewußt, und doch hatte er so gesprochen! Ein tiefer Schmerz ergriff sie, und ihre Augen verschleierten sich in Thränen.

Sie war entschlossen gewesen, mit aller Entschiedenheit für ihre Liebe einzustehn, sie wollte mutig für ihr Glück kämpfen, aber die kleine Rede, die sie sich ausgedacht hatte, paßte nun nicht mehr. Sie war betrübt und fast erzürnt, daß ihr jener Mann zuvorgekommen war, daß er sie zwang, nun von ihm zu reden, sich mit ihm zu beschäftigen und nicht mit dem, was ihr so viel näher lag und ihr Herz heute mit solcher Seligkeit erfüllt hatte. Der Vater redete mild und gütig zu ihr. Sie horchte auf seine Worte, immer bereit, für den Geliebten einzutreten, aber das war gar nicht nötig. Der Vater lobte ihn schon selbst und nahm ihr damit eine Waffe nach der andern aus der Hand. Er gestand bereitwillig zu, daß er ihre Handlungsweise recht wohl verstehe, wenn er auch über ihre voreilige Wahl betrübt sei. Und nun kamen allerlei praktische Dinge zur Sprache, an die sie kaum jemals gedacht hatte. Er hielt ihr vor, daß sie schwerlich die Fähigkeiten besäße, einem großen Gute vorzustehen, daß sie wohl nie imstande sein würde, dort ihren Platz auszufüllen. Sie mußte die Befürchtung aussprechen hören, sie könnte ihrem Manne statt zu einer Stütze zu einem Hindernis werden. Was waren das für Bedenken! Mit Franz war sie über diesen Punkt schnell einig geworden, aber auf die Worte des Vaters wußte sie nichts zu antworten.

Überdies — so schloß der Vater seine Einrede —, der Mann ist noch so jung und außerdem ganz abhängig. Seine Gesinnung gegen dich kann sich noch ändern. Ihr kennt euch erst so kurze Zeit, Lucie, und du weißt, wie junge Leute sind, die vergessen leicht.

Nun brach sie in Schluchzen aus. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich wieder gefaßt hatte. Aber wie traurig klang jetzt ihre Stimme, die Thränen zitterten noch darin!

Es ist ja möglich, Vater, sagte sie. Wir haben uns ja auch noch gar nicht fest gebunden. Wir hofften nur, wir sprachen nur davon, wie es wohl werden könnte. Es ist ja über uns gekommen wie ein Traum. Wir haben noch nicht darüber nachgedacht, was geschehen soll, aber ich habe gewiß den Willen, mir alles

Gute und Tüchtige anzueignen. Laß uns nur Zeit, Vater. Vielleicht hast du ja Recht, vielleicht vergißt er mich, und es ist nur eine Täuschung. Dann ist es ja von selber zu Ende.

Der Vater sah sie freundlich an. Ich zwinge dich nicht, antwortete er. Du sollst Zeit haben, alles zu bedenken, alles zu überlegen.

Sie blickte freudig auf, und ihr Gesicht heiterte sich auf. Ich kann ja auch noch gar nicht von euch gehen, sagte sie, indem sie seine Hand ergriff. Wie leer würde euch das Haus werden, wenn ich nicht mehr bei euch wäre!

Ja, Lucie, antwortete er. Einsam würde es uns sein, aber Vater und Mutter müssen sich nun einmal darein finden, daß die Kinder sie verlassen und hinausgehen, das eine dahin, das andre dorthin. Das ist der Lauf des Lebens. Aber meinst du nicht, daß es uns leichter fallen würde, wenn wir dich in der Nähe behielten und alle Tage einmal in deinem Hause einkehren könnten?

Er wartete auf keine Erwiderung, sondern stand mühsam auf. Lucie sah wieder, wie müde und alt er geworden war.

Fehlt dir etwas, Vater? fragte sie ängstlich.

Mir? Nein, mir fehlt nichts, antwortete er abwehrend und ging langsam hinaus.

Wie traurig war doch dieser Abend geworden! Wie war doch alles so ganz anders gekommen, als sie gedacht hatte! Gesprochen wurde heute nicht mehr viel. Der Vater saß im Lehnstuhl und hielt das Haupt in die Hand gestützt. Die Mutter warf zuweilen einen besorgten Blick auf ihn, aber sie schwieg. Lucie beugte sich tief über ihre Arbeit, um die Thränen zu verbergen, die immer wieder hervorkamen, so sehr sie sich auch dagegen wehrte. Zuweilen wurde es hell in ihren Gedanken, dann sah sie die wogenden Felder vor sich und vernahm das Rauschen des Waldes, und dann kam es über sie wie ein großes, strahlendes Glück. Aber wenn sie das Haupt wieder erhob, so war alles wieder dunkel. Als sie endlich in ihrer Kammer war, ergoß sich der Schmerz, den sie so lange hatte unterdrücken müssen, in eine Thränenflut, die nicht enden wollte.

Am andern Tage stand Lucie hinter ihren Blumentöpfen und sah verstohlen den abziehenden Soldaten nach. Dann kamen unruhige Wochen für sie. Sie erfuhr von der Mutter, daß man den fälligen Pacht nicht zahlen könnte und auch sonst in großer Verlegenheit wäre. Die Eltern hatten geglaubt, alle Schwierigkeiten mit einemmale beseitigen zu können. Albrecht hatte, wie Lucie jetzt hörte, bei seiner Werbung seine Hilfe angeboten und dabei erklärt, daß das Anerbieten für alle Fälle gelten sollte, auch für den Fall, daß Lucie seinen Antrag ablehnen würde. Aber das glaubte der Vater nicht annehmen zu dürfen, er war dem Bewerber bereits mehr verpflichtet, als ihm angenehm war. Nur dem Mann seiner Tochter wollte er erlauben, an den Sorgen des Hauses tragen zu helfen.

Lucie fühlte, wie es ihr bitter zum Herzen stieg. So soll ich also geopfert werden? wollte sie schon fragen.

Aber die Mutter legte ihr die Hand aufs Haupt und warnte sie vor falschen Gedanken. Fürchte nicht, daß wir dich hingeben wollen, um selbst frei zu werden, sagte sie stolz. Du hast uns selbst irre geführt, Lucie. Denke nur an dich und an deine Zukunft. Um alles übrige bekümmre dich nicht, das ist unsre Sache. Wir werden schon sehen, wie wir uns helfen können.

So schien denn die Sache abgethan zu sein. Niemand sprach mehr davon. Der Kaufmann hielt sich fern, da er noch keinen Bescheid erhalten hatte. Alles ging seinen gewöhnlichen Gang im Hause, und doch lag es wie ein Bann über

allen. Lucie mußte immer nach des Vaters sorgenvollem Gesichte sehen, und der verhaltne Kummer, der darüber lag, legte sich wie ein Alp auch über ihr Herz.

Plötzlich wurde sie krank. Eines Morgens fanden sie die Eltern im Fieber. Durch ihren Kopf stürmten wilde Träume, einer nach dem andern, einer immer beängstigender als der andre. Ihre Wangen glühten, ihre Schläfen brannten, und oft klagte sie schmerzlich in abgebrochnen, dunkeln Worten. Doch mitten in ihren wilden Träumen gab es etwas, was sie wunderbar tröstete und beruhigte, das war die Nähe ihrer Eltern. Wenn der Vater oder die Mutter zu ihr trat und ihr die Hand auf die heiße Stirn legte, dann schloß sie die Augen und wurde still.

Endlich kam der Tag, wo ihre Jugendkraft die Krankheit bezwang. Bald saß sie wieder im Garten zwischen den Rosen, die Resedabeete strömten ihren Duft aus, und die Sonne beschien ihr bleiches Gesicht.

Aber wie verändert war die Welt! Waren das noch dieselben Rosen, die einst so schön geblüht hatten? War das noch derselbe Duft, der einst so berauschend gewesen war? Und wie verändert erschien sie sich selbst! Ihre Liebe, die sie vorher Tag und Nacht beschäftigt hatte, lag jetzt weit von ihr, sie sah sie nur noch wie ein fernes Licht. Und ihr Herz war müde, es sehnte sich nicht mehr und fand keine Klage mehr. Es war so dunkel in ihrem Innern geworden, so ernst und still, als wäre etwas in ihr gestorben.

Aber je mehr diese Liebe vor ihr versank, desto mehr tauchte aus der Tiefe ihrer Seele eine heiße Liebe zu den Eltern auf. Ihnen gehörte sie ja von Kindesbeinen an, und wie war sie immer von ihnen geliebt worden! Nun erinnerte sie sich der kleinsten Züge ihrer Güte, ihrer Aufopferung, ihrer Hingebung. Wer kennt die Grenze, wo die Liebe von Vater und Mutter umkehrt oder aufhört? Nun waren sie alt geworden, nun war die Zeit gekommen, wo sie nach Ruhe verlangten und sie doch nicht finden konnten. Was ist ein Leben voll eignen Glücks gegen die Freude, denen dienen zu können, deren Liebe die erste ist, die uns im Leben begrüßt, und die letzte, die uns bleibt, und die einzige, die nur vorhanden zu sein scheint, um zu geben, ohne je auf Vergeltung zu rechnen?

Solche Gedanken zogen fort und fort durch ihre Seele und arbeiteten an ihr. Und beim Schein dieser Gedanken verlor die Liebe zu dem fernen Mann immer mehr an Farbe, die Kindesliebe aber wurde immer schöner und leuchtender. Eines Tages trat Lucie vor ihre Eltern und erklärte: Ich habe mich besonnen, ich nehme Herrn Albrechts Werbung an.

Die Mutter blickte sie erschrocken an, und auch der Vater sah ihr unruhig ins Gesicht.

Du willst uns doch kein Opfer bringen? rief er. Das verlangen wir nicht, wir wollen nur dein Glück.

Aber sie hielt seinen Blick aus, sie sah ihm klar und ruhig ins Auge und antwortete mit fester Stimme: Es ist kein Opfer, Vater. Ich glaube — nein, ich weiß es, es ist mein Glück.

Der Vater betrachtete sie lange. Sie stand wieder frisch und gesund vor ihm, ihr Gesicht war sanft gerötet, ihre Augen waren hell, man sah es ihr nicht mehr an, daß sie so schwere Kämpfe hinter sich hatte. Sie wird ihn doch wohl vergessen haben, dachte er, sie liebt ihn also doch nicht so sehr. Und er vermochte mit Mühe seine Freude zu unterdrücken.

Dennoch scheute er davor zurück, ihre Entscheidung anzunehmen. Er bat sie, sich Zeit zu lassen. Nun war die Unruhe aus ihrem Herzen in das seine herübergezogen, er selbst wollte Zeit gewinnen, noch einmal mit sich zu Rate zu gehen

und alles zu überdenken. Aber nun wollte sie nichts davon wissen, sie lehnte jeden Aufschub ab, sie erklärte, alles lange genug überlegt zu haben, sie wollte endlich Ruhe haben. So zog er sie denn an sein Herz, das bei aller Freude unruhig schlug.

Lucie aber war in dieser Stunde wirklich glücklich. Sie glaubte, im Geiste der rechten Liebe gehandelt zu haben, und dieser Glaube war so süß, daß sie in ihrem Herzen eine frohe Genugthuung fühlte, eine sanfte Stille, wie das milde Wehen nach einer Gewitternacht. Und als der Mond am Abend durch das Fenster ihrer Kammer blickte, da sah er nur noch eine Thräne der Wehmut an ihrem Auge, keine Thräne des Schmerzes mehr.

(Fortsetzung folgt)

Suggestionen in der Politik

Seit den letzten Reichstagswahlen sind Monate verflossen, die neue Versammlung ist zusammengetreten und nach Erledigung der Aufgabe, für die sie geschaffen wurde, vorläufig in Gnaden entlassen worden. Was diese Wahlen lehren, ist von allen Standpunkten aus beleuchtet worden, von dem der grünen Hefte vortrefflich in Heft 30. Ist es da überhaupt angemessen, noch einmal auf das Thema zurückzukommen, nachdem für die Zeit der sauern Gurke nicht nur hohe Reisen, sondern auch die irische und die norwegische Frage, Herz und Clemenceau, Sozialistenprügeleien und südamerikanische Revolutionen, Cholera und andre schöne Dinge hinlänglichen Gesprächsstoff geliefert haben? Wir glauben die Frage bejahen zu dürfen. Denn eben weil voraussichtlich der deutsche Staatsbürger nicht zu bald wieder an die Urne berufen werden wird, haben wir Muße zu Erörterungen, vielleicht Verständigungen, für die unmittelbar vor der Schlacht keine Zeit übrig zu sein pflegt.

Gingen uns die Dinge nicht so verzweifelt nahe an, so würden wir wünschen, Aristophanes aus dem Grabe heraufbeschwören zu können. Welche Freude würde der Alte empfinden, seinen Kleon in so vielerlei Gestalten, sogar als Regierungsassessor a. D. wiederzusehen! Welchen köstlichen Vorwurf böte ihm das Ergebnis der Wahlen! Was war aus dem „Volke“ geworden? Bekanntlich vertritt nur eine Partei das Volk, nämlich die Grundsuppe, die von der ehemals demokratischen, Fortschritts-, freisinnigen Partei übrig geblieben ist, die freisinnige Volkspartei. (Beiläufig bemerkt ist dieser Name nicht glücklich gewählt, denn er könnte auf die Vermutung bringen, daß es auch ein nichtfreisinniges Volk oder ein freisinniges Nichtvolk gebe. Viel

schöner ist die von einigen Organen, nicht etwa zum Hohn, aufgebrachte Bezeichnung „Richterpartei," aus der so leicht Nachrichterpartei werden kann.) Nun war bekanntlich diese Partei im ersten Wahlgange vollständig verschwunden, und nur mit Hilfe verhaßter volksfeindlicher Parteien, durch das früher so verächtliche Mittel der Kartelle, wurden so viel Getreue durchgebracht, daß sie allenfalls die berühmte Droschke ihres Herrn und Meisters füllen können. Haben wir also noch ein Volk oder nicht? Oder sollte das — stets ein so erhebendes Schauspiel bietende — Betteln mit dem Parteiklingelbeutel diesmal nicht den Ertrag geliefert haben, der erforderlich gewesen wäre, um das Volk darüber zu belehren, was es will? Denn das „Volk" der Freisinnigen ist zwar der Inbegriff aller guten und großen Eigenschaften, aber gleichzeitig bis zur Unzurechnungsfähigkeit beschränkt, und wenn es ihm seine uneigennützigen Vormünder nicht sagen, so weiß es nicht, was es will, geschweige denn, was es zu seinem Heile wollen muß. Wie dem auch sei: ergötzen würde es den alten Satiriker gewiß höchlich, daß die privilegirten Vertreter der Reichshauptstadt von ihren Mitbürgern kläglich im Stich gelassen worden sind und nicht einmal alle in Wahlkreisen Unterschlupf gefunden haben, die sie („die" und „sie" nach Belieben als Subjekt oder Objekt zu verstehen!) nicht anders kennen als von einer Wahlreise her, daß sich der neue Reichstag sogar ohne den nach Richters Ausspruch unentbehrlichen Virchow behelfen und dieser selbst sich begnügen muß, seine, ach so bekannten! Weisheitssprüche dem semitischen Teile der Berliner Studentenschaft vorzutragen.

So tiefbetrübend für jeden freisinnigen Biedermann solche Erscheinungen sein müssen, so erklärlich sind sie. Mehrere Gründe hat der erwähnte Aufsatz in den Grenzboten schon angegeben. Wir fügen hinzu: jeder Radikalismus wird unfehlbar überradikalisirt. Immer wird er an eine Stelle geraten, über die er beim Einreißen nicht hinausgehen will, wovor aber noch entschiednere nicht zurückschrecken; ist doch selbst Bebel glücklich schon ein Reaktionär, ein Abtrünniger, ein Verräter an der Sache der Arbeiter, ein Unterdrücker der freien Meinung geworden! Was ist natürlicher, als daß eine Partei, die den jetzigen Staat bestehen lassen, nur in ihm die einzige Autorität sein möchte, von ihren fortgeschrittnen Schülern niedergetreten wird, die diesen Staat oder überhaupt jedes Staatswesen abschaffen wollen? Die Massen, die gedankenlos den bloßen Neinsagern gefolgt sind, machen sich darüber keine Skrupel, daß Bebel auf die Frage, wie sein militär-, steuer-, glaubens- u. s. w. freier Zukunftsstaat beschaffen sein und bestehen werde, nur mit einer Umschreibung des altberühmten Spruches einer seiner Vorläufer zu antworten wußte: Nix gewisses weiß man nicht! Anders wird er sein als der jetzige, das ist der Weisheit ganzer Schluß auch bei den „Marxisten," und damit kommen auch „Unabhängige," Nihilisten und Anarchisten aus. Anders! Das genügt den Unzufriednen, und deren Zahl ist ungeheuer groß, gleichviel, ob sie triftigen

Grund haben, über ihr Los zu klagen, oder nicht. Nur wer wenig von der Geschichte kennt, kann darüber erschrecken, daß die sozialdemokratische Partei so großen Zuzug aus Berufskreisen erhält, die nach dem heutigen Sprachgebrauch gar nicht zu den arbeitenden Klassen gerechnet werden dürfen. Man braucht sich nur an die unter dem Namen des Bauernkrieges bekannte erste große Erhebung der untern Stände in Deutschland zu erinnern, wo gewerbfleißige Städte, die unter dem Drucke kleiner Herren, geistlicher oder weltlicher Fürsten oder bürgerlicher Geschlechter litten, ihre Thore dem Bundschuh öffneten, Ritterbürtige wie Berlichingen und Florian Geyer, sich an die Spitze der bewaffneten Bauern stellten. Die forderten, was heute als Menschenrechte allgemein anerkannt ist, und kein Vernünftiger und Billigdenkender verkennt heute das Berechtigte in den Forderungen der Sozialdemokratie. Von deren Führern wird es zum großen Teil abhängen, ob abermals mit dem Übertriebnen oder Sinnlosen auch das Gerechte und Mögliche nicht zur Ausführung kommen soll. Für eins sind wir ihnen unter allen Umständen zu Danke verpflichtet, nämlich für die immer wiederholte unumwundne Erklärung, nicht ruhen zu wollen, bis sie die Mehrheit in der Vertretung haben, um dann die Minderheit, oder vielmehr die Minderheiten, unter das Joch der Massenherrschaft zu zwingen. Damit üben sie eine unschätzbare Kritik an dem Prinzip des auf allgemeines gleiches Wahlrecht aufgebauten Parlamentarismus, eine Kritik, zu der allerdings auch andre, aber meist im stillen, gelangt sind.

Denn der „wunderliche Freund“ in Heft 25 der Grenzboten hat ohne Zweifel zahllose Gesinnungsgenossen, die viel größern Anspruch auf die Bezeichnung „wunderlich“ haben als er. Sie sind stillschweigend übereingekommen, ihre wahre Meinung nicht auszusprechen, ja ausdrücklich zu verleugnen, und dies lediglich wegen eines Aberglaubens. Staatsmänner, die es liebten, ihre Reden mit passenden Anekdoten zu würzen, wie Abraham Lincoln und Franz Deak, würden für den Fall vielleicht folgendes Beispiel gewählt haben. Einem Manne, der sich über ein gewisses Unbehagen beklagte, wurde von einem andern als Radikal- und Universalmittel der Genuß eines großen Glases Wachholderbranntwein vor dem Frühstück anempfohlen. Er genoß die Arznei gewissenhaft, glaubte anfangs auch gute Wirkung zu verspüren, doch nach kurzer Zeit stellten sich allerlei Übel ein, die nicht nur lästiger, sondern auch gefährlicher waren als das frühere. Sagte man ihm nun: die Kur mag für jenen passen, obgleich auch er trotz aller Pausbackigkeit nicht den Eindruck eines gesunden Menschen macht, für deine Natur ist sie augenscheinlich nicht geeignet, gieb sie auf, so gab er zur Antwort, das würde inkonsequent sein, sich nicht schicken; was man angefangen habe, müsse man auch durchführen, möge daraus werden, was da wolle. Was daraus wurde, braucht nicht berichtet zu werden.

So sagen die Wunderlichen: Es ist richtig, daß verschiedne von den

Arzneien, die Deutschland nach fremdem Rate gegen sein allgemeines Unbehagen gewissenhaft eingenommen hat, teils wegen ihrer Zusammensetzung, teils wegen der Größe der Dosen nicht zuträglich gewesen sind, sodaß es sich übler befindet als früher. Das muß aber ertragen werden. Mit andern Worten: von den Rechten und Freiheiten, die wir uns nach fremden Mustern beigelegt haben, bekommen uns einige recht schlecht, aber etwas von ihnen aufzugeben oder doch umzumodeln wird für ganz unmöglich erklärt. Allerdings ändern wir fort und fort an unsern Gesetzen und Einrichtungen, und das ist erlaubt, insofern es in der Richtung nach links geschieht, die Wendung „halbrechts" kann niemals gestattet werden. Tragen wir das Grimmen in uns mit Würde, vielleicht hört es von selbst auf, und wenn nicht — nun dann ist wenigstens die Ehre gerettet, der gute Name in den freisinnigen Zeitungen und bei gewissen guten Freunden und getreuen Nachbarn, die uns von Herzen sehr viel „Freiheit" und sehr wenig Macht gönnen.

Wohl jedermann kennt solche wunderlichen Leute in Menge. Ob die neuesten Wahlen dazu beitragen werden, den Aberglauben zu erschüttern? Sind sie selbst schon ein Zeichen, daß man anfängt, allgemein zur Besinnung zu kommen? Wir wagen es noch nicht zu hoffen. Angenommen, daß hie und da Wähler die Phrasen des Freisinns satt bekommen haben, so wäre das, da es so spät eintritt, ein Erfolg, der für den Augenblick sehr wenig bedeutet und für die Zukunft keine Bürgschaft leistet. Überdies erschwert der Umstand, daß für die diesmaligen Wahlen eine so bestimmte Wahlparole wie: „Vermehrung der Wehrkraft oder nicht?" ausgegeben war, allgemeinere Schlußfolgerungen.

Die Möglichkeit einer reinigenden Wirkung des diesmaligen Kampfes wollen wir dessenungeachtet nicht bestreiten. Denn gerade die Behandlung von Militärfragen in parlamentarischen Versammlungen ist vor allem dazu angethan, die Augen über den Wert des jetzigen Parlamentarismus zu öffnen. An und für sich bieten solche Verhandlungen ein komisches Schauspiel. Auf der einen Seite die Heeresverwaltung, auf der andern eine Mehrheit von Advokaten, Zeitungsschreibern, Beamten, Pastoren, Lehrern u. s. w., die, wenn es hochkommt, den einjährigen Dienst geleistet haben. Und diese begnügen sich nicht mit der Erklärung, die Bevölkerung könne die vermehrte Militärlast nicht tragen, nein, sie belehren die Fachmänner über die beste Organisation, über die für die Ausbildung der Soldaten erforderliche Zeit u. dgl. m. mit derselben Sachkenntnis und Gründlichkeit, mit der ihre Vorgänger vor dreißig Jahren die Heeresreform Wilhelms I. bekämpften. Das wird man doch eine Posse nennen dürfen, so wenig der Unterschied in der Lage von damals zu verkennen ist, als ein kriegserfahrener Herrscher und ein Moltke die Reform als unumgänglich begründeten. Diesem Widersinn, daß Männer, die von der in Verhandlung stehenden Sache etwas gründliches wissen, überschrieen und überstimmt werden

von Leuten, die ihre Sachkenntnis aus ihrem Leibblatte schöpfen, begegnen wir aber auch in andern wichtigen Angelegenheiten fort und fort; ja konsequenterweise möchte man den Sachkundigen — ausgenommen, wo es sich um Börsen- oder Tabaksteuer handelt — das Recht der Äußerung ganz absprechen, denn — sie stehen in dem Verdacht, bei der Entscheidung der Frage interessirt zu sein, und Interessenvertretung und Interessenpolitik gehören zu der Übel größten.

Das hört man auch aus dem Munde von Personen, die bei einigem Nachdenken das Grundlose solcher Behauptung erkennen würden. Der Satz ist ist ihnen eben „suggerirt" worden, wie so vieles, was in politischen Gesprächen vorgebracht wird. Die Zeitungen, die Parlaments- und Volksversammlungsredner sagen Lesern und Hörern so oft auf den Kopf zu: „Das ist eure Ansicht, wie die Ansicht aller liberalen, aufgeklärten Menschen," daß Leser und Hörer endlich in der That der Ansicht zu sein glauben, oder sich doch für verpflichtet halten, das Gegenteil nicht zu bekennen.

Bleiben wir zunächst bei der Suggestion der Verwerflichkeit der Interessenvertretung. Mein Ofen raucht, und ich bin in der Sache soweit Fachmann, daß ich den Rauch sehr deutlich spüre, seine Schädlichkeit erkenne, und der erste Gedanke ist, einen Geschäftsmann zu rufen, der sich auf Ofenbau versteht. Das wäre jedoch sehr verfehlt, denn der Mann würde ein Interesse daran haben, die Ausbesserungsarbeit zu übernehmen. Deshalb rufe ich einen Mann, der in Vereinen Vorträge über den besten Staat hält und daher auch über den besten Ofen muß Auskunft geben können. Zum Glück für seine Thätigkeit in überfüllten, dunstigen Räumen ist er mit einem unausrottbaren Stockschnupfen behaftet und giebt mir die beruhigende Versicherung, meine Klage sei unbegründet, es sei kein Rauch zu spüren. Leider will sich meine Nase nicht überzeugen lassen, und ich nehme meine Zuflucht zu einem Professor der Medizin, der mich belehrt, daß der menschliche Körper auch eine Art Ofen, das Atmen ein steter Verbrennungsprozeß, das Einatmen von Kohlenoxyd aber durchaus nicht empfehlenswert sei. Nun kommt ein Advokat an die Reihe, und der weiß natürlich Rat: „Der Ofen muß abgetragen werden!" Und als das geschehen ist, die Kacheln zum Teil zerschlagen auf dem Boden herumliegen, entfernt er sich selbstzufrieden mit den Worten: „Sehen Sie, jetzt raucht er nicht mehr." Unterdessen hat meine Magd eigenmächtig einen Töpfer geholt, der meint, der Ofen sei nur schlecht gefegt gewesen, der Ruß stecke ja noch im Rohre.

Welche Übertreibung, welch ein schlechtes Gleichnis! Welcher Thor würde so handeln? — Wer? Nun die Wähler, die sich einbilden, der Wahlakt habe eine gewisse Verwandtschaft mit der katholischen Priesterweihe, insofern die — gleichviel durch welche Mittel erreichte — Stimmenmehrheit bezeuge, daß der Gewählte alles Profane abgestreift habe und von Gott selbst (Volksstimme, Gottesstimme!) erleuchtet sei. Denn jeder Mensch, treibe er, was er

wolle, lebt doch in dem Bannkreise nicht nur persönlicher Interessen, und ohne ein Mysterium ist es nicht verständlich, wie aus jedem Abgeordneten plötzlich der „Herr Mikrokosmos" werden soll, nach dessen Bekanntschaft sich Mephistopheles sehnt. In einer wahrhaften Volksvertretung sollen aber alle Interessen zu Worte kommen, sie soll jeder Gesellschaftsklasse, jedem Berufe die Möglichkeit gewähren, ihre besondern Bedürfnisse, Wünsche, Beschwerden zur Sprache zu bringen. Jeder unbescholtne Staatsbürger soll das Wahlrecht ausüben können, aber nicht zu dem Zweck, seiner Klasse zur Alleinherrschaft zu verhelfen. Die Entscheidung, wie zwischen den streitenden Interessen auszugleichen, wie weit den einzelnen Bedürfnissen ohne Beeinträchtigung der übrigen Befriedigung zu verschaffen sei, ist nicht Sache der Parlamente, sondern der Regierungen.

Das verstößt abermals gegen eine suggerirte Meinung, derzufolge die Minister lediglich dazu dasind, die Aufträge des „hohen Hauses" auszuführen. Daß die in Parlamenten ausgearbeiteten Gesetze in der Regel die allerschlechtesten sind, läßt sich nicht leugnen; allein es geht nicht anders, man muß sich darauf verlassen, daß eine spätere Versammlung die Fehler der frühern ausbessern werde. Da kommen die gegenwärtigen Verhandlungen in Österreich wie gerufen, und das Lesen dortiger Zeitungen ist sehr zu empfehlen. Was den Minister Taaffe zu dem Saltomortale ins allgemeine Wahlrecht bewogen haben mag, berührt uns hier eben so wenig, wie der Versuch, einem solchen Dreigespann wie Polen, klerikale Föderalisten und liberale Zentralisten den parlamentarischen Staatswagen zu überlassen. Dagegen ist von Wichtigkeit, daß die liberale Partei, die dort leider offiziell die deutsche Bevölkerung vertritt, und die sonst eitel Bewunderung für unsern Thersites und seinen „unentwegten" Anhang ist, sich stets bereit gezeigt hat, den großen wie den bäuerlichen Grundbesitz den Güterschlächtern, den Gewerbestand dem Zwischenhandel und der Großindustrie auszuliefern, daß diese selbe Partei jetzt plötzlich entdeckt hat, jeder Stand habe die Berechtigung der Existenz und einer angemessenen Vertretung, die Kopfzahl allein dürfe nirgends den Ausschlag geben, am wenigsten in Österreich. Ja ein Hauptredner dieser Partei vergaß sich so weit, zu erklären, daß man sich auch in der Politik von der Erfahrung belehren lassen müsse, und daß nur ein beschränkter Mensch sein Leben lang bei den unreifen Ansichten der Jugend beharre. Die Not der Partei hat dort den Schleier der Suggestion zerrissen — Herr Virchow wird sein Antlitz verhüllen.

Werden die Politiker an der Donau die Folgerungen ihrer jetzt ausgesprochnen Sätze anerkennen, nämlich: daß sich jede Interessengruppe durch Männer aus ihrer Mitte, Sach- und Fachverständige, Kenner der örtlichen Verhältnisse vertreten lassen muß, womit den gewerbsmäßigen Parlamentariern, den Alleswissern in großen Städten das Handwerk gelegt werden würde? daß man nötigenfalls auch den Judengemeinden ein eignes Wahlrecht ein-

räumen könnte? daß der Glaube an den alleinseligmachenden Parlamentarismus endlich abgeschworen werden muß u. s. w.? Schwerlich. Aber ein Anfang in der Erkenntnis ist gemacht, und nach und nach dürfte man sich gezwungen sehen, andre veraltete Vorurteile abzustreifen.

Freilich die gesetzliche Einschränkung der Judenschaft — gegen diesen Gedanken erhebt sich der gesamte Liberalismus von der radikalsten bis zur verwaschensten „Marke," wie eben jetzt die nationalliberale Partei in Berlin. In keiner andern Frage hat die Suggestion so viel Macht. Man sieht wohl ein, daß die fortgesetzte jüdische Einwanderung vom Osten her, das Vordringen dieses Elements in alle bürgerlichen Berufskreise und in alle Staatsämter das deutsche Reich endlich zu einem jüdischen machen muß; allein, so bedauerlich es ist, es darf dem nicht Einhalt geboten werden. Der Verfasser der kürzlich in diesen Blättern erschienenen Anmerkungen zur Judenfrage entlehnt den Philosemiten den Satz: wenn das deutsche Volk nicht die Kraft habe, sich das jüdische Element zu assimiliren, so habe es kein Recht zu leben. Dies Argument ließe sich aber hundertfältig anwenden. Warum werden an Brücken und Böschungen Geländer angebracht? Warum maßt sich der Staat die Gewalt an, jeden zu Vorkehrungen für die Gesundheitspflege zu zwingen u. s. f.? Warum haben wir Gesetze gegen unredliche Konkurrenz, Betrug, Wucher, falsches Spiel u. s. w.? Könnte nicht jeder selbst vorsichtig sein, sich vor Schaden bewahren? „Du meinst es redlich," möchten wir dem Verfasser zurufen, aber den Nachsatz in dem Rückertschen Gedicht an Uhland: „doch du hast für unser Volk kein Herz" dahin abändern: „du kennst augenscheinlich den Stamm nicht hinlänglich." Er faßt einen gewissen rituellen Akt als Arier auf, aber diese Auffassung ist dem Juden fremd. Was der Germane eine Verstümmelung nennt, gilt dem Juden als ein Symbol seines Bundes mit seinem nationalen Gotte, der seinem auserwählten Volke die Herrschaft über alle Völker des Erdballs zugesprochen hat. Möge sich der Verfasser erkundigen, wie „aufgeklärte" Juden über den Eingriff des Schweizervolks in die jüdischen Reservatrechte urteilen! Die nationale Religion, die durch Jahrtausende fortgepflanzte Volkstradition hält Orthodoxe und Ungläubige zusammen als einen geschlossenen „Fremdkörper" mitten in unserm Volke. Gewiß darf die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß sich die Juden mehr und mehr aus dieser Fessel losringen, deutsch denken und fühlen lernen; aber dazu ist eine lange Übergangszeit notwendig, unsre sentimentale Philanthropie dient nur dazu, das jüdische Volk mit Waffen zum stillen Kampfe gegen unser Volkstum zu versorgen.

An den Juden wird auch jeder Versuch einer die realen Bedingungen des Staatslebens berücksichtigenden Reform des Wahlwesens immer die heftigsten Widersacher finden, die jüdischen Zeitungen sind die Hauptverbreiter der den gesunden Menschenverstand verwirrenden Suggestionen. Machen wir uns

endlich klar, daß es keine Schande ist, von den Reklameblättern als reaktionär, als befangen in Sonderinteressen, als unduldsam, mit einem Wort als antisemitisch verschrieen zu werden.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Symbiose. Vor einiger Zeit wurde in den Grenzboten die Ansicht ausgesprochen: Wucherer wie die westdeutschen Güterschlächter und Viehhändler müßten allerdings bestraft werden, nicht um den dortigen Bauernstand zu retten, wozu andre, positive Maßregeln gehören würden, sondern weil doch eben eine Schädigung des Nächsten, bei der es nicht heißen könne: volenti non fit injuria, nicht ungestraft bleiben dürfe, und weil das Treiben der gemeingefährlichen Menschenklasse, um die es sich dabei handelt, gebrandmarkt werden müsse; dagegen widerfahre dem Liederlichen, der sich an den Halsabschneider wendet, von diesem nur sein Recht, und der Staat habe keine Veranlassung, sich des einen gegen den andern anzunehmen. Wie richtig der zweite Teil dieser Ansicht ist, hat jeder Tag der Verhandlung in Hannover gezeigt. Als schutzbedürftige Waisenknaben wird die alten Generäle und Rittergutsbesitzer, die dort als Zeugen auftreten, doch niemand hinstellen wollen. Auf Kavalier reimt sich Vampyr; keine dieser beiden Arten von Tierchen kann ohne die andre leben, und kann oder will man die Kavaliere nicht ausrotten, so wird man ihnen wohl oder übel die Vampyre, die ja andern Geschöpfen nichts thun — wer von uns Grenzbotenleuten hätte wohl von Seemann und Genossen etwas zu fürchten! — so wird man ihnen also dieses Ungeziefer lassen müssen. Und dann: wie kommt der Staat dazu, das Falschspielen zu bestrafen? Er erkennt den Spielvertrag nicht an (daher kommt es ja, daß Spielschulden Ehrenschulden sind), folglich geht ihn die Verletzung dieses Vertrages durch Betrug so wenig etwas an, wie die durch Nichtbezahlung der Spielschuld. Ja der Staat verbietet sogar das Hazardspiel. (Daß er nicht den Spieler bestraft, sondern den Wirt, bei dem gespielt wird, daß er selbst durch seine Lotterie zum Spiel verleitet, daß er dann wiederum das Spielen in den „ausländischen," d. h. in der sächsischen, der braunschweigischen u. s. w., Landeslotterien verbietet, gehört zu den zahllosen Widersprüchen, in die sich unsre Strafgesetzgebung rat- und hilflos verwickelt hat.) Wie kann er den Spieler in Schutz nehmen gegen den Spielgenossen, der ihn bei der verbotnen Handlung bemogelt? Das ist ja gerade so, wie wenn er einen Spitzbuben davor schützen wollte, von seinen Diebsgenossen bei der Teilung der Beute übervorteilt zu werden! In volkswirtschaftlicher und sozialer Beziehung aber ist es ganz gleichgiltig, ob der Spieler sein Geld an einen ehrlichen oder an einen unehrlichen Mitspieler verliert. Ja, wenn durch die Bestrafung des falschen Spielers das Geld gezwungen werden könnte, an die Stellen zu flüchten, wo es von Rechts wegen hingehört! Aber daran ist ja gar nicht zu denken! „Ich sagte mir — so äußert sich der Zeuge Graf Sierstorpff —, es ist gleichgiltig, ob ich nach Monaco gehe oder zu Samuel Seemann." Was ein rich-

tiger Kavalier ist, der wird seine Goldstücke eher in den Ausguß werfen, als daß er seinen Schuster oder Schneider oder seine Wäscherin bezahlte oder der halbverhungerten Tagelöhnerin auf seinem Landgute zu ihrem winterlichen Tagelohn von dreißig Pfennigen einen Nickel zulegte. Der große Kavalierprozeß hat außer den hier angedeuteten noch ein halbes Dutzend andre interessante Seiten. So z. B. ladet er zu einer Meditation über Juvenals achte Satire ein. Zum Motto könnte man den zehnten Vers nehmen: was nützen die Ahnenbilder schlachtenberühmter Vorfahren, wenn man vor ihnen die Nächte mit Würfelspiel zubringt? Oder V. 269 bis 272: möchtest du doch lieber ein Achill und des Thersites Sohn sein, als selbst ein Thersites, der einen Achilles zum Vater hat!

Unsre deutschen Lettern gelten bekanntlich vielen Leuten als ein alter Zopf, der keinen Nutzen habe, sondern nur den ABC-Schützen und den Ausländern doppelte Mühe verursache und allen, die viel davon lesen, nur die Augen verderbe. Ganz unbegründet ist diese Meinung gerade nicht. Dennoch kann man wohl behaupten, daß die Mehrbelastung der Anfänger nicht sehr groß sei; wenigstens habe ich an meinem Jungen beobachtet, daß ihm die lateinischen Buchstaben keine fühlbare Mühe weiter gemacht haben, nachdem er vorher die deutschen ordentlich gelernt hatte.*) So wirds auch den Ausländern auf dem umgekehrten Wege gehen, zumal da sie bekanntlich unsre Fraktur als Zierschrift ohnehin zu kennen pflegen. Schwerer wiegt der zweite Vorwurf, daß unsre Buchstaben die Augen verdürben und die Hauptschuld an der Brillenpest trügen, die auf den Gesichtern Neudeutschlands grassirt und jedem Ausländer, der zum erstenmal unsre Grenze überschreitet, oder der ein halbes Dutzend Deutscher im Auslande beisammen sieht, auffällt. Der bekannte Apostel der Rundschrift, Herr Soennecken, liegt seit einem Vierteljahrhundert schon gegen die alte Fraktur zu Felde, viele Augenärzte haben sie geradezu als das verderblichste Augenpulver verurteilt, und auch unsre preußische Oberschulbehörde hat sich genötigt gesehen, aus den Schulbüchern wenigstens einen zu kleinen Druck fernzuhalten. Zum Glück giebt es in Deutschland noch genug Leute, die unsre Fraktur nicht für einen mottigen Zopf halten, sondern die Schrift, in der ihre Bibel, ihr Gesangbuch und — ihre Zeitung gedruckt ist, der fremden „lateinischen" Schrift vorziehen und es mit Vergnügen den gelehrten Herren überlassen, ihre mehr oder weniger bedeutenden Werke in Antiqua drucken zu lassen.

Vermutlich bin ich nicht der einzige Brillenträger, der sich die Frage vorgelegt hat, warum denn im vorigen Jahrhundert so wenig von Kurzsichtigen die Rede gewesen ist, wo doch die deutschen Lettern fast ausschließlich für deutschen Textdruck üblich waren. Ein Zufall wollte es, daß ich vor einigen Wochen einen alten Druck aus dem vorigen Jahrhundert zu studieren hatte. Da war ich durch nichts mehr überrascht, als durch die angenehme Art, wie sich der Text las. Freilich war es kein Augenpulver, sondern großer Satz (Cicero, wie ihn der Drucker nennt); aber an der Größe allein lag es nicht. Die altertümlich geschnittenen Buchstaben waren offenbar dem Auge viel leichter zu fassen. Wohl den Leuten, dachte ich, die nur solche Art Schrift zu lesen brauchten; daran hat sich nicht leicht jemand die Augen verdorben!

*) Noch viel leichter ist die Sache, wenn erst die lateinischen gelernt werden. Ein Mädchen von 5½ Jahren hat kürzlich in Zeit von vier Wochen lesen gelernt, beide Alphabete immer fröhlich neben und durch einander, und liest jetzt schon jedes Wort in der verschnörkeltsten Zierform! Das ewige Gejammer über die Belastung unsrer Kinder durch das doppelte Alphabet ist einfach kindisch. D. R.

Ich habe nun versucht, den Unterschied festzustellen. Hier ist kurz das Ergebnis.

Erstens waren die Lettern alle viel runder geschnitten als die modernen. Wenn man z. B. den Buchstaben o in den verschiednen jetzt gebräuchlichen Schriftsorten (Werkdruck) betrachtet, so wird man finden, daß er in seinen beiden Durchmessern, dem wagerechten und dem senkrechten, recht veränderlich sein und fast von der Kreisform bis zur schlanken Ellipse variiren kann. Vergleicht man weiter Antiqua und Fraktur von gleicher Größe, so hat gewöhnlich die Antiqua den kreisähnlichen Schnitt. Dasselbe gilt aber auch von den andern Buchstaben. Bei dem alten Druck ist das Verhältnis der Höhe zur Breite auch bei sonst sehr schlanken Buchstaben (ſ, f, t, l, b, z, k, r, e, i) günstiger und etwa dem in dem gleich großen Antiquaschnitt ähnlich. Darum lesen sie sich leichter.

Dazu kommt aber zweitens, daß die Buchstaben nicht so eng aneinandergesetzt wurden wie heute, wo der Schriftgießer offenbar den „Kegel" seiner Lettern gar nicht schlank genug bekommen kann. In den alten Drucken hat jeder Buchstabe zur Seite einen angemessenen Raum. Ich erinnere mich nun, daß, als vor etwa zwanzig Jahren die Kölnische Zeitung aus ihrem Leserkreise um Abschaffung der bei ihr recht kleinen Frakturlettern und um allgemeine Einführung der Antiqua (die im Börsenbericht bei ihr üblich ist) ersucht worden war, die Redaktion erklärte, man könne sich dazu nicht entschließen: der Antiquasatz erfordere mehr Papierfläche für den gleichen Inhalt wie die Fraktur, und eine merkliche Vergrößerung des Umfangs der Zeitung, sei es im Format oder in der Bogenzahl, sei eine mißliche Sache. Das also ist des Pudels Kern: die Fraktur gestattet eine bessere Ausnutzung der Papierfläche, und von allen verschiednen Frakturschnitten ist der engste der vorteilhafteste! Und das hat uns nach bekannten Zuchtwahlgesetzen allmählich unsre gequetschten Frakturlettern herangezüchtet. Solche Findigkeit lag anscheinend den Druckern früherer Jahrhunderte noch fern. Jede Letter bekam da gleich vom Schriftgießer soviel Raum (Spatium) mit auf den Lebensweg, daß, wenn man damals ein im Texte hervorzuhebendes Wort wie heute gesperrt hätte drucken wollen, das leicht unschön ausgefallen wäre. Darum war es damals üblich, solche Wörter in Schwabacher Schrift zu setzen.

Die Knickerei mit dem Raum hat übrigens zuletzt auch unsre Antiqua nicht verschont. Bei den meisten größern in deutschen Druckereien vorhandnen Lettern dieser Art ist der Schnitt durchweg schlanker als bei den großen englischen. Vor mir liegt die neueste Auflage von Paulsiecks deutschem Lesebuch für Vorschulen: der hier den Augen unsrer Kleinen gebotne Antiquasatz (Korpus von Fischer & Wittig in Leipzig) zeigt lauter schlanke, seitlich zusammengedrückte Buchstaben, und wie fein sind die Haarstriche! Wie weit gerade bei größerer Schrift die Verquetschung getrieben wird, ist leicht zu zeigen. Man nehme einmal eine Lupe und vergrößere irgend eine kleine Schriftsorte (Petit oder Kolonel), wie sie in den Anmerkungen des Antiquadrucks unter dem Text üblich sind, sodaß ungefähr dieselbe Größe herauskommt wie beim Korpus; man wird den Unterschied: rundern Duktus, größeres Spatium, kräftigern Haarstrich, an der kleinern Schriftart nicht übersehen. Warum hat man diese das Lesen erleichternden schönen Eigenschaften beim Vergrößern des „Kegels" nicht beibehalten? Um mehr Buchstaben in eine Zeile quetschen zu können. So liest sich, wenigstens für meine Augen, die runder gehaltene Kolonel ebenso gut, wie eine gequetschte Korpus, obwohl diese als viel größerer Druck erscheint. Aber im allgemeinen hat sich die Antiqua unsrer deutschen Drucker immer noch etwas besser entwickelt als die Fraktur, die gerade ihrer Schnörkel wegen mehr Raum in der Breite verlangt, als ihr gewährt wird.

Mit Recht hat seiner Zeit (ich glaube, es war 1882) Fürst Bismarck verfügt, daß bei allen amtlichen Drucksachen des Reichs (Gesetzsammlung, Statistik des deutschen Reichs, Papiergeld u. s. w.) ausschließlich Frakturlettern verwendet würden; wir wollen sie als eine berechtigte Eigentümlichkeit des Deutschen gegenüber den andern litterarischen Völkern anerkennen und bewahren. Aber unsre Frakturlettern sind jetzt degenerirt und in Gefahr, dem Schicksal des Suppenkaspers zu verfallen, so fadendünne Gestalten gehen aus den modernen Schriftgießereien hervor. Da ists kein Wunder, wenn viele die rundere, noch (!) leichter lesbare Antiqua vorziehen. Hier ist eine Reaktion dringend vonnöten, und mir scheint, als wenn wir Deutschen auch nicht eher aus der Brillenpest wieder herauskommen werden, als bis unsre Schriftgießer ihre Muster wieder in dem Schnitt des vorigen Jahrhunderts oder für die Antiqua im heutigen England suchen werden.

Vielleicht geben diese Zeilen den Anlaß, die Sache in den Schriftgießereien zu erwägen; sie geht allerdings nicht bloß diese und die Verleger und Schulmänner an, sondern jeden, dem die moderne deutsche Brillenpest ein Greuel ist.

Neue Zeitschriften. Der Aufschwung der geschichtlichen Wissenschaften in den letzten zehn Jahren, der namentlich in der geistigen Durchdringung der materiellen und geistigen, der innern und äußern Entwicklung der Völker beruht, hat zumal da die politische Geschichte die alten Scheuklappen immer enger anzieht, zur Bildung neuer Zeitschriften geführt, auf deren Wichtigkeit wir wenigstens kurz hinweisen möchten.

Die eine ist die Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Sie wird herausgegeben von St. Bauer in Brünn und drei Wiener Gelehrten: C. Grünberg, L. M. Hartmann und E. Szanto, und erscheint in der akademischen Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Freiburg i. B. und Leipzig); eben ist ihr erster Band (10 Mark) fertig geworden. R. Pöhlmann leitet ihn ein mit einem schönen Aufsatz über die Feldgemeinschaft bei Homer (verwegner Gedanke, daß ein klassischer Philologe hier schöpfen könnte, um seinen Schülern einmal gelegentlich eine Ahnung von dem Hintergrunde zu geben, vor dem sich das Kulturleben der Ilias und der Odyssee abspielt! Er glaubt es ja nicht einmal, daß es seine Pflicht ist, selbst davon eine Ahnung zu haben), Mommsen handelt über die Bewirtschaftung der Kirchengüter unter Papst Gregor I., W. Cunningham stellt die Regelung des Londoner Lehrlingswesens durch das Gewohnheitsrecht von London dar, E. Sackur bringt Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte französischer und lothringischer Klöster im zehnten und elften Jahrhundert, K. Lamprecht, ein Historiker, wie wenige begabt, tiefere geschichtliche Zusammenhänge zu erkennen und darzulegen, giebt einen Grundriß der wirtschaftlichen und sozialen Wandlungen in Deutschland vom vierzehnten zum sechzehnten Jahrhundert, ohne den ein wahres Verständnis der Reformationszeit undenkbar ist. Von der grundlegenden Abhandlung von Brentano über die Volkswirtschaft und ihre konkreten Grundbedingungen und der ausführlichen Arbeit von F. Eulenburg über das Wiener Zunftwesen liegen erst die ersten Teile vor. Alle diese Aufsätze sind für jeden Gebildeten verständlich und für das geschichtliche Denken, d. h. die Grundlage unsrer Verstandesbildung, ungemein anregend; dazu sind sie in dem freien, großen Stil geschrieben, der jede junge, noch nicht in Formalismus verknöcherte Wissenschaft auszeichnet. Außer ihnen enthält der erste Band einige Kleinigkeiten und — sehr dankenswert! — ausführliche kritische Berichte über die wichtigern neuen litterarischen Erscheinungen.

Das andre Blatt ist nicht eigentlich neu, denn die Zeitschrift für Kultur-

geschichte hat nicht nur eine ganze Reihe von Jahren, sondern auch schon mehrere „Folgen“ hinter sich; freilich ist sie bis jetzt so gut wie unter Ausschluß der Öffentlichkeit erschienen. Mit dem 1. Oktober dieses Jahres ist nun nicht nur die Redaktion in andre Hände übergegangen, sondern zugleich ein ausgezeichneter Kreis von Mitarbeitern gewonnen worden: Herausgeber ist jetzt Steinhausen, der Verfasser der in den Grenzboten ausführlich gewürdigten Geschichte des deutschen Briefes, und die besten Köpfe, die an unsern Universitäten Kulturgeschichte, Kunstgeschichte und Sprachgeschichte lehren, haben Beiträge versprochen. Das erste Heft täuscht denn auch unsre Erwartungen nicht. Lamprecht charakterisirt geschichtlich, d. h. aus der Sache heraus entwickelnd, nicht an der Kette der Jahre hinschleifend, das deutsche Geistesleben im spätern Mittelalter. Ausgezeichnet hat er den Abschnitt über die Architektur durchdacht und gestaltet; in dem über die Malerei dieser Zeit fehlt noch das Tüpfelchen auf dem i, nämlich eine reine Darstellung der Entwicklung des malerischen Sehens von dem geistigen, Wesen und Erscheinung typisch in eins setzenden, zum materiellen oder, wenn man so will, absoluten Sehen, das durch keine geistige Vorstellung mehr gebunden ist. Gothein führt den Lesern die Gestalt des Thomas Campanella vor, des letzten Dichterphilosophen der italienischen Renaissance, Steinhausen teilt eine Reihe von sachlich wie sprachlich merkwürdigen Briefen deutscher Frauen aus dem Ende des Mittelalters mit (leider mit einigen mißglückten Angaben in den Anmerkungen), und ein letzter Aufsatz führt ins Altertum: Liebenau erzählt darin von dem Vereinswesen im römischen Reiche.

Der neue Verleger der Zeitschrift für Kulturgeschichte ist Emil Felber in Berlin.

Berichtigung. Von dem Magistrat der Stadt Boizenburg a/E. ist uns folgendes Schreiben zugegangen:

„In No. 43 Ihrer werthen Zeitschrift findet sich pag. 173 die Notiz: »wie jener als Krüppel geborene Töpfer zu Boizenburg a/E., der kürzlich in seiner Gefängnißzelle umgekommen ist; in vier Wochen hatte der kranke Mensch, der in seinen Kleiderlumpen ohne Hemd auf der Streu lag, nur einmal frisches Stroh bekommen. Vorwärts No. 239.«

Wir gestatten uns hierzu zu bemerken, daß das Leiden, welches der Töpfergeselle Giese besaß, eine Blasenfistel, ihn durchaus nicht arbeitsunfähig machte. Derselbe war aber ein völlig verkommener, arbeitsscheuer, von seinem eigenen Vater wegen seiner Trunksucht verstoßener Mensch, der 9 Jahre lang unserer Armencasse sehr viele Kosten verursachte.

Wegen seiner Unreinlichkeit war es nach Besprechung mit dem Arzte nicht möglich, ihn ins Krankenhaus aufzunehmen. Er wurde in unserer Pförtnerei, die im Winter stetig zum Aufenthalt von Kranken dient, gut verpflegt; daß er das unter ihm liegende Stroh, welches alle 14 Tage gewechselt ist, stets verunreinigte und einen unerträglichen Geruch um sich verbreitete, lag an seiner cynischen Natur. Mit einem Hemde war er gleichfalls bekleidet.“

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Ausſichten der Reichsſteuern

Der Bereitwilligkeit der Staatsbürger zum Steuerzahlen — ſo meinte und lehrte David Heinrich Rau vor fünfzig Jahren — kommen wir um ſo näher, je vollkommner der Staat wird und je einſichtsvoller ſeine Angehörigen werden. Der Alte hat es nicht mehr erlebt — er ſtarb im März 1870 —, daß ſich über den deutſchen Bundesſtaaten das Reich erhob, daß wir muntern Staatsbürger auch Reichsbürger geworden ſind und neben den anſehnlichen Staatsſteuern auch artige Zölle, Stempel und Steuern an das Reich entrichten.

Die Haushaltszahlen der fünfundzwanzig Bundesſtaaten und des Reichslandes, wie wir ſie in dem Statiſtiſchen Jahrbuche des Gothaiſchen Hofkalenders für 1893 finden, ergeben die Summe von 2461 Millionen Mark. Dazu kommt das Reichsbudget mit 1257 Millionen, das macht zuſammen 3718 Millionen Mark. Ja, wir gewöhnen uns in großen Verhältniſſen an große Summen.

Bleiben wir beim Reiche ſtehen. Eine verfaſſungsmäßig beſchloſſene und ausgeſchriebne Auflage an Zöllen und Steuern wird von unſern Landsleuten ohne Weigern und Murren erlegt. Ein Zeugnis zweiten Grades würde uns alſo Rau im Fache des Steuerentrichtens wohl nicht verſagen. Sollten wir es aber nicht mit der Zeit noch zur 2^a und zur 1 bringen?

In der noch vorhandnen Gleichgiltigkeit gegen den Reichsgedanken finden jene Politiker das rechte Fahrwaſſer, die es zu dem Ruhme gebracht haben, ſtets zu verneinen. Sie werfen ſich zu Schutzleuten unſers Geldbeutels auf, halten auf Rechte und Freiheiten der Einzelnen und kehren ſich wenig daran, was ein geeinigtes Volk von fünfzig Millionen ausrichten ſoll, weil es dazu fähig iſt. Ihnen iſt das Reich nur gemeinſames Kriegsbollwerk, Rechtsſchutzanſtalt und Verkehrsgebiet. Uns gilt das Reich zugleich und nament-

lich als Wirtschaftsgebiet, als nationaler Haushalt, als die große Genossenschaft, der Preußen wie eine der Hansestädte, Schwarzburg wie Baiern angehört, und die unsre Staatsoberhäupter wie die letzten Hüttenbewohner umfaßt. Politisch erscheint uns die Nation vorläufig wohlgegliedert, aber sozial sind ihre Gruppen, wie die kaiserliche Botschaft und die Thronreden zugeben und einschärfen, verbesserungsbedürftig. Im ganzen kommen die Genossen unsrer Volksgenossenschaft gut, leidlich gut und minder gut mit einander aus; hoffentlich werden sie noch einmal einträchtig und dann immer erfolgreicher zusammenwirken. Sollten wir nicht noch dahin kommen, im Reichsschatze den stärksten Kumulator und Motor für des Reiches Wohlfahrt zu sehen?

Dr. Theodor Barth braucht nicht zu versichern, daß die Steuerkraft des Reichs (will sagen der Reichsangehörigen) einmal zu Ende gehe; denn das bestreitet niemand. Wenn Herr Eugen Richter, wie es vonseiten seiner Parteigenossen schon 1863 im preußischen Landtage geschah, beteuert, mehr Steuern, als jetzt aufgebracht werden, seien nicht aufzubringen, so sagt das nicht der ausgezeichnete Rechner und Finanzkenner, nicht der weniger bedeutende Nationalökonom, sondern nur — der Redner. So oft die Reichstags- und Landtagsmehrheit gegen ihn entschied, ist es mit dem Aufbringen der Millionen noch jedesmal ohne besondre Beschwerden gegangen.

Wir verargen es den Genannten nicht, wenn sie das unter Zustimmung der Parlamentsmehrheit weit vorgeschrittne Schuldenmachen des Reichs mißbilligen, da Freiherr von Maltzahn beim Einbringen des Budgets für 1893/94 ganz wohlgemut erklärte, es werde „auch in diesem Jahre auf eine — solide Gestaltung unsrer Finanzen verzichtet werden müssen.“ Sie wollen nichts andres als wir, wenn sie auf Schonung der Wenigerbemittelten dringen. Aber wir haben auch wohlhabende, reiche, sehr reiche, höchst- und allerhöchstreiche Leute unter uns.

Schonung der Steuerkraft! Wo Kraft vorhanden ist, da soll sie gebraucht werden. Ein unglücklicher Krieg kostet mehr, als der größte Militäraufwand in Friedenszeiten. Wer nicht wagt, der gewinnt nicht. Das beständige Unmöglich! Unerschwinglich! das vom Freisinn gegen unser Heer, unsre Flotte, unsre Kolonien ausgespielt wird, läßt uns kalt. Einige Sätze des Herrn Rickert vom 24. Juni 1890 verdienen hier in Erinnerung gebracht zu werden; ihr erheiternder Eindruck wird nicht ausbleiben. „Wir sind für die Zukunftspläne des Kriegsministers (v. Verdy) — hieß es — nicht reich genug. Wir haben nicht die Steuerkraft dafür, und ich hoffe [hätte es nur wenigstens geheißen »ich bedauere«] den Beweis noch liefern zu können. Ich bin Optimist vom Kopf bis zur Zehe, aber bei dem Studium unsrer Finanzverhältnisse, bei der Kenntnis von der Lage unsrer arbeitenden Klassen und kleinen Leute [die wohlhabenden und die reichen gehören doch auch her!] muß ich sagen: Bis hierher und nicht weiter! Das fühlt man in den weitesten Volkskreisen, bis in die

konservativen hinein, über die Grenzen Deutschlands hinaus. Von den Thronen, aus den Parlamenten, von der Presse der gesamten Kulturwelt ergeht der Ruf: So geht es nicht weiter!" Windthorst entgegnete damals ungerührt, er habe vom Vorredner erwartet, er werde zeigen, daß die Erhöhung der Kriegsstärke noch Aufschub gestatte; dafür sei aber der Beweis nicht einmal versucht worden.

Für die Fähigkeit unsers Volks, auch ferner noch einige Gelder für die große Gemeinschaft des Reichs aufzubringen, lassen sich denn doch manche Zahlen aufführen. Die vor einigen Monaten ausgeschriebne dreiprozentige Reichsanleihe von 160 Millionen Mark wurde mehr als vierfach gezeichnet (673 Millionen). Die 140 Millionen preußische Konsols standen fast vierfach zur Verfügung (533 Millionen); Berlin zeichnete darauf 360, Frankfurt a. M. 70, Nürnberg 49, München 32, Hamburg 22 Millionen Mark. Also mehr als eine Milliarde wollte da flüssig werden. Im Königreich Sachsen ist nach der Leipziger Zeitung das Einkommen der Grundbesitzer in der Zeit von 1879 bis 1891 um 24 Prozent, das Lohneinkommen um 93 Prozent gestiegen. In Hamburg gab es im Jahre 1887 162 Einwohner, die ein Einkommen von zusammen 30,2 Millionen mit 1056000 Mark versteuerten. Nach den neuesten Veröffentlichungen des dortigen steuerstatistischen Amts hatte sich die Zahl der Millionäre bis zum Jahre 1891 auf 319 vermehrt. Sie entrichteten für ein Gesamteinkommen von 64,2 Millionen 2274300 Mark an die Staatskasse. In dem Fürstentum Reuß-Greiz (1890: 62754 Einwohner) wurden, nachdem es kürzlich ein neues Einkommensteuergesetz bekommen hatte, 45 Millionen, nach anderm Bericht sogar 56 Millionen Einkommen bekannt, während vorher nur 5 Millionen eingeschätzt worden waren. In den acht alten Provinzen Preußens ist nach Hirths Annalen des deutschen Reichs in der Zeit von 1853 bis 1890 die Einwohnerzahl von 16889000 auf 24062000, also um 42 Prozent gestiegen. Die Einkommen von weniger als 3000 Mark stiegen in dieser Zeit um 42 Prozent, die von 3000 bis 36000 Mark um 333 Prozent, die von 36000 bis 60000 Mark um 590 Prozent, die von 60000 bis 120000 Mark um 835 Prozent und die von mehr als 120000 Mark um 942 Prozent.

Freilich dürfen wir neben den günstigen auch die ungünstigen Zahlen nicht verschweigen. In Preußen zahlten nach den neuesten steuerstatistischen Erhebungen von 30 Millionen Einwohnern (1890: 29959388), die sich zu 6380000 Haushaltungen gruppiren, nur rund 2435000 Personen Einkommensteuer, da sich ihr Einkommen jährlich auf 900 Mark und mehr belief. Es ist anzunehmen, daß die Zahl der 2435000 höher stünde, wenn sich nicht manche werte Deklaranten unter 900 Mark eingeschätzt hätten, die besser stehen. Außerdem fehlen sämtliche steuerfähige Militärs und einige andre Staatsangehörige, denen wir noch besondre Aufmerksamkeit widmen werden. Immerhin bleiben, wenn wir jenen 2,4 Millionen einen Familienstand von 10 Millionen Köpfen beimessen, reichlich 20 Millionen etwa in 4 Millionen Haus-

haltungen übrig, die mit einem Jahreseinkommen von 899, 500, 300 Mark und weniger auskommen müssen, bis der Rest der Armenpflege anheim fällt.

Die Einkommen von 900 Mark an zeigten sich auf folgenden sieben Stufen: 2118969 Personen wiesen 900 bis 3000 Mark auf; 3000 bis 6000 Mark 204714 Personen; 6000 bis 8000 Mark 38849 Personen; 8000 bis 9500 Mark 16532 Personen; 9500 bis 30000 Mark 46096 Personen; 30500 bis 100000 Mark 9039 Personen; 100000 bis 6760000 Mark 1659 Personen.

Weitere Schlüsse kann man aus folgenden Angaben ziehen: Eine Schätzung der Privatvermögen in Preußen, die dem Gesetzentwurfe über die Vermögenssteuer beigefügt war, gab als steuerpflichtig 73,8 Milliarden Mark an. Hierbei sind die Vermögen unter 6000 Mark in der Hand von Personen, die weniger als 900 Mark Einkommen genießen, sowie die den Witwen und Minderjährigen von nicht 1200 Mark Einkommen gehörigen Vermögen außer Betracht gelassen. Leider wurde der Wert der kleinen Vermögen, die doch gar sehr in Betracht kommen, nicht festgestellt. Die 73,8 Milliarden Preußens würden in dem Verhältnis von 3 zu 5 für ganz Deutschland 123 Milliarden ergeben. Entrichten in Preußen 2435000 Personen Einkommensteuer, so würde das auf Deutschland 4055000 Personen machen; und 4 Millionen Haushaltungen mit 20 Millionen Köpfen, die in Preußen jährlich mit weniger, zum Teil viel weniger als mit 900 Mark auskommen müssen, würden in Deutschland 30 Millionen Köpfe in 6 Millionen Haushaltungen betragen.

Groß sind die hier anschaulich gewordnen Abstände. Zu groß; wer wollte es leugnen? Wir fragen nicht, ob solche Verhältnisse erträglich sind, denn sie werden ertragen. Wir enthalten uns eines Urteils, solange nicht ein eingehender Vergleich mit den übrigen Kulturstaaten, namentlich mit Frankreich und England, vorliegt. Von allen Seiten wird an der Verbesserung der in den obigen Zahlen ausgedrückten Zustände gearbeitet, mit mehr oder weniger Ernst und Geschick, vielfach mehr mit Worten als durch die That. Jedenfalls findet der Gedanke der ausgleichenden Gerechtigkeit, dessen Eintritt in die Volkswirtschaft um die Mitte unsers Jahrhunderts Lorenz v. Stein als den Beginn der vierten Epoche für die Volkswirtschaft bezeichnete, noch vollauf zu thun. Kein Geringerer als Albert Schäffle hat bei Erörterung der fünftägigen Sozialdebatte des Reichstags im Februar d. J. (Nr. 21 der „Zukunft) vor allen Dingen eine gründliche Reform des Armenwesens vom Reiche verlangt, eine Aufgabe, deren Bedeutung, Schwierigkeit und Kostspieligkeit einleuchtet. Welche Arbeit harrt da der Statistik! Und doch würde es nur Vorarbeit sein.

Im Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit wollen wir hier einmal am entgegengesetzten Ende, bei dem höchsten Reichtum einsetzen.

Die preußische Steuerstatistik, die, wie wir sehen, bei einem Einkommen

von fast 7 Millionen Mark anlangt, hat vor dem Höchsteinkommen des Höchstgestellten im Lande Halt gemacht. Da wir hier eigentlich die Reichssteuern im Auge haben, so lassen wir das preußische Gesetz vom 24. Juni 1891 unerörtert, das dem König und den selbständigen Mitgliedern des königlichen, sowie des fürstlich hohenzollernschen Hauses nach altem Herkommen Befreiung von der Einkommensteuer gewährt. Erwähnt sei nur, daß dasselbe Gesetz, das den in Preußen einverleibten vormaligen Reichsunmittelbaren die ihnen bis dahin verbliebne Steuerfreiheit entzieht, den Mitgliedern des vormals hannoverschen Königshauses, des vormals kurhessischen und vormals herzoglich nassauischen Fürstenhauses dieselbe Ausnahmestellung aufs neue einräumt.

In sämtlichen Bundesstaaten mit fürstlichem Oberhaupte wiederholt sich diese Ausnahmestellung, die den heutigen sozialpolitischen Begriffen nur wenig mehr entspricht und daher eine Bevorzugung oder Begünstigung von zweifelhaftem Werte bedeutet. Sie besteht also im deutschen Reiche zweiundzwanzig mal. Hat die Reichsstatistik diese Thatsache nicht wahrzunehmen? Darf das Reich darin nicht eine noch ungefaßte, ungeschwächte und ergiebige Steuerquelle sehen?

Wir sind keine Einschätzungsbehörde für die fürstlichen Staatsoberhäupter des Reichs. Nur beispielsweise also seien einige jener — wie sich das bezügliche württembergische Gesetz ausdrückt — Berufseinkommen vorgeführt, wie sie in Gestalt von Anteil am Ertrage der Staatsdomänen, von Dotation oder von Zivilliste in den Budgets der Staaten veröffentlicht werden.

Dem Großherzog von Oldenburg stehen als „Beiträge zu den Gebührnissen des großherzoglichen Hauses aus dem Herzogtum Oldenburg und den Fürstentümern Lübeck und Birkenfeld“ 255000 Mark zu. Der Fürst von Lippe-Detmold hat ein Jahreseinkommen von 600000 Mark. Der Herzog von Koburg-Gotha bezieht aus den Domänenkassen der beiden Länder 612255 Mark. Die „Hofkasse“ des Herzogs von Braunschweig, gegenwärtig zur Verfügung des Regenten, erhält 1125323 Mark aus der dortigen „Kammerkasse.“ In Württemberg betragen Zivilliste und Apanagen 2059308 Mark; in Sachsen der „Bedarf des königlichen Hauses“ und die Apanagen 3332036 Mark. In Baiern belaufen sich Zivilliste, Reichsverweſung, Apanagen „u. s. w.“ auf 5403986 Mark. Das Einkommen des Königs von Preußen besteht aus einer Rente von 8985839, einer Dotation von 8000000, zusammen 16985839 Mark, das ist 5 Millionen Mark mehr, als die Einkünfte der Königin von England, die unter Hinzurechnung der den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses vom Parlament bewilligten Apanagen 597592 Pfund Sterling = 11951894 Mark betragen. Dabei sind noch nicht in Anschlag gebracht in Preußen die Erträge der unter Verwaltung der Hofkammer stehenden königlichen Familiengüter und des Krontresors; nicht mitgerechnet ist die Rente von 240000 Mark, die dem Herzog von Koburg-Gotha aus dem 1834 er-

folgten Verkauf des Fürstentums Lichtenberg an Preußen erwuchs und aus Gütern in den Provinzen Posen und Sachsen fließen. Deutschland gewährt also, indem sich in den einzelnen Staaten altes landesherrliches und neues verfassungsmäßiges Recht vertragen haben, seinen zweiundzwanzig erblich regierenden Herren nachweisbar zusammen über 40 Millionen Mark an Einkünften; was darüber hinausgeht, ist dem Uneingeweihten schwer zu ermitteln.

Wir wissen recht gut, welche Bedeutung die Einzelposten dieses ansehnlichen nationalen Aufwandes für das wirtschaftliche Leben der zweiundzwanzig Staaten haben. Roscher spricht, indem er eine Gutmütigkeit und Anhänglichkeit der Staatsbürger an ihr angestammtes Herrscherhaus voraussetzt, wie sie angesichts der freisinnigen Reichstags-, Landtags- und Stadtverordnetenwahlen in Berlin, der sozialdemokratischen Reichstagswahlen in Berlin, München, Gotha und Gera nicht mehr ungeschmälert angetroffen werden, höchst liebenswürdig von den Bedingungen, unter denen „das Auge des Volks" auf der Haus- und Hofhaltung seines Fürsten „mit Achtung und Freude" ruhen könne, jedermann, der für den Hof arbeite, es „mit Stolz und Freude" thun werde. (Finanzwissenschaft S. 482.) Daß aber weder Roscher noch Lorenz von Stein die Steuerfreiheit der Höfe, obgleich beide Gelehrten bei der Erörterung der lange beibehaltenen und endlich abgeschafften ritterschaftlichen Steuerfreiheit nahe bei ihr vorbeikamen, auch nur erwähnt, ist deshalb noch keine Rechtfertigung oder Verteidigung derselben.

Mag aber das alles auf sich beruhen. Unsre fürstlichen Staatsoberhäupter sind Fürsten des deutschen Reichs geworden. Wir möchten sie weder als Reichsunterthanen noch als Reichsoberhäupter betrachten, obgleich zu dem einen allenfalls die Reichsverfassung, zum andern ohne Zweifel der Reichsbegriff Anlaß böte. Jedenfalls sind unsre fürstlichen Staatsoberhäupter seit 1871 so gut wie wir als Reichsangehörige und Reichsbürger anzusehen. Oder würden sie es in Abrede stellen? In der Reichsverfassung Artikel 57 heißt es: „Jeder [dazu taugliche] Deutsche ist wehrpflichtig." Zur Zeit des Bundestags erstreckte sich die Wehrpflicht nicht auf die Landesherren und ihre Söhne, auch nicht auf die Mediatisirten, aber sie alle betrachteten es als Ehrensache, dem Militär anzugehören. Ganz herkömmlich tragen die Söhne des Königs von Preußen von Kindesbeinen an den Soldatenrock. Nicht minder sollte es in der Reichsverfassung heißen: „Jeder bemittelte Deutsche ist steuerpflichtig." Die Vertreter der Partikularrechte mögen unbesorgt sein, wir würden das nur auf die vorhandnen oder noch kommenden Reichssteuern beziehen. Und sollte es nicht Ehre und Ehrenpflicht sein, diese Steuern zu entrichten? Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, hielt vom deutschen Reiche nicht viel, ihm war Brandenburg das Reich. Als er aber 1677 seinen Unterthanen eine hohe Kopfsteuer auferlegte, war es ihm Ehrensache, Beispielssache, sich und sein Haus der Steuer ebenfalls zu unterziehen. Unmöglich kann die Würde unsrer

Fürsten unter der Anerkennung einer solchen Ehrenpflicht leiden. Den Unvermögenden mag der unvermeidliche und bedauerliche Vorteil der Steuerfreiheit bleiben.

Zu den Zöllen leisten bereits die deutschen Fürsten ihren Beitrag, seitdem der Zollverein die Ausnahmestellung der Hofküchenämter und Hofkellereien, überhaupt jeden zollfreien Eingang von Waren aus dem Auslande beseitigt hat. Senden unsre Fürsten Wertpapiere an die Börse, so unterliegen diese der Börsensteuer. Aber in den Matrikularbeiträgen der Staaten für das Reich, die hauptsächlich aus den direkten Staatssteuern fließen, ist kein Zuschuß unsrer Fürsten enthalten.

Wenn die Reichstage zu Augsburg und Regensburg Reichspfennig, Römermonate, Türkenhilfe ausschrieben und die Stände des Reichs nach dem Satze „so viel ihr Andacht ist“ um ihre Beiträge angegangen wurden, ist das Reich meist schlecht dabei gefahren, obgleich die Landesherren nicht selber darbrachten, sondern von den allerdings schon stark belasteten Unterthanen beizutreiben hatten. Welch ganz andres Ergebnis würde heute hinsichtlich der Summe sowohl, wie der Sicherheit des Eingangs zu verzeichnen sein, wenn die der Zahl nach bei weitem weniger, aber einkünftereicher gewordnen Staatsoberhäupter als Fürsten des Reichs und Reichsunmittelbare, als Reichsangehörige und uns allen vorangehende Reichsbürger zu Gunsten des Reichs einen gemeinsamen Beschluß auf ein neues „so viel ihr Andacht ist“ herbeiführten! Das finanzielle Ergebnis eines solchen Schrittes brauchte für das Reichsbudget weder zu hoch noch zu niedrig geschätzt zu werden. Der Entschluß an sich schon würde eine weit darüber hinausreichende Bedeutung gewinnen.

Zu der Zeit, wo die Niederlande um ihre Unabhängigkeit von Spanien kämpften, die unternehmendsten Seefahrer und Kolonisten aufzuweisen hatten, gingen die Steuern dort sehr hoch. Alle Geldrenten hatten 25 Prozent zu entrichten, Wein und Bier zahlten 100 Prozent ihres Wertes. An wohlbesetzter Tafel sprach der Niederländer mit Behagen von den Steuern, die jedes aufgetragne Gericht erlegt habe. Spanier und Franzosen meinten, die Ketzerei beflügle den Handelsgeist. In Wahrheit machte sich Kraftgefühl, Opfermut, Nationalstolz bei den Ketzern geltend. Macaulay behauptet und Roscher verweist darauf, daß in England jede Steuerforderung und Steuererhöhung auf den Steuerpflichtigen wie Familienvermehrung auf den Familienvater wirke. Erhöhte Thätigkeit, erhöhte Sparsamkeit muß alles wieder einbringen. England würde ohne seine hohen Steuern weniger Thatkraft entwickeln, weniger in allen Ländern der Erde ausgerichtet haben und weniger reich sein. Bei uns wird es noch rechtschaffner Anstrengung auf allen Gebieten der Erziehung bedürfen, ehe das den verschiednen deutschen Mundarten geläufige und auch von den Gebildetern nicht immer verleugnete Wort: „Wir habens, wir könnens und wollens auch zeigen“ von der Überladung der Bäuche, von den prahlend

angekündigten Sommerfrischen, Reisen u. s. w. auf die großen Anstalten und Unternehmungen des Reichs gelenkt werden und der Ehrgeiz hier wetteifern wird. In der großen Zeit der Niederlande schloß sich, wie wir der Darstellung Treitschkes entnehmen, in den Generalstaaten, wenn ein Beschluß der Mehrheit über eine Geldbewilligung vorlag, selbst die am hartnäckigsten widerstrebende Minderheit regelmäßig „um der Eintracht willen" ausdrücklich an. Die in Rom erscheinende radikale Tribuna erklärte einmal, als ihre Partei im Parlament nach heftigem Kampfe gegen eine Staatsausgabe unterlegen war: Ci accostiamo, senza simpatia, ma rassegnata mente (ohne Sympathie, aber in Ergebung fügen wir uns). Wo hätte sich unsre Opposition jemals zu einem solchen Verzicht oder auch nur zum Aufgeben der Feindseligkeiten entschlossen!

Doch hat die Partei Richters in ihrer Unerbittlichkeit und Starrheit nun schon wiederholt empfindliche Einbuße und jüngst auch Spaltung und Abfall erlitten. Während der letzten Wahlbewegung hat es nicht an Zeichen dafür gefehlt, daß die Hingebung an die große Volksgemeinschaft im Wachsen begriffen ist. Wahrhaft Rührendes wird aus den schlichtesten und bescheidensten Kreisen berichtet. Die sozialdemokratische Frankfurter Volksstimme legt unverdächtiges Zeugnis ab, indem sie, für ihren Standpunkt fast zu aufrichtig, von der während der letzten Wahlbewegung unternommenen Agitationsreise einiger ihrer Parteigenossen im Lande Nassau erzählt. „Unser Willkomm im Amte Usingen — heißt es dort — war: Stromer, Faulenzer! Schütt em e Dippe (Topf) Wasser übern Kopp! Geht ham, leßt de Bibel! Im Dorfe Espa sprachen wir über die Lasten der Militärvorlage. Wir bekamen zur Antwort: Unsre Söhne dienen mit Stolz dem Kaiser, und wenn wir noch einmal soviel Steuern zahlen müßten, geschäh es mit Freuden. Steuern zahlen ist für uns Ehrensache." Kaum glaublich! setzt der Berichterstatter hinzu und läßt es an der Bemerkung nicht fehlen: Hetzarbeit der Pfaffen, Unverstand der Masse!

Auch eine Antwort auf Eugen Richters Flugblatt „Steuerzahler, habt Acht!" ist nicht ausgeblieben. Im Kreise der Bemittelten regt sich der Ehrgeiz, den Weigerern von Fach entgegenzutreten. Mitte Mai berichtete die Tägliche Rundschau: Der Vorsitzende des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustriellen hat den Vereinsvorstand auf den 19. d. nach Berlin eingeladen. Auf der Tagesordnung steht der von einem Mitgliede des Vereins eingereichte Antrag wegen Hilfeleistung der Eisenindustriellen zur Beschaffung der auf gesetzlichem Wege etwa nicht aufzubringenden Mittel für die Militärvorlage. Je nach dem Ausfall der Beschlüsse wird eine Generalversammlung berufen und sowohl der Zentralverband deutscher Industriellen als auch der Verein zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen von Handel und Gewerbe für die Sache interessirt werden. In der Begründung des Antrages heißt es: „Daß sich die Eisenindustrie, die in unserm Verein vertreten ist, hierzu sehr wohl in der Lage befindet, unterliegt keinem Zweifel; sie kann schon von ihrem

laufenden Gewinn außergewöhnliche Abgaben leisten und wird hierdurch in ihren Erträgen weniger erschüttert, als durch die großen Schwankungen, die die Preise und Arbeiterbewegungen mit sich bringen. Da nicht anzunehmen ist, daß sich der nächste Reichstag gegen die Aufbringung des ganzen von der Regierung geforderten Betrags aussprechen wird, so ist die Bewältigung des freiwillig aufzubringenden Zuschusses keineswegs schwierig, wenn man bedenkt, daß allein die deutschen Aktiengesellschaften bei einem Kapital von etwa 5000 Millionen Mark einen Reingewinn von etwa 500 Millionen Mark haben. Die Zerstückelung des Einflusses im Staat auf viele kleine und unzufriedne Elemente liegt nicht im Wesen der Staatsraison. Nur die Einsichtigen, Verständigen und Starken sollen regieren oder der Regierung ratend zur Seite stehen. Dafür müssen sie aber stets die ersten sein, die hilfsbereit beispringen und gern die Lasten übernehmen, die die Ärmern zu tragen nicht wohl angehalten werden können." Der Antrag wurde abgelehnt. Die Berliner Politischen Nachrichten meldeten: Der Vorstand des genannten Vereins beschloß einstimmig, das betreffende Mitglied zu ersuchen, den Antrag zurückzuziehen: 1. weil der Vorschlag, einen Teil der Kosten der Militärvorlage auf privatem Wege zu decken, verfassungsmäßig unzulässig ist, 2. weil sich der Gesamtvorstand der dem Antrage beigefügten Motivirung nicht anschließen kann, vielmehr den Antrag auch deshalb für undurchführbar hält, weil sich die Eisenindustrie thatsächlich nicht in der Lage befindet, weitere außerordentliche Lasten auf sich zu nehmen. Den ersten Einwand müssen wir gelten lassen. Wenn aber in Abrede gestellt wird, daß die Eisen- und Stahlindustriellen die ihnen angesonnene Last zu übernehmen vermögen, so ist das behauptet, nicht erwiesen. Wir können dem Blatte nicht zustimmen, das diesen Ausgang der Sache mit Befriedigung meldet und einen ähnlichen Vorschlag und Aufruf der Berliner Börsenmänner mit Geringschätzung als „aus Geschäftspatriotismus" hervorgegangen bezeichnet, „hinter dem der Anspruch auf Gegenleistung der Regierung steckt." Wenn wieder die Mittel für den Bau einer Kreuzerkorvette von einer Reichstagsmehrheit versagt werden sollten — und Herr Richter lobte die Sozialdemokraten, weil sie Nein gesagt hatten, obgleich vielen Werftenarbeitern der Verdienst entging —, so werden sich hoffentlich die großen geldmächtigen Ringe, die Leute von Hunderttausenden und von Millionen melden.

Der neue Reichstag hat mehr Zersetzung als Sammlung der Parteien aufzuweisen. Mit einer schwachen Mehrheit von 11, dann 16 Stimmen wurde die Militärvorlage angenommen. Die Entscheidung über den Kostenpunkt wurde hinausgeschoben. Die Deckungsfrage wurde nur gestreift, aber es fehlte dabei nicht ganz an Übereinstimmung zwischen den Parteiführern und dem Reichskanzler. Die Erörterung zielte zwar mehr auf Schonung einiger von der Steuer bereits aufs Korn genommenen Gegenstände, zu eröffnende Steuer-

quellen wurden nur flüchtig berührt, aber die Aussicht auf Verständigung blieb wenigstens unversperrt.

Bei Herrn Böckel, dem Haupte der Antisemiten, meinte Herr Richter, stehe das Zünglein der Wage. Und Herr Böckel fand die Matrikularumlagen unerträglich. Er verwarf die Reichsanleihe und erklärte sich gegen die Bier-, die Branntwein- und jede Konsumsteuer. Herr Richter, Herr Rickert und Herr von Bennigsen waren damit einverstanden. Der Herr Reichskanzler „nickte" auf Herrn Rickerts Frage Zustimmung, und — der Herr Reichsschatzsekretär, der seine Hoffnung auf unsre unverwüstlich braven Biervertilger gesetzt hatte, reichte seine Entlassung ein. Eine Wehrsteuer würde Herrn Böckel genehm sein, ohne daß er sich auf den Gegenstand näher einließ. Wir sind nicht der Ansicht Moltkes, der die Wehrpflicht als Ehrensache betrachtete, die nicht abgekauft werden könne. Uns dünkt, daß es der behinderte Militärpflichtige als Ehrenpflicht betrachten sollte, wenigstens einen kleinen Ersatz zu leisten. Doch kommt der Umstand allerdings in Betracht, daß die bemittelten Militärpflichtigen als Einjährigfreiwillige zu genügen suchen, die eines körperlichen Fehlers wegen oder durch das Los befreiten aber gewöhnlich noch nicht über eigne Mittel verfügen. Die Börsensteuer wollte sich Herr Rickert gefallen lassen, wenn sie die Geschäfte nicht erschwere und den Konkurrenten zutreibe. Wie das anzufangen sei, muß uns der Herr noch sagen. Herr Böckel wünschte hauptsächlich ausländische Werte und Emissionen zu treffen. Hinsichtlich seines Wunsches, „das Anstauen großer Kapitalien durch Zinsgenuß vermittelst Besteuerung unmöglich zu machen," hat sich Herr Böckel zu kurz gefaßt, wenn er unsern Rentnern einen Schreck einjagen wollte. Unverkennbar ist seine Übereinstimmung mit dem „Sozialaristokraten," der in seinem „Volksdienst" nur Tüchtigen Besitz gönnt, ihn allen Untüchtigen entziehen, auf das Wohlwollen der Starken und Reichen gegen die Schwachen und Hilfsbedürftigen wenig Rücksicht nehmen, sich vorläufig jedoch mit hohen Erbschaftssteuern begnügen will. Auffälligerweise ist die Erbschaftssteuer im Reichstage nicht weiter erwähnt worden: es scheint, daß man sie den Staaten vorzubehalten gedenkt, die, namentlich Preußen, damit umgehen, sie — und mit Recht, wenn es unter Schonung der kleinen Vermögen geschieht — von den Seitenerben auf die bisher geschonten Erben gerader Linie auszudehnen. Luxussteuern fanden bei Herrn Böckel, Herrn von Bennigsen und Herrn Richter Empfehlung. England besteuert Wappen, Staatswagen, Livree, Gold- und Silbergeschirr, Frankreich Billards und geschlossene Gesellschaften, seit kurzem auch die Livree. In der italienischen Deputirtenkammer beantragte Professor Albertoni im März d. J. Besteuerung der Orden in den fünf Stufen vom Kavalier bis zum Großoffizier. Der Erfolg des Antrags ist uns entgangen. Doch könnten sowohl die Orden, wie die über die Amtsbezeichnung hinausgehenden Titel und Adelsdiplome auch eine anständige Abgabe vertragen.

Wie steht es sodann mit der Reichseinkommensteuer? Auf sie legt Herr Böckel das größte Gewicht. Nach einer Bemerkung des Herrn Gröber über das Interesse der Großindustriellen an unsrer Waffenmacht zu schließen, ist auch seine Partei geneigt, die stärkern Schultern entsprechend zu belasten. Herr Richter und Herr von Bennigsen waren dazu bereit. Unmöglich werden die Herren Bebel und Liebknecht fehlen, wenn die Reichen „bluten" sollen. Der Reichskanzler sprach das Wort: die Reichen sind heranzuziehen, nur muß erst festgestellt werden, wer reich ist. Freilich ist nicht leicht zu sagen, wo auf der Stufenleiter der Vermögen der Reichtum beginnt, eher, wo er aufhört. In älterer Zeit galt der Edelmann, der nicht mehr als ein reicher Bauer besaß, für arm. Wo die Tragfähigkeit des Besitzes beginnen soll, wird sich bestimmen lassen. Eine Grenze, wo sich die höchste und allerhöchste Begüterung im Lande dem wirtschaftlichen und bürgerlichen Begriffe des Reichtums und seiner staats- und reichsbürgerlichen Verpflichtung entzöge, lassen wir nicht gelten.

An die Frankfurter Zusammenkunft der Finanzminister sämtlicher deutschen Staaten knüpften sich keine übertriebnen Erwartungen. Die Finanzlage des Reichs überhaupt wird nicht unerwogen geblieben sein. Es hieß, es solle namentlich erörtert werden, ob sich die Matrikularbeiträge der Staaten an das Reich und die Übertragungen des Reichs an die Staaten nicht werde für sieben oder fünf Jahre feststellen lassen. Der Vorteil würde doch nur in der Rechnung liegen. Dagegen, daß die Tabakfabrikatsteuer und aushilfsweise die Besteuerung der feinern Weine zur Deckung des militärischen Mehrbedürfnisses beim Reichstage eingebracht werden soll, ist nichts einzuwenden. Obgleich die Tabakfabrikanten, wie früher die Bierbrauer, Widerspruch erheben und sich der Unterstützung des löblichen Freisinns erfreuen, wird die Cigarre den höhern Preis ertragen, ohne daß die Einäscherung des nikotin- und nikotianinhaltigen Krauts großen Rückgang erführe. Wir pflichten der von Herrn v. Riedel in der bairischen Kammer gethanen Äußerung völlig bei. Aber entspricht der Beschluß der Finanzminister den vorausgegangnen Kundgebungen des Reichskanzlers und der Parteiführer?

Das weitere Geldbedürfnis wird sich bald genug beim Reichsschatzsekretär einstellen. Dann giebt es kein Ausweichen mehr. Die Zölle und indirekten Steuern werden zur Genüge angespannt. Eine ergiebige Reichseinkommensteuer muß heran.

Die ganze Stellung unsrer Fürsten würde dabei gewinnen, wenn sie Voraussicht bewiesen und einen gemeinsamen Beschluß herbeiführten, hier mit ihren etwa 125 selbständigen Familiengliedern einzugreifen. Seitdem sich unsre Staatsoberhäupter im Verfassungsstaate die verantwortlichen Minister zur Seite berufen und dann in Übereinstimmung mit ihren ersten Räten die Bevollmächtigten zum Bundesrat ernennen, damit diese Körperschaft durch Mehrheitsentscheidung beschließe, finden unsre Fürsten, abgesehen von ihrer

militärischen Stellung, wenig Gelegenheit, sich in Reichsangelegenheiten bemerklich und verdient zu machen. Sie werden bei allen Freunden der bestehenden Ordnung um so mehr an Ansehn gewinnen, je mehr sie durch persönliches Zuthun bewirken, daß der Fortbestand dieser Ordnung wünschenswert, die Wohlthat dieser Ordnung fühlbar wird. Das Vorgehen unsrer Fürsten würde die Kreise anspornen, ihre Bereitwilligkeit deutlich werden zulassen, die bisher, wie der Vorstand des Vereins der Eisen- und Stahlindustriellen, schwachmütig auswichen.

Nicht unmöglich, daß im Reichstage ein die fürstliche Steuerfreiheit betreffender, der Kompetenz des Reichstags angepaßter Antrag gestellt werden wird. Die süddeutsche Volkspartei zeigt große Neigung dazu; die Freisinnigen beider Linien werden nicht fehlen, die Papaldemokraten und das ganze Zentrum werden nicht zurückbleiben; und die Sozialdemokraten werden sich dadurch, daß sie damit eine Anerkennung der bestehenden Verhältnisse begehen würden, nicht abhalten lassen, dabeizusein, sie haben schon wiederholt Anläufe dazu gemacht. Dann möchte es den Konservativsten schwer werden, zu widersprechen und abzulehnen.

Der Bundesrat kann einen darauf bezüglichen Antrag des Reichstags ablehnen oder, wie es bedauerlicherweise schon vorgekommen ist, unbeantwortet lassen. Welchen Eindruck aber würde das in ganz Deutschland machen? Nein! dahin wird es der deutsche Kaiser nicht kommen lassen! Mit einem „soviel ihr Andacht ist," mit Bewilligung einer Art von Einkommensteuer für seine Person kann der Kaiser freilich nicht vorangehen, denn er hat keinen Pfennig Berufseinkommen. Die Versuche, die 1889 im Bundesrate gemacht wurden, ihm von Reichs wegen ein solches zuzuwenden, scheiterten aus verschiednen, leicht zu erratenden Gründen. Aber Kaiser Wilhelm kann Weitblick beweisen, kann die Notwendigkeit eines allseitigen fürstlichen Zugeständnisses an den Reichsbegriff, an die Finanzpolitik und Finanzlage des Reichs erkennen. Herr Miquel hat vor einigen Wochen in Osnabrück versichert, daß der Kaiser alle großen Fragen der Gegenwart vollständig verstehe, daß Deutschland sein Vertrauen auf den Kaiser setzen dürfe. Nun, dem in der ersten Thronrede Kaiser Wilhelms vom 25. Juni 1888 ausgesprochnen Wunsche, „dem Ausgleiche ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze näherzukommen," kann nicht besser entsprochen werden, als dadurch, daß die Steuerpflicht ohne Ausnahme auf alle Steuerfähigen des Steuergebiets erstreckt wird. Der deutsche Kaiser braucht nur bei dem König von Preußen ein gutes Wort einzulegen, um ihn zu einem seinen reichen Mitteln entsprechenden Entschluß zu bewegen. Keiner der deutschen Fürsten wird dann zurückbleiben. Ihr „soviel ihr Andacht ist!" wird dann in allen Kreisen der Steuerfähigen den guten Willen heben und befestigen.

Die Landarbeiterfrage

enn irgend eine unſrer zahlreichen ſozialen Fragen ſpruchreif iſt, ſo iſt es die Landarbeiterfrage. Das letzte Jahr allein ſchon hat eine Reihe von Veröffentlichungen gebracht, in denen der Thatbeſtand offen vor aller Augen daliegt, ſodaß es ſich nur noch darum handelt, die Folgerungen daraus zu ziehen. Mit Preußen allein, und zwar mit deſſen älteſten Provinzen, befaßt ſich Dr. Theodor Freiherr von der Goltz, o. ö. Profeſſor und Direktor der großherzoglich ſächſiſchen landwirtſchaftlichen Lehranſtalt an der Univerſität Jena, der ſchon vor ſiebzehn Jahren eine Schrift über dieſen Gegenſtand herausgegeben hat. Sein jetzt ſoeben bei Guſtav Fiſcher in Jena erſchienenes Buch hat er betitelt: Die ländliche Arbeiterklaſſe und der preußiſche Staat. Sodann hat der Verein für Sozialpolitik eine ganz Deutſchland umfaſſende Umfrage veranſtaltet. Von einer beſondern Kommiſſion wurden zwei Fragebogen ausgearbeitet. Der erſte, ins einzelne gehende (49 Fragen mit vielen Unterabteilungen) wurde in 3180 Exemplaren an „ländliche Arbeitgeber“ verſchickt, der zweite bezog ſich auf die Lebenshaltung, Führung und Lage der Arbeiter im allgemeinen, z. B. auf Bildung, Sittlichkeit, Gelegenheiten zur Anſiedlung, Wanderungen, und wurde in 562 Exemplaren an vertrauenswürdige Perſonen verſandt, die mit den ländlichen Verhältniſſen bekannt ſind, wie Geiſtliche und Ärzte. 2277 Fragebogen der erſten und 217 der zweiten Klaſſe kamen beantwortet zurück. In die Bearbeitung der Antworten teilten ſich ſechs Herren; Dr. Karl Kaerger übernahm Nordweſtdeutſchland, Dr. H. Loſch Württemberg, Baden und Elſaß-Lothringen, Dr. Kuno Frankenſtein Hohenzollern, die Regierungsbezirke Wiesbaden und Kaſſel, das Großherzogtum Heſſen, das Königreich Sachſen, Thüringen und Baiern, Friedrich Großmann Schleswig-Holſtein, die Provinz Sachſen, Braunſchweig und Anhalt, Otto Auhagen die Rheinprovinz nebſt Birkenfeld, Dr. Max Weber die alten Provinzen Preußens und Mecklenburg; Dr. H. Grohmann lieferte eine ganz Deutſchland umfaſſende Ergänzung dazu. Dieſe Bearbeitungen füllen drei ſtarke Bände: den 53., 54. und 55. der Veröffentlichungen des Vereins; der 58. Band enthält die Verhandlungen der am 20. und 21. März d. J. in Berlin abgehaltnen Generalverſammlung. Am erſten Tage wurde auf der Grundlage jener drei

Bände über die Landarbeiterfrage berichtet und beraten, am zweiten über die damit eng verflochtene Bodenbesitzverteilung und die Sicherung des Kleingrundbesitzes. Endlich hat Dr. Kuno Frankenstein, Dozent an der Humboldt-Akademie zu Berlin, bei Robert Oppenheim in Berlin ein Buch herausgegeben: Die Arbeiterfrage in der deutschen Landwirtschaft, worin er „den Versuch macht, nach den Ergebnissen der Enquete ein übersichtliches Bild der Verhältnisse der deutschen Landarbeiter zu zeichnen und die ländliche Arbeiterfrage darzustellen, wie sie nach den Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik erscheint." Wer in der Lage ist, sich über die Sache gründlich unterrichten zu können, der sei auf diese sechs Bände verwiesen.*) Zur oberflächlichen Orientirung solcher, die es nicht können, und um unser eignes Urteil über den Stand der Dinge einigermaßen zu begründen, wagen wir eine flüchtige Skizze zu entwerfen, die sich vorzugsweise an v. d. Goltz und an den Bericht über die Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik hält.

In dieser Versammlung berichtete Dr. G. F. Knapp über die Arbeiterfrage auf Grund der genannten Vorlagen. Das südliche Deutschland wurde in den Verhandlungen nur einmal, und zwar später von Dr. Weber mit der Bemerkung gestreift, es gebe im Süden und Westen ziemlich ausgedehnte Gebiete, wo es einen sozial geschiednen, sich aus sich selbst wiedererzeugenden Arbeiterstand gar nicht gebe. Es seien das die Gegenden mit vorwiegendem Kleinbesitz, der einerseits in der Erbfolge immer weiter geteilt, andrerseits wieder durch Parzellenankauf vergrößert zu werden pflege. Hier bestehe keine soziale Scheidewand zwischen dem größern Bauer und dem bei ihm tagelöhnernden Kleinbauer. Professor Knapp beschränkte sich auf das nördliche Deutschland und unterschied hier drei Typen von ländlichen Arbeitern. In Westfalen ist der Lohnarbeiter ein Heuerling, d. h. ein Pächter des Bauern. Er hat von diesem ein Grundstück in Pacht, das ohne ausdrückliche Erneuerung des Vertrags vom Vater auf den Sohn überzugehen pflegt. Er hilft dem Bauer, so oft es dieser nötig hat, arbeitet mit diesem zusammen, ißt an solchen Tagen mit an seinem Tisch und unterscheidet sich von ihm weder in der Sprache, noch in der Sitte, der Denkungsart und den Umgangsformen, sondern nur durch die Kleinheit seiner Wirtschaft; er hat nicht das Gefühl, zur Lohnarbeit gezwungen zu sein, sondern arbeitet für den Bauer in dem Bewußtsein, daß beide Teile einander brauchen. Beide Teile sind dort zufrieden; für Sozialdemokraten ist da kein Geschäft zu machen. Natürlich ist diese Arbeitsverfassung nur möglich, wo es, wie in Westfalen, keine oder nur

*) Als wertvolle Ergänzungen sind noch die zahlreichen Einzeldarstellungen heranzuziehen, die, wie Kaergers Arbeit über die Sachsengängerei, einzelne Erscheinungen, oder wie die soeben erschienene Schrift des Pastors H. Wittenberg über die Lage der ländlichen Arbeiter in Neuvorpommern und auf Rügen (Leipzig, Reinhold Werther) einzelne Gegenden behandeln.

wenige und kleine Rittergüter giebt und die Grundbesitzer meistens Hofbauern sind.

Etwas anders, aber ebenfalls durchaus gesund, vielleicht noch gesünder, sind die Verhältnisse in Niedersachsen zwischen Weser und Elbe. Hier findet sich eine Stufenleiter von kleinsten, kleinen und größern Besitzern, von denen die kleinsten um Tagelohn arbeiten, und Aussicht haben, durch Fleiß und Sparsamkeit mit der Zeit einen größern Besitz zu erwerben. Die Rittergüter sind noch heute so klein, wie sie im Mittelalter als Kerne von Grundherrschaften waren, und brauchen daher nur eine mäßige Zahl von Lohnarbeitern. Ihr Bedarf wird durch die kleinen Leute der benachbarten Dörfer gedeckt. „Freie" Arbeiter, d. h. vogelfreie, besitzlose, giebt es nicht, überhaupt keine besondre Arbeiterklasse, sondern nur Häusler oder Kötter, die zu Zeiten um Lohn arbeiten.

Den Bericht über die ostelbischen Lande, die klassische Gegend der ländlichen Arbeiterfrage, hat Dr. Weber zu einer sehr schönen Monographie, wie es Knapp nennt, über die Entstehung dieser Frage erweitert. Wir wollen uns aber bei unserm kurzen Auszuge lieber an das Buch des Professors v. d. Goltz halten, der, von Haus aus selbst Landwirt, ein Sachkenner ersten Ranges ist und in seine umfassendere Arbeit den Hauptinhalt von Webers Bericht mit aufgenommen hat. Professor Knapp hatte zuerst die bis dahin wenig beachtete, ja den meisten unbekannte und manchen unglaublich scheinende Thatsache hervorgehoben, daß es vor der Bauernbefreiung gar keinen ländlichen Arbeiterstand gegeben hat. V. d. Goltz hat nun den ersten Teil seines Buches der Rechtfertigung Knapps gewidmet. In der That, sagt er, Arbeiter, die sonst nichts gewesen wären als Arbeiter, die von Arbeitern abstammten, und deren Kinder wieder solche Arbeiter geworden wären, solche Leute gab es nicht im vorigen Jahrhundert. Wir können auf die höchst anziehende Darstellung der bäuerlichen und Gutsverhältnisse in der Zeit der Hörigkeit nicht eingehen und müssen uns auf die Wiedergabe der Ergebnisse der gründlichen historischen Untersuchung beschränken, die v. d. Goltz auf S. 60 in folgenden Sätzen zusammenfaßt.

1. Die verschiednen Gruppen der niedern ländlichen Bevölkerung: gutsunterthänige Bauern, Kossäten, Kolonisten, Häusler, Büdner, Katenleute, Dreschgärtner, Instleute, Einlieger u. s. w. gehörten im achtzehnten Jahrhundert sämtlich ein und derselben Gesellschaftsklasse, nämlich dem Bauernstande an. Sie wurden mit dem gemeinsamen Ausdrucke „Bauern" oder „Unterthanen" oder „Untergebne" bezeichnet; es fanden fortwährend Übertritte und Versetzungen von einer Gruppe in die andre statt: Bauern wurden Kossäten, Häusler, Büdner, Instleute u. s. w., wie umgekehrt. 2. Die auf den Gütern notwendigen Arbeiten wurden entweder ausschließlich oder doch zum weit überwiegenden Teil von den dazu durch das Unterthänigkeitsver-

hältnis verpflichteten Personen in Form der Frohndienste oder des Zwangsgesindedienstes verrichtet. 3. Personen, die aus freiem Willen, d. h. ohne durch das Unterthänigkeitsverhältnis unmittelbar oder mittelbar hierzu verpflichtet zu sein, ländliche Tagelohnarbeit leisteten und sich hierdurch ihren Lebensunterhalt vorzugsweise oder ausschließlich erwarben, gab es überhaupt nicht oder doch nur in verschwindend geringer Anzahl. Die als ländliche Tagelöhner beschäftigten Personen waren weit überwiegend Glieder des Bauernstandes, die zur Zeit keine unmittelbaren Dienstverpflichtungen gegen ihre Herrschaft hatten und sich deshalb in der Lage befanden, sei es bei der Herrschaft, sei es bei Fremden Tagelohnverdienst zu suchen. 4. In dem Bauernstande des achtzehnten Jahrhunderts waren die beiden jetzt getrennten Bevölkerungsklassen, die Bauern und ländlichen Arbeiter, mit einander vereinigt. 5. Einen besondern ländlichen Arbeiterstand gab es im achtzehnten Jahrhundert nicht; dieser bildete sich erst als eine Folge der Bauernbefreiung, die eine Aufhebung der Frohndienste sowie des Zwangsgesindedienstes der Bauern herbeiführte und damit die Bildung einer von den Bauern getrennten Volksklasse, der Landarbeiter, notwendig machte.

In dem zweiten Abschnitt seines Buches zeigt der Verfasser, wie diese neue Menschenklasse entstand, und wie sich ihre Schicksale gestalteten. Nachdem vom Jahre 1799 ab mit den Domänenbauern der Anfang gemacht worden war, erklärte das berühmte Edikt vom 9. Oktober 1807, daß am Martinitage 1810 alle Gutsunterthänigkeit im ganzen preußischen Staate aufhören solle. Das Edikt vom 14. September 1811 sodann über die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse bestimmte, daß die Bauern, die nun ihre Höfe als freies Eigentum besaßen, zur Entschädigung für die aufgehobnen Lasten einen Teil ihres Ackers an den bisherigen Grundherrn abzutreten hätten, und zwar von erblichen Bauerngütern ein Drittel, von nicht erblichen die Hälfte. Auf vielfältige Beschwerden der Gutsherren wurde endlich durch die Deklaration vom 29. Mai 1816 die Regulirungsfähigkeit auf die spannfähigen Güter eingeschränkt, die übrigen, also die zu klein waren, Pferde halten zu können, sollten ausgeschlossen bleiben. Diese wurden nun in den nächsten Jahrzehnten größtenteils von den Gutsherren eingezogen, und so wurden ihre Inhaber in besitzlose Lohnarbeiter verwandelt. Deren Zahl vermehrte sich dann später durch Instleute, die aus den noch anzuführenden Ursachen eine oder einige Stufen tiefer sanken. So entstand die moderne große Gutswirtschaft und gleichzeitig mit ihr die Arbeiterschaft, die sie brauchte. Die in der Feudalzeit kleine Wirtschaft des Gutsherrn wurde vergrößert einerseits durch die von den regulirten Höfen abgetretenen Landflächen, andrerseits durch die Einziehung der kleinern Stellen, und durch diese Einziehung wurde zugleich die Arbeitermenge geschaffen, die zur Bebauung des der Frohnden beraubten und noch dazu vergrößerten Ritterguts notwendig war. Daß erst

diese Umgestaltung den rationellen und intensiven Betrieb möglich machte und die Produktivität der Landwirtschaft außerordentlich erhöhte, darin besteht der Vorteil dieser Umwandlung für die Nation.

Die Schattenseite liegt in den Arbeiterverhältnissen. Mehr und mehr entfernte sich der zum Tagelöhner herabgesunkene Ackerhäusler von dem Bauer, dessen Standesgenosse er bis dahin gewesen war. Bis 1840 zwar blieb der Bauer noch bescheiden, denn es ging ihm schlecht; die Kriegslasten, die Kosten der Regulirung drückten ihn, und seine Erzeugnisse galten nicht viel auf dem Markte. Dann aber kam seine goldne Zeit; die Preise stiegen, und indem er sich die technischen Fortschritte aneignete, in denen ihm der Rittergutsbesitzer voranging, vermehrte er die Menge seiner verkäuflichen Produkte. Er wurde ein Herr, der den Rittergutsbesitzern nahe steht, und eine tiefe Kluft scheidet ihn von den Nachkommen seiner ehemaligen „nicht regulirten" Standesgenossen. Diese bilden ein von allen übrigen Ständen abgesondertes Proletariat, aus dem es keinen Ausweg und für das es keine Hoffnung des Emporsteigens giebt.

Durch die Gemeinheitsteilung wurde die Lage der kleinen Leute noch weiter verschlechtert. Durch sie, pflegten sie in Pommern zu sagen, sind die Bauern zu Edelleuten geworden und wir zu Bettlern. Indem sie ihren Anteil an der Gemeindeweide, das Recht auf Raffholz und Laubstreu verloren, wurde ihnen die Viehhaltung unmöglich und die Heizung verteuert.*) In jenen Gegenden, wo früher durch das Bauernlegen die spannfähigen Güter vermindert worden waren und daher jetzt das Rittergut vorherrscht, namentlich in Pommern, Ost- und Westpreußen, hat nach Aufhebung der Leibeigenschaft die Arbeitsverfassung zunächst die Form der Instmannschaft angenommen. „Der Gutsbesitzer — sagt Knapp — sichert sich durch Vertrag auf längere Zeit die Arbeitskraft — nicht etwa eines Mannes, sondern — einer Arbeiterfamilie. Die Familie wird in einen Katen gesetzt, der auf dem Boden des Gutsherrn steht, und muß sich bereit halten, einen Mann und einen Gehilfen (den sogenannten Scharwerker) zu stellen. Dafür wird nur ein ganz geringer Tagelohn bezahlt; in der Hauptsache empfängt der Inste, außer dem Genuß der Wohnung, gewöhnlich etwas Gartenland, das er für sich benutzt; und außerdem wird für ihn eine Anzahl Morgen Landes in den gutsherrlichen Schlägen bestellt; was da geerntet wird an Getreide, Hülsenfrüchten oder Kartoffeln, das gehört dem Insten. Endlich hat der Inste das Recht, während des Winters das Getreide des Gutsherrn auszudreschen gegen einen bestimmten Bruchteil des Erdrusches." Das wäre ja nun ganz schön gewesen, wenn es so geblieben wäre. Der Inste stand zwar nicht so da, wie der westfälische

*) Wie dadurch auch der ärmere Bauer geschädigt worden ist, hat man in der Futternot des vergangnen Sommers erfahren. V. d. Goltz führt aus den Grenzboten, Jahrgang 1892) Heft 24, S. 509 den Ausspruch Bismarcks vom Jahre 1849 an: „Land haben sie (die Bauern und Streu brauchen sie; statt dessen vermehrt man ihr Bedürfnis an Streu."

Heuerling, er war nicht der Duzbruder seines Brotherrn und hatte keine selbständige Ackerwirtschaft, aber er hatte sein sicheres Auskommen und sein festes Heim. Aber es blieb nicht so. Die Dreschmaschine und die Zuckerrübe, wie v. d. Goltz sagt, die kapitalistische Gutswirtschaft, wie Knapp es nennt, haben dem Instmannswesen ein Ende gemacht oder werden es demnächst machen; nach Webers Ansicht wenigstens hat es keine Zukunft mehr. Mit Einführung der Dreschmaschine hörte der Anteil der Insten am Erdrusch auf, die intensivere Kultur, die dem Boden höhern Ertrag abgewinnt, vermindert die Geneigtheit des Gutsherrn, für den Insten einige Morgen Acker bestellen zu lassen, und läßt den reinen Geldlohn vorteilhafter erscheinen (während sich als Zwischenform das Deputat hie und da noch hält), und da die Dreschmaschine den größten Teil der Winterarbeit hinweggenommen hat, so braucht der Gutsbesitzer nicht mehr sämtliche Arbeiter das ganze Jahr hindurch; er vermindert die Zahl der Insten und mietet im Sommer Wanderarbeiter, und zwar zieht er solche vor, die mit dem niedrigsten Geldlohn zufrieden sind. Damit sind drei Wirkungen gegeben, deren Bedeutung weit über die Arbeiterfrage im engern Sinne hinausreicht. Erstens ist an die Stelle der Interessengemeinschaft, die selbst den Insten noch an den Gutsbesitzer band — denn die Höhe seines Einkommens hing ja vom Ausfall der Ernte auf dem Gute ab —, der nackte Interessengegensatz getreten wie in der Industrie. Zweitens wandern die deutschen Arbeiter ab (Abwanderung, zum Unterschiede von der Auswanderung, ist jetzt der Fachausdruck für die Wanderung in eine andre Provinz des Vaterlandes), weil sie sich den verschlechterten Lebensbedingungen nicht fügen wollen oder können. Und drittens wandern Polen aus Rußland ein. V. d. Goltz meint, der Großgrundbesitz werde und müsse, die Fortdauer der jetzigen Bodenverteilung und der heutigen Wirtschaftsweise vorausgesetzt, den ganzen Osten der preußischen Monarchie polnisch machen, und Dr. Weber schloß seine Betrachtungen über diesen Gegenstand mit den Sätzen: „Also, meine Herren, der Großgrundbesitz ist das Element, das im Osten zur Zeit am stärksten polonisirt. Es ist [nur noch] eine Frage der Zeit, wann der Augenblick gekommen sein wird, wo er in seinem Auftreten gemeinschaftliche Sache mit den Polen wird machen müssen."

Für den Instmann wie fürs Vaterland gleich verhängnisvoll ist die jetzige Unsicherheit seiner Stellung. Der Einlieger und der Instmann — sagt v. d. Goltz S. 134 — „können zwar beliebig ihren Wohnsitz wechseln, aber sie müssen ihn auch oft wechseln. Wenn der Mietherr dem Einlieger die Wohnung, der Gutsherr den Instleuten den Kontrakt kündigt, so ist in der Regel damit gleichzeitig für sie die Notwendigkeit verbunden, auch den Ort ihres Wohnsitzes und ihrer Arbeitsstätte zu verändern, sich von Altersgenossen und Freunden, vielleicht von Verwandten zu trennen. Von einer eigentlichen Heimat ist bei vielen von ihnen keine Rede mehr; das Heimatsgefühl ist aber gerade

bei der niedern Bevölkerung die Grundlage für die Vaterlandsliebe. Es bietet für den Sozialpolitiker kein erfreuliches Bild, wenn an den üblichen Umzugsterminen auf den verkehrsreichen Landstraßen im Laufe eines einzigen Tages eine ganze Reihe von Arbeiterfamilien mit allen ihren Habseligkeiten vorüberkommt, um einen neuen Wohnsitz aufzusuchen. Je nach ihrem Besitz an fahrenden Gütern ist dann eine Familie auf drei, vier, fünf oder noch mehr Wagen untergebracht, auf denen sich Eltern und Kinder, Schweine und Geflügel, Vorräte an Getreide und Kartoffeln, Bettzeug und Hausgeräte einträchtig neben und über einander befinden. Ist die Familie in ihrer Art wohlhabend, so geht hinter einem der Wagen und an ihn angebunden das wertvollste Besitztum, eine Kuh. In dieser Weise wechseln jährlich Tausende von Arbeiterfamilien ihren Wohnsitz, ihre Arbeitsstätte, ihren Arbeitgeber; mit jedem Wechsel geht ein Stück Liebe und Anhänglichkeit zu Heimat, Freunden, Arbeitgebern verloren. Nach dem bekannten Sprichwort: »Dreimal Umziehen ist so viel wie einmal Abbrennen« ist auch der materielle Verlust, den die Arbeiter durch den Umzug erleiden, nicht gering.“ Und da die Kuhhaltung bei den Instleuten aus den angeführten Ursachen ohnehin immer seltner wird, so werden dann schon diese Umzüge das übrige besorgen; es wird bald keine kuhhaltenden Instleute mehr geben. Der wandernde Instmann steht durch seinen Besitz und seine Lebensgewohnheiten immer noch eine Stufe über dem „Losarbeiter,“ aber er verschwindet auf die angegebne Weise mehr und mehr, während sich die Zahl der Losarbeiter vermehrt.

Wird lediglich das Einkommen berücksichtigt und dieses in Gelde berechnet, so hat sich den amtlichen Durchschnittsberechnungen nach die Lage der ländlichen Arbeiter seit ihrem Entstehen gebessert. Im Jahre 1873 ließ der Kongreß deutscher Landwirte Erhebungen veranstalten; nach diesen betrug in den alten Provinzen des östlichen Flügels der preußischen Monarchie das durchschnittliche Familieneinkommen (Arbeitslohn der Frau und Naturalien mitgerechnet) der freien Tagelöhner 559,44, das der Gutstagelöhner (Insten) 658,82 Mark. Die niedrigsten Zahlen hatte der Regierungsbezirk Gumbinnen mit 387 und 513,6, die höchsten Merseburg mit 663,6 und 867 Mark. V. d. Goltz berechnet die Steigerung seit 1848 auf 41,7 Prozent. Er findet sie schon deswegen nicht übermäßig, weil sich ja in dem gleichen Zeitraume die Ansprüche aller Stände gesteigert und die Besoldungen aller Beamtenklassen gehoben hätten. Viele von diesen haben gerade erst nach dem Jahre 1873 eine so bedeutende Aufbesserung erfahren, daß sie um hundert und mehr Prozent höher stehen als am Anfange des Jahrhunderts, während die ländlichen Tagelöhne seit 1873 nach v. d. Goltz im ganzen zwar ein wenig, aber nur an wenigen Orten stark gestiegen, an manchen sogar gesunken sind.

Zwischen dem nördlichen Flügel des ostelbischen Landes und dem südlichen,

den Schlesien bildet, waltet ein Unterschied ob, der nicht übersehen werden darf. Oberschlesien ist der Landstrich, wo die nicht regulirten bäuerlichen Stellen, meist sogenannte Robotgärtnerstellen (in Mittel- und Niederschlesien hießen ihre Inhaber Dreschgärtner), alleſamt von den Gutsherren einfach eingezogen wurden. Hier wurde also ganz plötzlich ein zahlreiches Arbeiterproletariat geschaffen, das den Tagelohn bis auf den heutigen Tag niedrig gehalten hat. Heute hat nicht mehr, wie 1873, der Regierungsbezirk Gumbinnen, sondern der Regierungsbezirk Oppeln die niedrigsten Tagelöhne; dort schwanken sie zwischen 1,20 und 1,80 Mark Sommerlohn für Männer, hier betragen sie durchweg eine Mark, nur im Industriebezirk treibt sie die Konkurrenz höher. Ob auch die Frau mitarbeitet, deren Tagelohn im Winter fünfzig, im Sommer sechzig Pfennige beträgt, so steigt doch das Familieneinkommen, wie 1873, so auch heute noch nur wenig über vierhundert Mark. (Die von Weber gesammelten Angaben über die oberschlesischen Löhne stimmen genau mit dem überein, was wir selbst durch persönliche Erkundigungen erfahren haben.) Dabei ist zu bemerken, daß der „freie" Tagelöhner außer dem nackten Geldlohn nichts, rein nichts erhält, weder einen Bissen Brot zum Frühstück oder zur Vesper, noch einen Schnaps, noch ein Glas Milch oder Buttermilch, wenigstens beim Rittergutsbesitzer; der Bauer pflegt einen Schnaps zu spenden, die Bäuerin auch manchmal ein Butterbrot. Die Gesamtlage des oberschlesischen nicht bloß, sondern überhaupt des schlesischen Landarbeiterstandes ist aber besonders deswegen schlechter als die des ostpreußischen, weil er vorzugsweise aus besitzlosen Tagelöhnern besteht, während diese, von den Wanderarbeitern abgesehen, im Norden, wo das Instmannverhältnis vorherrscht, die Ausnahme bilden. Im Norden liegt die Sache so, daß sich die Lage der Leute durch Verminderung der Instmannstellen und durch Verwandlung der Naturallöhne zugleich verschlechtert und verbessert. Verschlechtert, indem die Existenzsicherheit schwindet, ruheloses Wandern an die Stelle der Seßhaftigkeit tritt und die Ernährung schlechter wird,*) verbessert, indem das Abwandern die zuverlässigen Arbeiter selten macht, den Geldlohn in die Höhe treibt und eine bessere Behandlung erzwingt.

Es hieße dem Publikum den gesunden Menschenverstand absprechen, wenn

*) Die Milch der Deputatkuh fällt weg, statt Milch und Buttermilch wird Schnaps getrunken, und an die Stelle des Mehls und der Hülsenfrüchte tritt die Kartoffel. Der Sozialist Mehring bestreitet in der Neuen Zeit Rudolf Meyers Behauptung, daß sich die Verschlechterung der Ernährung schon in der leiblichen Entartung bekunde, und daß es die Leute vor neunzig Jahren in materieller Beziehung besser gehabt hätten, allein auch v. d. Goltz und Weber heben die Verschlechterung der Ernährung hervor, die doch, wenn sie anhält, nicht ohne Einfluß auf die Körperbeschaffenheit bleiben kann; allerdings vergleichen sie den heutigen Zustand nicht mit dem in der Zeit der Leibeigenschaft, sondern gehen nur auf die unmittelbare Vergangenheit zurück.

man es nach Darlegung dieser Verhältnisse noch zu einer besondern Untersuchung der Ursachen, die den Osten der preußischen Monarchie zu entvölkern drohen, einladen wollte. Ist doch kein Tier so stumpfsinnig, daß es nicht bei Futtermangel einen bessern Futterplatz suchen sollte. Von Rücksichten wirtschaftlicher, sittlicher und gemütlicher Art aber, die den Arbeiter an seine Heimat fesseln könnten, kann dort keine Rede mehr sein, wo an die Stelle patriarchalischer Pietätsverhältnisse das reine, nackte Geldinteresse getreten ist,*) wo der Arbeiter keinen festen eignen Herd zu gründen vermag, und wo bei der Geringfügigkeit des Einkommens weder ein geordnetes Familienleben, noch eine behagliche Häuslichkeit möglich ist. Zwar äußert Dr. Weber (S. 70 des Berichts über die Generalversammlung) über die Sachsengängerei: „Die Leute gehen den Sommer über fort, sie kommen im Herbste wieder zurück und bringen soviel bares Geld mit, daß sie einige Monate »Ferien« machen können, und sie haben dann die Illusion — es ist lediglich eine Illusion —, daß sie »mehr« verdient hätten, besser gestellt gewesen seien in der Fremde als zu Hause. Sie bedenken nicht, daß sie das Mehr an baren Mitteln erspart haben allein auf Kosten ihrer Lebenshaltung, indem sie sich in der Fremde herdenweise in einem Kasernement und bei einer Ernährungsweise unterbringen ließen, wie sie sie sich in ihrer eignen Familie und zu Hause niemals bieten lassen würden.“ Doch dabei kann er höchstens einzelne Gegenden des Nordens vor Augen gehabt haben, vielleicht den Regierungsbezirk Köslin, wo es ja vorkommen mag, daß es der Instmannssohn zu Hause besser haben könnte als in der Fremde. Aber bei der Mehrzahl, namentlich bei den Oberschlesiern, ist die Verbesserung sicherlich keine Illusion. Die Arbeiterkaserne im Sachsenlande ist eine bessere Wohnung, als das elende Loch, worin er zu Hause schläft, und die Kost ist dort ganz bedeutend besser. Hauptsächlich dieser kräftigen Kost ist es zuzuschreiben, daß dieselben Leute, die von den oberschlesischen Gutsbesitzern faul gescholten werden, in Sachsen, auch schon in Niederschlesien ob ihrer tüchtigen Leistungen gelobt werden. Wenn nun ein Bursche den Sommer über freie Schlafstätte und solche Kost haben und dann noch zwei- bis dreihundert Mark, das ist die Hälfte bis drei Viertel eines ganzen oberschlesischen Familieneinkommens, nach Hause bringen und damit den Winter über nach seinen Begriffen ein Leben wie im Paradiese führen kann, ist das etwa keine wirkliche Verbesserung? Also bei dem winzigen Gemütsinhalt, den das Leben in der Heimat dem ländlichen Arbeiter des Ostens bietet, und bei der heutigen Leich-

*) Auch die herrschaftlichen Beamten sind unstet geworden. Früher saß ein Wirtschaftsinspektor, ein Schloßgärtner, wo er einmal saß, zeitlebens, und einer seiner Söhne folgte ihm. Heutzutage befolgen die Herrschaften und die „Generaldirektoren,“ um weder rechtliche noch moralische Verpflichtungen entstehen zu lassen, die Praxis, daß sie den Mann gar nicht recht warm werden lassen, ihn jedenfalls spätestens dann vor die Thüre setzen, wenn er alt zu werden anfängt. Wir kennen eine Menge einzelne Fälle.

tigkeit des Verkehrs versteht es sich ganz von selbst, daß die Arbeiter aus den Gegenden des niedrigen Lohnes in die des hohen, aus dem Osten in den Westen strömen, wenn ihnen ihre Mittel nicht übers Meer zu wandern gestatten, geradeso, wie die Söhne des Bürgerstandes allemal dem Berufe zuströmen, der die besten Aussichten eröffnet oder zu eröffnen scheint.

Die Auswandrung gehört zwar streng genommen nicht zu unserm Thema, hängt aber doch damit zusammen, und so wollen wir denn einer Erscheinung gedenken, die beweist, in wie erstaunlichem Grade bei uns das Verständnis für die einfachsten Vorgänge im Volksleben abgenommen hat. Wie schon oft seit zwanzig Jahren, hat man auch auf der letzten Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik hervorheben zu müssen geglaubt, daß, wie nicht die schlechtesten, sondern die besten Arbeiter abwandern, so auch nicht die heruntergekommnen Bauern übers Meer fortziehn, sondern solche, die noch etwas haben. Solchen Hinweisungen liegt wohl meistens die Absicht zu Grunde, die Hörer zu dem Schlusse zu verleiten — einem Schlusse, den der Redner selbst vorher gezogen hat —: da Auswanderung ein Zeichen von Wohlstand ist, und da nur solche Arbeiter abwandern, die der Haber sticht, so ist gerade die starke Wanderung ein Beweis dafür, wie gut es unserm Volke im allgemeinen und dem Arbeiteiterstande im besondern geht. In diese Trugschlußkette hat man aber nur darum geraten können, weil der gesunde Instinkt des Volkes weithin unterdrückt und irregeleitet ist, sodaß er, wo er noch hervortritt, Staunen erregt und halb unverstanden bleibt. Bei allen leiblich und geistig gesunden Völkern wandert alljährlich ein Teil der rüstigen Jugend aus, sobald es an Land zu fehlen anfängt. Der westfälische, der oldenburgische, der holsteinische Hofbesitzer läßt den zweiten Sohn studieren, und den dritten schickt er mit einem Kapital übers Meer, damit er sich dort einen Hof gründe. Der pommersche, der westpreußische Bauer, der weniger begütert ist und noch dazu nach Landessitte sein Vermögen unter seine Kinder teilen müßte, wandert selber aus, weil er drüben Aussicht hat, seine Kinder mit seinem kleinen Vermögen anständig versorgen zu können, was er hier nicht kann. Die Leute wandern also freilich nicht aus, weil es ihnen schon jetzt schlecht ginge, aber sie wandern aus, weil es ihnen und ihren Kindern schlecht gehen würde, weil diese ins Proletariat versinken würden, wenn sie daheim blieben. Nicht der Wandertrieb ist etwas krankhaftes, und nicht das Volksgehirn ist krank, das ist vielmehr gerade an der fraglichen Stelle kerngesund, sondern das Gehirn der Regierungen ist krank, die jenen gesunden Trieb, den Trieb des natürlichen Wachstums, beklagen und seiner Äußerung allerlei Hemmnisse bereiten, anstatt für Gelegenheiten zu einer Kolonisation zu sorgen, die, indem sie das Bedürfnis des Volkes befriedigte, zugleich die Macht des Vaterlandes vermehren würde.

Also die Aus- wie die Abwanderung bedarf weiter keiner Erklärung, und welche verderblichen Wirkungen die Entvölkerung des Ostens in volkswirt-

schaftlicher, sozialer und politischer Beziehung nach sich zieht, haben wir oft genug erwogen. V. d. Goltz behandelt diese Wirkungen im dritten Abschnitt seiner Schrift sehr ausführlich und mit warmem Herzen; seine Betrachtungen über das Heimatgefühl, über den Wert des eignen Grundbesitzes und über das Glück des Landlebens erinnern vielfach an das, was wir oft in diesen Blättern gesagt haben. Es kann sich also nur noch um Vorschläge zur Heilung handeln. Gegen Beschränkung der Freizügigkeit würde Dr. Weber grundsätzlich nichts einzuwenden haben, aber er hält sie für unausführbar, u. a. darum, weil man die Leute nicht zwingen könne, an demselben Orte zu bleiben, wenn man ihnen nicht verbürgen kann, daß sie dort zeitlebens ihren Unterhalt finden werden. Etwas ähnliches habe man ja in Mecklenburg versucht; es sei da den Gutsherren vorgeschrieben worden, was sie ihren Arbeitern zu gewähren hätten. „Ich glaube aber, vor die Wahl gestellt, sich einen derartigen Eingriff gefallen zu lassen oder den gegenwärtigen Freizügigkeitszustand aufrecht zu erhalten, würde der überwiegende Teil der Landwirte doch das letztere wählen!“ So ists! Hörigkeit wäre den Herren schon recht, wenn nur deren Korrelat nicht wäre, die Verpflichtung oder richtiger gesagt die Notwendigkeit, den Hörigen, den Sklaven, samt Weib und Kindern jahraus jahrein zu beherbergen, zu füttern und zu kleiden, gleichviel ob man Arbeit für ihn hat oder nicht! Wir sagen: oder vielmehr die Notwendigkeit, weil ein Höriger, den man im Winter verhungern läßt, im nächsten Frühjahr nicht mehr vorhanden ist, und einer, den man bloß hungern läßt, dann, wenn man ihn braucht, nichts mehr taugt, auch keinen tauglichen Nachwuchs zeugt. Der Landrat von Werder (Halle) sprach für Naturallohn und gegen nackten Geldlohn; in solchem könne die Landwirtschaft niemals mit der Industrie konkurriren, weil diese „die Arbeiter à tout prix nimmt, wenn sie sie braucht, und sie auf die Straße wirft, wenn sie sie nicht mehr braucht,“ die Landwirtschaft aber so nicht handeln könne. Herr von Werder übersieht, daß es der Großgrundbesitzer des Ostens in Beziehung auf den zweiten Punkt ganz ebenso macht, daß er bei solchem Verfahren den nackten Geldlohn vorteilhafter findet, und daß eben darin der Hauptsache nach das besteht, was man die ländliche Arbeiterfrage nennt. Das Heuerlingswesen in den Osten zu verpflanzen, hält Knapp für unmöglich, weil, wie er (S. 16 des Berichts) sehr bezeichnend sagt, der Heuerling eine Seele habe; wir glauben auch, daß die Großgrundbesitzer des Ostens Wesen, die eine Seele haben, nicht brauchen können. Dr. Weber bestritt das freilich und wies auf die Pächter des Grafen Holstein in Holstein hin (die Grenzboten haben im Jahre 1892, zweites Vierteljahr S. 526 die Zustände auf dem Gute dieses echten Edelmannes kurz geschildert), die, abgesehen von dem sozialen Abstande zwischen ihnen und dem Brotherrn, ganz ähnlich lebten, wie die westfälischen Heuerlinge. Allein diese Ausnahme bestätigt nur die Regel. Die dortigen Einrichtungen ruhen ganz allein auf der edeln Persönlichkeit des Grafen, nicht

auf Gesetz und Recht, nicht auf Landessitte und Herkommen, nicht auf dem Volkswillen. Bildeten solche edle Persönlichkeiten die Mehrheit im ostelbischen Adel, dann hätte die Arbeiterfrage, wenn sie überhaupt existirte, keinen solchen Umfang angenommen, und würden Krisen, die aus Umwälzungen des Betriebs entstünden, leicht überwunden.

Das Hauptergebnis der Beratungen des Vereins für Sozialpolitik fällt einerseits mit dem Ergebnis des zweiten Tages, wo über Bodenverteilung und Sicherung des Kleingrundbesitzes beraten wurde, und mit dem im vorigen Vierteljahr in den Grenzboten (von S. 244 ab) besprochenen Kolonisationsplane Serings zusammen, andrerseits mit den Vorschlägen des Freiherrn v. d. Goltz, nur daß diese noch umfassender sind. (Sie machen den vierten und letzten Teil seines Buches aus.) Er bedauert es als einen schweren Fehler, daß man seinerzeit die nicht spannfähigen Güter von der Regulirung ausgeschlossen habe, anstatt durch ihre Einbeziehung der Entstehung eines proletarischen Arbeiterstandes vorzubeugen, und meint, der Staat müsse in seinem eignen Interesse den damals begangnen Fehler dadurch wieder gut machen, daß er das Gesetz vom 27. Juni 1890 über Rentengüter auch auf ansiedlungsfähige und bereite Landarbeiter anwende und die Wohlthaten des Ergänzungsgesetzes vom 7. Juni 1891 „betreffend die Beförderung der Errichtung von Rentengütern" auch solchen kleinen Ansiedlungen zukommen lasse. Das erste geschieht nach der bisherigen Praxis nur ausnahmsweise, und das zweite ist durchs Gesetz ausgeschlossen; ein Gutsherr kann zwar Arbeiter ansiedeln, aber die Rentenbank gewährt ihm kein Darlehen zur Errichtung der Gebäude. Es dürfen aber, meint v. d. Goltz in Übereinstimmung mit Sering, keine Arbeiterkolonien gegründet werden, weil diese unfehlbar Diebskolonien werden und die Kolonisten darin jeder wirtschaftlichen Förderung und der Aussicht auf allmähliches Emporsteigen entbehren, sondern die Arbeiterstellen müßten in Bauerndörfer eingestreut werden, die freilich erst noch wiederum mit Hilfe der beiden Gesetze zu schaffen wären. Boden dazu, meinen beide Sachkundigen, sei genug vorhanden auf den unbenutzten und unter den jetzt obwaltenden Umständen unbenutzbaren Außenschlägen großer Güter. Die Arbeiterwirtschaften dürften nicht mehr als $2^1/_2$ Morgen umfassen, weil, wenn eine Stelle ihren Besitzer vollständig ernährt, dieser nicht mehr Lust hat, für Tagelohn zu arbeiten, aber dafür werde dem Arbeiter die Hoffnung blühen, emporsteigen zu können, weil ja die geplante Ansiedlung eine Stufenleiter kleinster, kleiner und mittlerer Güter herstellen solle. Durch zwei andre Dinge solle dem Ansiedler der Fortschritt noch erleichtert werden, einmal durch die Eingliederung ins Gemeindeleben, die mit der geplanten Dorfanlage durch die neue Landgemeindeordnung von selbst gegeben sei. Dadurch werde das Selbstbewußtsein, die Energie, die sittliche Haltung des Mannes gehoben und nehme er an der wachsenden Einsicht der Gemeinde in die Bedingungen einer rationellen Wirt-

schaft teil. Zur Vervollständigung dieses Vorteils gehöre, daß die Gutsbezirke aufgehoben werden, die es dem Rittergutsbesitzer möglich machen, sich nicht allein den Gemeindelasten zu entziehen, sondern auch seine eignen Verpflichtungen, z. B. Schulung seiner Tagelöhnerkinder und Armenpflege, auf sie abzuwälzen; die Gutshöfe müßten sämtlich „inkommunalisirt“ werden (wie in Westfalen, bemerkte einer der Redner auf der Generalversammlung). Das andre, was den angesiedelten Arbeitern beim Emporsteigen behilflich sein soll, ist die Wiederherstellung des Gemeindebesitzes: Wiese, Wald und Torfmoor muß den kleinen Leuten (gegen angemessene Entschädigung) wieder zur Verfügung gestellt werden, um ihnen die Viehhaltung zu ermöglichen und die Heizung billiger zu machen. Außerdem spricht v. d. Goltz das große Wort gelassen aus, die Dreschmaschine müsse beseitigt und der Flegel wieder in seine Rechte eingesetzt werden, damit die Leute wieder Winterarbeit bekämen. Der Verfasser führt aus, wie das Rentengütergesetz zu diesem Zweck umgeformt werden müsse, entwickelt einen umfassenden Plan für das bei der Anlage von Arbeiteransiedlungen zu beobachtende Verfahren und stellt einen Kostenanschlag nebst Deckungsplan auf. Von einer stärkern Besiedlung des Ostens verspricht er sich einen gewaltigen Fortschritt der intensivern Bodenkultur, die den Ertrag bedeutend steigern werde; doch bewegen sich seine Wahrscheinlichkeitsberechnungen in verständigen Grenzen und tragen nichts phantastisches an sich. Dadurch würde der Übelstand, daß der deutsche Boden seine Bewohner nicht mehr zu ernähren vermag, wenn auch nicht gehoben, so doch gemildert werden.

(Schluß folgt)

Die Reform des Militärstrafprozesses

Das Schauspiel äußerster Ratlosigkeit und Zerfahrenheit, das der verflossene Reichstag unmittelbar vor seiner Auflösung in den letzten entscheidenden Tagen der Beratung über die Militärvorlage bot, war kein Zeugnis für die politische Reife unsers Volkes und seiner parlamentarischen Vertreter. Hätten namentlich die liberalen Parteien die Zeichen der Zeit verstanden, so würden sie, statt unfruchtbarer Tiraden über den umsichgreifenden Militarismus, statt kleinlichen Marktens über das Mehr oder Weniger von einigen Tausend neuen Soldaten, die dem deutschen Volke durch den gewaltigen Ernst der europäischen Lage aufgenötigte Vorlage gutgeheißen, ihre Zustimmung aber an eine Bedingung geknüpft haben, die ihnen, wie damals die Dinge lagen, eine geradezu unan-

greifbare parlamentarische Stellung verschafft hätte: Reform des Militärstrafprozesses. War doch seit 1870 keine Session vergangen, ohne daß aus der Mitte des Reichstags darauf gedrungen worden wäre, diese Reform endlich in Angriff zu nehmen, hatte sich doch erst in der Sitzung vom 17. Februar 1892 der Reichstag mit dreifünftel Mehrheit in einer Resolution zu Gunsten der Ständigkeit und Selbständigkeit der Militärgerichte sowie der Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Hauptverfahrens ausgesprochen, und war doch auch vom Regierungstisch die Notwendigkeit der Reform selbst niemals bestritten worden. Dazu kam die Aufregung weiter Volksschichten über die in wachsender Zahl bekannt gewordnen Soldatenmißhandlungen, die man nur zu geneigt war mit Mängeln des Strafverfahrens in Verbindung zu bringen, auch in loyal denkenden Kreisen glaubte man in dem Widerstande gegen die Reform ein Zeichen des sonst nicht recht greifbaren „Militarismus" zu erkennen, kurz, der Druck der öffentlichen Meinung war gerade um jene Zeit so stark, daß es die Reichsregierung einer geschlossenen und sonst zur Bewilligung der Vorlage entschlossenen Mehrheit gar nicht hätte verweigern können, mindestens bindende, in bestimmter Frist auch einzulösende Zusagen wegen Vorlegung einer neuen Militärstrafprozeßordnung zu geben. Die Gelegenheit ist versäumt worden und wird sobald nicht wiederkehren. Man darf daher heute nur von der Einsicht der Reichsregierung selbst hoffen, daß sie sich aus eigner Bewegung zur endlichen Lösung einer Aufgabe entschließen werde, die schlechterdings nicht länger aufgeschoben werden darf. Ihr freiwilliges Vorgehen würde zugleich den Vorteil haben, so gut es bei einer für ein militärisches Volk so hochpolitischen Frage möglich ist, einer sachlichen und leidenschaftslosen Behandlung die Wege zu ebnen. Ein uns vorliegendes Buch*) scheint uns besonders geeignet, hierzu Brücken schlagen zu helfen.

Die erste und wichtigste Bedingung für jeden, der sich über die Grundzüge einer Reform des Militärstrafprozesses ein Urteil bilden will, ist doch wohl eine genaue Bekanntschaft mit dem gegenwärtig in Deutschland geltenden Verfahren, also mit dem preußischen und dem bairischen Prozeß. Der von beiden abweichende württembergische kommt wegen der Kleinheit des Rechtsgebiets und da er der älteste von allen ist, nicht in Betracht. Da sich ferner der Militärstrafprozeß der Natur der Sache nach in möglichster Übereinstimmung mit den Formen des bürgerlichen Strafverfahrens zu halten hat, soweit nicht diese Formen selbst schon als reformbedürftig erkannt sind, und soweit nicht die militärische Eigentümlichkeit Abweichungen fordert, so ist auch die Bekanntschaft mit dem bürgerlichen Recht, mit der auf diesem Gebiete in Fluß befindlichen Reformbewegung und nicht am wenigsten mit den militärischen Dienstverhältnissen

*) Der Militärstrafprozeß in Deutschland und seine Reform. Von Dr. jur. von Marck. Erste Hälfte. Berlin, R. v. Deckers Verlag, 1893. (446 S.)

und dem ganzen militärischen Leben unerläßlich. v. Marck bietet diese Materialien auch dem nicht juristisch und nicht militärisch vorgebildeten Leser in großer, vielleicht etwas zu breiter Vollständigkeit und zeichnet sich, wiewohl überwiegend auf militärischem Standpunkte stehend, durch eine ungemein vorurteilslose und gerechte Würdigung des Für und Wider in jeder einzelnen Frage aus, sodaß wir den Eindruck behalten, es müsse bei gutem Willen auf beiden Seiten eine Verständigung zwischen den militärischen und den bürgerlichen Auffassungen recht wohl möglich sein. Auch v. Marck bejaht die Notwendigkeit der Reform, obwohl er ausdrücklich vorausschickt, daß jede Änderung der Gesetzgebung an sich ein Übel sei, und die Frage sehr richtig dahin formulirt, ob sich das Fortbestehen des gegenwärtigen Rechtszustandes als das größere von zwei Übeln erweise. Da er seine positiven Vorschläge nur erst andeutet und ihre genauere Begründung der noch nicht erschienenen zweiten Hälfte des Werkes vorbehält, gehen wir hier nur auf die großen Schlagworte, um die der Streit vor allem tobt, auf die Fragen der Gerichtsherrlichkeit, der Ständigkeit der Gerichte, Mündlichkeit und Öffentlichkeit etwas näher ein.

Die Gerichtsherrlichkeit besteht darin, daß kein militärgerichtliches Verfahren anders als auf Befehl des höhern militärischen Vorgesetzten eingeleitet werden darf, daß derselbe Vorgesetzte weiter darüber entscheidet, ob der Angeklagte zur Hauptverhandlung vor Gericht zu stellen sei, und endlich in dem Rechte des militärischen Befehlshabers, nach Befinden des obersten Kriegsherrn, das ergangne Urteil zu bestätigen. Die Einleitung des Verfahrens ist sowohl nach preußischem als nach bairischem Rechte dem Vorgesetzten vorbehalten. Auch im bürgerlichen Prozeß steht die erste Entschließung einer an die Weisungen der Regierung gebundnen Behörde, der Staatsanwaltschaft zu. Die Frage wird erst schwierig, wenn es sich darum handelt, ob und welche Rechtsmittel zulässig sein sollen, wenn der militärische Vorgesetzte die Einleitung des Strafverfahrens verweigert. Man denke an die Mißhandlungen Untergebner oder an eine strafbare Handlung, durch die eine Zivilperson verletzt worden ist. Im ersten Falle hängt die Frage mit dem militärischen Beschwerderecht zusammen, die Regelung dieses Beschwerderechts wird aber vom Bundesrat als eine den gesetzgebenden Gewalten entzogne Kommandoangelegenheit des obersten Kriegsherrn aufgefaßt. Im letztern Falle, wenn der Verletzte eine Zivilperson ist, steht die Beschwerde an die obern militärischen Instanzen zwar unbeschränkt offen. Soll sich aber der Verletzte daran genügen lassen, während ihm nach bürgerlichem Rechte gestattet ist, wenn die Beschwerde fruchtlos bleibt, noch eine richterliche Behörde, das Oberlandesgericht, anzugehen, dessen Entscheidung dann die Staatsanwaltschaft zur Durchführung der Anklage verpflichtet? Bekanntlich bildete diese Frage einen der Punkte, an denen die Strafprozeßordnung noch in letzter Stunde zu scheitern drohte. Die Analogie würde dazu führen, für solche Fälle, die ganz

außerordentlich praktisch werden können — man denke an die sogenannten Militärexzesse —, die Entscheidung in die Hände eines obersten, vielleicht durch bürgerliche Richter verstärkten Militärgerichtshofs zu legen. Die Entscheidung darüber, ob die Ergebnisse der Vorerörterungen ausreichen, den Angeklagten vor das urteilende Gericht zu stellen, ist in Baiern dem militärischen Befehlshaber entzogen und einem Dreirichterkollegium übertragen. Auch der bürgerliche Prozeß erfordert eine besondre richterliche Entscheidung über Eröffnung des Hauptverfahrens. Freilich ist es eine alte Klage, daß diese Entscheidung zu leicht genommen werde, und von angesehener Seite wird die Meinnng vertreten, daß die Anklagebefugnis der Staatsanwaltschaft so weit reichen solle, den Angeklagten unmittelbar vor das urteilende Gericht zu stellen. Militärisch wäre dies um so unbedenklicher, als der Anklagestand auf dem militärischen Beschuldigten regelmäßig nicht so schwer lastet, wie auf dem bürgerlichen Angeklagten. Selbst die Haft trifft den Soldaten nie so schwer, wie den aus den bürgerlichen Verhältnissen herausgerissenen Untersuchungsgefangnen. Immerhin verdient die bairische Einrichtung den Vorzug. Auch dem außer Verfolgung gesetzten Angeklagten muß daran gelegen sein, daß seine Unschuld nicht bloß vom Vorgesetzten, sondern von einer unparteiischen richterlichen Instanz anerkannt wird. Gegen ungerechtfertigte Einstellungen aber ist ein Rechtsmittel des Verletzten oder des von den Befehlen des Vorgesetzten abhängigen Militärstaatsanwalts leicht herzustellen. Die vielumstrittene Bestätigung der Urteile sieht schlimmer aus, als sie ist. Das Urteil zu schärfen ist dem Gerichtsherrn ausdrücklich untersagt. Noch weniger kann er an Stelle eines freisprechenden ein verurteilendes Erkenntnis setzen, oder umgekehrt. Das Recht der Strafmilderung ist aber im Grunde nichts andres, als das von ihm selbst ausgeübte oder an den betreffenden Befehlshaber delegirte Begnadigungsrecht des obersten Kriegsherrn. Praktisch läuft also das Bestätigungsrecht des Gerichtsherrn darauf hinaus, daß ihm, allerdings nur ihm allein, ermöglicht ist, die Sache durch ein neues Gericht aburteilen zu lassen, also seinem Wesen nach nichts andres, als das, was im bürgerlichen Recht mit der Berufung bezweckt wird. Es scheint daher mehr Formfrage, ob man es bei dem Bestätigungsrecht lassen oder statt dessen in gewissem Umfange die Berufung zulassen soll. v. Marck will die Bestätigung aller gegen Offiziere ergangnen Strafurteile durch den Kriegsherrn in jedem Falle beibehalten wissen.

Die Frage der Ständigkeit und überhaupt der Zusammensetzung der Spruchgerichte dürfte bei einer Neugestaltung des militärischen Strafverfahrens schwerlich besondern Schwierigkeiten begegnen. Niemand denkt daran, die Gerichtsbarkeit ausschließlich in die Hände gelehrter Militärrichter, der Auditeure, zu legen. Die mit fünf juristischen Richtern besetzten bürgerlichen Strafkammern werden wohl nirgends besser als in ihrem eignen Schoße als eine auf die Dauer unhaltbare Einrichtung erkannt. Die Richterklassen des preußischen und die

Militärgeschwornen des bairischen Rechts sind, abgesehen davon, daß den letztern die Mitwirkung bei der Bestimmung des Strafmaßes entzogen ist, weniger dem Wesen als der Form nach von einander verschieden. v. Marck tritt mit Wärme für das militärische Schöffengericht, d. h. für das Zusammenwirken rechtsgelehrter und militärischer Laienrichter, hier die Standesgenossen des Angeklagten, mit gleichen Rechten und Pflichten ein. Büreaukratische Engherzigkeit und radikale Anglomanie im Bunde haben dem deutschen Volke bisher immer noch eine wahrhaft deutsche und volkstümliche Gerichtsverfassung vorenthalten. Es wäre fast beschämend, wenn die Militärverwaltung auf ihrem Gebiete damit Bahn bräche. v. Marck zeigt, wie einfach sie dabei zugleich dem Grundsatz von der Ständigkeit des Gerichts gerecht werden kann: die Kommandirrolle genügt.

Mündlichkeit des Verfahrens und Anklageform sind heute so selbstverständliche Erfordernisse jeder geordneten Strafrechtspflege, daß ihre Notwendigkeit für den Militärstrafprozeß nicht besonders nachgewiesen zu werden braucht. Nach dem wenigen, was über die bisher ausgearbeiteten Entwürfe bekannt geworden ist, scheint auch das mündliche Verfahren für die Hauptverhandlung und die Errichtung militärischer Staatsanwaltschaften in sicherer Aussicht zu stehen. Daß die erkennenden Militärgerichte des preußischen Rechts die Zeugen niemals von Angesicht zu Angesicht zu sehen, daß sie ihre Aussagen, auf die sie das Urteil gründen sollen, nicht von ihren Lippen und in ihrer Sprache zu hören bekommen haben, daß jede kontrollirende Mitwirkung des Angeklagten bei der Beweisaufnahme ausgeschlossen ist, hat vielleicht mehr als irgend etwas das Vertrauen in ihre Rechtsprechung geschwächt. Hier darf die Reform in der That keine Stunde länger zögern. Der Ruf nach unbeschränkter Öffentlichkeit des militärischen Strafverfahrens würde nicht so laut ertönen, wenn wenigstens die Parteiöffentlichkeit bestünde.

Die Frage der Öffentlichkeit ist heute leider in einem Maße Schlagwort und politischer Glaubenssatz geworden, daß die Aussichten, sich hierüber zu verständigen, schwer getrübt sind. Nun kann man aber für den bürgerlichen Prozeß ein geschworner Anhänger der weitesten Öffentlichkeit des Verfahrens sein — wir rechnen uns dazu, widersetzen uns energisch jedem Versuch weiterer Einschränkung, wie er z. B. mit der famosen lex Heinze geplant wurde, ja wir reden sogar einer Öffentlichkeit der Voruntersuchung das Wort —, und man kann dennoch zugeben, daß der militärische Strafprozeß eine unbedingte Öffentlichkeit weder fordert noch erträgt. Wenn Strafprozeßgrundsätze und Disziplin mit einander in Streit zu geraten drohen, so muß im Heere notwendig die Disziplin die Oberhand behalten. „Eine Armee ohne Disziplin ist auf alle Fälle eine kostspielige, für den Krieg eine nicht ausreichende und im Frieden eine gefahrvolle Institution" (Moltke). v. Marck macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die moderne Fechtweise und die Abkürzung der Dienst-

zeit heute sogar eine Steigerung der Disziplin gebieten. Der Thatbestand der eigentlichen militärischen Verbrechen hängt aber aufs engste mit den Rücksichten der Disziplin und Subordination zusammen. Auch die gemeinen Verbrechen der Soldaten lassen sich von diesen Rücksichten nicht lösen, und der Prozeß selbst muß sich, wenn man ihn den militärischen Organen nicht ganz entziehen will, in Formen bewegen, die der Disziplin mindestens keine Gefahr bringen. Nun fordern die radikalen politischen Parteien gerade deshalb unbeschränkte Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, weil sie in und mit ihr dem militärischen Angeklagten einen Rückhalt sichern wollen, auf den er sich im Verteidigungskampf gegen die ihm entgegentretende Autorität des Strafgesetzes — jeder Prozeß ist ein solcher Kampf —, also seinem Vorgesetzten gegenüber soll stützen können. Gerade das Bewußtsein, außerhalb der Standesgenossen und Vorgesetzten einen solchen Rückhalt zu besitzen, ist der Tod aller Disziplin. In der bürgerlichen Strafjustiz kann dieser Gesichtspunkt niemals in Frage kommen. Zwischen dem Angeklagten und dem bürgerlichen Richter besteht kein Vertrauens-, kein Subordinationsverhältnis, keine Gemeinsamkeit der Berufsaufgaben, überhaupt keine andre als die durch den Strafprozeß selbst erst geknüpfte Beziehung. Dem bürgerlichen Richter kann es gleichgiltig sein, wenn er in der Theorie des Strafprozesses als ein Wesen hingestellt wird, dem alles Schlimme zuzutrauen sei, das durch gesetzliche Vorsichtsmaßregeln aller Art an einem Mißbrauch seiner Gewalt gehindert werden müsse und zu dessen Kontrolle jederzeit die Gesamtheit der Staatsbürger berufen sei. Gewiß ist auch im militärischen Strafverfahren Wahrheitsermittelung in der Untersuchungsführung und Urteilsfindung oberster Prozeßzweck, gewiß befördern nur gerechte Urteile, nicht Bestrafung um jeden Preis und mit möglichster Härte die Disziplin — auch v. Marck hebt dies ausdrücklich hervor. Aber wenn nur unbeschränkte Öffentlichkeit der Verhandlung noch imstande wäre, gerechte Richtersprüche zu verbürgen, dann wären auch Vertrauen zu den Vorgesetzten, Disziplin, Subordination, und zwar in der Gestalt des freien Gehorsams, schon so tief erschüttert, daß das Heer seiner höchsten Aufgabe, der Verteidigung des Vaterlandes, mit oder ohne Öffentlichkeit des Strafprozesses nicht mehr gewachsen wäre. So darf in einem gesunden Heere der Strafprozeß auch einer ganzen Reihe der schwerfälligen Bürgschaften entbehren, die das bürgerliche Recht z. B. bei der Untersuchungshaft, der Durchsuchung und Beschlagnahme, dem Fristen- und Zustellungswesen, dem Ausbau der Rechtsmittel zu Gunsten des Angeklagten geschaffen hat. Ja die ausgezeichnete Stellung des Offizierkorps bringt es mit sich, daß sich der Offizier als Angeklagter sogar privilegia odiosa gefallen lassen muß. Auch die Öffentlichkeit des Verfahrens gehört zu den Bürgschaften, die eine große Einschränkung vertragen. Sie kann den höhern Aufgaben des Prozesses nur dienen, wenn es gelingt, sie aller möglichen schädlichen Einwirkungen auf das Lebenselement des Heeres, die Disziplin, zu ent-

kleiden. v. Marck schlägt deshalb vor, den Offizieren die Anwesenheit in der Hauptverhandlung unbeschränkt zu gestatten, von den Mannschaften eine bestimmte Anzahl von Kameraden des Angeklagten zu kommandiren, darüber hinaus aber im allgemeinen nur Personen zuzulassen, die ein allgemeines berechtigtes Interesse an der Militärstrafrechtspflege haben. Zu diesen zählt er die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften, akademische Rechtslehrer, in Staatsämtern befindliche höhere Justizbeamte, nach Ermessen des Vorsitzenden auch Studenten, Referendare und selbst Körperschaften. Es könne z. B. in einer Garnisonstadt, wo Militär und Zivil auf gespanntem Fuße stehen, nur zur Verbesserung des Verhältnisses beitragen, wenn der Stadtvertretung die Möglichkeit geboten werde, sich zu überzeugen, wie in einer gewissen Strafsache die Sache liege, und wie die Gerechtigkeit geübt werde. Für die Prozesse wegen Soldatenmißhandlungen sei ferner zu erwägen, ob nicht unter allen Umständen der Verletzte, seine nächsten Angehörigen, auch die Militärpersonen, vor denen die Mißhandlung geschehen sei, und endlich sogar Zivilpersonen, die der That beigewohnt haben, zur Verhandlung zuzulassen seien. Der von der Öffentlichkeit der Verhandlung zu befürchtende Schaden für die Disziplin sei in derartigen Fällen schon durch die Öffentlichkeit der That aufgehoben. Ja eine solche Öffentlichkeit könne in den Rahmen der Strafschärfungsmittel fallen: bei Mißhandlungen aus Übereilungen wachse damit die Scham, bei Mißhandlungen aus Bosheit die ohnmächtige Wut des Thäters. v. Marck warnt mit Recht davor, von der Öffentlichkeit des Verfahrens an sich schon einen Schutz gegen die beklagenswerten, auch von ihm auf das härteste verurteilten Soldatenmißhandlungen zu erwarten. Entweder würden sie in der Leidenschaft begangen, also in einem Zustande, wo der Thäter überhaupt nicht an die möglichen Folgen seiner Handlungsweise, ganz gewiß aber nicht an die Öffentlichkeit einer ihm künftig etwa drohenden Gerichtsverhandlung zu denken pflege. Oder es seien Roheiten, die der Vorgesetzte ohnedies nur im Vertrauen darauf wage, daß sie von den eingeschüchterten Untergebnen nicht ans Licht gezogen werden.

Unglücklicherweise droht der Streit über die großen Grundsätze des künftigen Militärstrafprozesses sich auch mit dem landsmannschaftlichen Gegensatz zu verquicken. Baiern will nicht von der Öffentlichkeit des Verfahrens, Preußen nicht von der Gerichtsherrlichkeit, namentlich nicht von dem Bestätigungsrecht der Urteile lassen. Unser Verfasser, dem die bairische Strafprozeßordnung allzu bürgerlich, die preußische allzu militärisch erscheint, ist nach Kräften bemüht, diese Gegensätze auszugleichen. Wenn es sich als unmöglich erweisen sollte, so rät er zu dem Ausweg, dem Entwurf zu Gunsten der Gerichtsherrlichkeit eine clausula Borussica und zu Gunsten der Öffentlichkeit eine clausula Bavarica beizufügen. Die Sache hat bekanntlich für Baiern und Württemberg bereits einen Vorgang in den großen Reichsjustizgesetzen. Baiern hat sich die Zuständigkeit der Schwurgerichte für Preßvergehen, Württemberg hat sich seine

Gemeindegerichte zu bewahren gewußt. Sollte dem Reichstag der Entwurf einer Strafgerichtsordnung für das deutsche Heer vorgelegt werden, der die Anforderungen des modernen Strafprozesses mit den notwendigen Rücksichten auf die Disziplin und die dadurch gewährleistete Tüchtigkeit des Heeres zu versöhnen weiß, so darf das Werk nicht daran scheitern, daß um so hohen Preises willen einige territoriale Eigenheiten bestehen bleiben.

Edmund Dorer

Die litterarische Viel- und Überproduktion der Gegenwart, der sich eine seltsame Verworrenheit und Unsicherheit des Empfindens und Urteils zugesellt, ist so wenig von heute und gestern, als es den Anschein hat, daß sie morgen oder übermorgen aufhören werde. Von Tag zu Tag wird es daher schwieriger, selbst wertvollen, bedeutenden Leistungen, die nicht gerade mit einem herrschenden Zug und Drang des Publikums zusammenfallen, die gebührende Stelle in der öffentlichen Aufmerksamkeit zu sichern, und immer wieder erneuert sich, bald für Lebende, bald für Tote, die Klage, daß ihr Streben und Wirken zu geringe Teilnahme gefunden habe, immer wieder gilt Fr. Hebbels bitteres Epigramm:

Unglückseliges Volk, das deutsche, mit seinen Talenten,
Daß es an keinem besitzt, aber an jedem verliert!

Jahraus jahrein werden litterarische Hinterlassenschaften gesammelt, warm empfohlen und beifällig begrüßt, von denen doch nur die wenigsten als Reliquien die Wunder wirken können, die sie zur Zeit ihrer Entstehung nicht wirken wollten. Pietätvolle Erinnerung, tiefe Überzeugung von dem bleibenden Gehalt poetischer Schöpfungen, bloße Sammellust und unermüdliche Buchmacherei begegnen sich auf dem Gebiete nachgelassener, bei Lebzeiten ihrer Verfasser unveröffentlichter Werke in seltsamer Eintracht. Die Sammellust findet gelegentlich Perlen, und die Pietät giebt Glassplitter für Perlen aus, aber in dem einen wie in dem andern Falle kostet es Mühe, die Augen des Publikums auf die betreffenden Gaben zu lenken. Schließlich entscheidet, wie immer, die unmittelbare Stärke, Wärme und Tiefe des Lebens in einem poetischen Nachlaß; bis diese erkannt und gewürdigt sind, können mancherlei Gründe hinterlassenen Schriften, auch solchen, in denen es mit der Stärke, Wärme und Tiefe des Lebens mißlich aussieht, günstige Aufnahme und eine mäßige Verbreitung verschaffen. Diese Gründe sind wechselnder Art, es hat eine Zeit gegeben,

wo man vermischte Gedichte und zerstreute Aufsätze von Standespersonen mit günstigem Vorurteil begrüßte und eine andre, wo der Wiederschein gewisser litterarischer Studien in poetischen Arbeiten besonders geschätzt wurde. Das alles aber liegt hinter uns und wird also auch den drei Bänden von Edmund Dorers nachgelassenen Schriften, herausgegeben von Adolf Friedrich Grafen von Schack (Dresden, L. Ehlermann, 1893) schwerlich zu gute kommen; eher könnte die Thatsache, daß Dorer zu den Dichtern gehört, mit denen die deutsche Schweiz unsre Litteratur bereichert hat, für die Würdigung dieses Nachlasses in einzelnen Kreisen ins Gewicht fallen. Und vielleicht vermögen einige Besonderheiten, die freilich nicht eben dichterische Besonderheiten sind, dem verstorbnen Dichter und Schriftsteller einige Freunde zu gewinnen. Der hochgeschätzte Herausgeber hält es zwar in seinem Vorwort für möglich, daß Dorers Schriften „bekannt und allgemein gelesen werden," und Joseph Viktor Widmann, der Schweizer Landsmann Dorers, rühmt ihn als „einen Schriftsteller, der noch wußte, daß die Poesie, wie alle echte Kunst, heiter sein soll, und daß nicht umsonst der griechische Sonnengott auch der Führer des Reigens der Musen war," und beklagt bei seinem Tode den schmerzlichen Verlust „einer hellenisch schönen Dichternatur." Wir aber fürchten, daß nicht nur „die naturalistischen Sumpfvögel und Fledermäuse, die mit wüstem Gelärm den Helikon in einen widerlichen Blocksberg zu verwandeln drohen," sondern fast alle, die von der Poesie einen tiefern und mächtigern Eindruck verlangen, als den einer gebildeten Unterhaltung, dieser Sammlung von lyrischen Gedichten, Fastnachtsspielen, poetischen Übersetzungen und vermischten Aufsätzen nur einen bescheidnen Platz zwischen der wahrhaft lebendigen poetischen Produktion und den Miscellaneen der Litteratur zusprechen werden. Als Gedächtnismal für eine feinsinnige Natur und einen reichgenährten Geist hat solche Sammlung ihr gutes Recht, aber als Wall gegen die Flut der Barbarei und der Sensationssucht versagt sie den Dienst.

Der Verfasser dieser „Nachgelassenen Schriften," Edmund Dorer, als Sohn des 1864 verstorbnen Landammanns des Kantons Aargau, Eduard Dorer-Egloff (der sich gleichfalls als lyrischer Dichter, als poetischer Übersetzer, als Sammler und Kenner von Volksliedern bethätigt hatte), 1831 zu Baden im Aargau geboren, studierte in München und Leipzig Philologie und Philosophie, lebte, nach wiederholten Reisen in Italien und Spanien, teils an den verschiedensten Orten seiner schweizerischen Heimat, teils in Dresden, wohin er von 1858 an immer wieder zurückkehrte, und wo er am 5. Mai 1890 gestorben ist. Durch eignes Vermögen der Notwendigkeit eines Berufs und Erwerbs entrückt, konnte er sich seinen Studien und geistigen Neigungen frei und ungehemmt hingeben. Aber von kränklicher Leibesbeschaffenheit, womit die Unruhe seines Blutes, die ihn von Ort zu Ort trieb, zusammenzuhängen schien, in spätern Jahren auch von mancherlei Sorgen gedrückt, da er einen größern

Teil seines Vermögens verlor und auf ein spärliches Einkommen angewiesen war, gelang es ihm nicht, sich zu größern litterarischen Arbeiten zu sammeln; er behielt, bei guter wissenschaftlicher Grundlage und einem wirklich künstlerischen Zuge zur formellen Vollendung seiner kleinen Dichtungen, darin immer etwas von dem Wesen eines Dilettanten, daß er Liebhabereien nachging, von allerlei äußern Anstößen bestimmt wurde und sich (z. B. in den Fastnachtsspielen) gern an Vorbilder und Muster anlehnte, die er sich allerdings mit seiner An- und Nachempfindung zu eigen machte. Er hätte in den Kreis gebildeter junger Männer gehört, den Ludwig Tieck in seinen Dresdner Jahren um sich sammelte, lauter Leute von Geschmack und mannigfachen litterarischen Interessen, im Besitz nicht alltäglicher Sprach- und Litteraturkenntnisse, alle hoch über der Plattheit der Alltagsreimerei und des stümpernden Biedermeiertums stehend, und alle doch ohne stärkere Phantasie und Gestaltungskraft, ohne tiefern Zusammenhang mit Welt und Leben. Die Zeit, wo diese Gruppe für die Entwicklung unsrer Litteratur etwas bedeutete, war schon vorüber, als Dorer begann, und die poetischen Übertragungen aus dem Lateinischen und Spanischen, mit denen er in die Öffentlichkeit trat, fielen nicht mehr schwer ins Gewicht. Was er in der mit seinem Vater gemeinsam gearbeiteten Verdeutschung des niederländischen Neulateiners Johannes Secundus (des „großen, heiligen Küssers," wie ihn Goethe nennt), der im „Cancionero" und den „Granatblüten" gesammelten spanischen Gedichte und Volkslieder, eines Schauspiels von Breton de los Herreros u. a. gab, konnte nicht die Bedeutung von Graf Baudissins Übersetzungen Ben Jonsons und Molières, von Eduard von Bülows „Novellenbuch" erlangen, obwohl es natürlich einzelnen Freunden spanischer Litteratur willkommen war. Der Kreis derer, die an der romanischen Romantik Anteil nahmen, verengerte sich ohnehin von Tag zu Tag, und nur eine so beharrliche und umfassende Thätigkeit wie die des Grafen Schack vermochte ihn im besondern Falle wieder zu erweitern. Da nun Dorer seine Vorliebe für die spanische Litteratur beibehielt, unter anderm bibliographische Übersichten der Litteratur über Cervantes, Lope de Vega und Calderon in Deutschland herstellte, ein Schriftchen über „Cervantes und seine Werke nach deutschen Urteilen" veröffentlichte, so spielt die spanische Poesie auch in dem poetischen Teile wie in den vermischten Aufsätzen der Nachlaßschriften eine große Rolle. Zu Übersetzungen lyrischer Gedichte, die von Hurtado de Mendoza und Cervantes bis zu Antonio de Trueba reichen, geistlicher Lieder und dreier Zwischenspiele des Cervantes, gesellen sich kleine Abhandlungen und Aufsätze über „Heinrich von Villena," „Cristoval de Virues und der Zug spanischer Truppen durch die Schweiz 1604," „Ludwig Holberg und das spanische Theater," „Zur Geschichte der drei Pintos," „Die Burg des Glückes," „Die Emanzipation der Frauen und der Dichter Calderon," denen sich dann im dritten Bande noch die Studien über „Spanische Tierfreunde" und „Berganzas Lehr- und Wanderjahre" anschließen.

Diese Lesefrüchte zeugen von der geistigen Regsamkeit des Schriftstellers und dehnen sich mit den Aufsätzen „Carlo Gozzi und sein Theater," „Hans Sachs Gedanken über Krankheit und Gesundheit, Alter und Jugend," „Einige Widersacher der Ärzte," „Napoleon I. und seine Ärzte" weit über das Gebiet der spanischen Litteratur aus.

Dorers eigne poetische Bestrebungen aber, von denen die im ersten Bande der nachgelassenen Schriften mitgeteilten lyrischen und humoristischen Gedichte und die Fastnachtsspiele Zeugnis ablegen sollen, standen unter dem Banne der wunderlichen Überlieferung, die einen so großen Teil unsrer Dichter ihr Leben hindurch zur Unselbständigkeit verurteilt. Wir teilen die Meinung der „Modernen" nicht, daß jede Empfindung, Stimmung oder Situation schon dadurch „akademisch" werde, daß sie einer Empfindung, Stimmung oder Situation gleicht, die bei Dichtern vor 1870 vorkommt. Und wir zweifeln stark, daß eine Reihe von Interjektionen und Gedankenstrichen einen neuen Stil der Lyrik ergeben werden. Aber gegen die Erkenntnis, daß unzählige Bände formell tadelloser lyrischer Gedichte viel zu wenig von dem eignen Leben ihrer Dichter getränkt, viel zu eng in die Schranken überlieferter Bilder, Tropen und Rhythmen gepreßt sind, daß der Wunsch nach Einklang mit von Jugend auf bewunderten Gedichten den eignen Ton in der Seele vieler gar nicht erwachen läßt, kann sich doch nur die Befangenheit sträuben. Daß sich selbst wirkliche Talente begnügen, das innere Dasein vor ihnen Dagewesener nachzuempfinden und nachzuleben, anstatt ihr eignes inneres Dasein ans Licht zu bringen, daß sie mit schon gefärbten Brillen, anstatt mit ihren eignen Augen in die Wirklichkeit schauen, daß sie nicht den Mut haben, sie selbst zu sein, muß zugegeben werden, ohne daß man darum die klassischen Dichter für überlebt hält und von ihrem Joch fabelt. Mit der Bildung vieler unsrer Dichter, die nicht gerade eine starke Phantasie und ein trotziges Naturell haben, ist die Gefahr verknüpft, überhaupt abhängig von Vorbildern zu bleiben und über alles, was ihr unzweifelhaftes Eigentum ist, zu schweigen. Die gelehrten Dichter unsrer Tage sind eben das gerade Gegenstück zu ihren Genossen im siebzehnten Jahrhundert. Damals ward „ein andres gesagt als gemeint," höchst ehrenfeste, in strengster bürgerlicher Sitte, ja in langweiligster Einförmigkeit lebende Syndici und Senatoren alter Städte, Professoren hochfürstlicher Gymnasien und Säulen weltberühmter Universitäten schickten ihre Phantasie und Reimkunst in die üppigsten Venusberge, in paphische Haine und in die gewaltigsten Kämpfe „blutiger doch mutiger" Völker in Hinterasien. Heute ist die Welt weit, das Leben wechselvoll geworden, auch der Gemessenste und Ruhigste, wenn er ein Dichter ist, hat schon in der Jugend meist mehr erfahren und gesehen, als vor zweihundert Jahren in einem ganzen Leben zu erfahren und zu sehen war. Aber als ob ers müßte, birgt er das Beste und Meiste davon im Tiefsten seines Busens und mißt den Rest an dem, was er von

andern ausgesprochen und dargestellt gesehen hat, und dichtet Variationen zu Motiven, die nicht sein sind. Gar mancher widmet sein ganzes Leben der Poesie, und von all seinen Erlebnissen steht in seinen Dichtungen kein Wort zu lesen. Was ist dann noch groß zu erstaunen, wenn „manche Gelehrte, Schriftsteller und Dichter, trotz höchst schätzbarer Werke, die sie hervorgebracht, doch nie die gebührende Anerkennung gefunden haben, während manche Autoren von völlig wertlosen und schülerhaften Produkten es zu Ruf und Ansehen gebracht haben"? In den Proben eigner Dichtung, die wir in Dorers nachgelassenen Schriften erhalten, fehlt der individuelle Hauch, die Signatur eignen Lebens, von allem, was uns über ihn, seine Eindrücke und Schicksale berichtet wird, ist beinahe nichts in diese Dichtungen übergegangen, selbst die humoristischen Katzenlieder klingen, als wären sie ein Nachhall zu Lope de Vegas „Katzenkrieg." Dabei sind übrigens „Kater Pessimist" und „Der Frosch" sehr hübsche Gedichte, in dem zweiten tritt der Frosch als Dozent der Ästhetik auf und belehrt die befiederten Vögel und die bepelzten Tiere:

Das einfach Schlichte ist das wahrhaft Schöne,
Und dies bedarf nicht des bombastschen Schmucks.
Doch selten nur erreichte die Natur
Das höchste Ziel, wie wir ja klar dies schauen.
Die Frösche dürfen solcher Gunst sich rühmen.
Wie einfach schön ist ihre Haut! Kein Haar,
Kein Federwerk verunziert deren Glattheit.
O ahmt mit Eifer unserm Vorbild nach!
Werft weg den eiteln Schmuck und den Bombast,
Die bunten Federn und die Haargebilde!
O mausert euch, enthaart euch, meine Lieben,
Daß ihr erreicht der Schönheit Ideal!

Aber solche Regungen selbständigen Geistes und eigner Anschauung bleiben zu vereinzelt, selten weht uns der Hauch ganz unmittelbaren Lebens und Empfindens an. Und doch war Dorer seiner persönlichen Haltung und Erscheinung nach ein sehr origineller Mensch, aus dem Bilde heraus, das dem dritten Band seiner Nachlaßschriften beigegeben ist, blickt uns ein Gesicht, blicken uns Augen entgegen, wie man ihnen nicht alle Tage begegnet. Aber die Besonderheit seines Wesens enthüllt er nur in einem Punkte. Wer die Bände aufmerksam liest, wird bald entdecken, daß das originelle Gedicht „König Ramiro" des ersten Bandes mit den sämtlichen Aufsätzen des dritten Bandes in einem gemütlichen und Gedankenzusammenhange steht. Der schweizerische Dichter war in dem letzten Teil seines Lebens ein leidenschaftlicher Vegetarianer (die Diät hat sich an dem Kranken, Schwerleidenden, freilich schlecht genug bewährt, aber wer weiß denn, ob es ihm bei andrer Kost besser ergangen wäre!) und in Verbindung damit ein mitleidiger, gegen menschliche Grausamkeit und sich überhebende Gleichgiltigkeit tapfer auftretender Tierfreund. Die Aufsätze

des dritten Bandes: „Hans Sachs und die Minnesänger als tierfreundliche Dichter," „Ein Sänger des Mitleids" (Jaques Delille), „Spanische Tierfreunde," „Die Tiere in der Kunst," „Berganzas Lehr- und Wanderjahre," „Montaigne und Carteſius," „Die Tauben und der Taubensport," „Pferde, Helden und Dichter," „Die alten Griechen als Tierfreunde," „Die Tiere in der finnischen Volkspoesie," „Walter Scott und seine Hunde," „Die Klagen der Nachtigall," „Abraham a Santa Claras Lobreden auf die Tiere" und „Goethes Verhältnis zur Tierwelt" behandeln alle dasselbe Thema. Mit unermüdlichem Eifer sucht Dorer Bestätigungen seiner eignen Empfindung und Anschauung. Seine ganze litterarhistorische Belesenheit muß ihm den Satz, daß sich der Mensch nicht nur der Tiere erbarmen, sondern in ein Verhältnis teilnehmender Beachtung zu ihnen treten soll, stützen und in immer neue Beleuchtung rücken helfen. Graf Schack hat in der Vorrede der Sammlung die Übereinstimmung von Dorers herzgewinnender Liebe zur Tierwelt mit den gleichen Gesinnungen Schopenhauers und Richard Wagners hervorgehoben, wir glauben, daß es der Anregungen dieser Männer gar nicht bedurft hat, daß hier ein Teil von Dorers Wesen, von seiner Gefühlswelt unwillkürlich zu Tage trat. Der rührende Eifer, die beredte Wärme dieser Aufsätze erwecken entschiedne Sympathie mit dem Verfasser und gewinnen für seine Überzeugungen.

Vielleicht würde eine Sonderausgabe dieser von einer Anschauung erfüllten und auf ein Ziel gerichteten kleinen Aufsätze zur Tierfrage dem Andenken Dorers die besten Dienste leisten. Die gesammelten Schriften selbst werden über einen engen Kreis nicht hinausdringen, obwohl sich keiner, der sie in die Hand nimmt, des Bedauerns erwehren wird, daß eine so reiche Bildung und eine so glückliche Anlage nur zu so geringer Wirksamkeit gediehen sind.

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

(Fortsetzung)

3

Lucie Karsten ist Braut geworden! Diese Nachricht verbreitete sich rasch in der Stadt, und schon in früher Morgenstunde erschienen die ersten Freundinnen bei Lucie, um ihr Glück zu wünschen und etwas Näheres über diese wunderbare Begebenheit zu hören. Aber sie fanden eine schweigsame, zurückhaltende Braut. Und alsbald erging man sich in der Stadt in allerlei menschenfreundlichen Betrachtungen. Man sprach mit Verwundrung davon, daß Luciens leichter, lustiger

Sinn so gänzlich verflogen zu sein scheine. Sonst war sie immer voll guter Laune gewesen, die übermütigste von allen, und wenn sie auch zuweilen ihre ernsten, tiefsinnigen Stunden gehabt hatte, wo man sie nicht recht verstand, so war doch ihr heller, fröhlicher Sinn immer wieder bald zum Vorschein gekommen. Aber wie sie jetzt aussah! So ernst und verschlossen, gerade zu einer Zeit, wo sie die meiste Ursache hätte haben sollen, froh und munter zu sein! Freilich, das war ja klar, diese Verlobung war sicherlich nicht aus einem Herzensverhältnis hervorgegangen. Nun fiel man über den Bräutigam her und hatte allerlei an ihm auszusetzen. Er war den Leuten zu alt, sein derbes, blühendes Gesicht mißfiel ihnen, viele nahmen auch Anstoß an seinem Reichtum. Reiche Leute können sich doch alles kaufen, selbst ein schönes, junges Weib ins Haus, sie brauchen nur die Finger auszustrecken: sogleich hängt eine dran. Es dauerte auch nicht lange, so erinnerte sich jemand des hübschen Soldaten, der so oft in der Schmiede gewesen war, und nun fiel es den Leuten wie Schuppen von den Augen. Den einen liebt man, und den andern heiratet man. Ja das liebe Geld! Auch dem Bräutigam regneten die freundschaftlichen Bemerkungen in sein junges Glück hinein. Er lachte aber nur dazu und versicherte, er wäre ganz und gar nicht eifersüchtig. Aber sein ehrliches Gesicht, das von keiner Verstellung wußte, strafte ihn Lügen. Er wollte sich nicht über das Gerede der Leute ärgern, aber es blieb doch ein Stachel in ihm zurück.

Lucie war wirklich verändert. Sie zeigte zwar die alte Zärtlichkeit gegen die Eltern und Geschwister, sie war freundlich und zuvorkommend gegen den Verlobten, zuweilen zog sogar das alte Lächeln über ihr Gesicht, aber es verflog schnell wieder wie ein einzelner, flüchtiger Sonnenstrahl. Sie fühlte sich überall beengt und bedrückt. Als Braut nahm sie eine andre Stellung im Hause ein, sie wurde der Gegenstand aller Liebe und Verehrung, der Mittelpunkt der Familie, um den sich alles drehte, von dem alles Licht und Leben des Hauses ausgehen sollte. Das machte sie ängstlich und unsicher und brachte in den Verkehr mit ihr etwas Fremdes und Feierliches hinein, das alle empfanden, am meisten sie selbst. Ach, sie fühlte es, um Licht und Leben von sich ausgehen zu lassen, muß man Licht und Leben in sich tragen, aber es lag wie ein Schleier über ihrer Seele. An die Stelle des stürmischen, überquellenden Glücks, das sie einst beseelt hatte, war eine dumpfe Leere getreten; ihr Herz schien alle Leidenschaft ausgeströmt zu haben, deren es fähig gewesen war.

Aber die Glut war nicht erloschen, sie lag nur unter der Asche ihres Glückes verborgen.

An Franz wagte sie nicht zu denken. Wohl erkannte sie, daß sie es ihm schuldig war, von dem Geschehenen Nachricht zu geben, aber sie fühlte sich noch nicht stark und klar genug, den Brief in der rechten Weise abzufassen. So verschob sie es denn von einem Tag auf den andern, in der Hoffnung, es würde ihr später leichter werden; aber indem sie der drückenden Verpflichtung aus dem Wege ging, fand sie, daß es immer schwieriger wurde, einen Brief zustande zu bringen. Die Feder drückte aufs Papier, als hätte sie Zentnergewicht, die Buchstaben verwirrten sich vor ihren Augen, und statt zu schreiben, kam sie immer wieder in ein sehnsüchtiges Träumen hinein, das ihr allerlei Seliges vorgaukelte und sie um so unseliger aufwachen ließ.

Und dann kam eines Tages ein Brief von ihm, ein heimlich empfangner, der sie mit einemmale aus ihrer erzwungnen Ruhe herausriß und die gewaltsam niedergehaltene Liebe wieder zur hochaufschlagenden Flamme entfachte. Denn

Franz schrieb, daß seine Mutter ihre Zustimmung gegeben habe, und der Brief endigte mit der Bitte, daß ihm Lucie treu bleiben möchte. Sie war so verstört, daß die Eltern, die sich ihren Zustand nicht erklären konnten, einen Rückfall in die vor kurzem überwundne Krankheit befürchteten. Der Arzt, den man kommen ließ, betrachtete sie kopfschüttelnd. Lucie ließ alles über sich ergehen und nahm gehorsam die Arznei, die er ihr verordnete, aber das Ganze kam ihr wie eine Komödie vor, über die man hätte lachen können, wenn es nicht so sehr zum Weinen gewesen wäre. Als sie dann allein gelassen wurde, flüchtete sie sich in den Garten und überließ sich wieder ganz ihrem Schmerz.

Franz hatte ihr nur kurz geschrieben, aber wie wunderbar klang jedes seiner Worte! Sie las sie wieder und wieder und sog Seligkeit und Verzweiflung zugleich aus ihnen. Wie glücklich hätte alles kommen können, und zu welchem Elend hatte es sich nun gewandt! In dem Briefe hatte Franz ihr einen Ring geschickt. Es war ein einfacher goldner Reif, aber wie innig drückte sie ihn an die Lippen! Sie streifte den Verlobnugsring vom Finger und steckte den andern an. Das Gold schimmerte und gleißte, und sie berauschte sich mit sehnsüchtigem Auge an seinem Glanz. Eine geheime Kraft schien in dem Ringe verborgen zu sein, die sie zugleich beglückte und mit leidenschaftlichem Schmerz erfüllte.

So gehts, wenn ein Mägdlein zwei Knaben thut lieben,
'S thut wunderselten gut,
Da hat mans wiederum gesehn,
Ju ja gesehn,
Was falsche Liebe nit thut,
Was falsche Liebe nit thut —

klang es in ihrem Herzen, und in der Nacht, als sie ruhelos in ihrer Kammer lag, fragte sie sich voll Jammer immer von neuem: Ach Gott, was soll nun aus mir werden? Ich werde diese Liebe nicht mehr los!

Und doch war diese Liebe Frevel, und sie mußte sie aus ihrem Herzen reißen und zu vergessen suchen. Ihre Kindespflicht stand ihr klar vor Augen, und sie suchte in ihrem Seelenkampfe Kraft aus der Gewißheit zu schöpfen, daß das Opfer ihres Glücks das Glück der Eltern bedeute. Aber sie fand nicht den Mut, den entscheidenden Schritt zu thun und Franz zu schreiben. Immer wieder trat das Bild des Geliebten vor sie, immer wieder gewann es Gewalt über sie, und sie ließ sich wieder von der Erinnerung an die Süßigkeit des Liebesrausches hinreißen, der sie umfangen hatte, sie vermochte nicht dagegen anzukämpfen.

Da geschah es, daß ihr an einem der folgenden Tage die alte Frau begegnete, die einst Zeuge ihrer Liebe gewesen war. Sie wollte schnell vorübergehen, aber die Frau hielt sie an und drohte ihr mit dem Finger. War das auch ein ehrliches Spiel? fragte sie.

Diese Frage, die sie zwang, die Augen niederzuschlagen, brachte Lucie endlich zum Entschluß. Es muß ein Ende gemacht werden, sagte sie. Er muß erfahren, was geschehen ist! Und zu Hause angelangt, setzte sie sich auch gleich zum Schreiben nieder. Zuerst bat sie um Verzeihung und entschuldigte sich mit äußern Verhältnissen, die oft mächtiger wären als des Menschen Wille und Wunsch. Zum Schluß aber bat sie, sonderbar genug, er möchte sie auch ferner lieb behalten. Du wirst mir böse sein, Franz, und mit mir grollen, schrieb sie, aber du mußt dich in dein Los finden, wie ich mich in meines gefunden habe. Den Ring sende ich dir nicht wieder, du wirst auch wohl kein Verlangen tragen,

ihn wieder zu sehen; er liegt im Bache versenkt, und die Wellen gehen über ihn hin, wie über unsre Liebe.

Sie hatte die Wahrheit geschrieben, der Ring lag wirklich unter dem Kies des Baches, aber sie hatte ihn nicht von sich geworfen, wie es nach ihren Worten den Anschein haben mußte, sondern ihn so versenkt, daß sie ihn jederzeit wiederfinden und an sich nehmen konnte. Sie wollte ihn nicht mehr bei sich tragen, aber sie konnte sich doch auch nicht ganz von ihm trennen. Wohl hatte sie ihn von sich gethan, aber oft genug saß sie am Bach und blickte in die spielenden Wellen, die über ihn dahinrauschten.

Immer näher kam nun der Tag, der sie in das Haus des ungeliebten Mannes bringen sollte, und immer schwerer wurde ihr das Herz. Ihr Leben war in ein tiefes Dunkel hineingeraten, in dessen Nacht nur ein einziger Stern leuchtete: ihre verlorne Liebe. Viele Stunden des Tags brachte sie damit zu, alte Träume wiederzuträumen, sich verklungne Worte zurückzurufen. Wenn sie dann aus ihrem Sinnen erwachte, so schalt sie sich selbst mit bittern Worten, aber es wurde dadurch nicht besser. Kaum, daß sie ihren Gedanken Ruhe geboten hatte, so klang und sang es schon wieder in ihrem Herzen. Zuerst war es ganz fern, aber es kam näher und näher, ein Glöckchen nach dem andern schlug an, eine Stimme nach der andern fiel ein, und bald umrauschte sie wieder die alte Zauberweise von ihrem verlornen Glück.

Dazu quälte sie eine geheime Angst. Franz hatte zum zweitenmale geschrieben, einen Brief voll bitterer Vorwürfe, voll heißer Bitten und glühender Leidenschaft. Was sollte nun werden? hatte sie sich gefragt, und diese Frage trug sie unruhig im Herzen. Aber sie hatte sich nicht hinreißen lassen, diesen Brief zu beantworten, und einen dritten Brief hatte sie sogar nicht mehr angenommen. Sie wollte wenigstens alles thun, was in ihren Kräften stand, um die gefährliche Brücke abzubrechen, die ihre Gedanken immer wieder verlockte, in eine verbotene Welt einzudringen. Hinterher kam freilich die Unzufriedenheit. Was mußte Franz nur denken? So sehr verachtete sie ihn also schon, daß sie ihn nicht einmal mehr anhören wollte? Geändert konnte ja freilich nichts werden, und wenn er wie ein Engel gesprochen hätte, aber es war doch auch nicht nötig, ihn zu kränken und zu beleidigen. War es denn überhaupt nicht besser, sich nur allmählich von einander loszulösen? Der Mensch gewöhnt sich ja zuletzt an alles, er lebt sich langsam auch in ein übles Geschick ein. Giebt man ihm ein Gewicht nach dem andern, so trägt er schließlich auch eine schwere Last, legt man ihm aber die ganze Bürde mit einemmale auf, so bricht er leicht zusammen. Der See gefriert ja nicht auf einmal bis zum Grunde, und die Blumen sterben nicht an einem Tage, sondern es welkt eine nach der andern ab, und dann weht der Nordwind über die Beete.

Am liebsten hätte sie ihren Brief zurückgefordert, aber das ging nicht wohl an. So entschloß sie sich denn noch einmal, an Franz zu schreiben. Sie begann auch einen Brief, aber sie wurde niemals fertig damit. Bald däuchten ihr die Worte zu kalt und unfreundlicher, als es nötig war, bald erschienen sie ihr zu warm und inniger, als es sich für die Braut eines andern geziemen wollte. Als sie endlich den Brief in Stücke riß, gestand sie sich ein, daß ihr Herz sich mit jedem Tage mehr dem Manne zuwendete, der ihr ewig fremd bleiben mußte.

Ihrem Bräutigam konnten natürlich diese Stimmungen nicht entgehen, so sehr sie sich auch zu beherrschen suchte. Er war auch nicht immer großmütig gegen sie, sondern wurde mehreremale sehr heftig, ja er hatte es sogar einmal gewagt, auf das Gerede der Leute anzuspielen. Der traurige Blick seiner Braut hatte ihn dann

freilich schnell wieder zur Besinnung gebracht, Albrecht hatte Abbitte geleistet, aber beide konnten diese Stunde nicht wieder vergessen. Lucie drängte nun selbst nach einer Beschleunigung der Hochzeit, da sie hoffte, daß sie, wenn erst ihr Los endgiltig entschieden wäre, Sicherheit vor ihren eignen Gedanken haben würde. In ihrem Herzen tönten die alten Volkslieder wieder, in denen sich so oft Liebe mit Leid mischt und Lenzeshoffen in Wehmut und Abschiednehmen ausklingt. Noch war es Sommer, aber schon wehte der Wind stärker in den Nächten, und die Lindenäste schlugen an das Fenster ihrer Kammer. Wenn dann der Morgen kam, lagen gelbe Blätter verstreut auf den Treppenstufen.

In den Abendstunden erging sie sich gern in den Anlagen der Stadt, am liebsten allein, öfter zwar auch in der Begleitung ihres Bräutigam, aber dann fühlte sie sich noch einsamer. Der trübe Ernst, der an dunkeln Abenden über den stillen, verlassenen Wegen ruhte, berührte sein Gemüt nicht, er plauderte ruhig an ihrer Seite, während ihre Gedanken sie weit von ihm forttrugen. Oft verletzte sie ihn dann durch ihr anhaltendes Schweigen oder auch durch ein allzukurzes Wort. So kamen sie zuletzt immer verstimmt zurück. Lucie ertrug das eine Zeit lang, dann aber wurde es ihr lästig, und sie sann auf allerlei Gründe, seine Begleitung abzuwehren.

Eines Abends rüstete sie sich wieder zu einem Ausgang. Ein Gewitter stand am Himmel, düster und schwer lagen die Wolken auf der Erde. Ihr Bräutigam machte sie warnend auf das drohende Wetter aufmerksam, aber da sie auf ihrer Absicht bestand, machte er sich bereit, sie zu begleiten. Nun bat sie ihn, er möchte sie heute allein gehen lassen, und bat so dringend, daß er sie verwundert ansah. Den ganzen Tag schon hatte es auf ihr gelegen wie eine schwere Last, es war ihr zu Mute, als hätten sich auch in der geheimnisvollen Tiefe ihrer Seele Wolken zusammengezogen, und als müßte dem Sturm, der draußen drohte, ein Sturm in ihrem Herzen antworten. Deshalb war es ihr darum zu thun, allein zu bleiben, sie wollte ihm und sich selbst eine böse Stunde ersparen. Er verstand sie aber falsch und faßte als Trotz auf, was Angst und Unruhe war; er fühlte sich verletzt und zurückgestoßen und bestand nun um so mehr auf seinem Rechte, sie zu begleiten. Wollte sie durchaus ihren Willen haben, so fühlte er auch keine Neigung, auf den seinigen zu verzichten. Sie sah ihn kalt an und ging dann schweigend neben ihm her dem Walde zu.

Der Weg führte zuerst durch niedriges Gebüsch. Hie und da ragte eine knorrige Eiche einsam auf, an der sie vorübergingen. Dann aber traten die Bäume mehr und mehr zusammen, bis sie endlich eng zu einander gesellt mit ihren in einander greifenden Kronen ein einziges dämmeriges Gewölbe bildeten. Es war schwül und heiß im Walde. Ringsum stand alles in Schweigen und rührte sich nicht. Zuweilen nur hörte man das Gurren einer wilden Taube, den Flügelschlag eines aufgeschreckten Vogels oder das Rascheln der Zweige und das Knacken des dürren Holzes, wenn ein Eichhörnchen rasch an einem Baume hinaufkletterte. Das Wetter kam allmählich näher heran, ein fahler Schein fiel durch die Bäume. Von Zeit zu Zeit fuhr schon ein Windstoß durch die Zweige, hier einen vertrockneten Ast, dort ein abgestorbenes Blatt herabwerfend, und in der Ferne rollte der Donner. Albrecht mahnte nun zur Umkehr, aber Lucie zog ihr Tuch nur fester um sich und atmete das kühle Wehen mit tiefen Zügen ein.

Es wurde immer dunkler. Zuweilen flammte ein Blitz auf über den Wipfeln, und ihm nach sauste der Sturmwind. Aber nach einem Augenblick war alles wieder vorüber, es schien nur noch finsterer und stiller geworden zu sein als vorher. Lucie ging

dahin wie in einem schweren Traume, alle ihre Pulse klopften, und das Herz drohte ihr zu zerspringen. Sie befand sich an einer bekannten Stätte, hier hatte sie die seligste Stunde ihres Lebens erlebt, hier hatten sie mit einander gestanden und gesprochen, o Gott, was für Worte! Und nun kam ihr der Jammer ihres Lebens wieder in seiner ganzen Größe und Tiefe zum Bewußtsein, der unselige Bund mit dem ungeliebten Manne, diese Kette, die an ihrem Fuße klirrte, dieses Stürmen und Drängen in ihrer Brust, das sie immer elender und hilfloser machte.

Jetzt blitzte es über ihr. Ein langer, furchtbarer Lichtstreif blendete sie so, daß sie die Augen schließen mußte; zugleich fühlte sie sich am Arme gefaßt und zurückgehalten, und sie hörte ihren Begleiter einen dumpfen Ruf ausstoßen. Erschreckt fuhr sie auf; und wie sie dem Blick ihres Bräutigam folgte, der mit bleichem Gesicht an ihr vorbeistarrte, sah sie vor sich an einen Baum gelehnt einen Mann stehen, stumm und unbeweglich. Als hätte sie der Blitz von neuem geblendet, bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen, und es dauerte eine Weile, bis sie den Mut hatte, es wieder frei zu machen. Da war er noch immer, mit brennenden Augen blickte er zu ihnen herüber. Sie stand da, als hätte sie keinen Atem mehr, nur ihre Lippen zitterten und bewegten sich. Plötzlich schrie sie auf, und mit diesem Schrei zerriß die Kette, die sie gefesselt, wich die Last, die so lange auf ihr gelegen hatte.

Franz! rief sie außer sich, Franz!

Mit einem Sprunge war sie an seiner Seite und lag in seinen Armen. O Geliebter, schluchzte sie, warum bist du von mir gegangen? Warum bist du nicht gekommen und hast mich errettet aus meiner tiefen, tiefen Not?

Sie hob ihr blasses, thränenübergossenes Gesicht zu ihm empor, getröstet wie ein Kind, das sich aus einer großen Furcht errettet weiß.

Franz versuchte sie von sich zu drängen, aber sie legte ihre Arme um seinen Nacken und hielt ihn fest, so fest, als wenn sie ihn nie wieder freigeben wollte, und jubelnd und weinend zugleich rief sie immer wieder: Nun bist du da, nun bist du endlich da, ich habe dich wieder, und niemand soll uns wieder scheiden!

Da vergaß auch er einen Augenblick alles, was zwischen ihnen lag, und neigte sich in heißer Liebe über sie. Todesstille herrschte um sie her, der Wald stand in Schweigen, als hielte er den Atem an.

Plötzlich weckte sie eine Stimme aus ihrem Traum, daß sie emporschreckten, eine Stimme, in der sich bitterer Hohn mit brennendem Schmerz mischte. Lucie begriff zuerst nicht, was diese Stimme zu bedeuten hatte, sie verstand nicht, was sie ihr zurief. Da packte sie eine Hand, daß es sie schmerzte, und sie wurde von Franz weggerissen. Albrecht stand mit zorngerötetem Gesicht und geballten Händen vor ihr. Sie fuhr sich über die Augen und atmete schwer, sie versuchte zu sprechen, aber ihre Stimme versagte. Ihr Verlobter sah, wie der Schmerz in ihren Zügen wühlte, wie große Thränen in ihre Augen traten, aber er konnte seinen Grimm nicht meistern.

Endlich komme ich hinter dieses Geheimnis! rief er. Man hatte es mir ja längst gesagt, aber ich glaubte es nicht. Man hatte längst über diese Braut gespottet, die so kalt ist und so verschlossen und immer ihre eignen Wege gehen will. Aber ich hatte es nicht geglaubt, ich Narr, ich Thor!

Er lachte bitter auf.

Verzeih mir!

Verzeihen! Darum also bin ich dir immer lästig auf deinen Wegen gewesen!

Verzeih mir! bat sie wieder.

Verzeihen, immer verzeihen! O ich Narr, ich Thor, ich — Er konnte das Wort nicht finden, das die ganze Erniedrigung ausdrücken sollte, die er in seinem Innern empfand.

Sie thun Ihrer Braut Unrecht, sagte jetzt Franz, der seine Erregung mühsam niederzwang, sie ist an dieser Begegnung unschuldig. Sie hat mich von sich gestoßen um Ihretwillen. Ich habe ihr geschrieben, aber sie hat mir nicht geantwortet. Da bin ich gekommen; ich habe mich ohne Urlaub weggeschlichen und bin in dunkler Nacht hierher gewandert. Sie werden mich suchen, aber mir ist nun alles gleich. Ich mußte sie sehen. Vor der Schmiede habe ich gestanden, im Schatten der Bäume, aber sie hat mich nicht gesehen. Ich bin in den Wald gegangen, an diese Stelle, wo wir uns gefunden haben, aber sie hat nichts davon gewußt. Sie irren sich, wenn Sie es anders meinen, aber in einem haben Sie Recht. Die Liebe dieses Mädchens gehört mir, nicht Ihnen. Sie aber haben unser Glück zertrümmert. Nun bin ich hier, und Sie werden mir Rechenschaft geben.

Albrecht lachte wieder.

Also ich soll Rechenschaft geben, ich, der ich schwer gekränkt bin? Schön. Also ich bitte um Verzeihung, ich bedaure sehr, euch im Wege gewesen zu sein. Du hast nun deinen Zweck erreicht, Lucie, du bist frei. Es wäre freilich anständiger gewesen, du hättest einen andern Weg gewählt um von mir loszukommen, aber ich muß mich auch bei diesem Possenspiel deiner bessern Einsicht fügen.

Lucie richtete sich hoch auf. Du täuschst dich, sagte sie stolz.

Also ich täusche mich? höhnte er. Ich habe mich doch bisher auf meine Augen und Ohren verlassen können. Was ich da eben gesehen und gehört habe, das war wohl auch eine Täuschung? Wovon die Leute redeten, von diesem Manne, das ist wohl auch eine Täuschung? Daß du mich überall zurückgestoßen hast, überall von dir fern gehalten hast, das ist wohl auch eine Täuschung? Wie? Lug und Trug ist alles gewesen von Anfang an, du hast mich belogen Tag für Tag, und du lügst auch in dieser Stunde.

Du täuschst dich, sagte sie wieder.

Er schaute sie wild an, und dann schleuderte er ihr im höchsten Zorn ein schmachvolles Wort entgegen. Da erhob sie die Hand, trat auf ihn zu und schlug ihn ins Gesicht.

Er taumelte zurück und sah sie starr an. Dann senkte er den Kopf und sagte mit bebender Stimme: Vergieb mir, es war nicht Recht von mir, ich habe mich vergessen. Ich habe nun mit dir nichts mehr zu schaffen, auf das hin habe ich dir nichts mehr zu sagen. Aber mit diesem Manne habe ich nun abzurechnen.

Mit diesen Worten stürmte er auf den Soldaten los und packte ihn mit seinen Armen, deren Kraft durch die Wut, die in ihm kochte, verdoppelt wurde. Franz stürzte beim ersten Anprall in die Kniee, erhob sich aber schnell wieder, und während die beiden Männer auf Tod und Leben rangen, brach auch oben in den Lüften der Sturm los. Tosend fuhr er durch die Wipfel, daß der Wald seufzte und ächzte. Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner, ohne Aufhören. Und wenn der Blitz auf Augenblicke das gespenstische Dunkel zerriß, dann zeigten sich die ringenden Gestalten der Männer, ihre Gesichter, die trotz ihrer Erregung in dem blauen Scheine geisterbleich aussahen, und Lucie hörte ihren keuchenden Atem, ihre zornigen Rufe, bis der Donner ihre Stimmen wieder in sich verschlang.

Hört auf! Hört auf! rief sie jammernd und suchte sich verzweifelt zwischen die Männer zu drängen und sie von einander zu reißen. Aber sie wurde wild beiseite geschleudert.

Der Platz bedeckte sich mit abgerissenen Zweigen, mit den zerfetzten und zerstampften Blättern der Bäume, die selbst, von Sturm und Regen gepeitscht, in wildem Aufruhr gegeneinander zu stehen schienen und sich mit tausend Armen angriffen. Lucie flehte und weinte, aber sie erhielt auf nichts Antwort. Der Kampf dauerte fort, und das Mädchen stand dabei und sah in den Streit der Männer mit stummem Entsetzen und mit tiefer Scham. Sie biß die Zähne in die Lippen, daß sie bluteten, und sie hielt sich mit den Händen an den Bäumen fest, um nicht umzusinken.

Auf einmal ließ der Regen nach, der bis dahin herabgerauscht war, und es wurde still um sie. Hatte das Wetter ausgetobt, oder sammelten sich die Gewalten, die Riesengeister, die zu ihren Häupten mit einander rangen, zum letzten Schlage? Die Bäume standen regungslos, kaum daß noch ein Blatt zitterte, dann aber lohte es plötzlich auf, ein Feuerwirbel, der den ganzen Wald für einen Augenblick in Flammen setzte. Aber in diesem furchtbaren Scheine, der die Augen fast blind machte, sah das Mädchen doch etwas, das ihr noch ein größeres Grauen einflößte, als alle Schrecken der tobenden Elemente.

Er will dich töten, Franz! schrie sie außer sich. Ein Messer, Franz! Mörder, Mörder!

Das war das letzte, was sie sah. Es folgte ein schmetternder Schlag, der sie zu Boden warf.

Als sie wieder erwachte, stand Franz vor ihr, noch fassungslos und mit fliegendem Atem. Zuerst flog es ihr durch die Seele, wie ein großes, flammendes Licht. Du lebst! stammelte sie freudig. Dann aber war es ihr, als sänke Nacht, tiefe, finstere Nacht auf sie herab. Sie sahen sich verwirrt an, sie rangen nach Worten, und plötzlich brach Lucie in ein heftiges lautes Weinen aus. Franz wandte sich von ihr und ging zu dem Verwundeten, er beugte sich über ihn und versuchte mit seiner zitternden Hand die Blutung zu stillen.

Lucie richtete sich auf.

Ist er tot? fragte sie mit stockender Stimme.

Nein.

O Franz, warum hast du das gethan?

Ich konnte nicht anders. Er oder ich! Ich entriß ihm das Messer, sonst läge ich hier.

O mein Gott, klagte sie, warum hast du das geschehen lassen? O meine Eltern, meine armen Eltern! O deine arme Mutter, Franz!

Franz starrte auf den Boden, ohne zu antworten. Nun fing sie wieder an zu weinen und zu schluchzen.

Hör auf! rief er endlich ungeduldig. Davon wirds nicht besser. Es ist einmal geschehen. Wir müssen Hilfe schaffen.

Sie sah ihn lange an und holte tief Atem. Ja, Franz, und dann müssen wir fliehen.

Wir? fragte er verwundert.

Ja, wir beide, Franz. Ich kann ja nun nicht mehr nach Hause, lieber sterben. Wir sind beide schuldig an diesem Manne. Man wird uns verfolgen, und wir müssen fliehen, denn wenn sie uns fassen, so lauert etwas auf uns, was schlimmer ist als der Tod.

Franz stand unschlüssig vor ihr. Er wußte nicht, was er antworten sollte. Das, was er auf sich geladen hatte, diese blutige, schreckliche That, raubte ihm jede Fähigkeit, ihre Lage kaltblütig zu überdenken. Es war ihm, als wären sie

beide in einen tiefen, gewaltigen Strom hineingeraten, der sie unwiderstehlich forttriebe, als gäbe es für sie keinen Widerstand mehr. Er seufzte tief auf.

Komm, Franz!

Sie deckten den Verwundeten gegen den strömenden Regen zu und liefen dann auf dem kürzesten Wege in die Stadt. Vor dem Hause des Arztes hielten sie an. Franz blieb an der Gartenpforte stehen, während Lucie hinaufeilte. Nach kurzer Zeit kam sie wieder und zog ihn mit sich fort, indem sie rief: Es ist alles bestellt, sie werden ihn schon finden. Komm schnell, ehe sie uns nachlaufen und uns ausforschen. Der Knecht meldet es eben seinem Herrn.

Dann eilten sie nach der Schmiede. Die Straßen waren leer, der strömende Regen hatte die Leute in die Häuser gescheucht, und niemand begegnete ihnen. Lucie führte Franz in den Garten und schlich darauf ins Haus. Sie mußte sich an den Thürpfosten halten, um nicht an der Schwelle zusammenzubrechen. Es war still im Hause, und alles lag in Dunkelheit. Nur aus den Spalten der Thür zum Wohnzimmer leuchtete ein Lichtschimmer, und nun vernahm sie auch die Stimmen der Eltern. Wo mögen sie wohl bleiben? sagte der Vater, und sie hörte, wie er ans Fenster ging und es öffnete, um hinauszusehen. Sie werden irgendwo untergetreten sein vor dem Wetter, antwortete die Mutter beruhigend. Es muß ja bald vorbeigehen.

Ach hätte sie doch hineintreten können, sich zu ihnen setzen an den Tisch, unter den Schein der Lampe und ihnen hell und klar ins Auge sehen können! Ach hätte sie sich doch bei ihnen ausweinen, ausklagen, diese schwere Last vom Herzen fortwälzen können! Durfte sie es? Nein, es war nicht möglich. Sie fühlte schaudernd, welcher Abgrund sich zu ihren Füßen aufthat und sie von allem trennte, was ihr teuer war.

Mit verschleierten Augen suchte sie die Treppe und tastete sich hinauf, bei jedem Schritt einhaltend und horchend. Aber man hörte sie nicht. Der Regen rauschte und übertönte ihre Schritte. Endlich war sie in ihrem Zimmer, und nun schrieb sie mit bebender Hand. Es dauerte lange, bis sie zu Ende gekommen war, und doch waren es nur wenige Zeilen, und die Thränen, die sie darüber geweint hatte, hatten sie fast unleserlich gemacht.

Dann stand sie auf und ging langsam aus dem Hause. Sie brachte Franz den Anzug ihres ältesten Bruders, damit er ihn gegen seine auffällige Tracht vertauschen könnte, und in der Hand trug sie ein kleines Bündel, das einige Lebensmittel enthielt. Franz hatte sich rasch umgekleidet, nahm ihr dann das Bündel ab und ging voran auf die Straße.

Noch einmal blieb Lucie stehen und warf noch einen Blick auf das Vaterhaus zurück. Dann senkte sie ihr Haupt und folgte ihm.

4

Zuerst wanderten sie langsam. Erst als sie die Stadt weit hinter sich hatten, begannen sie aus allen Kräften zu laufen. Wie gehetztes Wild sprangen sie über die Felder. Bald wateten sie durch einen Bach, bald eilten sie über morastige Gründe, endlich kamen sie an den Wald hinan. Der Regen hatte jetzt aufgehört, aber der Wind schlug ihnen ins Gesicht. Unter ihren Füßen knackten vertrocknete Äste und raschelte das Laub, das modernd in den Wegen lag. Doch allmählich umfing sie die geheimnisvolle Stille des Waldes, nur über den Wipfeln brauste der Sturm. Kein Vogel sang, keine Menschenstimme drang zu ihnen, kein Schritt, kein Laut, der die Stille durchbrach. Sie waren weit und breit die einzigen; und sie dachten

daran, daß sie auf lange Zeit auch die einzigen würden bleiben müssen. Wie lange sie so in rastloser Flucht dahineilten, wußten sie nicht. Einmal hörten sie eine Turmuhr schlagen, es war wohl ein Dorf in der Nähe. Wo befanden sie sich, und welche Stunde der Nacht mochte es sein? Aber sie hatten keine Zeit, darüber nachzudenken, sie mußten weiter, weiter und immer weiter.

Was wird der Vater sagen? fragte sich Lucie. Jetzt war die Begebenheit gewiß schon bekannt geworden, und man nannte ihren Namen. Nun stand ihr das Vaterhaus vor Augen. Der alte Mann saß wohl am Tische und verdeckte sein Gesicht mit den zitternden Händen, sein weißes Haar hing ihm wirr ums Haupt. Und neben ihm stand die Mutter, thränenlos und den Schmerz mit Gewalt zurückdrängend, um ihm in dieser schweren Stunde eine Trösterin zu sein. Im Hintergrunde des Zimmers, dort, wo der Schein der Lampe nicht hinfiel, saß der Bruder mit finstern Zügen. Die jüngern Geschwister weinten, nur die Kleinste schlief ruhig, sie wußte noch nichts von dem schweren Leid, das die Familie getroffen hatte. Und jetzt schlug die Uhr an, langsam verhallten die dumpfen Schläge. Da richtete sich der Vater auf und sprach: Laß uns ruhen, Margarete, wir sind heute sehr arm geworden, denke nicht mehr daran.

Denke nicht mehr daran, flüsterte Lucie, und sie preßte die Hände an die Schläfen, gegen die das Blut hämmerte. Ach wenn das möglich wäre, wenn man vergessen könnte! Aber man kann es nicht, diese dunkle Nacht mit ihren Schrecken kann man nicht wieder vergessen. Wenn alle Erinnerungen geschwunden und alle Bilder des Lebens verblaßt sein werden, dann wird dieses Bild noch vor ihrer Seele stehen, das Bild des Mannes, der blutüberströmt und so bleich und still dort hinter ihnen im Walde liegt. Sie bedeckte sich die Augen und wandte das Haupt ab. Franz, der düster an ihrer Seite ging, sollte ihren Schmerz nicht sehen. Aber sie hätte sich nicht vor ihm zu verbergen brauchen, er sah sie nicht, er achtete nicht auf sie, er dachte nur an sich selbst und sein Elend.

Mörder, Mörder! tönte es in seinem Herzen. Wer hatte dies Wort gerufen? Es war wie aus weiter Ferne zu ihm gedrungen, aber nun dröhnte es aus seinem Innern heraus, so schmerzlich verwundend, als wäre dieses geheimnisvolle, schreckliche Wort nicht ein leichter, unsichtbarer Hauch, sondern ein glühender Stahl mit tausend Widerhaken, als wäre es ein bohrender Stachel, der ihn aufschreckte und immer weiter triebe, wenn er einmal still halten wollte. Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden! Dieser alten Drohung erinnerte er sich. Und nun sah er das von verzweiflungsvollem Schmerz zerrissene Antlitz des Mannes vor sich, der dieses Wort zuerst in seine Seele getragen hatte. Der Herr machte ein Zeichen an Kain, hieß es von ihm. Was war das wohl für ein Zeichen gewesen? Ihm fiel eine Sage ein, die er früher einmal vernommen hatte. Darnach sollte immer ein Hund vor Kain hergelaufen sein. Wohin der Unselige ging, wohin er sich auch wandte, immer lief das Tier keuchend vor ihm her. Am lichten Tage, in der dunkeln Nacht, immer hörte er sein heiseres Gebell. Franz mußte lachen. Das also sollte das Zeichen gewesen sein? Als ob es solch eines äußern Merkmals bedurft hätte! Die Angst, die ihn nie verließ, die Scheu vor den Menschen, dieses wogende Meer in seinem Herzen, dessen Abbild ihm aus den unruhigen Augen heraussah, war das nicht Merkmal genug?

Unstet und flüchtig! Die Welt ist doch so groß und weit, überall trennen Berge und Meere die Heimstätten der Menschen. Sollte es da nirgends einen Ort geben, wo der Rastlose stillhalten, der Unstete seine Hütte aufbauen darf? Wir wandern viele Tage, ohne daß sich jemand um uns kümmert und nach uns

fragt. Man kommt und geht, lacht mit einander, und dann verliert man sich aus den Augen und aus dem Sinn! Ja, solange man noch nicht unstet und flüchtig ist. Sind wir es aber, dann wandern wir keine Stunde, ohne daß sie nach uns forschen und fragen. Noch hatte es Franz nicht erfahren, und doch wußte er, daß es so kommen würde. Wenn irgend ein Mensch ihren Pfad kreuzte, so würde er sie fragend ansehn, ihnen forschend in die Augen blicken, ihnen mißtrauisch nachschauen — das wußte er so genau, als ob er es schon erfahren hätte. Er faßte sich an die Stirn, wie wenn er fühlen wollte, ob dort ein Zeichen eingegraben sei. Die Schläfe brannte ihm wie Feuer, und seine Stirn war feucht. Nun erinnerte er sich, daß ihn dort ein heftiger Schlag getroffen hatte, und er band sich ein Tuch um den Kopf.

So vergingen die Stunden, während sie schweigend, unter dem Banne ihrer Gedanken durch die feuchten, dunstigen Gründe eilten. Dann würde es nach und nach lebendig um sie her.

Die Bäume schüttelten sich im Grauen des Tages und sprengten kühle Tropfen über sie her. Im ungewissen Dämmerscheine stellten sich ihnen spukhafte Gestalten in den Weg, phantastische, nebelumsponnene Büsche, deren Anblick sie seltsam erregte. Vor ihren Füßen fuhr es jählings auf und huschte in das Dickicht hinein, oder mit einem schrillen, langgezognen Schrei, der sie zusammenschrecken machte, begrüßte ein Raubvogel aus seinem Horst über ihnen den aufsteigenden Morgen.

Endlich öffnete sich der Wald. Aus den düstern Hallen der rauschenden Wipfel führte ein schmaler Pfad in die Wiesen hinein. Auf beiden Seiten begleitete ihn hohes, dorniges Gehege, das nur selten einen Anblick in die graue Ferne erlaubte. Krüppelhafte Weiden, dazwischen einzelne Rüstern, stemmten sich dem frostigen Morgenwehen entgegen. Dann traten die Hecken zurück, und die Flüchtlinge standen vor den niedrigen Hütten einer kleinen Ortschaft.

Sie blieben zaudernd stehen und überlegten, ohne mit einander zu reden, was sie thun sollten. Durften sie es wagen, sich den Wohnungen der Menschen zu nähern, oder war es besser, sie vorsichtig zu umgehen? Es war noch so früh, die Häuser lagen noch im Schweigen und Dunkel der Nacht, und nur ganz ferne glänzte ein Licht. Die meisten Menschen schlummerten wohl noch und ahnten nicht, daß arme Flüchtlinge auf den Straßen irrten. Man konnte es also wagen. Franz bog in die Dorfstraße ein, und Lucie folgte ihm. Sie gingen gemächlich, obwohl ihnen der Boden unter den Füßen brannte. Sie mußten sich ja hinfort verstellen, sie waren des Landes Feinde geworden und hatten zu erwarten, daß jeder, der sie erkannte, auf ihre Spur leiten und zu ihrem Verfolger werden würde.

Die Straße war still und verlassen. Nur selten deutete ein Geräusch an, daß im Innern der Häuser schon das Tagewerk begonnen wurde. Nur die Hunde hörten die Wanderer, sprangen knurrend an die Thorgitter und wiesen ihnen die Zähne. Schon waren sie fast an den Ausgang des Dorfes gekommen, da blieb Lucie stehn, und zum erstenmale seit ihrer Flucht redete sie. Ich verschmachte vor Durst! sagte sie.

Sogleich ging Franz auf das Gehöft zu, aus dessen Fenstern ihnen schon aus der Ferne das Licht entgegengeleuchtet hatte. Es war die Schänke des Ortes, wie er jetzt sah. Eine Magd war im Gastzimmer mit der Reinigung beschäftigt. Die Stühle standen unordentlich auf einander, und der Staub wirbelte durch die geöffneten Fenster. Im Hintergrunde stand ein Schenktisch mit Gläsern und Flaschen, und dicht daneben in der Ecke der Stube der Kachelofen mit einer Bank. Franz wollte rufen, aber unschlüssig blieb er stehen, und es war seltsam: wie er in die Stube blickte, dachte er daran, daß auch daheim neben dem

Ofen eine Bank gestanden hatte, auf der man sich in langen Winterabenden allerlei erzählte. Die Geschichte von den beiden Kindern stand ihm plötzlich vor der Seele, die in einen tiefen Wald gekommen waren und sich müde vor Jammer, Hunger und dem langen Wege in einem hohlen Baume niedergesetzt hatten. Am andern Morgen stand die Sonne hoch am Himmel und schien heiß. Da sprach das Brüderchen: Mich dürstet, wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich ging und tränk einmal, ich meine, ich höre eins rauschen. Das sind lauter Lügengeschichten, hatte dann der alte Großknecht unzufrieden gesagt.

Wie man nur an solche Dinge denken kann? Aber die Erinnerungen strömten unabwehrbar durch sein Herz.

Drüben an der Wand der Gaststube hing ein Bild, er konnte es nur undeutlich sehen, und dennoch wußte er sofort, daß er es kannte, schon seit langer Zeit. Am Tische sitzen zwei Flüchtlinge, Mann und Weib. Sie sind erschrocken und erzürnt. Vor ihnen steht im Reiseanzug die Mutter, die ihrem Kinde nachgeeilt ist. Das Bild hing auch daheim und hatte ihn von jeher bewegt. Jetzt kam ihm der Gedanke, daß ihn das Bild vielleicht darum schon von Kindheit an so seltsam ergriffen hätte, weil es ihm sein eignes zukünftiges Geschick von ferne vor die Seele stellen sollte. Flüchtig! Heimatlos! Verfolgt und verstoßen! Welch ein Schmerz, welch eine Fülle von Elend liegt in diesen Worten! Es kam plötzlich ein Anfall der Verzweiflung über ihn, er dachte daran, sich fortzuschleichen. Wohin? Das war gleichgiltig, vielleicht in den ersten besten Weiher, in die nächste Wasserlache, die ihm vor Augen kam. Aber da fiel sein Blick auf Lucie, die sich an den Bretterzaun des nächsten Hauses lehnte. In dem grauen Morgenschein erschien ihm ihr Gesicht noch blasser, als es war, und der Anblick ihrer müden, gebeugten Gestalt rührte ihm das Herz. Sie war mit ihm ins Unglück und in eine ungewisse, umdüsterte Zukunft gegangen, nun konnte er sie nicht verlassen, auch wenn eine Trennung besser für sie gewesen wäre als fernere gemeinsame Flucht. Mußten sie untergehn, so wollten sie vereint verderben und mit einander sterben.

Nun wollte er in das Schenkzimmer hineinrufen, aber er hörte nichts, seine Kehle brachte keinen Laut hervor. Es fiel ihm ein, daß er seit vielen Stunden nicht gesprochen hatte. Zum zweitenmale versuchte er es, zu rufen, indem er sich gewaltsam anstrengte, und erschrak nun selbst über den heisern Klang seiner Stimme. Die Magd fuhr entsetzt auf und stieß einen Schrei aus, als sie das fremde Gesicht über der Fensterbrüstung erblickte. Er wußte auch, warum, sie hatte das Zeichen gesehen, die Zerrissenheit seiner Seele. Und da war auch noch das blutbefleckte Tuch an der Stirn! Zornig riß er es herab und sprang über den Hof an Luciens Seite.

Wir müssen weiter, bezwing dich! rief er ihr kurz zu.

Hastig verließen sie das Dorf und stiegen über die hüglige Feldmark zu einer tannenbestandnen Heide auf. Erst als sie das Dickicht erreicht hatten, wagten sie, Atem zu schöpfen und hinter sich zu sehen. Der Himmel war inzwischen heller geworden. Über den Obstgärten des Dorfes verbreitete sich ein feiner Rauch, und das wachsende Geräusch, das zu ihnen herüberdrang, zeigte an, daß überall mit den häuslichen Verrichtungen begonnen wurde. Nun klangen auch die hellen Töne eines Glöckleins durch die Morgenfrühe, gerade als der erste Sonnenstrahl durch das Gewölk zitterte. Lucie wandte das Gesicht, damit Franz die Thränen nicht sähe, deren sie sich nicht mehr erwehren konnte, und die so brennend heiß über ihre Wangen liefen, als flösse ihr Herzblut mit ihnen davon. Er merkte es aber wohl, doch schwieg er; er hatte ja selbst keinen Trost. Er führte sie auch nicht, obwohl

er sah, daß sie sich kaum noch weiterschleppen konnte. Ihm war, als ob keine Zärtlichkeit mehr in ihr Leben hineingehörte.

Im Walde erst wurde es ihnen freier zu Mute. Der lebendige Hauch, der leise durch die Nadeln zog, flößte auch ihnen Kraft ein. Bald fanden sie einen Quell, der aus nadelbestreutem Gestein hervorrieselte und zwischen dunkeln Felsblöcken einer dämmrigen Schlucht zueilte. Sie traten hinzu und tranken gierig, dann sprengten sie sich die kühlen Tropfen ins Gesicht und wuschen sich ihre heißen Augen. Und nun sahen sie sich nach langer Zeit zum erstenmale wieder in die Augen.

Hast du mich gar nicht mehr lieb, Franz? fragte ihre zitternde Stimme.

Da brach auch die Sonne mächtig hervor und spann ein schimmerndes Netz über ihnen.

Wie doch das strahlende Licht allem Leben und Farbe giebt! Wie es in der Menschenbrust die Wolken verscheucht und die Hoffnung aufweckt! Die dunkle Nacht versank vor ihnen, und der freundliche, helle Morgen umspielte sie mit seinem Licht. Lucie hatte auf ihre Frage keine Antwort empfangen, keine in Worten, aber die Flüchtlinge hielten sich umschlungen und sahen sich wieder und wieder an.

Als sie endlich weitergingen, zogen sie Hand in Hand, und der Sonnenglanz leuchtete auch aus ihren Augen.

Was fangen wir nun an? fragte Lucie mit dem Versuch zu scherzen, während doch die Wehmut in ihrer Stimme zitterte. Ein Räuberleben könnten wir schon führen, wagehalsig genug sehen wir aus. Eins ist nur schade. Der Winter ist vor der Thür. Eine Höhle würde sich schon finden, vor der die Blumen blühten, und die Schmetterlinge spielten, wenn es Sommer wäre, und in unsre Einsamkeit klänge nur das Lied der Drosseln aus weiter Ferne. Da ließe sich schon leben. Aber das würde dir wohl nicht gefallen?

Wie wäre es dir, Lucie?

Mir? O Liebster, mir muß es ja nun überall schön sein, wo du bist. Ich habe ja sonst niemand auf der Welt als dich allein.

Niemand, Lucie? Und deine Eltern?

Still! unterbrach sie ihn, schon wieder in Thränen. Davon darfst du nicht reden. Es thut so weh, daran zu denken. Ich muß die Augen schließen, um sie nicht zu sehen. Was zwischen uns liegt, ist tiefer als das Meer. Sprich nicht davon, Lieber, ich kanns nicht ertragen.

Das Gefühl ihrer Verlassenheit und ihres Elends fiel wieder schwer auf ihre Herzen.

Lucie, fragte Franz nach einer Weile, wie konntest du mich sobald vergessen?

Hatte ich dich denn vergessen?

Ja warum nahmst du denn den andern?

Das ist eine lange, traurige Geschichte, Franz, ich habe es dir ja geschrieben. Ich wollte das Feuer dämpfen, ich glaubte, es sei möglich, aber es löschte nicht aus, und als du kamst, wurde es zur hellen Flamme.

Sie gingen nachdenklich und schweigend neben einander. Endlich sagte Lucie leise: Wie mag es ihm wohl gehen? Ob er wohl tot ist?

Franz seufzte tief auf. Die ganze Nacht habe ich an ihn gedacht, und er hat immer vor mir gestanden. Aber es ist nun eins. Geschehen ist geschehen. Die Brücke hinter uns ist abgebrochen, und wir können nicht mehr zurück. Es war mir, als wäre ich plötzlich ein andrer geworden und gehörte einer andern Welt an. Mir klangs fort und fort im Ohr: Frühmorgens um zehn Uhr stellt man

mich vors Regiment, ich soll bitten um Pardon, und ich bekomm gewiß doch meinen Lohn, das weiß ich schon.

Sie werden dich erschießen, wenn wir ihnen in die Hände fallen, Franz!

Nein, Lucie, beruhigte er sie mit halbem Lächeln. Das gilt nur, wenn wir Krieg haben.

Er hielt an und senkte den Kopf.

Wer weiß es aber, was mir geschieht? fuhr er leise fort. Ich kann es nicht sagen. Das liegt alles noch in einem Nebel und verschwimmt in einander. Aber sie können mir gewiß nichts schlimmeres anthun, als was ich mir selbst angethan habe.

O wären wir doch gestorben, Franz, schluchzte sie.

Er wurde wieder ruhig und strich ihr zärtlich über das Haar. Vor einigen Stunden, sagte er, habe ich das auch gewünscht, und ich habe gedacht, es wäre doch am besten, sie machten ein schnelles Ende mit mir, dann wäre es mit einemmale aus; so trostlos schaute ich drein und so verzagt. Nun aber denke ich wieder anders. Wenn ich dir in die Augen blicke, dann scheint mir das Leben so schön und wonnig zu sein, daß ichs gern behalten möchte.

Es kam plötzlich eine wilde Freude über ihn, die alle Bande seines gepreßten Herzens zersprengte. O! jauchzte er, zeigt mir in der Welt so eine Liebe und Schöne!

Sie blickte ihn glücklich an. Sei nicht so ungestüm, Franz. Rufe nicht so laut, die Leute könnten es hören. Mir fällt eben ein Lied ein, darf ich dirs singen?

Nicht singen, warnte er, sag es nur her.

Nein, hersagen kann ich es nicht. Ich habe es immer gesungen, es muß gesungen werden.

Nun, so singe, aber leise.

Sie faßte seinen Arm und sang mit zarter Stimme:

Es fiel ein Reif in Frühlingsnacht
Wohl über die schönen Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdörret.

Ein Knabe hatt ein Mägdlein lieb.
Sie liefen heimlich von Hause fort,
Es wußts nicht Vater noch Mutter.

Sie liefen weit ins fremde Land,
Sie hatten weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

Das ist ein trauriges Lied, sagte er, aber du hast etwas vergessen.

Sie sah ihn unter Thränen an.

Es giebt noch einen Vers, Lucie, den wollen wir nicht vergessen.

Und nun sangen sie leise mit einander:

Auf ihrem Grab Blaublümlein blühn.
Umschlingen sich treu wie sie im Grab,
Der Reif sie nicht welket, nicht dörret.

Da legte sie ihr Haupt an seine Brust. Ja, du Lieber, es ist ein trauriges Lied. Sie trugen wohl viel Schmerzen mit einander, als sie so hin und her wandern mußten. Aber ganz ohne Trost sind sie doch nicht gewesen, denn sie hatten einander lieb. Und zuletzt, obgleich sie in der Fremde gestorben sind, haben sie doch ein Grab neben einander gefunden, die armen Bürschlein, und ruhen aus. Wohin aber führt unser Weg? Wohin gehen wir?

Wir gehen zunächst zur Mutter..

Und dann?

Und dann fliehen wir übers Meer.

Aber wird sie dich ziehen lassen? fragte Lucie bedenklich.

Was soll sie anders machen, nachdem das geschehen ist! Sie ist stolz.

Sie ist stolz, wiederholte Lucie leise. Franz, ich fürchte mich! Ich hatte gehofft, ganz anders vor sie zu treten als so. Einst hatte ich gedacht, das sollte mein glücklichster und stolzester Tag sein, wenn du mich in dein Haus brächtest, und nun wird es mein bitterster, schmerzvollster sein!

Rede nicht so, versetzte er bedrückt. Du machst mir das Herz schwer. Es muß nun einmal überwunden werden, Lucie.

Sie trocknete rasch ihre Thränen und versuchte wieder zu lächeln.

Wir ziehen also übers Meer, Franz?

Er nickte.

Was fangen wir aber in Amerika an?

Da kaufen wir uns eine Farm, ganz einsam im tiefen Walde. Dort hausen wir und haben dann nur uns allein.

Nun kosten sie wieder mit einander und malten sich das Blockhaus jenseits des Meeres aus. Franz hatte so viel in die Hütte hineinzuwünschen, daß ihn das Mädchen errötend auf die Finger klopfte, aber es machte ihr sichtlich Freude, seinen Worten zu lauschen und die Zukunft so freundlich schildern zu hören.

Allmählich gelangten sie wieder in mehr betretene Teile des Waldes und wunderten sich, daß so viele Wege hin und her führten, bald sich kreuzten, bald sich auswichen, ja oft lange Strecken hindurch dicht neben einander herliefen.

Wie man sich nur in diesem Gewirr zurechtfinden kann? sagte Lucie. Sollte man nicht meinen, jeder dieser Wege führe in die Irre?

Das geht nur uns so, antwortete Franz. Die Leute, die hier wohnen, kennen sich wohl aus und lassen sich nicht verwirren.

Kreuz und quer, wie unser Weg, seufzte sie.

Ja Lucie, sagte er tröstend. Auch bei uns geht das wirr durch einander, und wir wissen nicht, wohin es führt, der liebe Gott weiß es allein.

Sie nickte freundlich. Nun wurde es ihnen feierlich zu Mute, und sie gingen schweigend dahin. Es war ihnen eingefallen, daß Sonntag war.

Lichter wurde es über den Wipfeln, von goldnem Glanze war der Wald durchströmt, und mehreremale kamen Glockentöne herauf zu ihnen. Die Menschen wurden ermahnt, den Frieden zu suchen, und nun fanden auch die Flüchtlinge Ruhe.

Ein Haselbusch wiegte seine schlanken Zweige über den Schlummernden, und neben ihnen sang ein Rotkehlchen. Es wurde Mittag, und der Wald war von Glut durchhaucht. Mehreremal gingen Menschen vorüber, dann wurde es stiller und stiller. Die Schatten wurden dunkler und breiter, wieder klangen die Glocken der Dörfer durch die Abendkühle, und noch immer schliefen sie. Über ihnen zogen die leichten Gebilde der Wolken, die Sterne tauchten empor aus dem Blau des Himmels. Der Mond ergoß sein Licht über den still träumenden Wald, und leise rauschten die Zweige.

(Fortsetzung folgt)

Litteratur

Von Zeit zu Zeit tauchen Bücher von namenlosen Verfassern auf, die infolge irgend eines Gerüchts im Publikum, infolge mündlicher Vorempfehlung den Vorzug genießen, selbst von deutschen Sortimentsbuchhändlern mit freundlichern Blicken begrüßt zu werden, als die Herren sonst für Werke neuer Autoren übrig zu haben pflegen. Diese Vorempfehlung ist wie der Wind, man weiß nicht, „von wannen sie kommt," aber sie pflegt in der Regel nicht ohne guten Grund zu sein, sie ist, da sie aus Kreisen des Publikums stammt, unter allen Umständen zuverlässiger und wertvoller, als die Trompetensignale, mit denen die litterarischen Cliquen neue Leistungen ihrer einzelnen Mitglieder in einem halben oder ganzen Dutzend von Zeitungen anzukündigen pflegen. In den meisten Fällen läßt sich auch sofort erkennen, welche Eigenschaft eines neuen poetischen oder historischen Werkes ihm eine günstige Stimmung bei den ersten Lesern erweckt hat. Bei dem neuesten Fall dieser Art, bei den Geschichten und Bildern aus dem Leben eines deutsch-böhmischen Emigrantengeschlechts von August Sperl, die unter dem Titel Die Fahrt nach der alten Urkunde (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1893) vor kurzem erschienen sind, ergiebt sich sofort, daß es religiös gestimmte, ernst protestantisch gesinnte Kreise sind, von denen die warme Empfehlung der neuen Erscheinung ausgegangen ist. Es werden nämlich im Verlauf dieser Geschichten die Schicksale eines deutschen Geschlechts vorgeführt, das in den Tagen der Hussiten, also im ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts, aus Böhmen um seines Festhaltens an der alten Kirche und Lehre willen vertrieben worden ist, im deutschen Reiche aber sich ein Jahrhundert später der Reformation angeschlossen hat. Die Kerdern waren ein altes Freiherrngeschlecht, sind aber im Laufe der Jahrhunderte in die bürgerliche Mittelschicht der deutschen Landschaft herabgestiegen, in der sie Zuflucht gefunden hatten. Als diese Landschaft läßt sich ungefähr die Oberpfalz erkennen. Von ihr aus hat sich dann das Geschlecht weithin verbreitet, und seine im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts lebenden Vertreter haben mannhaft der an sie herantretenden Versuchung widerstanden, um den Preis eines Glaubenswechsels die böhmische Heimat, die alten Familiengüter und die Freiherrnkrone zurückzugewinnen. Denn die Nachkömmlinge derer, die, um ihren Katholizismus zu bewahren, aus Böhmen flohen, sind so feste Protestanten geworden, daß sie lieber jedes Leid auf sich nehmen, als von dem neuen Glauben lassen wollen. Um fernerer Versuchung enthoben zu sein, die doch einmal an ein schwächeres Gemüt herantreten könne, beschließen die um 1720 lebenden Kerdern an dem Sterbebett ihres Hauptes, eines ehrwürdigen fränkischen Pfarrers, alle in ihren Händen befindlichen, auf ihre Abstammung und ihren ehemaligen Besitz bezüglichen Urkunden zu verbrennen. Da sie nichts behalten als einen Stammbaum ohne Beweiskraft, so ist es ein- für allemal entschieden, daß sie sich des alten Zusammenhangs mit dem böhmischen Freiherrngeschlecht erfreuen, aber keine Ansprüche auf die Güter mehr erheben können. So kommts, daß die Kerdern des neunzehnten Jahrhunderts, die sich für die alten Geschichten des Geschlechts interessiren, eine Reihe von Wanderungen und Ferienreisen antreten müssen, um in Schlössern und Hütten etwas von den wechselnden frühern und spätern Schicksalen der weitverzweigten Familie zu erfahren. Und was ihnen dabei offenbar wird, das führt in seltsamer Folge bald bis zur Gegenwart heran, bald in die düstern Tage des dreißigjährigen Krieges

und seiner Gegenreformationen zurück. Wenn unser Bericht von dem Inhalte der Geschichten ein wenig kraus und wirr klingt, so entspricht er genau dem Eindruck, den die Komposition des Buches hinterläßt. Die Geschichten der Kerdern bewegen sich vorwärts und rückwärts, die Gestalten treten bald mit einer gewissen Deutlichkeit, bald nur schattenhaft aus dem Nebel der Vergangenheit hervor, wie es dem Endergebnis der „Fahrt nach der Urkunde" entspricht: „Wir waren ausgezogen, ein altes Pergament zu suchen, und das hatten wir nicht gefunden. Wir waren ausgezogen, den Ursprung unsers Geschlechts klarzulegen — wir hatten die Brücke nicht zu finden vermocht, auf der es in die Fremde herübergekommen war. Als wir auf die Fahrt nach der alten Urkunde gegangen waren, da hatte auch ich an der Vergangenheit meines Geschlechts nur das weiche Moos, nur die grüne Patina, nur den blauglänzenden Duft gesehn, und alles war mir so prächtig, so kraftvoll erschienen, weil es so weit zurücklag. Jetzt kamen wir heim, und ich hatte unter dem Moos das rauhe Gestein, unter der Patina das harte Erz, unter den Blumen die Verwesung geschaut. Stolz auf mein Geschlecht, auf meine Ahnen, meinen Uradel war ich ausgezogen. Großes hatte ich gesucht — da fand ich die Wahrheit: Es hat niemals eine gute, alte Zeit gegeben, immer war das Leben des Menschen eine harte, sorgengetränkte Arbeit. Das ist es heute, das wird es bleiben bis zur Schwelle der Ewigkeit. Es ist immerfort Kampf auf Erden, den alle kämpfen müssen, reich und arm, hoch und niedrig, jung und alt, und der Kampf ist ein Stück der weisen Weltordnung selber. Alle Menschen müssen den Kampf kämpfen, es ist nur darin ein Unterschied, ob sie als Herren oder als Knechte, als Edle oder als Unfreie in diesem Kampfe stehen; denn zwei Richtungen unterscheiden sich scharf von einander auf Erden, aus der Tiefe in die Höhe, das ist die eine. Und die sie suchen, sind die Edeln. Von Tiefe zu Tiefe, das ist die andre. Und so gehen die Wege der Unedeln, der Unfreien, der Knechte. Der furchtlose Blick ins Leben, auch wenn am Himmel die schweren Wolken hängen; die innere Gleichgiltigkeit gegen die vergänglichen Güter dieser Erde; die Wahrhaftigkeit der Rede, die Lauterkeit des Herzens — das sind Herrentugenden. Sieh um dich, du findest sie da und dort, bald unter dem feinen Rocke, bald unter dem groben Wams, bald auf einem Thron, bald in einer Hütte. Aber sie sind selten zu finden, denn der Knechtsseelen giebt es tausendmal mehr als der Herrenherzen."

Diese der „Summa Summarum" des Buches enthobnen Worte deuten auch den ethischen Grundton an, der die „Fahrt nach der Urkunde" durchklingt. Ein festes Gottvertrauen, das im ererbten Glauben der Voreltern den klaren Stern über allen dunkeln Erdenwegen erkennt, das aber jedenfalls auch im Andersgläubigen die Sehnsucht nach dem Göttlichen und die fromme Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen zu erkennen wissen wird, erhellt diese Geschichten. Die Teilnahme und die Mitempfindung des Verfassers wenden sich nur solchen Erscheinungen des Lebens zu, auf die ein Abglanz des Lichtes fällt, das seine eigne Seele erfüllt. Gleichviel, ob er ein einfaches Genrebild malt, wie „Der Grabstein in der Mühle" eins ist, ob er modernes Elend und moderne Verirrungen schildert, wie in den Geschichten „Über fünf Treppen" und „Karriere," oder ob er Schicksale darstellt, die an die geschichtlichen Voraussetzungen verflossener Tage gebunden sind, wie in den Erzählungen „Der Eisenhammer" und „Was in der alten Chronik zu lesen war" — überall tritt er für die Lebensanschauung ein, die im Eingang und Schluß des Buches zu Worte, in den einzelnen Geschichten und Bildern zu stiller Wirkung kommt. Der Verfasser erkennt bei allen Vorgängen und Schicksalswechseln den Finger Gottes; über den Geschichten des Geschlechts Kerdern, deren Verlauf

und Zusammenhang gleichsam im Schatten bleibt, aus dem nur einzelne Gestalten und Situationen deutlicher hervortreten, liegt der Hauch der Zuversicht, daß die Gotteskindschaft aus allen Fährlichkeiten und Prüfungen des Erdenlebens siegreich hinausführe. Diese Zuversicht verleiht den Erfindungen und Schilderungen des Verfassers eine gewisse Kraft und den bunten, wechselvollen Geschichten eine Art Einheit.

Nach der ästhetischen Seite hin läßt das Buch freilich mehr zu wünschen übrig. Die Gestaltungskraft und Schilderungsgabe Sperls geht zunächst über ein frisches Skizzirtalent nicht hinaus. In voller Lebendigkeit und Deutlichkeit treten uns nur einige idyllische Schilderungen, einige feine Naturbilder entgegen, nur ein- und das andremal vergönnt uns der Verfasser einen tiefern und überzeugendern Blick in das Seelenleben seiner Gestalten, so in der Erzählung „Karriere," bei der ergreifenden Schilderung der Nacht, in der der Karrieremacher seinen Knaben in den Tod getrieben zu haben glaubt, so in der Schlußgeschichte des Buches, bei der Darstellung der gewaltsamen Bekehrung des alten Richters und seiner Seelenkämpfe. Die meisten Partien enthalten nichts, was mit dem Leben und der Wirklichkeit im Widerspruch stünde, aber wir müssen die Dinge auf Treu und Glauben hinnehmen, in den historischen Erzählungen fehlt der lebendige Hauch der Zeit, fehlt zu den Umrissen die Ausführung, die unentbehrliche Farbe der Periode, an die wir denken sollen. In der Geschichte „Der Eisenhammer" wäre es z. B. geradezu geboten gewesen, die verhängnisvolle Gnade und Ungnade eines absoluten Kleinstaatherrschers des achtzehnten Jahrhunderts mit voller Treue und den charakteristischen Einzelheiten der bösen alten Zeit darzustellen. In der Geschichte des Obersten und seiner Söhne („Das Schloß in der Mark") liegt der Keim zu einer ergreifenden Erzählung, aber doch eben nur der Keim. Der Verfasser glaube nicht, daß die Knappheit und Kürze der Darstellung diese Art der Belebung ausschließe. Es giebt Novellen von H. W. Riehl, von W. Raabe und andern, in denen die schwere Aufgabe, in der Erfindung und Ausführung einer kurzen Geschichte aus der Vergangenheit doch auch die Farbe und den Duft der Zeit wiederzugeben, mit großer Meisterschaft gelöst ist. Das läßt sich der „Fahrt nach der alten Urkunde" nicht nachrühmen; die Phantasie des Lesers und das, was er etwa von den Zeiten und Stellen weiß, in denen sich die Geschicke des Geschlechts der Kerdern abspielen, müssen hier vielfach ergänzend eintreten. Die Lyrik in diesen Erzählungen (Lyrik im weitesten Sinne genommen, alles, was Empfindung, Stimmung, Gedankenleben ist, alles bis zum Naturbild herab) überragt die epische Gestaltungskraft und Erzählungskunst bei weitem. Ob der Verfasser in dem gleichen Geiste, aber mit höhern Ansprüchen an den künstlerischen Wert seiner Gebilde in spätern und größern Schöpfungen ein ausgiebiges Talent bewähren wird, müssen wir zunächst dahingestellt sein lassen. Unmöglich wäre es ja nicht, und erfreulich würde es unter allen Umständen sein. Einstweilen wird es keinen ernsten Leser reuen, dieses Buch zur Hand genommen zu haben.

Frankreich, Rußland und der Dreibund. Geschichtliche Rückblicke für die Gegenwart von H. Heinrich Geffcken. Berlin, Richard Wilhelmi, 1893

Der Verfasser will nachweisen, daß die beiden Mächte im Westen und Osten unsers Vaterlandes niemals zu einem dauernden Bündnis hätten gelangen können, und den Schluß daraus gezogen wissen, daß sie auch fortan nicht dazu imstande sein würden. Er greift zu diesem Zweck bis auf Peter den Großen zurück, wird ausführlich, nachdem er in die Zeit Alexanders I., und redselig, nachdem er in

die des Herrn Geffcken gelangt ist. Das früher von ihm erzählte thörichte Geschichtchen von der Abstammung der Kaiserin Katharina hat er diesmal, durch H. von Sybel gründlich zurechtgewiesen (Historische Zeitschrift 1893, S. 233), glücklicherweise unterdrückt. Vielleicht wird er sich bei einer neuen Gelegenheit auch über die Zeit Alexanders I. ein wenig besser umthun. So ist z. B. das geheime französisch-russische Offensiv- und Defensivbündnis vom Jahre 1807 nicht erst von Tatitscheff, sondern schon drei Jahre früher, 1888, von Fournier im zweiten Bande seines „Napoleon" veröffentlicht worden; so ist die Behauptung, Alexander habe 1811 alle Aufforderungen Friedrich Wilhelms und seiner Generale zu einem Schutz- und Trutzbündnis abgelehnt, völlig aus der Luft gegriffen: bei dem von ihm selbst an einer andern Stelle angeführten Martens hätte Geffcken den Text der russisch-preußischen Militärkonvention vom 17. Oktober 1811 finden, in Dunckers Schrift über Preußen und die französische Okkupation und in Lehmanns Buch über Scharnhorst sich Auskunft holen können. Aber für ihn sind die deutschen Historiker nicht vorhanden, zumal der arge Sybel nicht; vergeblich sucht man seinen Namen auf den Seiten, die die Geschichte der fünfziger und sechziger Jahre behandeln. Um so öfter findet man den Namen des Verfassers, seiner Schriftchen, seiner „Konnaissancen." S. 77: „König Leopold I. behielt Recht, als er mir bereits Anfang Juli 1863 sagte" u. s. w. und (S. 153): „schon Cavour hatte Preußen als den natürlichen Verbündeten Italiens betrachtet und beklagte in einer Unterhaltung, die der Verfasser mit demselben (!) hatte" u. s. w. und (S. 167): „wenn der Zar bei der Begegnung mit Kaiser Wilhelm in Kiel demselben (!) versicherte, er werde nie den Degen ziehen, um Frankreich zur Rückgewinnung Elsaß-Lothringens zu helfen, so hat er nur dem Gedanken Ausdruck gegeben, den Fürst Gortschakow dem Verfasser 1875 in Baden-Baden mit den Worten äußerte" u. s. w. Man sieht, Herr Geffcken hat mit manchem hohen Herrn sprechen dürfen, und das darf uns beileibe nicht vorenthalten bleiben. Wäre nur nicht das meiste, was er uns mit wichtiger Miene ausplaudert, so gar belanglos!

Das beste an der Schrift sind die Abschnitte über die Vorgänge und Verhältnisse im Orient. Ihr Stil ist flüchtig und fehlerhaft, die Art, wie dem alten Reichskanzler bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ein Stich versetzt wird, höchst unerquicklich.

Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Zweiter Teil: Eine Umschau an des Jahrhunderts Wende. Von Julius Duboc. Leipzig, Otto Wigand, 1893

Der erste Teil dieses Werkes, der in Presse und Publikum bereits die verdiente Beachtung und Anerkennung gefunden hat, ist der philosophischen Seite des Gegenstandes gewidmet und stellt den Wechsel der Weltanschauungen dar. Der vorliegende zweite enthält einen Überblick über die gleichzeitigen Ereignisse und den Wandel der politischen Anschauungen und zeigt, wie beide Lebensgebiete, das philosophische und das politische, in gegenseitiger Abhängigkeit von einander eins auf das andre eingewirkt haben. Der Verfasser deckt dabei überraschende Zusammenhänge auf, namentlich auch in Beziehung auf die Judenfrage, die er sehr gründlich untersucht. Zwar beschränkt sich diese nicht auf die Frage, wie es komme, daß die Juden heutzutage eine so hervorragende Rolle spielen, aber gerade diese Frage drängt sich doch zunächst auf, und sie wird hier sehr einfach mit der Bemerkung beantwortet: „War Verkehr und Verkehrsfreiheit einmal die große Losung des Tages geworden, so ergab sich die Erhebung der Verkehrspriester in die erste

gesellschaftliche Rangklasse, ihre steigende Bedeutung auf allen Gebieten als eine unvermeidliche logische Notwendigkeit."

Bei dieser Gelegenheit möchten wir nochmals auf ein vorm Jahre in demselben Verlag erschienenes Buch desselben Verfassers hinweisen, das die gebührende Beachtung bis jetzt noch nicht gefunden hat, und das auch die Grenzboten nur in einer Anmerkung einmal erwähnt haben: Grundriß einer einheitlichen Triebslehre. Wir kennen keine Begründung der Moral, die uns so vollständig befriedigte, wie diese Triebslehre. Kant hat durch die Ausscheidung des Eudämonismus aus der Moral die Ethiker vor die Wahl gestellt, ob sie eine völlig unfruchtbare und wirkungslose Moral lehren wollen, an deren Wahrheit niemand glaubt — denn Menschen, deren Handeln nicht durch den Glückseligkeitsdrang bestimmt würde, giebts nicht in der Welt —, oder ob sie auf wirkliche Moral verzichten und ihre Schüler mit einer utilitarischen Scheinmoral abspeisen wollen. Auch ein dritter, heute sehr beliebter Weg: die Moralität nach den Gesetzen der Entwicklungslehre durch die fortschreitende Ausbildung und Verfeinerung der Gesellschaft entstehen zu lassen, führt nicht zum Ziele, denn was auf diesem Wege entsteht, das sind Sitten und Gewohnheiten, das ist die Dressur, aber es ist nicht das Gewissen, dieser Kern wahrer Moralität. Vorausgesetzt wird, daß es, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Menschen ein wirkliches Gewissen gebe, nicht bloß jene Angst vor Prügeln oder vor gesellschaftlicher Ächtung, die oft damit verwechselt wird. Der bleibende Gewinn, den die Ethik Kant verdankt, ist die philosophische Bestätigung der christlichen Lehre, daß das sittlich Gute nur in der Gesinnung, im guten Willen gesucht werden darf. Aufgabe der Ethik ist also nach Duboc, „den Eudämonismus klar und scharf vom Utilitarismus zu trennen und ihn dadurch haltbar zu machen, den kategorischen Imperativ auf die Lust zu gründen, Kant festzuhalten, aber ihn berichtigend zu erneuern." Das Hauptergebnis der Untersuchung besteht in folgendem. Alles Handeln des Menschen geht aus Trieben hervor. Die Bethätigung dieser Triebe, die zugleich seine Anlagen sind, erregt ihm Lust, ihre Hemmung Unlust. Durch das hinzutretende Bewußtsein wird der Trieb zum Willen erhoben. Was der Mensch am stärksten will, das ist die Behauptung seines eigentlichsten innersten Wesens, seiner Persönlichkeit. Der darauf gerichtete Wille ist sein Gewissen. Bringt der Mensch seiner Pflicht, deren Erfüllung Bedingung für die Erhaltung der Persönlichkeit ist, Genüsse oder selbst auch Gesundheit und Leben zum Opfer, so liegt darin kein Widerspruch gegen das allgemein giltige Lebensgesetz, daß der Mensch immer und unter allen Umständen den Schmerz fliehen muß, denn er wählt in diesem Falle Schmerzen nur zu dem Zweck, dem höchsten Schmerze des geistigen Selbstmordes zu entgehen. Die Musterung der einzelnen Triebe enthält eine Fülle feiner und tief eindringender psychologischer Beobachtungen und anziehender Betrachtungen. So wird z. B. bei Erörterung des Ehrtriebs dessen Zerrbild in Sudermanns „Ehre" kritisch vernichtet, in dem Kapitel über die geschlechtliche Liebe die Stellung Schleiermachers zu Schlegels Lucinde und die Katastrophe von Meyering gewürdigt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Weiteres zur Steuerfrage und zur Finanzreform

Als im Herbſt 1892 von der Reichsregierung die Vorlage wegen Verſtärkung unſers Heeres an den Reichstag gebracht wurde, war leider von Anfang an die Finanzfrage damit ſo verquickt worden, daß die Reichsregierung auch dem neugewählten Reichstage gegenüber genötigt wurde, die Vorlage über die Bier- und Branntweinſteuer aufzugeben.

Die große Aufregung aber, in die durch die neueſten Steuerpläne der Reichsregierung wegen der Weinſteuer und der Tabakſteuer alle beteiligten Kreiſe verſetzt worden ſind, hat die Aufmerkſamkeit von den andern Steuern und namentlich auch von denen, über deren Gerechtigkeit wenigſtens im allgemeinen Einverſtändnis herrſcht, abgelenkt. Unſers Erachtens ſollten die Kreiſe, die ſich durch die Steuerpläne der Regierung bedroht glauben, nicht bloß die Gefahren dieſer Pläne für ſie ſelbſt darlegen, ſondern auch auf die Wege aufmerkſam machen, die zur Erzielung höherer Einnahmen des Reichs beſſer gangbar erſcheinen.

Wenn es nun auch zur Herbeiführung einer richtigern Finanzwirtſchaft ſowohl im Reiche als in den Einzelſtaaten ſehr erwünſcht iſt, daß ſich das Reich neue Einnahmen in viel größerer Höhe als 55 Millionen Mark (die Koſten der neuen Heeresverſtärkung) erſchließe und womöglich nicht bloß 100, ſondern 150 Millionen Mark Mehreinnahmen erlange, um viele Ausgabepoſten des außerordentlichen Etats richtiger in den ordentlichen Etat einreihen und auf die Schuldentilgung jährlich nicht bloß fünf, ſondern etwa dreißig Millionen Mark verwenden zu können, ſo erſcheint es doch bei den Schwierigkeiten, mit denen man bei jeder Steuererhöhung zu kämpfen hat, und um zur Wahrung der Gerechtigkeit zunächſt die erträglichſten Steuern feſt-

zustellen, durchaus geboten, daß die neuen Steuergesetzvorlagen dem Reichstage nicht in einem großen Strauße geboten, wenigstens nicht so von diesem an die Reichsregierung zurückgegeben werden, sondern daß zunächst die Wege betreten werden, über deren Begehung kein Zweifel sein kann, daß also der Reichsregierung zunächst nur die Einnahmen bewilligt oder angeboten werden, die als die gerechtesten und wirtschaftlich am leichtesten durchführbaren allgemein die geringsten Bedenken erregen, und daß die Regierung zu den Beschlüssen des Reichstags bestimmt Stellung nehme.

Bevor aber neue Steuern bewilligt werden, wird man aus demselben Grunde zunächst zu untersuchen haben, wo das Reich etwa gar unwirtschaftlich handle, indem es an die Einzelnen durch Erlaß von Gegenleistungen ohne Not etwas weggiebt, also Geld zum Fenster hinauswirft. Solche Punkte giebt es aber z. B. in der Postverwaltung. Wir wollen nicht sowohl der Art der Verwaltung unsers Postwesens zu nahe treten, als vielmehr Tarifbestimmungen tadeln, an die die Postverwaltung gebunden ist. Zunächst kommt da in Betracht die Zeitungsversandgebühr. In den allermeisten Fällen ist diese so gering, daß sie die in der mäßigsten Weise berechneten Selbstkosten der Postverwaltung nicht deckt. In einem anscheinend wohlbegründeten Aufsatze der „Post" war vor einiger Zeit die Einbuße, die die Reichspostverwaltung bei der Zeitungsversendung jährlich erleidet, auf etwa zehn Millionen Mark jährlich berechnet. Ist es schon eine jeden Patrioten schwer kränkende Schmach und Schande, daß nach der Postordnung die Reichspost verpflichtet ist, alle die Hetz- und Skandalblätter, die unser Volk demoralisiren, wirksam verbreiten zu helfen, also selbst mit den Ast abzusägen, auf dem sie sitzt, so ist es doch noch unwürdiger, daß sie bei diesen schmachvollen Handlangerdiensten noch Geld zulegen muß, denn gerade die schamlose und verderbliche Presse ist die, bei der die Postbeförderung am billigsten ist. Hier sollte doch die Reichsregierung und jeder gutgesinnte Reichstagsabgeordnete schleunigst Wandel schaffen.

Auch daß die Post bei der jetzigen Gestaltung des Paketportos in ungeheuer vielen Fällen weit unter dem Selbstkostenpreise arbeitet, ist nicht zu bezweifeln. Es gilt das namentlich von Paketsendungen auf große Entfernungen und von der Sendung sperriger Güter. Natürlich muß bei der Berechnung der Selbstkosten die Eisenbahnfracht mindestens so angesetzt werden, wie sie von der Post der Eisenbahnverwaltung nach billigen Sätzen gezahlt werden müßte, wenn nicht allgemeine Abkommen bestünden. Denn das Publikum, das die Post benutzt, hat kein Recht darauf, daß ihm zu Lasten der Allgemeinheit (der die Post nicht benutzenden Bevölkerung) der Teil des angemessenen Porto, das ist der Selbstkosten, geschenkt werde, den die Postverwaltung aus Rechnungs- oder sonstigen Gründen andern Zweigen der Reichs- oder Staatsverwaltung für deren Leistungen an die Post nicht zu zahlen

braucht. Es ist zur Genüge bekannt, daß sich durch das schablonenhafte und in zahllosen Fällen zu niedrige Paketporto bei vielen Gewerbs- und Handelszweigen ein naturwidriger und ungesunder Wettbewerb gebildet hat. Die Beschneidung nur der ärgsten Mißstände, die in dieser Beziehung entstanden sind, müßte den Reichs- und auch den Staatseinnahmen Millionen von Mark jährlich eintragen. Natürlich wollen wir nicht eine kleinliche, vielgestaltige Bestimmung der Sätze des Paketportos, auch nicht ein rücksichtsloses Eingreifen in Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse, die sich durch die jetzigen Sätze einmal gebildet haben.

Vor allem aber wendet sich der Blick immer wieder auf die Steuer, die man unter dem nicht ganz richtigen Namen der Börsensteuer begreift. Bei den Vorschlägen, die die Reichsregierung deshalb dem aufgelösten Reichstage machte, war die Erhöhung der jetzigen Börsensteueuer so unglaublich niedrig bemessen, daß bei allen Deutschen, die eine gerechte Verteilung der Steuerlast verlangen, der Ausdruck großer Enttäuschung laut wurde. Offenbar hatte die allmächtige Großfinanz die Vertreter der Reichsregierung gründlich irre zu führen verstanden. Wie man vor Einführung der jetzigen Börsensteuer gejammert hatte, aller Verkehr an deutschen Börsen werde durch sie ertötet, während sie doch gar nicht empfunden wird, so hatte man wahrscheinlich der Regierung auch wegen der Steuererhöhung vor und bei der Ausarbeitung der Vorlage so entsetzlich vorgewimmert, daß die Regierung schon mit der Verdopplung der Steuer einen großartigen Schritt gethan zu haben glaubte. O du große Bescheidenheit! muß man da mit einem zarten Ausdrucke sagen, denn für viele Geschäfte kann und muß die Börsensteuer nicht bloß verdoppelt, sondern verzehnfacht, ja verzwanzigfacht werden!

Wenn wir einmal die an den Fonds- und Effektenbörsen vorkommenden Geschäfte betrachten, so ergiebt sich zunächst bei den Abschlüssen, die eine wirkliche solide Kapitalanlage, insbesondre den Ankauf von allerlei Staatspapieren und sonstigen Schuldverschreibungen bezwecken, daß die Belastung solcher Geschäfte mit dem Börsenstempel geradezu lächerlich niedrig ist, wenigstens gegenüber den Stempel- und Kostenabgaben, denen der unterliegt, der Grundstücke oder Hypotheken erwirbt oder veräußert. Diese Kosten belaufen sich in manchen deutschen Ländern und an vielen Orten, die nach Ortsstatuten besondre Sätze dabei erheben, oft auf mehrere Prozent. Das mobile Kapital ist also außerordentlich bevorzugt gegen den Grundbesitz und die mit diesem zusammenhängenden Geschäftsabschlüsse. Man denke sich z. B., daß jemand für 100000 Mark Staatspapiere kauft. In diesem Falle hat der Käufer nicht mehr als 10 Mark Stempelsteuer zu zahlen! Oder es kauft jemand auf Zeit für 100 000 Mark österreichische Kreditaktien — das bekannte Spielpapier! — er macht also eine gewagte Spekulation, bei der er der Gefahr ausgesetzt ist, im Handumdrehen Tausende von Mark zu verlieren. Und auf

ein solches Spiel zahlt er nicht mehr als 20 Mark Börsenstempelsteuer! Ist das nicht lächerlich? Wer in solcher Höhe Spekulationsgeschäfte abschließt, der zahlt an seinen Kommissionär eine Provision von mindestens 125 bis 200 Mark, ohne sich deshalb das geringste Bedenken zu machen, er läßt sich vielleicht von seinem Kommissionär bei solchen Geschäftsabschlüssen, zwar nicht gern, aber weil er es nicht ändern kann, noch um $^1/_4$ oder $^1/_2$ Prozent, d. h. um 250 bis 500 Mark „schneiden." Und ein solcher Spekulant soll nicht mehr als 20 Mark oder nach der neuen Vorlage künftig 40 Mark Stempelsteuer zahlen? Wir müssen aber weiter bedenken, daß fast alle Zeitgeschäfte an der Fondsbörse mit der einzigen Ausnahme von Zeitgeschäften in fremder Währung reine Spielgeschäfte sind! (Die eben eingeräumte Ausnahme zeigt sich z. B. in folgenden Fällen. Der deutsche Fabrikant, der nach Rußland gelieferte Waren in Rubeln gezahlt bekommen soll, verkauft diese auf den Zahlungstermin im voraus, oder der deutsche Getreidehändler, der russisches Getreide zum Termin in Rubeln bezahlen soll, kauft sich diese Rubel auf den Termin.) Bei allen soliden Zeitgeschäften wird der Fabrikant oder Kaufmann, der sich durch das Zeitgeschäft gegen Kursschwankungen schützen will, sehr gern nicht bloß $^1/_{10}$ oder $^2/_{10}$ oder $^4/_{10}$, sondern 2 oder 4 Promille wie eine Versicherungsprämie als Börsensteuer zahlen.

Ganz ähnlich und vielleicht noch einleuchtender liegen die Verhältnisse an den Produkten- und Warenbörsen. Auch an ihnen sind die Zeitgeschäfte fast ausnahmslos, von einem ganz geringen Bruchteil abgesehen, Spielgeschäfte. Werden doch an einer solchen Börse in einem Jahre die Erträgnisse einer Jahresernte oft zehn- bis zwanzigfach umgesetzt. Bei diesen Zeitgeschäften an den Warenbörsen trägt den Verlust schließlich das Privatpublikum, das zur Beteiligung herangelockt wird, und die Landwirtschaft, der die Ringe an den Börsen ihre Produkte immer zu den niedrigsten Preisen abdrücken.

Von den Jobbern und sonstigen Börsenbesuchern wird gegen die Erhöhung der Börsensteuer meist das Arbitragegeschäft ins Feld geführt. Es wird behauptet, daß dieses Geschäft durch eine Erhöhung der Börsensteuer unmöglich gemacht werde, weil bei ihm mit ganz geringem Nutzen „gearbeitet" werden müsse. Zunächst können wir nun keine volkswirtschaftlichen Nachteile herausfinden, wenn dieses schöne Arbitragegeschäft überhaupt ausgeschlossen wird. Es dient angeblich dazu, allzugroße Kursungleichheiten der verschiednen Börsenplätze zu beseitigen. Aber was schadet es denn dem soliden Kaufmann oder dem Kapitalisten oder der Allgemeinheit, wenn diese Kursspannung um 2 oder 3 Promille größer bleibt? Ist das so fürchterlich? Das ganze Arbitragegeschäft ist fast immer weiter nichts als eine Spekulation auf die Unkenntnis minder gut Eingeweihter oder auf die Leichtgläubigkeit solcher, die sich durch falsche Gerüchte bethören lassen. Wenn aber die Unterschiede der Kurse an den verschiednen Börsen nicht ganz gering wären, so würde auch

eine wesentliche Erhöhung der Börsensteuer dem gewiegten Spekulanten noch genügenden Raum bieten, auf Kosten minder tüchtiger Geschäftsleute durch das Arbitragegeschäft einen Kursunterschied in seine Tasche zu leiten, nur daß ein solches Geschäft erst bei einer etwas größern Preisschwankung als jetzt mit Erfolg unternommen werden könnte. Wenn man von der gewiß unanfechtbaren Grundlage ausgeht, daß, je weniger eine Kapitalanlage den Preis- und Wertschwankungen unterworfen ist, je solider und fester sie also ist, und je weniger sie die Gefahr aufkommen läßt, daß das Kapital an das Ausland verloren gehe, desto niedriger die Stempelabgabe bemessen werden müsse, daß also Geschäfte über Aktien und ausländische Schuldverschreibungen, ganz besonders aber Zeitgeschäfte einer höhern Besteuerung unterworfen werden müssen, so müßte die sogenannte Börsensteuer — bei möglichster Anlehnung an das jetzige Steuergesetz — etwa so festgesetzt werden, daß in Nr. 4 des Tarifs zum Börsensteuergesetze vom 29. Mai 1885 (S. 193 des Reichsgesetzblattes) gesagt würde:

A. Zug um Zug, sofort zu erfüllende Kauf- und sonstige Anschaffungsgeschäfte über:

1. ausländische Banknoten, ausländisches Papiergeld, ausländische Geldsorten $^2/_{10}$ vom Tausend (Geschäfte über Werte von 500 Mark oder weniger bleiben hierbei stempelfrei);

2. Wertpapiere der unter 3 des Tarifs bezeichneten Art (das sind insbesondre inländische staatlich genehmigte Inhaberschuldverschreibungen u. dergl.) $^3/_{10}$ vom Tausend;

3. Wertpapiere der unter 1a, 2a, 2b des Tarifs bezeichneten Art (also insbesondre inländische Aktien, inländische nicht staatlich genehmigte Renten- und Schuldverschreibungen, ausländische Renten- und Schuldverschreibungen) $^5/_{10}$ vom Tausend;

4. Wertpapiere der unter 1b des Tarifs bezeichneten Art (ausländische Aktien) 1 vom Tausend.

B. Kauf- und sonstige Anschaffungsgeschäfte, die unter Zugrundelegung von Usancen einer Börse geschlossen werden (Loko-, Zeit-, Fix-, Termin-, Prämien- u. s. w. Geschäfte) über Mengen von Waren, die börsenmäßig gehandelt werden:

1. über Werte der oben unter A genannten Art 2 vom Tausend;

2. über andre Werte der oben unter A 2, 3, 4 genannten Art 4 vom Tausend.

Die Abstufungen hätten nach Beträgen von je 1000 Mark zu geschehen, und zwar so, daß überschießende Beträge bis zu 500 Mark gar nicht, über 500 Mark aber für voll gerechnet würden. Oder die Stufen könnten wie bei der Wechselstempelsteuer bemessen werden. Eine solche Steuer könnte von allen Beteiligten sehr wohl getragen werden, sodaß sie sich binnen kurzem eingelebt hätte. Hälfe sie die Zeitgeschäfte, also die Spielgeschäfte einschränken, so würde das nur eine segensreiche Folge des Gesetzes sein.

Denn leider ist jeder unsrer größern Börsenplätze mit seinen Zeitgeschäften schlimmer als Monte Carlo. An der Spielbank weiß jeder, wie groß sein Wagnis ist; die Verluste an der Terminbörse kann niemand im voraus wissen.

Deshalb werden so viele Unkundige von jobberhaften Kommissionären zu Zeitgeschäften überredet und um ihr und ihrer Familien Vermögen und um die ganze Existenz gebracht. Die Zahl der so vernichteten Familien ist weit größer, als gewöhnlich angenommen wird. In Monte Carlo endet allerdings in vielen Fällen ein Selbstmord das Elend derer, die in wahnsinniger Weise ihr ganzes Hab und Gut bar mit an den Spieltisch geschleppt haben, weil der Verlust meist in kürzester Zeit und plötzlich, im jähesten Wechsel eintritt. Die nicht minder schweren Verluste an der Terminbörse vollziehen sich etwas langsamer. Der Verlierer begeht nicht Selbstmord, er erliegt einem Verfall aller geistigen und körperlichen Kräfte aus Gram, daß er mit den Seinen an den Bettelstab gebracht worden ist.

Eine völlig unzutreffende Verteidigung der Zeitgeschäfte wird dadurch versucht, daß man sagt, durch sie allein werde es möglich, daß in Zeiten großer Krisen und Kursschwankungen überhaupt noch Geschäfte zu stande kommen, und daß nicht alle Kurse sofort ins Bodenlose fallen. Daran ist etwas wahres. Denn Wertpapiere, in denen nur Kassengeschäfte abgeschlossen werden, fallen in solchen Zeiten viel mehr. Aber daß in solchen Krisen bei Wertpapieren, die auf Zeit gehandelt werden, wenigstens wenn ein Deckungsbedürfnis aus Leerverkäufen besteht, anfänglich noch einige Geschäfte gemacht werden und der Kurssturz etwas verlangsamt wird, das hat doch nur den Erfolg, daß die großen Bankgeschäfte noch Gelegenheit haben, an das dumme, vertrauensselige Privatpublikum ihre Bestände loszuschlagen. Ist das gelungen, dann folgt der gewaltige Kurssturz auch solcher Papiere.

Die Terminbörsen sind die Vampyre, durch die der sauer verdiente Sparpfennig der arbeitsamen Bevölkerung in die Kassen der großen Finanzmänner geleitet wird, um da zu einer staatsgefährlichen Macht anzuschwellen. Wenn eine hohe Börsensteuer mit dazu diente, diese unheilvolle Aussaugung etwas zu beschränken, so wäre das eine freudig zu begrüßende Folge des Steuergesetzes.

Freilich ist zu fürchten, daß sich die Reichsregierung bei ihren Entschließungen von Männern Rat erteilen läßt, die im eigensten Interesse die Verstopfung dieser ihrer Reichtumsquelle fürchten, daß also die Regierungen schlecht beraten werden. Da nach unsrer, von der Wahrheit sicher nicht abweichenden Behauptung nur ein oder höchstens zwei Prozent aller Zeitgeschäfte über börsenmäßig gehandelte Werte nicht Spielgeschäfte sind, so wird die von uns vorgeschlagne Steuer auf solches Glücksspiel immer noch sehr niedrig erscheinen, wenn man damit den Reichsstempel vergleicht, der auf das Lotteriespiel erhoben wird.

Von einer Kontingentirung der Börsensteuer, d. h. der Auferlegung bestimmter Summen, auf die einzelnen Börsen, deren Mitglieder die Aufbringung unter sich auszumachen hätten, kann, wenn der ernstliche Wille besteht, eine

gerechte und ergiebige Steuer einzuführen, natürlich nicht die Rede sein. Man würde eine Steuer von 30 bis 40 Millionen Mark jährlich für unerträglich erklären. Die Gesamtheit der Börsenmenschen würde, so lange die Steuer bestünde, nicht müde werden, sie durch die ganze Presse, die zum großen Teil in ihren Händen ist, als eine barbarische Brandschatzung zu bezeichnen, während doch die von uns befürwortete Börsenumsatzsteuer einen Jahresertrag von 80 bis 150 Millionen Mark bringen würde. In Wirklichkeit geht der Gedanke und der Wunsch, daß eine Kontingentirung der Börsensteuer beschlossen werde, von den Börsenhändlern aus, die dadurch mit einer möglichst niedrigen Steuer wegzukommen hoffen. Übrigens würde eine solche Kontingentirung schon deshalb zu widerraten sein, weil die Technik der Veranlagung und der Einbringung unter allen Umständen zu den schwersten Bedenken Anlaß geben müßte.

Daß die Börsenumsatzsteuer einer ganz wesentlichen Erhöhung der jetzigen Sätze fähig ist, geht auch daraus hervor, daß in frühern Zeiten, wo die Bankiers viel höhere Provisionen und Maklergebühren berechneten, diese zusammen weit mehr betrugen, als künftig diese Spesen samt dem Stempel betragen würden, wenn dieser in der von uns vorgeschlagnen Höhe erhoben würde. Auch gestehen viele ehrenwerte Bankiers und tüchtige Bankbeamte vertraulich zu, daß die jetzige Börsensteuer ganz bedeutend erhöht werden könne, ohne daß die Geschäfte irgendwie darunter leiden würden. Aber sie thun es nur vertraulich und unter der Bedingung, daß man sich nicht auf sie berufe, denn der Bankbeamte, der so etwas sagt, muß sofortige Entlassung fürchten, und der Bankier, der so etwas sagt, würde von der Börse und andern Bankiers durch strengsten Boykott geschäftlich vernichtet werden. Aus diesem Grunde sind auch all die Gutachten sogenannter Sachverständigen, die über die Börsensteuervorlage den Regierungen die traurigsten Klagelieder vorjammern, lächerliche Schauspielereien. Wahrlich, die Verhältnisse liegen so klar, daß man diese „Sachverständigen“ nicht braucht!

Bei Annahme unsrer Vorschläge würden vielleicht einige der an den Börsen üblichen Spielgeschäfte unterbleiben, wir meinen einen Teil der Arbitragegeschäfte und die Zeitgeschäfte, die von Börsenbesuchern geringerer Güte in der Absicht eingegangen werden, sich mit ganz bescheidnem Gewinn zu begnügen. Wir unterlassen es deshalb, eine nähere Rechnung über den Ertrag aufzustellen, und wollen uns, um nicht fehl zu gehen, einen großen Spielraum vorbehalten. Aber das kann man wohl ruhig erklären, daß die Börsensteuer jährlich mindestens 80, in Jahren regern Geschäftsverkehrs 150 und mehr Millionen Mark eintragen würde.

Auch für eine kräftigere, namentlich die ausländischen Werte treffende Emissionssteuer stimmen wir aus vollster Überzeugung. Jedes Wertpapier muß, wenn es in Deutschland umlaufsfähig bleiben soll, bis zu einem zu be-

stimmenden Zeitpunkte einer Stempelung unterworfen werden, wie vor Jahren die ausländischen Lospapiere. Werden durch diese Maßregel ausländische Wertpapiere zweifelhafter Güte ferngehalten, so wollen wir uns dieses Erfolges freuen. Gelingt es den gewissenlosen Kreisen unsrer Finanzkräfte künftig trotzdem, unsern Kapitalisten schlechte Werte aufzuhalsen, an denen das Kapital ganz oder großenteils verloren geht, dann hat es wenigstens an einer Warnung und an einem kleinen Abstriche von der betrüglich verdienten Vermittlungsgebühr nicht gefehlt.

Die geriebnen Vertreter des schlechten Teils unsrer Großfinanz werden alle Hebel in Bewegung setzen, eine solche Börsensteuer abzuwenden, namentlich werden sie unsre Regierungsvertreter irre zu führen suchen, wenn der Reichstag eine höhere Börsensteuer beschließen sollte. Deshalb empfehlen wir dem Reichstage dringend: daß er zunächst eine Vorlage der Reichsregierung wegen einer wesentlichen Erhöhung der Zeitungsspeditionsgebühr und einer Änderung des Paketportos erbitte und die Börsensteuer nach den obigen Darlegungen festsetze, namentlich aber vor der Zustimmung der Reichsregierung zu einer kräftigen Börsensteuer in die Beratung der andern Steuergesetze gar nicht eintrete.

Wenn wir aber auch überzeugt sind, daß die oben verlangte Erhöhung der Portoeinnahmen unsrer Postverwaltung und eine Verschärfung der Börsensteuer nach unsern Vorschlägen weit mehr Einnahmen bieten würde, als wir brauchen, um die Kosten unsrer Heeresverstärkung, sowie der Finanzreform in dem von der Regierung jetzt geplanten Umfange zu decken, sodaß die von der Reichsregierung weiter vorgeschlagnen neuen Reichssteuern weit niedriger bemessen werden könnten, als man jetzt beabsichtigt, so müssen wir doch, bevor Wein, Tabak und Bier als Reichssteuerobjekte herangezogen werden, andre Steuern als näherliegend bezeichnen.

Zunächst könnte recht gut vom Checkverkehr in ähnlicher Weise ein Stempel erhoben werden wie vom Wechselverkehr, zumal da der Checkverkehr vielfach den Wechselverkehr ersetzt und die Abgabe nur leistungsfähige Bevölkerungskreise treffen würde.

Namentlich aber möchten wir die Einführung des Rohspiritusmonopols empfehlen, das in der „freien“ Schweiz mit gutem Erfolg und zu allgemeiner Zufriedenheit vor kurzem eingeführt worden ist. Es würde einen viel höhern Ertrag liefern als die jetzige Branntweinsteuer, und doch könnten die Produzenten dabei bestehen, obwohl die sogenannte Liebesgabe wegfiele, die in Wirklichkeit den Brennern, insbesondre den Landwirten gar nicht die Vorteile bietet, die ihr die demagogischen Hetzer unsrer revolutionären Parteien fälschlich beimessen. Auch der Verbraucher würde seinen Spiritus und seinen Schnaps nicht teurer kaufen. Nur der volksaussaugende Großhandel und Zwischenhandel würde in seiner schwer schädigenden Thätigkeit eingeschränkt werden.

Die schädlichen Zeitgeschäfte in Spiritus, meist reine Glücksspiele, bei denen die Brenner, insbesondre die Landwirte, jetzt abgeschlachtet werden, würden wegfallen. Der Branntwein würde dann von vollkommen gereinigtem, fuselfreiem Spiritus hergestellt werden, während jetzt die fürchterliche, noch die folgenden Generationen mit treffende Alkoholpest so ungeheuer groß ist hauptsächlich infolge des Fusels, der wegen ungenügender Reinigung des Spiritus vielfach in diesem gelassen wird. Endlich ist zu bedenken, daß, wenn irgend ein Verbrauchsartikel zum Gegenstande eines Monopols gemacht werden soll, sich kaum irgend ein andrer so dazu eignet, wie der Spiritus, weil es da keinerlei Geschmacksunterschiede giebt, und weil sich Güte und Wert beim Einkauf und beim Verkauf immer unbestreitbar feststellen lassen.

Wenn unsre Vorschläge Annahme fänden, so würden die neuen Steuern in bedeutender Höhe leicht zu tragen sein, und die Verhandlungen zur Feststellung der Steuergesetze würden sich viel weniger aufregend abspielen, als wenn die jetzt zu erwartenden Vorlagen den Gegenstand der Reichstagsverhandlungen zu bilden hätten.

Die Landarbeiterfrage

(Schluß)

Wenn ein so ungeheures Gebiet, wie die Zustände der ländlichen Arbeiter Deutschlands und ihr Verhältnis zu den Gutsbesitzern, ein Gebiet, das nicht allein von Landschaft zu Landschaft, sondern von Kreis zu Kreis, ja von Dorf zu Dorf und von Hof zu Hof die größten Verschiedenheiten aufweist, wenn ein solches Gebiet auf wenigen Seiten skizzirt wird, so kann selbstverständlich jeder einzelne Zug der Skizze auf Grund der vielen Ausnahmen für falsch erklärt werden. Und wie viel verschiedne Bilder des deutschen Landarbeiters können gemalt werden, je nachdem man den Wasserpolaken, den holsteinischen Knecht oder den kleinen rheinischen Rebbauer, der gelegentlich tagelöhnert, als Typus nimmt! Und was könnte ein Tendenzstatistiker alles herausrechnen! Wenn er bei Losch findet, daß es mancher Rebarbeiter im Oberelsaß fast auf 1800 Mark Familieneinkommen bringt, so ist es eine Kleinigkeit, für den deutschen Landarbeiter ein Durchschnittseinkommen von 1100 Mark herauszubringen; denn nimmt man das Mindesteinkommen zu 400 Mark an, so hat

man ja $\frac{1800 + 400}{2} = 1100$. Und wie wenig erst vermag eine Skizze, wie die unsre, der lebendigen Wirklichkeit gerecht zu werden! Vielleicht stellen wir gelegentlich einmal ein paar Stimmungsbildchen, deren die Berichte des Vereins für Sozialpolitik nicht wenige darbieten, zusammen. Diesmal kommt es uns nur darauf an, für die in der Frage einzunehmende Haltung eine Grundlage zu gewinnen, zu diesem Zweck aber war eine aus wenigen verallgemeinernden und darum anfechtbaren Zügen bestehende trockne Skizze unentbehrlich.

Indem wir uns nun anschicken, das so gewonnene Bild der Lage und die erwähnten Reformvorschläge von unserm eignen Standpunkte aus zu beleuchten, müssen wir zunächst die Bemerkung vorausschicken, daß wir selbstverständlich nicht etwa die Entwicklung des letzten Jahrhunderts beklagen. Geschichtliche Umwälzungen werden von dem Vernünftigen weder beklagt noch bejubelt, sondern er bemüht sich, sie zu durchschauen, um die ihm daraus erwachsenden Aufgaben und Pflichten zu erkennen. Außerdem sind zwei Ergebnisse dieser Entwicklung: die Schaffung eines wohlhabenden, gebildeten Bauernstandes in vielen Gegenden des nordöstlichen Deutschlands und die Vermehrung des Ertrages der Landwirtschaft durch bessere, von der Wissenschaft geförderte Bebauungsarten, so erfreulich, daß, wenn nun einmal Segnungen nur durch entsprechende Übel erkauft werden können, die unbefriedigenden Zustände eines Teiles der heutigen Landarbeiter kein zu hoher Kaufpreis erscheinen. Dazu sind die patriarchalischen Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts, wie v. d. Goltz nachweist, nichts weniger als gemütlich gewesen. Auch sehen wir die Sache nicht von dem Standpunkte der Humanität und des Christentums an — das überlassen wir den hierzu Berufnen, den Geistlichen —, sondern mit den Männern des Vereins für Sozialpolitik „ganz ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der Staatsraison“ (Bericht über die Generalversammlung, S. 74) und fragen nicht: „Geht es ihnen [den Arbeitern] schlecht oder gut, wie ist ihnen zu helfen?“ Oder wenn wir hie und da solche Fragen aufzuwerfen genötigt sind, so geschieht es nicht lediglich den Arbeitern zu Gefallen, sondern um des Wohles des Vaterlandes willen. Eben deshalb können wir freilich nicht soweit gehen, wie Dr. Kaerger, der (S. 96 des Berichts über die Generalversammlung) meint, die sogenannte Arbeiterfrage sei eigentlich nur eine Unternehmerfrage, denn auch die Unternehmer, namentlich die verhältnismäßig wenigen Unternehmer, für die der Arbeitermangel eine ernstliche Verlegenheit bildet, verwechseln wir nicht mit Volk und Vaterland.

Um nun die Sache vom Gesichtspunkte des Volkswohls aus — denn eine Staatsraison, die dieses nicht zum Ziele hat, lassen wir nicht gelten — betrachten zu können, muß man zunächst alle allgemeinen Übelstände ausscheiden, die in der Natur der menschlichen Gesellschaft liegen, daher so alt

wie diese und unheilbar sind. Wo es Herren und Knechte giebt, da werden immer viele Knechte über harte und wunderliche Herren, viele Herren über faule, ungeschickte und widerspenstige Knechte klagen, und wie zu allen Zeiten die Knechte, die es nicht länger aushalten zu können glaubten, oder denen die Aussicht auf etwas Besseres winkte, fortgelaufen sind, sie mochten Sklaven, Hörige oder Lohnarbeiter heißen, so werden sie fortlaufen noch im dritten und vierten Jahrtausend, wenn dann die Welt noch steht. Damit hat sich der Politiker so wenig zu befassen, wie mit den ewigen Klagen der Hausfrauen über ihre Dienstboten. Daß das Fortlaufen in dem Stelzenstil unsers heutigen sogenannten Rechtsstaates Kontraktbruch heißt, macht in der Sache keinen Unterschied. Also nicht das allgemein Menschliche, das dem Prediger und dem Satirenschreiber gehört, ist hier zu besprechen, sondern bloß das Eigentümliche, das aus unsern heutigen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Zuständen entspringt. Und dieses scheidet sich nun in ein ganz Deutschland betreffendes und in ein besonderes, das nur den Nordosten angeht.

Jenes allgemeine besteht in dem Schwanken des Bedarfs an Arbeitern zwischen Sommer und Winter. Die Dreschmaschine wirkt, wie uns von Landwirten gesagt wird, namentlich auf den Bauerngütern noch nicht so schlimm, weil die verbesserte Kultur im Winter viele Vorbereitungsarbeiten notwendig macht, sodaß außer dem Gesinde auch die Tagelöhner ziemlich regelmäßig beschäftigt werden können, freilich bei geringerm Lohne, weshalb allerdings, wenn sie aushalten sollen, große Anspruchslosigkeit die Voraussetzung ist. Daß sich die Wirkung der Maschine auf großen Gütern stärker bemerkbar macht, dürfen wir so sachkundigen Männern wie dem Freiherrn v. d. Goltz und Dr. Weber schon glauben. Ganz augenfällig aber ist die Wirkung des Rübenbaues, der im Sommer eine Menge Arbeiter notwendig macht, für die es im Winter schlechterdings nichts zu thun giebt. Liegen nun auf der einen Seite des Rübenlandes Industriebezirke und größere Städte, die den Landarbeitern das ganze Jahr hindurch gleichmäßige Beschäftigung gewähren oder wenigstens die Aussicht darauf eröffnen, und auf der andern Gegenden mit sehr kargen Löhnen, so ist damit jenes Hin- und Herwogen der ländlichen Arbeiterbevölkerung gegeben, dessen Hauptschauplatz die Provinz Sachsen zu sein scheint. Es kommt wenig darauf an, in welchem Grade daneben auf die Arbeiter die viel besprochnen psychologischen Beweggründe: leichtsinnige Veränderungslust und Vergnügungssucht, Gefallen an zeitweiliger Ungebundenheit u. dgl. mitwirken. Genug, daß der moderne landwirtschaftliche Betrieb dieses Nomadentum hervorruft; an psychologischen Triebkräften, eine durch äußere Umstände hervorgerufene Bewegung zu verstärken, fehlt es niemals. Diesem Zustande kann nun auf keine andre Weise abgeholfen werden, als durch die von uns und andern schon oft und bei verschiednen Gelegenheiten empfohlene Dezentralisirung der Industrie, wozu dann allerdings noch eine der alten Haus-

industrie ähnliche Organisation kommen müßte, die es den kleinen Leuten möglich machte, zwischen Industriearbeit im Winter und Feldarbeit im Sommer abzuwechseln. Auch möglichst gleichmäßige Verteilung des Waldes, der Straßen und Eisenbahnen über das Land ist von großer Wichtigkeit, da Forstwirtschaft, Bahn- und Straßenbau Gelegenheit zur Winterarbeit schaffen. Giebt es keine Großstädte und Industriebezirke, in denen die Landarbeiter zusammenströmen und wo sie ihren dauernden Wohnsitz aufschlagen müssen, um das ganze Jahr über Beschäftigung zu finden, hat der Rübenbauer den im Sommer abkömmlichen Industriearbeiter, der Arbeiter aber beides, die Sommer- wie die Winterarbeit zur Hand, so ist beiden Teilen geholfen und die Arbeiterschaft wieder seßhaft geworden. Dann säßen auch die Erzeuger und die Verbraucher der Lebensmittel und Rohstoffe unmittelbar neben einander, und so würde die Getreidebörse samt ihren viel gescholtenen Sünden überflüssig. Wer diesen Plan als utopisch zurückweist, der thäte besser, das unnütze Gejammer über die Sachsengängerei und die Desorganisation der Landgemeinden und Gutsbezirke zu lassen und sich auf einen Zustand einzurichten, der Deutschland allmählich in ein großes Zigeunerlager zu verwandeln verspricht. Denn einen andern Ausweg vermögen wir nicht zu sehen; die Chemiker und Physiologen müßten denn ein Verfahren erfinden, die Rübenarbeiter im Herbste einzupökeln und im Frühjahr wieder lebendig zu machen.

Wenden wir uns dann zu der besondern ostelbischen Abteilung der Frage, so liegt die Schwierigkeit, sie zu behandeln, in der Unaufrichtigkeit unsrer Zeit. Nachdem mit Luther und Rabelais die Aufrichtigkeit*) der alten und mittlern Zeiten zu Grabe getragen war, hat die europäische Diplomatie die Sprache zu einer Kunst, die Gedanken zu verhüllen, ausgebildet, und die politischen Parteien und Interessenvertretungen unsrer Tage kennen gar keinen andern Gebrauch der Sprache mehr; wer in ihren Kreisen jedes Ding mit seinem richtigen Namen nennen wollte, würde der Acht und Aberacht verfallen. Das ist sehr bequem für die Interessenten, aber es ist sehr schlimm für das Vaterland, denn um für jeden Fall die richtigen Maßregeln treffen zu können, müssen die Behörden und Volksvertretungen den Fall verstehen, und dazu gehört vor allem, daß er wahrheitsgetreu vorgelegt werde. Die richtige Fragestellung zeigt ja immer den Weg zur Lösung, wie jede Rechenaufgabe, sobald man den richtigen Ansatz gefunden hat, schon so gut wie gelöst ist. Mit Beziehung auf den vorliegenden Gegenstand haben wir nun schon früher einmal die Dinge beim richtigen Namen genannt. Man hat es uns sehr übel genommen, aber widerlegt sind wir nicht worden und können wir nicht werden. Wir wollen auch heute nicht um den heißen Brei herumgehen, sondern den damals auf-

*) Sehr bezeichnend pflegen wir sie Naivität oder Kindlichkeit zu nennen, womit gesagt ist, daß heutzutage der gebildete Erwachsene notwendig ein Lügner und Heuchler sein muß.

gestellten Satz einfach wiederholen: soll das große Gut der ostelbischen Lande in seiner jetzigen Verfassung*) fortbestehen, so braucht es entweder Hörige oder ein nichtsnutziges Gesindel von Wanderarbeitern. Die Hörigkeit steht dort, wo die Herren von christlicher Gesinnung beseelt sind, eine Stufe über der antiken Sklaverei, das vogelfreie Wanderproletariat eine Stufe darunter; nehmen wir also das arithmetische Mittel und sagen wir kurz: der ostelbische Großgrundbesitz bedarf der Sklaverei. Um möglichen Einwendungen zu begegnen, heben wir die zwei Merkmale der persönlichen Unfreiheit, um die es sich dabei handelt, ausdrücklich hervor; sie heißen: Zwang zu einer des freien Mannes unwürdigen Lebensweise, zur conditio servilis, und Zwang zur Arbeit für einen andern.

Die conditio servilis ist mit dem Einkommen gegeben. Wer von uns würde den Gedanken nicht entsetzlich finden, daß er, oder daß eines seiner Kinder sich einmal mit einem Familieneinkommen von 600 Mark werde begnügen müssen? Es kommt wohl vor, daß eine Familie der bessern Stände in Zeiten vorübergehenden Unglücks einmal nicht mehr oder noch weniger einnimmt, aber ihre Ausgaben überschreiten dann eben ihr Einkommen. Entweder setzt sie Ersparnisse oder sonstiges Kapital zu, oder sie wird von Verwandten unterstützt, oder sie lebt einstweilen auf Borg. Wollte sie ihre Lebensführung

*) Es wird nicht überflüssig sein, die Phasen der deutschen Gutsherrschaft, wie wir sie besonders durch Inama-Sternegg und Knapp kennen gelernt haben, kurz zu rekapituliren. Im eigentlichen Deutschland verschlingt während der Karolingerzeit die große Gutsherrschaft das Bauerland und macht die freien Bauern zu Hörigen. Sie zerfällt dann in der fränkischen Zeit in kleine Rittergüter, während zugleich die hörigen Bauern persönlich frei werden und nur zinspflichtig bleiben. Gleichzeitig siedeln sich deutsche Kolonisten östlich von der Elbe an als freie Männer, die nur einen Zins an den Grundherrn zahlen. Der Grundzins ist weiter nichts als die Rentenform des Kaufpreises. Die Ritter — zum persönlichen Kriegsdienst verpflichtete Großbauern — erlangen eine obrigkeitliche Stellung in ihrem Dorfe. Vom fünfzehnten Jahrhundert ab erweisen die Juristen den Rittern den Gefallen, zinspflichtige Höfe für Eigentum der Grundherren zu erklären und die Unterthänigkeit als persönliche Abhängigkeit, als Hörigkeitsverhältnis zu deuten. Indem gleichzeitig der Ritterdienst durch das Söldnerwesen ersetzt wird, sieht sich der Ritter darauf angewiesen, sich den standesgemäßen Unterhalt durch Landwirtschaft zu erwerben (wenn er nicht Wegelagerer werden mag). Dazu ist aber sein Gut zu klein, und er ergreift mit Vergnügen die ihm von den Juristen dargebotene Handhabe, es durch Einziehung von Bauernacker zu vergrößern und die übrigen Bauern als Frohnpflichtige zur Bebauung zu benutzen. Die Einziehung bäuerlicher Hufen wird durch den dreißigjährigen Krieg erleichtert, der Tausende von Bauerngütern verwüstet und herrenlos macht, dasselbe wiederholt sich später in kleinerm Maßstabe im siebenjährigen Kriege. Wie dann der Prozeß durch die Bauernbefreiung seine jüngste und durch die Fortschritte der Landwirtschaft seine allerjüngste Wendung genommen hat, ist im vorigen Artikel gezeigt worden. Aus dem ursprünglich kleinen Rittergute, dessen Ertrag vom Ritter und seinen Leuten in natura verzehrt wurde, ist zuguterletzt die kapitalistisch betriebne Großwirtschaft geworden, deren Bestimmung nicht mehr ist, die darauf wohnenden mit dem Ertrage ihres Bodens zu nähren, sondern durch Verkauf der Erzeugnisse einen möglichst hohen Geldgewinn zu erzielen.

nach ihrem dermaligen Einkommen einrichten und zunächst eine Wohnung für 100 bis 120 Mark beziehen, so würde sie damit aus ihrer Klasse heraus ins Proletariat fallen und sich die Aussicht auf Rettung versperren. Dieses Einkommen nun, das den Menschen der bessern Stände beim bloßen Gedanken daran Entsetzen erregt, das zu einer Lebensweise zwingt, die ihnen schlimmer als der Tod dünkt, dieses ist das Durchschnittseinkommen der ländlichen Tagelöhner in den fraglichen Gegenden; Hunderttausende von Familien bleiben sogar noch darunter, das Streben nach Erhöhung aber wird Unbotmäßigkeit gescholten und der Staat dagegen zu Hilfe gerufen. Und wenn die Gutsbesitzer von einer Arbeiterfrage reden, so meinen sie damit die Gefahr, daß sie zur Erhöhung dieses Einkommens gezwungen werden könnten; ja sie klagen, daß sie schon bei Zahlung der jetzigen Tagelöhne nicht mehr durchkämen. Als Antwort auf jene Frage erwarten sie also Regierungsmaßregeln, die die Arbeiter zwingen sollen, bei den jetzigen oder noch geringern Löhnen fortzudienen. Die Leute sollen also zwangsweise in einer Lage festgehalten werden, die nicht anders bezeichnet werden kann als mit dem Ausdruck conditio servilis. Sie dürfen kein andres leibliches Bedürfnis kennen als das der notdürftigsten Sättigung mit den am wenigsten wohlschmeckenden Nahrungsmitteln und jahraus jahrein mit denselben, ohne alle Abwechslung. Sie dürfen nicht wissen, was Komfort ist. Sie dürfen gar keine ästhetischen, Geistes- und Herzensbedürfnisse haben. Sie dürfen auch keine sittlichen Bedürfnisse haben: die Mutter darf kein Rühren im Herzen und keinen Gewissensbiß spüren, wenn sie ihre Kleinen hilflos in der verschlossenen Stube allein läßt, wo sie ohne Pflege verkommen und möglicherweise verbrennen; ihre Gedanken dürfen nicht daheim, sondern müssen bei der Arbeit sein. Sie muß die noch zarten Kinder über ihre Kräfte für den Brotverdienst ausnutzen. Sie darf sich nicht sträuben, wenn der gnädige Herr oder der Wirtschaftsinspektor an ihr Gefallen findet. (Frankenstein a. a. O., S. 304.) Die pommersche Gutsarbeiterin muß den Hofgänger (Scharwerker) oder die Hofgängerin (Scharwerkerin) mit ihren Kindern in der einzigen Kammer schlafen lassen, wenn sie auch bestimmt weiß, daß regelmäßig noch ein Schatz mit drin schläft. (Wittenberg a. a. O., S. 78.) Der Gedanke, einmal beim Stehlen abgefaßt zu werden, darf für die Leute nichts schreckliches haben, denn ohne Feld- und Holzdiebstahl gehts einmal nicht, wie Gutsbesitzer gestehen, und wie die von den Autoritäten festgestellte Erfahrung beweist, daß alle Arbeiterkolonien unfehlbar Spitzbubennester werden. Kurzum: der Gutsherr braucht Leute, deren ganzes Seelenleben durch eine unüberbrückbare Kluft von dem unsern geschieden ist, oder die auf einer Kulturstufe stehen, von der kein Steg zu unsrer eignen Kulturstufe heraufführt; Menschen von einer ganz andern Art, die sich von den Arbeitstieren nur dadurch unterscheiden, daß sie Menschengestalt haben, reden können und die Befehle des Herrn verstehen, mit einem Wort: die beseelten und außerdem mit Verstand begabten Werkzeuge der aristote-

lischen Sklaventheorie. Daß diese Wesen dem Schulzwang unterworfen werden, ist das widernatürlichste und unzweckmäßigste, was sich denken läßt. Denn die Schule weckt geistige, gemütliche, ästhetische und sittliche Bedürfnisse in ihnen, lehrt sogar verfeinerte leibliche Bedürfnisse kennen. Dadurch wird der Mann nicht bloß unzufrieden mit seiner Lage, sondern geradezu unglücklich und entweder zur Verzweiflung oder zum Fortlaufen getrieben.*) Der wackre Wittenberg freilich protestirt mit Entrüstung gegen die Zumutung, daß man die Arbeiter auf einer niedrigen Bildungsstufe zurückhalten solle. „Je intelligenter der Arbeiterstand ist, um so besser wird er gut und schlecht unterscheiden, um so besser wird er allerdings auch wissen, was er verlangen kann, und da liegt der Hund begraben, das paßt manchen Leuten nicht in ihren Kram.“ (S. 49 bis 50.) Die Arbeiter, mit denen es Wittenberg zu thun hat, gehören nach Einkommen und Lebensführung zur Aristokratie des Landarbeiterstandes. Aber sie haben keinen Sonntag, ihre Kinder sind überangestrengt,**) und nur etwa der fünfte Teil ist in der Lage, einen Sparpfennig zurückzulegen, während nach des Verfassers Ansicht von Rechts wegen alle in solcher Lage sein müßten. Er sieht allerdings nicht, wie sie dahin gebracht werden könnten, da der Gutsbesitzer auf Rügen und in Neuvorpommern wirklich nicht mehr zahlen könne. Die Arbeitslöhne verzehrten hier ungefähr 30 Prozent der Bruttoeinnahme; die Lage der Besitzer sei also nicht so gut wie in andern Gegenden Pommerns, wo Pastor Quistorp welche kennt, die nur 15 Prozent ihrer Bruttoeinnahme auf Arbeitslöhne zu verwenden brauchen. Damit mag es nun stehen, wie es will, jedenfalls geht aus Wittenbergs Angaben hervor, daß die Gutsherren einen Lohn, der die Arbeiter über die conditio servilis hinaushöbe, entweder nicht zahlen können oder nicht zahlen wollen, oder teils nicht können, teils nicht wollen, daß also diese Lage des Arbeiterstandes Daseinsbedingung für die dortigen großen Güter ist.

Zur conditio servilis gehören auch die Prügel. Die Berichte des Vereins für Sozialpolitik geben darüber keine Auskunft. Im polnischen Teile Oberschlesiens, wird uns von einem genauen Kenner versichert, schwingt der Inspektor täglich den Stock oder die Peitsche. Der geprügelte Arbeiter bedankt sich regelmäßig für die empfangne Züchtigung durch Handkuß. Wie es anderwärts steht, wissen wir nicht. Wie der Sozialdemokrat Mehring (Neue Zeit, Nr. 5) in der Gegend von Stolp erfahren haben will, wäre dort vor

*) Wenn eine herrschende Klasse Sklaven braucht und diesen Bildung aufzwingt, so begeht sie einen Selbstmord oder ein Verbrechen. Selbstmord in dem Falle, daß die Sklaven in der Lage sind, das Joch abschütteln zu können; Verbrechen im andern Falle; denn es ist dann so viel, wie wenn ein böser Zauberer das Eisen, das er glüht und schmiedet, beseelen oder einem Lasttier Menschenverstand und menschliche Empfindung einflößen wollte.

**) Die Ausnutzung der Kinder für den Erwerb bleibt nun einmal das Schand- und Brandmal des neunzehnten Jahrhunderts.

zwanzig Jahren noch fleißig geprügelt worden, dürfe es aber heute nicht mehr gewagt werden.

Das zweite Merkmal der Knechtschaft ist der Zwang zur Arbeit für einen andern. Selbst der von christlicher Gesinnung und warmem Mitgefühl für die Arbeiter beseelte Freiherr v. d. Goltz hält doch an der in Altpreußen seit Jahrzehnten wohlbekannten Regel fest: werden die Landarbeiter mit Acker ausgestattet, so dürfen sie nicht mehr als 2½ Morgen bekommen, weil sie sonst sofort nach Selbständigkeit streben, um der Notwendigkeit, für den Gutsherrn zu arbeiten, überhoben zu sein. Zwar will er ihnen durch die beschriebne Verteilung des Grundbesitzes die Möglichkeit des Aufsteigens gewahrt wissen, aber es bleibt doch dabei, daß sie nur so lange für den Gutsherrn arbeiten, als sie dazu gezwungen sind, daß also, wenn die große Gutswirtschaft bestehen soll, dort, wo nicht soziale Verhältnisse (wie zahlreiches in der Industrie unverwendbares Proletaritat) den Zwang ausüben, der Staat ihn durch Gesetze und Einrichtungen herstellen muß. Um noch genauer einzusehen, wiefern der Zwang zur Arbeit für andre Knechtschaft bedeutet, werfen wir einen Blick auf die Industrie.

Nicht jede Arbeit im Dienste eines Unternehmers ist Sklavenarbeit. Lokomotiven kann der arme Schlosser, der mit einem Jungen arbeitet, in seinem Hinterstübchen nicht bauen. Sollen welche gebaut werden, so gehören dazu große Räume, großartige Veranstaltungen, Hunderte von geschickten Metallarbeitern und mindestens ein sehr gescheiter Kopfarbeiter, gewöhnlich aber mindestens zwei: ein technischer und ein kaufmännischer Leiter. Damit also diese nützlichen und auf einer gewissen Kulturstufe notwendigen Beförderungsmaschinen gebaut werden können, müssen sich je einige hundert Personen vereinigen. Eine solche Arbeitsgemeinschaft braucht nichts von einem Sklavenverhältnis an sich zu haben. Wenn der Metallarbeiter in der Lokomotivenbauanstalt anständig bezahlt und behandelt wird, wenn er sicher ist, nicht entlassen zu werden, so lange er seine Sache macht, wenn der Unternehmer nur in den Stücken Gehorsam fordert, die für den Betrieb notwendig sind, und sich nicht darum kümmert, was der Mann im politischen und Privatleben treibt, dann ist dieser ein freier Mann; denn Unterwerfung unter eine Disziplin, die zur Ausübung einer gemeinsamen Thätigkeit notwendig ist, beeinträchtigt nicht die persönliche Freiheit.*) Hat der kleine Schlosser nur die erforderliche Geschicklichkeit, und hat er keine Aussicht, sich zum größern Meister

*) Der Unterschied des männlichen Gehorsams vom Gehorsam des Kindes und des Sklaven besteht darin, daß dieser einer Person geleistet wird, in deren Belieben es steht, ob sie dem Untergebnen einen Spielraum für freie Lebensäußerung einräumen will und welchen, jener dem Gesetz oder einer Ordnung nur in dem Gebiete, wofür das Gesetz oder die Ordnung gilt, und aus Einsicht in die Notwendigkeit dieser Ordnung. In dieser Art des Gehorsams übt sich der Knabe zuerst beim Spiel mit Kameraden.

emporzuschwingen, so wird er eine solche Stellung in der Maschinenbauanstalt vorziehen; er trifft in diesem Falle seine Wahl vollkommen frei. Ebenso liegen die Dinge beim Schiffsbau, bei der Reederei, beim Großhandel, beim Bücherverlag, bei der Glockengießerei, beim Orgelbau u. s. w., kurz, überall wo gesellschaftlich notwendige Dinge nur durch das Zusammenwirken vieler hergestellt werden können; hier haben wir also Arbeitsgemeinschaften, aber, wo sie nicht ausarten, kein Sklavenverhältnis. Dagegen ein Rock, ein Stiefel kann von einem einzigen Schneider oder Schuster ganz so gut fertig gemacht werden, wie in einer Fabrik oder unter der Oberleitung eines Unternehmers; Schweißtreiberwerkstätten und Konfektionsgeschäfte sind schlechterdings nicht dazu erforderlich, die Volksgenossen mit Kleidungsstücken zu versorgen. Treten der Schneider, der Schuster, die Nähterin in die Dienste eines Unternehmers, der reich wird, während sie bei sechzehnstündiger Arbeit kaum das trockne Brot haben, so thun sie das nicht freiwillig, auch nicht durch die Natur des zu erzeugenden Gutes gezwungen, sondern ganz allein durch die Macht des Geldkapitals bezwungen: sie sind Lohnsklaven.

Bei der Landwirtschaft liegt nun die Sache so, daß jeder tüchtige Knecht und Tagelöhner fähig ist und daher auch das Verlangen hat, ein eignes kleines Gut zu bewirtschaften, und nur so lange für einen Gutsherrn arbeitet, als er muß, wie denn überhaupt kein tüchtiger Mensch freiwillig für einen andern arbeitet, wenn er für eigne Rechnung arbeiten kann. Die untüchtigen freilich stehen sich als Knechte eines Herrn besser, weil sie auf einer eignen Wirtschaft nicht durchkommen würden, und der Slave, dieser geborne Sklave, der die ihn schlagende Hand küßt, verlangt gar nichts andres. Allerdings haben ihn der Kulturkampf, die Polengesetze und die Schule in den letzten zwanzig Jahren dermaßen aufgerüttelt, daß er anfängt, zum Selbstbewußtsein zu erwachen, sich gegen seine Herren aufzulehnen, aus der Sklaverei zu flüchten und — sozialdemokratische Vereine zu gründen. Also der Hofarbeiter des ostelbischen Landes ist im allgemeinen unfrei. Da jedoch die große Gutswirtschaft keineswegs überflüssig ist, ja des landwirtschaftlichen Fortschritts wegen gar nicht entbehrt werden kann, so mag auch der Instmann, wofern er sein Auskommen hat, vor Kündigung sicher ist und gut behandelt wird, seine Stellung als Arbeitsgemeinschaft ansehen und erträglich finden, wenn sie auch einen patriarchalischen Anstrich hat, der sie der Hörigkeit nahe bringt.

Bei der gegenwärtigen Lage des Landarbeiterstandes und noch mehr bei der Lage, die ihm die Gutsbesitzer in einer in ihrem Sinne bessern Zukunft zugedacht haben, ist nun seine verfassungsmäßige Stellung im Reiche und im Staat eine Ungeheuerlichkeit; geprügelter Höriger und zugleich freier Staatsbürger, so ein Unsinn ist noch nicht dagewesen, so lange die Welt steht. V. d. Goltz findet denn auch wenigstens die Reichsverfassung bedenklich. „Die Sozialdemokraten — meint er S. 153 — steigern das Selbstbewußtsein der Arbeiter in

ungerechtfertigtem Grade; sie bringen ihm beabsichtigter- oder unbeabsichtigterweise die Meinung bei, als ob der Staat, der ihnen ein ebenso großes Wahlrecht wie den Arbeitgebern beigelegt habe, ihnen nun auch einen ebenso großen Anteil an dem materiellen Besitz, vor allem dem Grundbesitz, geben könne und müsse, als ihn ihre Brotherrn haben." Nun, so dumm sind wohl wenige Tagelöhner, daß sie von einem Zustande träumten, wo jeder von ihnen ein Schloß haben und mit Vieren fahren werde. Aber auch ohne sozialdemokratische Einflüsse kommt den untern Klassen auf dem Lande wie in der Stadt allmählich das zum Bewußtsein, was das gleiche Wahlrecht thatsächlich enthält, nämlich das Recht und die Pflicht, nach einer Lage zu streben, wo der Name eines Reichsbürgers kein Hohn und keine Lächerlichkeit mehr ist. „Das vielgeschmähte preußische indirekte Wahlrecht — sagt v. d. Goltz weiterhin — hat den gerade für die ländlichen Verhältnisse des Ostens unschätzbaren Vorzug, daß der einzelne Wähler seine Stimme nur Personen geben kann, die er genau kennt. Vielleicht mag es zweckmäßig sein, zur Sicherung einer größern Unabhängigkeit der Wähler geheime Stimmabgabe oder sonstige Kautelen einzuführen u. s. w." Ehe der preußische Landtag, in dem der Großgrundbesitz überwiegt, dazu die Hand bietet, die ländlichen Wähler und namentlich die Arbeiter vom Rittergutsbesitzer unabhängig zu machen und den Gutsbesitzerstand um sein Übergewicht zu bringen, muß er erst etwas ganz andres werden, als er heute ist. Vorläufig bleibt die Sache so, wie sie seit Einführung der Verfassung gewesen ist: die Gutsarbeiter haben auf Kommando zu wählen. Das ist nun eine unwürdige Komödie; warum nicht so ehrlich sein, die kleinen Leute von der Last ihrer Staatsbürgerschaft zu befreien und von dem abscheulichen Zwange, daß sie einen Mann wählen müssen, von dem sie wissen, daß er Gesetze machen wird, die ihnen nicht gefallen? Warum machen die Herren die Gesetze nicht in ihrem eignen Namen, anstatt sich den Schein zu geben, als ob sie sie im Namen der angeblich von ihnen vertretnen machten? Das Reichstagswahlrecht — meint v. d. Goltz (S. 278) ganz richtig — habe für die Arbeiter keinen großen Wert (es hat in der That nur Wert für die Regierungen, als Gradmesser für die steigende Unzufriedenheit, als Sicherheitsventil und als das Mittel, die Verantwortung für die Gesetze, die sie erlassen, auf einen scheinbaren Volkswillen abzuwälzen); „für den Arbeiter haben wesentliches Interesse nur die ihn zunächst persönlich berührenden Dinge." Dasselbe gilt aber auch vom Landtagswahlrecht. Die von Herrn v. d. Goltz hochgepriesene Landgemeindeordnung z. B. berührt freilich das Interesse des kleinen Mannes, und zwar in wohlthätiger Weise, aber sie ist gegen den Willen der Großgrundbesitzer zu stande gekommen; der kleine Mann wäre also dieser ihm angenehmen Neuerung weit sicherer gewesen, wenn er nicht gezwungen gewesen wäre, zu wählen und so die Gegner der Vorlage im Abgeordnetenhause zu vermehren. Der Grundfehler liegt freilich darin, daß der ganze Konstitutionalismus eine unglückselige Mißgeburt ist.

Die richtige Art und Weise, wie dem Bürger des modernen Großstaats eine wirksame und wohlthätige Teilnahme an der Gesetzgebung möglich gemacht werden könnte, ist noch nicht entdeckt. Nur gewisse Zielpunkte sind sichtbar, die bei Umgestaltungen im Auge behalten werden müssen. Auf seinen Anteil an der gesetzgebenden Gewalt, der noch nicht den zwanzigsten Teil eines Milliontels beträgt (denn der Bundesrat hat die stärkere Hälfte, und wahlberechtigt sind etwa zehn Millionen), wird jeder Verständige um so lieber verzichten, als es lediglich von dem dümmsten aller Götter, vom Zufall abhängt, was das winzige Zipfelchen Staatsbürgerrecht, das er in den Hexenkessel zu werfen hat, für eine Verwendung finden und für eine Wirkung hervorbringen wird. Was der Staatsbürger, der wirklich ein Staatsbürger und kein Sklave ist, unzweifelhaft zu verlangen hat, ist nur zweierlei: erstens, daß kein seinen Stand betreffendes Gesetz gemacht werde ohne Anhörung dieses Standes, zweitens, daß keines gemacht werde wider den Willen dieses Standes, wenn nicht die Zahl der Angehörigen der übrigen Stände, die ein seinen Stand schädigendes Gesetz notwendig finden, die Zahl seiner Standesgenossen ganz bedeutend überwiegt. Demnach muß jeder Stand eine Vertretung haben, die bei ihn angehenden Fragen ihr Gutachten abzugeben und ein Einspruchsrecht hat. Für Angelegenheiten, die das ganze Volk angehen und keines einzelnen Verständnis übersteigen, ist das Referendum nach Schweizer Art eine ganz vortreffliche Einrichtung.

Die bisherigen Wahlbräuche verwirft auch Wittenberg. Freilich, meint er, müsse der Gutsbesitzer zur Abwehr sozialdemokratischer und freisinniger Verführung auf die Einsicht seiner Arbeiter einwirken. „Etwas anders ist es aber, wenn man mit Gewalt vorgeht, z. B. nach den Wahlen Leute entläßt, die freisinnig oder sozialdemokratisch gewählt haben, oder auch solche, die bei der Arbeit ihren politischen Gesinnungen Ausdruck zu geben pflegen. Wenn solche in den Fabriken des Fiskus abgelohnt werden, so gönne man diesem Arbeitgeber dies geschmackvolle mittelalterliche [?] Verfahren; aber man ahme es nicht nach. Mit äußern Mitteln ist noch nie eine Geistesbewegung aus der Welt geschafft worden.“ (S. 48.) Im folgenden stellt Wittenberg dann die Thatsache ins hellste Licht, daß der kleine Mann auf dem Lande bis auf den heutigen Tag überhaupt noch keine Vertretung hat. In Baiern steht es damit besser, wie die Verhandlungen der dortigen Abgeordnetenkammer über die Futternot zeigen, aber in Preußen ist das, was man Vertretung der Landwirtschaft nennt, weiter nichts als die Vertretung der Rittergutsbesitzer, mit deren Interesse allerdings daß der größern Bauern bis zu einem gewissen Punkte zusammenfällt. Daß über diesen Punkt hinaus die Interessen beider Stände auseinandergehen, und daß zwischen dem Kleinbauer und dem Großgrundbesitzer überhaupt keine Interessengemeinschaft besteht, fangen die Bauern hie und da an zu begreifen. Aber sie haben keine eignen Organe, durch die sie

sich geltend machen könnten; alle landwirtschaftlichen Organisationen des Ostens werden von Rittergutsbesitzern beherrscht. In einem mittelschlesischen Kreise hatte sich voriges Frühjahr ein Bauer zum Sprecher seiner Standesgenossen aufgeworfen und eine kleine Zeitung gefunden, in der er seine Betrachtungen veröffentlichte. Die Rittergutsbesitzer des Kreises haben sich beeilt, den vorlauten Bauer mundtot zu machen, indem sie das Blatt für sich gewannen, sodaß sie jetzt über beide Blätter der Kreishauptstadt verfügen. Der Bund der Landwirte könnte sehr leicht den für seine Gründer unerfreulichen Erfolg haben, diesem Mangel an bäuerlichen Organisationen abzuhelfen. Wie die Antisemiten dabei angelangt sind, neben dem Juden den Junker als Feind hinzustellen, so werden manche Bauern, nachdem ihre Leidenschaften einmal aufgewühlt worden sind, wahrscheinlich finden, daß es mit dem Sturze des Reichskanzlers keine Eile hat, und daß es ihnen weit näher liegt, mit dem gnädigen Herrn ein Hühnchen zu pflücken. Einer der verdientesten Landwirte Preußens, Schultz-Lupitz, hat denn auch schon eingesehen, welche Gefahren die von dem Bunde der Landwirte eingeschlagne „demagogische" Richtung birgt, und hat sich durch eine Erklärung in der Magdeburgischen Zeitung von ihm losgesagt. Wir würden es natürlich für kein Unglück halten, wenn sich der Bauernstand von seinen Vormündern freimachte. Daß er Thorheiten begehen würde, fürchten wir nicht; dazu ist er zu ruhig und zu einsichtig; gelänge es ihm, für den landwirtschaftlichen Mittelstand eine eigne Organisation zu schaffen, so wäre das ein großes Glück fürs Vaterland wie für die Monarchie. In der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik hat der liberale Bauer Wisser aus Windischholzhausen den Großgrundbesitzern tüchtig die Wahrheit gesagt. Sie haben sich seine Predigt schweigend angehört und keinen Versuch gemacht, ihn zu widerlegen. So steht es um die Vertretung des Bauernstandes. Was das ländliche Proletariat betrifft, so wird ihm allerdings kein Mensch von gesunden Sinnen den Beruf zur Gesetzgebung zusprechen, aber ein Organ, wodurch es seine Klagen, Beschwerden und Bedürfnisse aussprechen könnte, sollte es in einem zivilisirten Staate doch wohl haben. Vorläufig hat es keine Spur eines solchen. Wo von ihm in den Parlamenten und Provinziallandtagen die Rede ist, da geschieht es niemals um seiner selbst willen, sondern nur mit Rücksicht auf das Interesse der Gutsbesitzer oder, wie die amtliche Heuchelei unsrer Tage zu sagen gebietet, mit Rücksicht auf das Gedeihen der Landwirtschaft und das Wohl des Staates.

Aus alledem ergiebt sich, daß der Stand der ostelbischen Großgrundbesitzer und das Bürgerrecht seiner Arbeiter zusammenpassen wie Feuer und Wasser. Was er braucht und thatsächlich hat, das ist ein Ständestaat, worin er herrscht und allein das Vollbürgerrecht genießt, während der Stand seiner Arbeiter lediglich zu gehorchen und in öffentlichen Angelegenheiten nichts zu sagen hat. Demnach gliedert sich die Landarbeiterfrage für diesen Teil unsers Vaterlandes

in drei Unterfragen: 1. Soll der Großgrundbesitz bestehen bleiben? Im Falle der Bejahung: 2. Soll ihm die Arbeiterschaft, die er braucht, durch Wiedereinführung der Hörigkeit oder durch reichliche Zufuhr besitzloser Tagelöhner gesichert werden? Im Falle, daß das zweite vorgezogen wird: 3. Will man ihm Polen zuführen (die dann aber nicht germanisirt werden dürfen) oder deutsche Arbeiter in Lebensführung und Bildung soweit hinabdrücken, daß sie zum Tagelöhnerdienste in jenen Gegenden tauglich werden?

Nun haben ja die Männer des Vereins für Sozialpolitik einen Ausweg aus der Verlegenheit gezeigt, und wir brauchen unsern Lesern nicht erst zu sagen, daß wir genau dasselbe wollen, was insbesondre v. d. Goltz, Sering und Sombart vorschlagen. Aber wir halten uns für verpflichtet, auf die größte der dem Plane entgegenstehenden Schwierigkeiten hinzuweisen, was die genannten hochverdienten Männer aus leicht begreiflichen Gründen unterlassen haben und unterlassen mußten. Professor Adolf Wagner hat sie angedeutet, indem er die bisherigen Ansiedlungen als einen Tropfen auf einen heißen Stein bezeichnete. Wir fürchten, die Besiedlung aller Außenschläge würde nicht viel mehr bedeuten, als einen zweiten Tropfen. Sollen zahlreiche Bauerndörfer entstehen, so müssen nicht bloß die Außenschläge, sondern ganze Dominien geopfert werden, und deren nicht wenige, und wer weiß, ob die hinreichen würden. Das wird ja nun auch in immer weitern Kreisen immer dringender gefordert. So schreibt eine Wochenschrift, der Deutsche Ökonomist: „Wenn an nichts anderm, so geht der Großgrundbesitz an der Arbeiterfrage zu Grunde. Vom Standpunkte des Staatswohls ist es thöricht, diese Entwicklung zu beklagen oder zu erschweren. Wo jetzt ein Großgrundbesitzer mit einer Schar unzufriedner, stupider, wirtschaftlich leistungsunfähiger Arbeiter haust, da könnten dreißig-, vierzigmal so viel zufriedne, wirtschaftlich leistungsfähige und widerstandsfähige Bauern mit ihren Familien wohnen. Denn während der Großbesitz*) mit seiner extensiven Wirtschaft und hohen Schuldenlast trotz aller Schutzzölle wegen der billigen Seefracht doch nicht mit dem überseeischen Getreidebau konkurriren kann, vermag sich eine für den eignen Bedarf arbeitende intensiv wirtschaftende Bauernschaft auf demselben Boden sehr wohl zu ernähren. Überlasse man endlich die Großgrundbesitzer sich selbst; die unter ihnen, die sich nicht selbst in ihrem Besitz zu erhalten vermögen, sind für den Staat und die Volkswirtschaft wertlos." Eben dieser Umstand aber, daß die Wiederherstellung und Vermehrung des Bauernstandes in den fraglichen Gegenden die Verminderung der Rittergüter zur Voraussetzung hat, wird den in Preußen und durch Preußen im Reiche mächtigsten Stand zum energischen, wenn auch

*) Unter Großbesitz sind in solchem Zusammenhange immer nur die großen Rittergüter zu verstehen, nicht etwa die Magnatenherrschaften; diese sind keineswegs verschuldet, sondern werfen soviel ab, daß manche Besitzer kaum wissen, was sie mit ihren Überschüssen anfangen sollen.

vielleicht verdeckten Widerstande gegen den Besiedlungsplan entflammen, sobald damit Ernst gemacht wird. Fällt irgendwo einmal die Äußerung: Gutsbesitzer, die zu teuer gekauft hätten, müßten eben herunter, so organisirt der Bund der Landwirte sofort einen Höllenlärm und bietet alles auf, um Männer, die sich zu dieser Ansicht bekennen, von den Parlamenten fernzuhalten. Dazu kommt noch etwas andres. Möchte auch bei einem umsichtig betriebnen Ansiedlungswerke vom Großgrundbesitz soviel erhalten bleiben, als aus politischen und landwirtschaftlichen Gründen wünschenswert erscheint, so würden doch die dann noch vorhandnen Rittergutsbesitzer die soziale Stellung verlieren, die sie im Nordosten Deutschlands seit Jahrhunderten behauptet haben. Der Besitzer des ehemaligen Dominiums würde nicht mehr der gnädige Herr, sondern nur der primus inter pares, der vornehmste unter den mit ihm gleichberechtigten Gutsbesitzern seines Dorfes sein, und die Landgemeindeordnung würde verbessert werden, aber nicht in dem Sinne, wie es die konservative Partei meint, wenn sie die „Verbesserung" in ihr Programm aufnimmt. Und über den Arbeiter den Stock oder die Peitsche zu schwingen, das würde dem ehemaligen gnädigen Herrn gänzlich vergehen, denn der Arbeiter würde ein wirklich freier Mann sein. Der Gedanke an diesen Wandel aber ist den Herren unerträglich und wohl für sich allein schon mächtig genug, sie zu entschiednen Gegnern jedes dahin abzielenden Planes zu machen.

Das Ideal, das den Männern vom Verein für Sozialpolitik und auch uns vorschwebt, ist in Nordamerika ungefähr hundert Jahre hindurch verwirklicht gewesen. Dem dortigen Bauer fehlte es niemals an Knechten, weil fortwährend mittellose Einwandrer ankamen. Aber diese Knechte waren keine Sklaven, weil sie vom Herrn als Familienglieder behandelt wurden, weil es ihnen jederzeit freistand, den Dienst zu verlassen, und sie in diesem Falle sicher waren, anderswo Arbeit zu finden, und weil sie die sichere Aussicht auf Selbständigkeit hatten; denn da der Lohn hoch und der reichlich vorhandne Boden spottbillig war, so konnten sie sich mit den Ersparnissen einer sechs- bis zehnjährigen Dienstzeit ankaufen. Dieser Zustand oder ein ähnlicher könnte bei uns nur dann hergestellt werden, wenn hinter unsrer Ostgrenze ein weites Ansiedlungsgebiet mit billigem Boden offen stünde; die Dienstboten- und Tagelöhnerstellung wäre dann nur der Durchgang zur Selbständigkeit, und die allgemeine Freiheit, das wirkliche allgemeine Staatsbürgertum, wäre möglich ohne Gefährdung der Landwirtschaft. Selbstverständlich dürfte der Mann erst wahlberechtigt und Staatsbürger werden, wenn er sich ankaufte; ein Herrenknecht mag Aussicht aufs Bürgerrecht haben, Bürger *sein* kann er nicht. Und so kommen wir denn auch hier wiederum auf unser caeterum censeo zurück und zugleich zu unsrer Freude mit Dr. Weber zusammen, der (Frankenstein a. a. O.) sagt: „Vom Interessenstandpunkte des Arbeiters [und, fügen wir hinzu, des Volkes, des Staates, des Vaterlandes] aus gipfelt die ländliche Arbeiterfrage

darin: ob nach oben Luft geschaffen [geschafft!] und die Möglichkeit eines Aufsteigens zu selbständiger Existenz geboten werden kann. Sie ist eine Landfrage, und zwar ist ihr Hauptcharakteristikum gegenüber der gewerblichen Arbeiterfrage, daß sie nicht nach sozialistischer, sondern mit Naturgewalt nach individualistischer Lösung strebt." Nur möchten wir dazu noch bemerken, daß auch beim Gewerbe die sozialistische Richtung, die seine Angehörigen in Masse eingeschlagen haben, keineswegs in seiner Natur liegt, sondern vom Staate verschuldet ist, der den Kapitalismus begünstigt und damit die kommunistische Gegenbewegung hervorruft.

Bildung

Von Friedrich Paulsen

1

Es giebt wenig Wörter, die dem gegenwärtig lebenden Geschlecht so geläufig wären, wie die Wörter Bildung, gebildet, ungebildet.*) Wo immer von einem Menschen die Rede ist, da wird alsbald darüber gehandelt, ob er gebildet sei oder nicht. Natürlich, die Sache ist von größter Wichtigkeit: es hängt davon ab, wie man sich zu ihm verhalten soll, ob man mit ihm als Gleichem verkehren und zu Tisch sitzen kann oder nicht. Gebildete und Ungebildete, das sind die beiden Hälften, in die gegenwärtig die Gesellschaft geteilt wird. Sie haben die ältern Einteilungen allmählich in Vergessenheit gebracht. Früher teilte man die Menschen in Adliche und Bürgerliche, in Gläubige und Ungläubige, in Protestanten und Katholiken, in Christen und Juden. Von alledem sind zwar noch Erinnerungen da, aber die praktisch wichtige, die entscheidende Einteilung ist die in Gebildete und Ungebildete. Wer über dem Strich ist, der diese beiden Gattungen von Menschen trennt, der gehört zur „Gesellschaft" und kann die damit gebotne Rücksicht beanspruchen; wer darunter bleibt, der ist vom connubium und commercium ausgeschlossen, ein vertraulicher Umgang mit ihm oder gar eine Familienverbindung ist gesellschaftlich unmöglich.

Worin besteht der Unterschied? Was macht das Wesen der Bildung aus, wie sie in der allgemeinen Rede umgeht? Beginnen wir mit dem Äußerlichen.

In der Zeitung steht: Ein anscheinend den gebildeten Ständen angehöriger Mann erregte durch sein auffallendes Benehmen Aufsehen. Woran erkannte

*) Die vorstehende Abhandlung bildet einen Artikel aus der demnächst erscheinenden Encyklopädie der Pädagogik, herausgegeben von Professor W. Rein.

der Berichterstatter sofort die Bildung des Mannes? Vermutlich am Rock, vielleicht auch an den Handschuhen, die, wenigstens am Werktag, ein Anzeichen der Bildung sind; sie zeigen, daß der Träger nicht mit den Händen zugreift. Noch zuverlässiger sind weiße Finger und lange Nägel. Eine Verlagshandlung kündigt eine neue Litteratur- oder Weltgeschichte für alle Gebildeten an und macht jedem zur Pflicht, das Werk zu kaufen. Wen meint sie, und wer fühlt sich verpflichtet? Und was meint die „höhere Tochter," wenn sie, aus einer Gesellschaft zurückkehrend, von den fein gebildeten Leuten spricht, die sie dort getroffen habe?

Wenn ich mein Sprachgefühl ganz gewissenhaft erforsche, so finde ich dieses: gebildet ist, wer nicht mit der Hand arbeitet, sich richtig anzuziehen und zu benehmen weiß, und von allen Dingen, von denen in der Gesellschaft die Rede ist, mitreden kann. Ein Anzeichen der Bildung ist der Gebrauch von Fremdwörtern, das heißt der richtige: wer in der Bedeutung oder der Aussprache fehlgreift, der erweckt gegen seine Bildung ein ungünstiges Vorurteil. Dagegen ist die Bildung so gut wie bewiesen, wenn er fremde Sprachen kann, das heißt gebildete Sprachen, französisch oder italienisch, oder gar lateinisch und griechisch; wer bloß deutsch kann, hat keinen Anspruch auf Bildung. Der Wert der Fremdwörter als Bildungsmerkmal beruht ja eben darauf, daß man dadurch zu verstehen giebt, man könne auch fremde Sprachen und würde in ihnen seine Gedanken noch viel feiner und besser auszudrücken wissen, als in der in der Bildung etwas zurückgebliebnen deutschen Sprache. Damit kommen wir denn auf das letzte und entscheidende Merkmal: gebildet ist, wer eine „höhere" Schule durchgemacht hat, mindestens bis Untersekunda, natürlich „mit Erfolg." Und um über den Erfolg, also über den Besitz der Bildung keinen Zweifel bestehen zu lassen, ist in Preußen seit kurzem die Einrichtung getroffen worden, daß der Schüler der Untersekunda unter Staatsaufsicht geprüft und ihm über die Bildung eine Bescheinigung ausgestellt wird. Zugleich erwirbt er damit einen Rechtsanspruch darauf, auch im Heer von den Ungebildeten abgesondert zu werden. Damit hätten wir denn auch einen von Staats wegen festgesetzten Maßstab der Bildung: es gehört dazu, was in den sechs ersten Jahreskursen der höhern Schulen gelernt wird. Ein wesentliches Erfordernis sind zwei fremde Sprachen; Schulen, die nur eine fremde Sprache treiben, werden grundsätzlich nicht als „höhere" anerkannt.

Da es für jedermann wünschenswert, ja eigentlich die wichtigste Angelegenheit des Lebens ist, daß er samt seiner Familie zu den Gebildeten gerechnet werde und sich darüber ausweisen könne, so ist es begreiflich, daß zu unsrer Zeit die Nachfrage nach Bildungsmitteln und Bildungsgelegenheiten und mit ihr das Angebot in rascher Zunahme begriffen ist. Die Zahl der höhern Schulen für Knaben und Mädchen ist im neunzehnten Jahrhundert, besonders im letzten Menschenalter, überaus schnell gewachsen; die Zahl der Besucher hat sich mehr als verdoppelt. Ergänzung und Nachhilfe versprechen die zahl-

losen Lehrbücher der Bildung, Konversationslexika und Fremdwörterbücher, Kunst- und Litteraturgeschichten, die der Büchermarkt alle Jahre ans Licht bringt; dazu bieten Wochen- und Monatsschriften jederzeit das Neueste aus dem Reich der Bildung, samt einem fertigen Urteil darüber.

Wie ist doch die „Bildung" zu dieser erstaunlichen Geltung gekommen? Die Sache hängt offenbar mit der großen Wandlung zusammen, die die Gesellschaft in den letzten hundert Jahren erlebt hat. Die alte ständische Gliederung in Adel, Bürger und Bauern, die aus dem Mittelalter überkommen war, ist in Trümmer gegangen; die Gesellschaft ist aufgelockert und atomisirt, der einzelne gilt als solcher; seine Stellung hängt nicht mehr ab von seiner Geburt, sondern von dem, was er selber hat und kann. Besitz ist das erste, wodurch sie bestimmt wird; Vermögen giebt Einfluß. Aber: noblesse oblige; wie der Adel zur politesse und conduite verpflichtete, so verpflichtet die neue Gesellschaft ihre Glieder zur Bildung. Besitz ist zwar die wesentliche Grundlage, doch macht selbst Reichtum ohne Bildung nicht ganz gesellschaftsfähig. Und bis zu einem gewissen Grade ist Bildung sogar imstande, über den Mangel des Besitzes hinwegzuhelfen; die „akademische Bildung" wenigstens macht in Deutschland gesellschaftsfähig auch ohne Vermögen. Im ganzen aber gehören Besitz und Bildung zusammen, wie es ja auch der Sprachgebrauch in der Zusammenfassung der „besitzenden und gebildeten Klassen," im Gegensatz zu den „arbeitenden und besitzlosen Klassen," die auch die „ungebildeten" sind, zum Ausdruck bringt. Jene machen die Gesellschaft aus, sie schicken ihre Kinder in die höhern Schulen und lassen sie Einjährige oder Offiziere werden, diese bleiben in der Volksschule und stellen die Gemeinen im Heere.

Damit glaube ich den Begriff der Bildung, wie er heutzutage im Sprachgebrauch herrscht, erklärt zu haben. Ihm stellen wir nun den Begriff, wie er sich aus der Natur der Sache ergiebt, gegenüber. Doch wollen wir zunächst auf seine geschichtliche Entwicklung einen Blick werfen.

2

Das Wort Bildung als Bezeichnung für eine bestimmte Gestaltung des Innenlebens ist noch nicht alt; es beginnt erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufzukommen. Die ältere Sprache braucht, wie man in Grimms Wörterbuch nachsehen kann, die Wörter bilden, Bildner, Bildung vorzugsweise von der technisch-künstlerischen Formgebung, was auch der Herkunft entspricht, wenn man mit Weigand (Deutsches Wörterbuch) das Wort Bild von einer Wurzel bil, die behauen, glätten bedeutet (auch in Beil), herleitet. In übertragner Bedeutung wird dann Bildung, Bild, von der innerlich angeschauten Gestalt gebraucht, der Vorstellung (*ἰδέα*). Sich bilden oder ausbilden wird ferner von der allmählichen Ausgestaltung eines organischen Wesens gebraucht und diese damit gleichsam als Thätigkeit eines immanenten künstlerischen Prin-

zips aufgefaßt. An diese Verwendung knüpft die Bedeutung an, in der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Wörter bilden, Bildung zum technischen Ausdruck in der Pädagogik geworden sind. Die neue Wortbildung hängt mit der gleichzeitigen Wandlung in den Anschauungen zusammen: naturgemäße Entwicklung der Anlage von innen heraus, nach Weise organischer Wesen, anstatt mechanischer Abrichtung für einen bestimmten Zweck, das ist das Leitmotiv der großen pädagogischen Reformbewegung, die sich an Rousseau anschließt. Pestalozzi und Herder sind, so viel ich sehe, die ersten Schriftsteller, bei denen „Bildung" zum ständigen Ausdruck sowohl für die Thätigkeit des Erziehers und Lehrers, als für ihr Ergebnis, die innere Form des Zöglings, geworden ist. So heißt es bei Pestalozzi in seiner Erstlingsschrift, den „Abendstunden eines Einsiedlers" (1780): „Allgemeine Emporbildung der innern Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit ist allgemeiner Zweck der Bildung auch der niedrigsten Menschen. Übung, Anwendung und Gebrauch seiner Kraft und Weisheit in den besondern Lagen und Umständen der Menschheit ist Berufs- und Standesbildung. Diese muß immer dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung untergeordnet sein.... Wer nicht Mensch ist, in seinen innern Kräften ausgebildeter Mensch ist, dem fehlt die Grundlage zur Bildung seiner nähern Bestimmung." Ähnlich setzt Herder in einer Rede „Vom Zweck des Gymnasialunterrichts" (1786) diesen in die allgemein menschliche Bildung, die der Berufsbildung zu Grunde liegen müsse: „Menschen sind wir eher, als wir Professionisten werden! Von dem, was wir als Menschen wissen und als Jünglinge gelernt haben, kommt unsre schönste Bildung und Brauchbarkeit für uns selbst her, noch ohne zu ängstliche Rücksicht, was der Staat aus uns machen wolle. Ist das Messer gewetzt, so kann man allerlei damit schneiden."*) Ein „gebildeter Mensch" im vollen Sinne, so führt eine spätere Rede „Vom wahren Begriff der schönen Wissenschaften und der Gymnasialbildung" (1788) weiter aus, wird man vor allem durch den Verkehr mit den Alten, „diesen Altvätern der menschlichen Geistesbildung, diesen ewigen Mustern des richtigen, guten und geübten Geschmacks und der schönsten Fertigkeit im Gebrauch der Sprache; an ihnen müssen wir unsre Denk- und Schreibart formen, nach ihnen müssen wir, Menschen nützlich zu werden, unsre Vernunft und Sprache bilden.... Wer das gethan hat, dem ist der Sinn der Humanität, d. i. der echten Menschenvernunft, der reinen menschlichen Empfindung aufgeschlossen, und so lernt er Richtigkeit und Wahrheit, Genauigkeit und innere Güte über alles schätzen und lieben, kurz, er wird ein gebildeter Mensch sein und sich als solcher im Kleinsten und Größten zeigen." Darum heißt eben das Studium der Alten das Studium der humaniora. Herder setzt ihnen entgegen die galantiora, bei denen „mancher so weit kommt,

*) Herders Schulreden, herausgegeben von H. Düntzer, S. 85.

daß er sogar seine Sprache vergißt und weder grammatisch noch orthographisch zu schreiben weiß." Er denkt offenbar an die Erziehung durch allerlei französische Erziehungskünstler, wie sie in höfischen Kreisen und beim Adel seit anderthalb Jahrhunderten in Übung gekommen war.

Man sieht, bei beiden Schriftstellern steht Bildung im Gegensatz zur Abrichtung. Abrichtung findet statt, wo die Erziehung lediglich die Brauchbarmachung des Zöglings zu einem zufälligen und äußerlichen Zweck, zu einer Profession, oder die Formung nach irgend einem konventionellen Modell, z. B. einer Konfession oder eines Standes, zur Absicht hat. Hierbei verkümmert der Mensch als solcher; und das ist im Grunde in allen bisherigen Schulen der Fall: in den Lateinschulen findet Dressur zur Latinität, in den Volksschulen zur Konfessionalität, in den vornehmen Häusern zur Konduite und Galanterie statt. Es ist Rousseaus Klage: die „Gesellschaft" nimmt von klein auf das Kind in Beschlag und läßt es nicht zu sich selber, zur natürlichen Entwicklung seines Wesens kommen. Dem gegenüber verlangt er und mit ihm die deutsche Reformpädagogik, daß die Erziehung der freien Entwicklung aller menschlichen Anlagen Raum lasse und Unterstützung biete; so wird eine wahrhaft menschliche Gestalt oder Bildung herauskommen. Bildung bezeichnet also das neue Erziehungsideal: die natürliche, durch organische Entwicklung frei sich bildende, alle Seiten des menschlichen Wesens in gesunder Fülle zeigende, vollendete Menschengestalt, im Gegensatz zu der verkrüppelten Gestalt, die das Ergebnis konventioneller Dressur ist. In diesem Sinne sagt Fr. Schlegel einmal: „Das höchste Gut und das allein Nützliche ist die Bildung" (Athenäum, I, 9).

Pestalozzi trägt das Ideal freier, allgemein menschlicher Bildung in die Volksschule, Herder stellt es den Gelehrtenschulen vor Augen. Er findet das Urbild solcher Bildung in den Alten, vorzüglich in den Griechen. Und das ist nun der Ton, der uns aus zahllosen Schriften jeder Gattung in dieser Zeit entgegenklingt: freie und allseitige Bildung des Menschen ist im alten Griechenland heimisch, wie sonst nirgends; hier hat das menschliche Wesen seine Idee, die von der schöpferischen Natur beabsichtigte Gestalt, wirklich erreicht. Sowohl die empfindende und denkende, als die sittliche Seite des menschlichen Wesens finden wir hier in der vollendetsten Entfaltung. Der innern Vollendung folgt aber die Schönheit, wie der Liebreiz der Jugend; und der Schönheit des Seelenlebens entspricht seine Erscheinung und Darstellung in einem schönen, durch Zucht, Übung und Pflege vollendeten Leibe. Mit dem Namen Kalokagathia bezeichnen die Griechen selbst ihr Ideal menschlicher Bildung: dss Wort schließt Tüchtigkeit und Schönheit in einen Begriff zusammen.

Die ganze deutsche Litteratur um die Wende des Jahrhunderts ist von diesen Anschauungen durchdrungen. Sie beherrschen die neuhumanistische Gymnasialpädagogik, sie bilden die ideelle Grundlage der großen Reform des höhern

Schulwesens, die im ersten Viertel unsers Jahrhunderts in allen deutschen Staaten, vor allem in Preußen unter der Führung W. v. Humboldts, des Freundes Schillers und F. A. Wolfs, durchgeführt wurde. Das Griechische, das vorher in den Gelehrtenschulen nur die Stellung eines nebensächlichen, für den Theologen aus bestimmten Ursachen notwendigen Unterrichtsgegenstandes eingenommen hatte, wurde jetzt zu einem wesentlichen und unerläßlichen Stück des Gymnasialunterrichts. Ja ein Enthusiast wie der jugendliche Passow stellte in allem Ernst die Forderung, daß die ganze deutsche Jugend, vom Prinzen bis zum Tagelöhnersohn, die griechische Sprache erlerne. Natürlich; bedeutet Bildung, wirklich menschliche Bildung, so leben, denken und empfinden wie Griechen, und ist für uns nordische Barbaren dies nur in dem Verkehr mit dem griechischen Geist in den griechischen Schriftstellern erreichbar, wie dürfte man dann irgend einem Menschenkinde das Mittel eigentlicher Menschwerdung vorenthalten? Dieser Enthusiasmus ist in unsern Tagen verschwunden, geblieben ist davon die harte Forderung, daß zum Studium auf einer deutschen Universität ohne Einschränkung nur zugelassen wird, wer in der Reifeprüfung den Besitz der Elemente der griechischen Sprache nachgewiesen hat. Es ist das Verhängnis, daß die Ideale eines Zeitalters zu Verordnungsparagraphen des folgenden werden.*)

3

Versuchen wir nun, den Begriff der Bildung aus der Natur der Sache zu entwickeln.

Nach der Etymologie bedeutet Bildung allgemein die Gestaltung eines Stoffs durch eine vorher seiende Form oder ein Bild, im besondern die von innen heraus sich vollziehende Entwicklung eines organischen Wesens aus der noch unbestimmten Anlage zur vollendeten Gestalt, dann auch diese Gestalt selbst; sie entspricht insofern dem Aristotelischen Begriff der Entelechie: die zur vollendeten, das Wesen der Art darstellenden Gestalt entwickelte Anlage. Ein gebildeter Mensch wäre demnach ein Mensch, der den Typus oder das Wesen des Menschen in voller und reiner Entfaltung darstellt. Da bei der Schätzung des Menschen das Hauptgewicht auf das Innenleben fällt, und da dieses nur durch die erziehende Einwirkung der elterlichen Generation zu voller Entwicklung kommt, so können wir nun so sagen: gebildet ist ein Mensch, in dem durch Erziehung und Unterricht die menschliche Anlage zu einer das menschlich-geistige Wesen rein und voll darstellenden individuellen Gestalt entwickelt ist.

*) Den Leser, der diesen Dingen weiter nachgehen will, verweise ich auf die ausführliche Darstellung, die ich im dritten Buche meiner „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten" sowohl von der geistigen Bewegung des Neuhumanismus, als von der Neugestaltung des Schulwesens auf Grund dieser Ideen, endlich von den Gegenstrebungen in neuerer Zeit gegeben habe.

Es ist die Aufgabe der Ethik, dieses allgemeine Schema ins einzelne auszuführen. Folgen wir der Platonischen Philosophie, die mit ihrer sinnvollen und anschaulichen Dreiteilung des Innenlebens in Vernunft, Wille und Sinnlichkeit dem Pädagogen so handliche Kategorien bietet, so können wir das Ziel menschlicher Entwicklung durch die Formel umschreiben: Bildung ist die Einheit der drei Tugenden oder Tüchtigkeiten der Weisheit, der Tapferkeit und der Besonnenheit. Ein „gebildeter," ein rechtschaffen gestalteter Mann ist der, in dem die Vernunft ihre Aufgabe erfüllt, die großen göttlichen Gedanken der Wirklichkeit nachzudenken und das Leben aus seiner Idee zu bestimmen; in dem ferner die edlern Affekte, Mut und Ehrliebe, Pietät und Scheu vor dem Gemeinen, zu kräftigen Willensbestimmungen entwickelt sind; in dem endlich das sinnliche Triebleben so gebändigt und gezogen ist, daß es, fern davon, das höhere Leben zu stören oder gar sich dienstbar zu machen, ihm vielmehr als Werkzeug und Darstellung dient.

In der That wird man diesem Bildungsideal Allgemeingiltigkeit zuschreiben dürfen: klare und tiefe, zum Wesen dringende Erkenntnis der natürlichen und geschichtlichen Wirklichkeit, sicheres Urteil über die eignen Verhältnisse und Aufgaben, ein fester, seiner selbst gegen die Schwankungen der Neigungen sichrer, durch die höchsten menschlichen Zwecke bestimmter Wille, ein feines Gefühl für das Gehörende und Geziemende, endlich eine disziplinirte Sinnlichkeit mit veredelten Genußtrieben, die, das Gemeine zurückstoßend, für alles Schöne empfänglich, einem reichen Gemütsleben zur Unterlage und gleichsam zum Resonanzboden dienen — mit diesen Linien wird die dem Wesen oder der göttlichen Idee des Menschen entsprechende Gestalt für alle Zeiten giltig umschrieben sein. Insoweit können wir uns die oben angedeutete Anschauung, in der mit Rousseau und Pestalozzi der Neuhumanismus einstimmig ist, durchaus aneignen.

Aber, so werden wir nun hinzufügen, dieses allgemeine Schema menschlicher Bildung läßt sehr verschiedne Erfüllung zu, oder vielmehr es fordert sie, denn der allgemeine Mensch existirt nicht; der Mensch existirt in Wirklichkeit nur als besondres, geschichtlich bestimmtes Wesen. Die Tiere, die Naturwesen sind gleichartige Exemplare des einförmigen Gattungstypus; der Käfer oder der Schmetterling einer Art ist derselbe hier wie im Nachbarlande, heute wie vor tausend Jahren. Nicht so der Mensch, der Geist. Er ist in jedem Jahrhundert, in jedem Volk ein andrer. Und das ist nicht ein Mangel; vielmehr werden wir sagen, es ist der Vorzug des menschlichen Wesens; sein Reichtum ist so groß, daß er sich nicht in der einförmigen Ausprägung eines naturhistorischen Typus erschöpft, sondern der unendlichen Fülle von Gestalten zu seiner Darstellung bedarf, die uns in den geschichtlichen Wesen, den Völkern und ihren Entwicklungsstufen, entgegentreten. Und daher werden wir alten und neuen Humanisten nicht glauben, daß in den Alten, etwa den Griechen

des fünften Jahrhunderts, das Wesen des Menschen wie in einem Normaltypus vollendet sei, sodaß alle übrigen geschichtlichen Gestaltungen nur mehr oder minder abgeschwächte oder mißlungne Bildungen wären. Vielmehr werden wir behaupten: jedes Volk und jede Zeit hat ihre eigentümliche Kraft, Würde und Schönheit, und es ist keineswegs ihre Aufgabe, sich dieser ihrer Natur zu Gunsten jenes vorgeblichen Normaltypus zu entäußern; was übrigens ein ganz vergebliches Unternehmen wäre, denn es führt nur zu schwächlicher Nachahmung, wie es die Geschichte unsers Volkes an mehr als einem Punkte zeigt: die humanistischen Poeten des sechzehnten Jahrhunderts wurden doch keine Römer, so wenig die alamodischen Höflinge des siebzehnten Jahrhunderts Franzosen oder die Bewundrer des Hellenentums an der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts Griechen wurden.

Von hier aus ergiebt sich denn eine neue Bestimmung unsers Begriffs. Da der Einzelne geistiges Leben nur als Glied eines der großen geschichtlichen Wesen, als Kind und Genosse eines Volkes hat, so können wir Bildung auch erklären als die durch Erziehung und Unterricht erworbne Fähigkeit zu voller und allseitiger Teilnahme an dem geistig-geschichtlichen Leben seines Volks und seiner Zeit. Weltanschauung und Lebensaufgabe jedes Menschen ist bestimmt durch seine geschichtliche Umgebung. Er erkennt die Natur nur durch die Wissenschaft, die Welt und das Leben nur durch die Religion oder Philosophie seiner Zeit und seines Volks; und ebenso wird ihm die Lebensaufgabe durch die Verhältnisse seiner Zeit und seines Volks bestimmt. Die Aufgabe der Erziehung wird demnach sein: die Entwicklung des Individuums dahin zu leiten, daß es seine natürliche und geschichtliche Lebensumgebung zu verstehen und in ihr sich zu bethätigen fähig wird. Darin ist das rechte Verhältnis zu allen großen Lebenskreisen und Lebensinhalten eingeschlossen, zu Religion und Dichtung, zu Wissenschaft und Kunst, zu Beruf und öffentlichem Leben, zu Sitte und Brauch. Gebildet ist, wer mit klarem Blick und sicherm Urteil zu den Gedanken und Ideen, zu den Lebensformen und Bestrebungen seiner geschichtlichen Umgebung Stellung zu nehmen weiß.

Und nun können wir noch etwas weiteres hinzufügen: innerhalb des einen Volks treten wieder verschiedne Kreise mit verschiednen Gestaltungen seines Lebensinhalts aus einander. Die Verschiedenheit des Berufs, der gesellschaftlichen Stellung, des Geschlechts schaffen bedeutsame Verschiedenheiten der Lebensaufgabe. Ist nun Bildung die Fähigkeit zur verständnisvollen Teilnahme an dem gesamten Leben des Volks, so wird sie der besondern Aufgabe, die dem Einzelnen im Gesamtleben gestellt ist, angemessen sein müssen; nicht Einförmigkeit, sondern Mannichfaltigkeit ist die Forderung. Etwas andres bedeutet die Forderung der Bildung für die Frau als für den Mann, für den Gelehrten als für den Offizier oder den Bauer. Wahre, rechtschaffne Bildung werden wir jedem zuschreiben, der die Fähigkeit gewonnen hat, sich

von dem Punkt aus, auf den er durch Natur und Schicksal gestellt ist, in der Wirklichkeit zurechtzufinden und sich eine eigne, in sich zusammenstimmende geistige Welt zu bauen, sie mag groß oder klein sein. Nicht die Masse dessen, was er weiß oder gelernt hat, macht die Bildung aus, sondern die Kraft und Eigentümlichkeit, womit er es sich angeeignet hat und zur Auffassung und Beurteilung des ihm Vorliegenden zu verwenden versteht. Wir werden also auch nicht Anstand nehmen, einen Bauer, der nie über die Volksschule hinausgekommen ist und von Goethe und Schiller vielleicht nie den Namen gehört hat, trotzdem einen gebildeten Mann zu nennen, wenn er die Mittel, die ihm die Verhältnisse zu Gebote gestellt haben, mit Verstand benutzt hat, sich von der natürlichen und geschichtlichen Welt, in der er lebt, eine in sich einheitliche Anschauung zu bilden, und sich nun mit selbständigem Urteil die Dinge, die in seinem Umkreis liegen, zurechtzulegen vermag. Und umgekehrt werden wir uns nicht abhalten lassen, einen Mann oder eine Frau, die von allen Dingen zu reden wissen, aber nur mit gelernten Redensarten und fremden Wörtern, ungebildet zu nennen, mögen sie von allen Bildungsanstalten und Prüfungskommissionen der Welt Bescheinigungen beibringen. Nicht der Stoff entscheidet über die Bildung, sondern die Form.

Man sieht, wir kommen zu einem harten Widerspruch gegen den herrschenden Sprachgebrauch. Der Sprachgebrauch besteht vor allem darauf, daß Bildung das ausschließliche Eigentum bestimmter Klassen sei; ein Bauer oder Schuhmacher kann nicht zu den „Gebildeten“ gezählt werden, und ein Leutnant oder ein Geheimrat mag zwar einmal wie ein Ungebildeter reden oder sich benehmen, aber er bleibt doch ein „gebildeter Mann.“ Bildung ist dem Sprachgebrauch eben der Besitz des Schulwissens, wodurch sich eine gewisse Bevölkerungsschicht von der Masse unterscheidet. Ich sehe aber nicht, wie wir mit diesem Sprachgebrauch zur Einstimmigkeit kommen können, ohne dem Begriff der Bildung, wie er aus der Natur der Sache folgt, Gewalt anzuthun. Ist Bildung, wie die Etymologie des Worts und die Idee des Menschen will, Gestaltung des Innenlebens durch das innere Formprinzip, so können wir nicht ein Agglomerat von Vorstellungen und Wörtern, und wären es selbst lateinische und griechische Wörter, Bildung nennen. Und wenn jemand den ganzen Meyer oder Brockhaus auswendig könnte, so würden wir ihm darum nicht Bildung beilegen, vielmehr vermuten, daß er innerlich formlos oder ungebildet sein müsse, denn es sei ja für einen Geist unmöglich, diesen unermeßlichen Stoff wirklich zu bewältigen und zu assimiliren. Umgekehrt können wir nicht umhin, den schlichten Mann, der sich im engen Kreise bewegt, aber ein ganzes und in sich gefestigtes Wesen gewonnen hat, aus dem heraus er mit klarem, sicherm Urteil den Dingen und Menschen begegnet — man denke etwa einen Mann wie Havermann in Fritz Reuters Stromtid —, einen wirklich und innerlich durchgebildeten Menschen zu nennen. Freilich, er weiß nicht von

seiner Welt- und Lebensanschauung zu sprechen, er redet überhaupt nicht viel, aber er hat eine, und was mehr ist, er lebt sie. Und nun halte man gegen diesen Mann die Töchter und den Sohn des Kammerherrn, dem er dient; wie reißt ihre „Bildung," sobald es sich um etwas andres als Visiten und Konversation handelt, in Fetzen und läßt überall die Formlosigkeit des Innenlebens in trauriger Blöße zu Tage treten!

Auf gewisse Weise können wir nun aber dem Sprachgebrauch entgegenkommen, indem wir nämlich eine engere und weitere Bildung unterscheiden, denn so wollen wir lieber sagen, als niedere und höhere, wie der Sprachgebrauch unterscheidet. Die Weite der Bildung ist abhängig von dem Umkreis der Wirklichkeit, mit dem der Geist in Berührung tritt. Und in dieser Hinsicht findet nun allerdings ein großer Unterschied statt zwischen einem Bauer, der nie die Heimat verlassen, und einem Mann, der „vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt hat," zwischen einem Tagelöhner, der bloß in der Dorfschule den Katechismus gelernt, und einem Manne, der sich auf gelehrten Schulen und Universitäten sprachlichen und geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien gewidmet hat; das Material, das diesem zur Bildung seines innern Menschen, zum Aufbau einer Welt- und Lebensanschauung zur Verfügung steht, ist unendlich viel reicher. Hierauf allein blickend, nennt der Sprachgebrauch den und nur den einen Gebildeten, der durch Schulunterricht, Reisen und Verkehr in der Gesellschaft zu vielfältiger Berührung mit der Welt und den Menschen geführt worden ist, ziemlich unbekümmert darum, ob dabei sein innerer Mensch Gestalt gewonnen hat oder nicht. Dem gegenüber werden wir sagen: Bildung setzt vor allem und zuerst voraus eine von innen heraus gewachsene eigentümliche Gestalt; zur Bildung im engern Sinne, wie ihn der Sprachgebrauch abgegrenzt hat, gehört dann noch eine gewisse Weite der Beziehungen zur Wirklichkeit, besonders eine umfassende Berührung mit der geistig-geschichtlichen Welt. Die Bildung eines Mannes ist um so umfassender und gründlicher, je reicher seine Erkenntnis und je tiefer sein Verständnis menschlicher Dinge ist. Der Geist des Einzelnen entfaltet sich nur in der Berührung mit dem allgemeinen Geist, wie er sich im geschichtlichen Leben der Menschheit entwickelt.

Von hier aus ist uns nun auch einleuchtend, warum der Sprachgebrauch Bildung in so enge Beziehung zu Litteratur und Kunst, Philosophie und Poesie setzt, mehr als zu Naturwissenschaft und Technik, Politik und Wirtschaftsleben; in jenen erscheint das geistige Leben eines Volks am freiesten und eigentümlichsten. Nicht minder ist von hier aus verständlich, warum Sprachkenntnisse gern als Gradmesser der Bildung verwendet werden: durch den Besitz der Sprache tritt man in unmittelbare Berührung mit dem geistigen Leben des Volkes, das sie spricht, und darum heißt eine fremde Sprache lernen sich den Zugang zu einer neuen Provinz des Reichs der Humanität öffnen.

Das letzte Ziel der Bildung in dieſer Abſicht wäre, daß jemand von ſich in Wahrheit ſagen könnte, es ſei ihm nichts Menſchliches fremd; freilich ein unerreichbares Ziel, dies Ziel Fauſtiſchen Begehrens:

Und was der ganzen Menſchheit zugeteilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen.

(Schluß folgt)

Die Million

Seit den früheſten Tagen der Menſchheit iſt zur Beurteilung eines Epos, wenn es anders den vollgiltigen menſchlichen Inhalt hatte, nichts andres maßgebend geweſen als die Frage, wie es erzählt iſt. Zu einer guten Erzählung aber gehört nicht bloß die folgerichtige Durchführung des Gedankens, die ſichere Motivirung der Handlung, nicht bloß die entſprechende Diktion, die Sinnlichkeit des Ausdrucks und was dergleichen mehr iſt, ſondern in erſter Linie das Vermögen des Dichters, die Dinge, die er behandelt, ſelber zu uns ſprechen zu laſſen. Wenn ſich der Dichter der Odyſſee hätte verleiten laſſen können, den Kampf einer mächtigen Ariſtokratie mit dem patriarchaliſchen Königtum, der den Inhalt ſeines Epos bildet, in der Weiſe zu ſchildern, daß er nicht einen thatſächlichen Bericht natürlicher Vorgänge an Menſchen und Dingen gegeben, ſondern ſeine eigne Meinung von dieſen Geſchehniſſen in den Vordergrund geſtellt hätte, ſo würde er nicht zu der Geltung in den Gemütern der Menſchen gekommen ſein, die er noch jetzt hat, und die er auch immer behaupten wird.

Auch in unſern Tagen tobt ein heftiger Kampf, ein Krieg, der ſeinem Weſen nach auf dieſelben Gründe zurückzuführen iſt, wie alle ihm vorausgegangnen Ständekämpfe, der aber doch in der Form ſehr von ihnen verſchieden iſt. Unſre gegenwärtige Zeit ſteht unter dem Zeichen des Sozialismus, das heißt, daß auf allen Gebieten des Lebens, nicht bloß in den Niederungen, ſondern auch auf den Höhen, von hüben und drüben das heiße Streben thätig iſt, dem Daſein der Völker in der Form des Staats die möglichſt breite Grundlage zu geben. Kein Wunder, wenn auch die Kunſt in allen ihren Richtungen bemüht iſt, dieſem Ringen den angemeſſenen Ausdruck zu geben. Welches kann aber, oder welches muß der Ausdruck ſein, der in der Kunſtthätigkeit die eben bezeichnete Lebensbewegung zu begleiten hat? Iſt es überhaupt notwendig, daß ſich in dem Fortſchreiten der Zeit, wenn der Menſchheit immer neue und höhere Ziele winken, auch das innere Geſetz über jenen Ausdruck ändere? War

zu Homers Zeiten die Forderung äußerster Sachlichkeit unerbittlich, und kann sie jetzt, wo das Epos die Form des Romans angenommen hat, außer Acht gelassen werden?

Der soziale Roman beherrscht das Feld von Friedrich Spielhagen bis zu Zola. Mit Absicht habe ich die beiden hierher gestellt, weil sie die Pole einer Achse darstellen, die durch die Romanlitteratur der modernen Völker hindurchgeht. Beide behandeln in ihren Werken das soziale Problem, aber wie grundverschieden sind sie in der Form dieser Behandlung! Der eine vorzugsweise reflektirend, der andre immer und bis ins kleinste hinein beschreibend, der eine der Mann des Gefühls und der starken Überzeugungen, die er mit mehr oder minder erregtem Raisonnement auch dem Leser beizubringen sucht, der andre der Mann der trocknen Wissenschaft, der ätiologisch ein Datum ans andre fügt und in seiner horizontalen Weiterbewegung kaum irgendwo eine krönende Höhe zu einem zusammenfassenden Überblick zu gewinnen vermag, der eine mit Gefühlen, mit Vernunftgründen und Ideen auf uns eindringend, der andre im wechselnden Spiel der Erscheinungen die Realität erblickend und nur damit zu wirken versuchend.

Es ist augenscheinlich, daß, wie sehr auch beide von der Richtigkeit des eingenommnen Standpunkts überzeugt sind, doch der eine von der künstlerischen Wahrheit so weit entfernt ist, wie der andre. Um kurz zu sein: diese künstlerische Wahrheit ist noch immer dieselbe, wie zu den Zeiten des alten Homer. Nicht selber predigen, sondern die bewegende Kraft in das Thun der Menschen hineinlegen, nicht dieses Thun bloß äußerlich beschreiben und die einzelnen Ereignisse mechanisch aneinanderreihen, sondern aus dem Grunde ihres Seins sie hervorspringen lassen, das ist es, worauf es ankommt, und noch immer ist der der größte Dichter, der so die Kunst mit Sicherheit zu üben vermag.

Von diesem Standpunkte der Beurteilung aus verdient auch der neueste Roman Theophil Zollings: Die Million, der zuerst in der Deutschen Romanbibliothek erschien und jetzt die Buchform erhalten hat,*) die höchste Anerkennung. Schon aus dem Titel kann man sehen, daß der Stoff dem Wellenschlage des augenblicklich flutenden Lebens entnommen ist. Es ist der Kampf ums Dasein, wo er in der Gegenwart am unerbittlichsten tobt, an der Börse, in den Kontors der reichen Kaufleute und großen Fabrikherren, in den Spinnsälen der mit Dampf arbeitenden Textilindustrie. Andre Punkte liegen auf der Peripherie der Handlung: die Bier- und Schnapskneipen der arbeitenden Masse, die Boudoirs der vornehmen Frauen aus der großen Welt des Adels und des bürgerlichen Reichtums, die Sport- und Rennplätze der goldnen Internationale. Die Handlung selbst geht aus den uralten Gegensätzen hervor, die von jeher das Leben der Menschen in Bewegung gesetzt haben: auf der einen

*) Verlag der Gegenwart, Berlin W, 57.

Seite alle Eigenschaften, die zwischen Liebe und Selbstverleugnung in der Mitte liegen, auf der andern alles, was aus Selbstsucht und Nichtachtung andrer Menschen hervorgeht. Nur muß man nicht glauben, daß Zolling diesem von aller Zeit her dageweſenen, um ihm Eingang bei dem Leſer zu verſchaffen, den eignen ſubjektiven Aufputz geben zu müſſen vermeinte. Er hält ſich weder damit auf, langatmige Schilderungen von Seelenzuſtänden zu geben, um daraus die Handlung hervorgehen zu laſſen, noch in ebenſo langwieriger Erörterung die Gründe von etwas Geſchehenem darzulegen, er iſt ſo kurz in der Ausführung zeitlicher Umſtände, wie in der Beſchreibung örtlicher Verhältniſſe. Das Wenigſte iſt für den Dichter gerade ausreichend, die Abſichten ſeiner Kunſtübung zu erreichen. Aus der Tiefe der Charaktere tritt in der Handlung ſelbſt der Zug hervor, der der weſentliche und für alles andre entſcheidende iſt. Dadurch erreicht er den doppelten Vorteil, daß er erſtens ſelbſt nicht immer von neuem anzuſetzen braucht, wenigſtens nicht mehr, als durchaus notwendig iſt, und daß er zweitens dem Leſer nicht gerade das Schönſte bei der Lektüre vorwegnimmt, den eigentümlichen Reiz, von der Zentralſtelle aus die verbindenden Fäden durch die eine Handlung bis zur andern fortzuführen und damit in dem eignen Erfaſſen der Einheitlichkeit den höchſten Genuß am Kunſtwerk zu finden.

Der Beweis für dieſe Behauptung könnte an allen Perſonen, die die Handlung zu tragen haben, geführt werden. Aber wir wollen hier nur von den beiden Hauptfiguren ſprechen. Wenn Adelheid von Berkow, ſpäter die Gattin des einem hochfeudalen Regiment angehörenden Leutnants von Lenz, bei Gelegenheit einer Waſſerfahrt in aufwallendem Gefühle (und ohne ſich ihres Thuns bewußt zu werden) das ſtrampelnde und lachende Kind der Fiſchersfrau an ihr Herz drückt, ſo iſt das eine unbewußte Lebensäußerung, die mit aller Klarheit den ganzen Zug und die Richtung ihres Weſens offenlegt. Sie kann in ihrer Ehe unglücklich werden, und ſie wird es, aber ſie wird immer das treue Weib, die liebende Mutter ſein; nehme man ſie, wo man will, immer wird ſie das thun, was ihr der edle Drang des Herzens gebietet. Umgekehrt iſt es mit der andern, der Frau des jungen Spinnereibeſitzers Lenz, des Vetters des Leutnants. „Um Gottes willen, nur keine Kinder!“ ruft ſie, als eine Unpäßlichkeit nach der Hochzeitsreiſe ihr als die natürliche Folge ihrer Verheiratung dargeſtellt wird. Es iſt nichts weiter nötig, als dieſe Empörung gegen die Natur, um ſich in allen Zügen die femme fin de siècle zu erklären, zu der ſich Vicky Lenz im Verlaufe des Romans entwickelt.

Noch einen Augenblick müſſen wir bei dem beſprochenen Punkte verweilen. Beide Frauen werden, wie ſchon angedeutet, in ihrer Ehe unglücklich, und darin unterſcheidet ſich der Zollingſche Roman in nichts von den unzähligen Dichtungen epiſcher und dramatiſcher Natur, mit denen die ſenſationsſüchtige Leſewelt Tag für Tag gefüttert wird. Aber der große Unterſchied

liegt darin, daß in der Regel in diesen Erzeugnissen der Kunst die Weiber über ihr Unglück zetern oder hysterische Thränen weinen, und daß die Verfasser ihre philosophischen oder soziologischen Abhandlungen dazu schreiben. Der Verfasser der „Million" weiß, wohin dergleichen gehört, und unterläßt es deshalb wohlweislich in seiner Erzählung. Wenn er die Frauen seines Romans irgend welche Äußerungen thun läßt, so sind das neue Handlungen, die aus demselben Grunde ihres angeborenen Charakters emporsteigen, wie die erste. Im übrigen ist es vom höchsten Interesse, die Bethätigungen dieses Charakters als Motive oder Reflexe in dem Thun andrer vom Dichter wiedergegeben zu sehen. Mit dem besten Rechte hütet er sich, zu viel von den Eifersuchts- und Familienszenen Madame Vickys zu zeigen, aber was in ihr vorgeht, das wird unter der größten Teilnahme des Lesers in dem Handeln und Leiden ihrer Zofe klar. Auf einen feinen poetischen Zug möchte ich hier besonders aufmerksam machen. In dem richtigen Zuge ihres mehr vom Ahnen als vom Wissen getragnen Herzens erkennt Frau Lenz in ihrer Zofe die bessere Nebenbuhlerin um die Zuneigung zu ihrem Manne. Daher denn zahllose Kränkungen, die später nach erkanntem Unrecht mit übertriebenen Geschenken wieder gut gemacht werden sollen. Aber auch das erfahren wir nicht aus breiter Erzählung des Dichters selbst, sondern aus gelegentlichen Äußerungen, die er dramatisch andre Personen machen läßt.

Zolling ist in der That ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird. Der Mensch als Sklave des Kapitals und der Maschine: es giebt kein verlockenderes Thema für den modernen Epiker. Kaum einer hat dem Drange widerstehen können: es läßt sich so schön über der Erscheinung Grund philosophiren. Selbst Paul Heyse hat nicht zurückbleiben wollen, und im „Merlin" nimmt sein Raisonnement über die Lösung der großen Frage nach der religiösen Seite hin keinen geringen Raum ein. Aber es genügt für den echten künstlerischen Realismus nicht, den von ihm aufgestellten Figuren bloß schöne Reden in den Mund zu legen; wie der Dichter Falkner, so ist auch der mit großer Breitspurigkeit auftretende Arzt nur ein Automat, der sprechen muß, was ihm Heyse „suggerirt." Zollings dichterische Personen halten auch Reden, aber was sie sprechen, ist Handlung. Deshalb Handlung, weil ihre Worte nirgends den Anschein von etwas von langer Hand her im Dichter vorbereitetem haben, sondern jedesmal als die Wirkung des im Augenblick reizenden Motivs erscheinen. Wenn es dem am Spinnstuhle beschäftigten Arbeiter blitzartig durch das Gehirn zuckt, wie Vernunft und Verstandeskraft des freien Menschen eigenster Besitz, in das Sklavenjoch der unfrei arbeitenden Maschine gespannt ist, und wenn dann dieser Erkenntnis der gar nicht zurückzudämmende Ausbruch der Leidenschaft folgt, so ist das eine Handlung, die man mit Recht den Geburtsakt der bessern Seite des Sozialismus nennen könnte.

Soll ich noch weitere Beweiſe bringen, ſoll ich zeigen, wie auch das entgegengeſetzte Prinzip in der Seele des Arbeiters im Zollingſchen Romane thätig wird, oder wie auf Seiten der Arbeitgeber Gewährung und Verſagung lebendig werden? Ich denke, dem Leſer die Mühe ſparen zu dürfen. Wenn er ſelbſt das Buch in die Hand nimmt, wird er finden, daß überall jene Objektivität herrſcht, an die allein die volle künſtleriſche Wirkung geknüpft iſt. „Jenſeits von Gut und Böſe“ iſt die moderne Forderung: hier iſt ſie erfüllt. Nicht, als ob der Dichter ſelber kein Urteil hätte, er hat es ſogar überall, nur hält er ſorgfältig damit zurück. Denn nicht er will entſcheiden, ſondern der Leſer ſoll das Urteil fällen, und ſelbſt wenn er dieſem damit vorzugreifen ſcheint, daß er ſchließlich dem Guten zum Siege verhilft, ſo thut er es doch mit einer ſo feſt an die Thatſachen geknüpften Motivirung, daß über die Notwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann.

Wenn ich trotzdem über einen Punkt einen Tadel nicht unterdrücke, ſo erſtreckt er ſich doch auf etwas Nebenſächliches. Lene, die ſchon erwähnte Kammerzoſe der Frau Lenz, iſt augenſcheinlich vom Dichter mit beſondrer Vorliebe gezeichnet worden. Sie iſt auch von ihm dazu auserſehen, das Hindernis hinwegzuräumen, das dem Glück der beiden Liebenden im Roman entgegenſteht. Dagegen iſt nichts einzuwenden, und ſie muß es auch, ſo wie ihre Natur ſie treibt. Aber war es nötig, daß ſie, um das Glück andrer zu fördern, ſelber mit dem Bewußtſein eines ſchweren Verbrechens auf der Seele in den Tod ging? Hier klafft eine Lücke in der Erzählung, die das tiefe Gefühl der Befriedigung, das den Leſer überall ſonſt erfüllt, weſentlich beeinträchtigt.

Wilhelmshaven Arnold Fokke

Die Flüchtlinge

Eine Geſchichte von der Landſtraße

(Fortſetzung)

5

Es war tief in der Nacht, als ſie endlich erwachten. Lucie fuhr erſchrocken empor und mußte ſich erſt beſinnen, wie es kam, daß ſie ſich mitten im Walde befand. Franz bedurfte der Überlegung nicht, ihm waren die Ereigniſſe des vergangnen Tages in die Träume gefolgt und hatten ihn geängſtigt. Als er der Geliebten davon erzählte, dachte ſie nach.

Mir hat auch geträumt, tröſtete ſie ihn, und nun weiß ichs wieder, Liebſter, es war etwas Schönes und Holdes. Wir fuhren auf dem Meere, auf ſchwankendem

Schiff. Über uns leuchteten die Sterne, das Meer rauschte und der helle Schaum netzte mein Haar. Wir standen neben einander und blickten forschend in die klare Nacht.

Das ist etwas Gutes, sagte er, das ist unsre Fahrt in die Heimat.

Nun standen sie auf und gingen zu einer Quelle, die sie am vorigen Tage, bevor sie sich zum Schlummer niederlegten, entdeckt hatten. Dort erquickten sie sich und aßen von dem Brote, das Lucie vorsorglich mitgenommen hatte. Dann begaben sie sich wieder auf die Wanderung, aber sie kamen in dieser Nacht nicht weit, sie waren noch allzu ermattet. In der Morgendämmerung suchten sie sich wieder eine ruhige, abgelegne Stelle, die ihnen Rast bot für den Tag und Sicherheit vor neugierigen Augen. So wanderten sie mehrere Nächte, während sie des Tags über still saßen, Luftschlösser bauend, träumend und schlummernd. Ihre Lebensmittel reichten nicht weit, aber sie hatten bald entdeckt, welche reichen Nahrungsquellen in Wald und Feld vorhanden sind, und nahmen ohne Bedenken dem Landmann von seinen Feldern einen billigen Zins ab.

Eines Morgens jauchzte Franz hell auf. Die Niederung mit ihren Hügeln lag hinter ihnen, und vor ihnen im Morgenscheine ragten die Berge auf.

Gott sei Dank! rief er. Nun sind wir bald am Ziel und dann können wir auch schneller weiterkommen. Es ist auch hohe Zeit, denn lange halten wir es nicht mehr aus. Die Kost schlägt doch auf die Dauer nicht an, du siehst schon ganz grau und blaß aus, armes Lieb.

Mir thut es fast leid, versetzte sie. Es waren doch schöne Stunden, die wir im Walde verlebt haben, und vor dem, was nun kommt, bangt mir.

Franz sah sie sorgenvoll an und seufzte.

Wir sind so ganz allein gewesen, fuhr sie fort, keinen Menschen haben wir erblickt; nur aus der Ferne haben wir ihre Häuser gesehen. Da ist mir auch alles fern getreten, was die Menschen bedrückt und beschwert, und manchmal habe ich auch vergessen, was uns hinausgetrieben hat. Ist dirs nicht auch so gegangen?

Franz drückte ihr die Hand. Sei nur noch für kurze Zeit mein starkes, mutiges Mädchen, sagte er. Sieh, dort ganz in der Ferne, wo die Kuppen übereinander steigen und in das Blau des Himmels tauchen, liegt unser Dorf. Nur noch wenige Tage, dann sind wir daheim.

Dieses mal hielten sie nur wenige Stunden Rast. Am späten Nachmittage schon gingen sie weiter, denn Franz glaubte hier in einer Gegend, die ihm bekannter war, mehr wagen zu dürfen. Sie traten aus dem Walde heraus und gingen über eine Wiese hinab zu der Landstraße, die von Obstbäumen eingefaßt fast in gerader Linie durch das Thal gelegt war.

Zum erstenmale hatten sie wieder festen Boden unter den Füßen, und es war ihnen, als ob sie aus einem Traumleben in die Wirklichkeit zurückversetzt wären. Doch zogen sie munter dahin. An einem Meilensteine blieben sie endlich stehen, um ein wenig zu ruhen. Sie lasen zuerst die Entfernungen ab, die darauf angegeben waren, und als sie sich dann zum Rasten niedergelassen hatten, versuchten sie es, die eingekritzelten Namen zu entziffern, und betrachteten neugierig einige wunderliche Zeichen, die sich an der Seite des Steins befanden. Es waren bedeutungsvolle Merkmale der Wanderleute von Beruf; auch einige warnende oder spottende Bemerkungen über die Polizei des Landes und der nächsten Ortschaften fanden sich vor. Ganz unten, dicht über der Erde, standen die Worte: „Heiße Gegend!“ Die Flüchtlinge vermochten nur in wenige der niedergeschriebnen Bemerkungen einen Sinn zu legen, sie wandten sich deshalb bald einer nütz-

lichern Beschäftigung zu, indem sie Äpfel auflasen und sich schmecken ließen, die von dem Baum, in dessen Schatten sie saßen, herabgefallen waren. Dann gingen sie weiter.

Rechts von der Straße breitete sich ein weiter Wiesengrund aus, der allmählich zum Walde aufstieg. Auf der linken Seite erhob sich ein ziemlich steiler felsiger Abhang. Allerlei Gebüsch blickte in den Grund nieder, Dornsträucher, Schlehenbüsche, auch Brombeeren warfen ihre Ranken herab, dazwischen streckten Disteln ihr stachliges Haupt empor. Die Straße war weithin leer, doch glaubten die Flüchtlinge einmal einen mehrstimmigen Gesang zu hören, aber als sie forschend Umschau hielten, sahen sie niemand. Es fiel ihnen nicht ein, unter den Brückenbogen zu blicken, über den die Straße führte. Dort, wo in Regentagen das Bergwasser brauste, saß gegenwärtig eine lustige Gesellschaft, drei wandernde Musikanten. Einer von ihnen mischte gerade die Karten, während ein andrer, der vorsichtig nach den sich nähernden Wandrern Ausschau gehalten hatte, leise Bericht gab, daß es harmlose Menschen seien, vermutlich Bürgerkinder aus der nächsten Stadt.

Unterdes waren die Flüchtlinge über die Köpfe der Musikanten weg und eine Strecke weiter gegangen, als sie plötzlich das scharfe Traben eines Pferdes hinter sich vernahmen und sich umwendend einen Gendarmen gewahrten. Zugleich hörten sie seine Stimme. Er rief ihnen schon von weitem den Befehl zu, Halt zu machen; wenigstens glaubten sie, daß sie gemeint wären, denn sie bemerkten nicht, daß hinter ihnen ein Mann mit einer Hast den Berg hinaufkletterte, die das Mißtrauen des Gendarmen erregen mußte.

Einen Augenblick standen sie wie erstarrt, dann eilten auch sie in wilder Flucht den Berg hinan. Der Gendarm sah ihnen erstaunt nach, dann, als sie im Gehege verschwunden waren, ritt er, zufrieden, dem Gesindel einen heilsamen Schrecken eingejagt zu haben, mit schadenfrohem Lächeln weiter. An eine Verfolgung zu Pferde war ja nicht zu denken, auch gab es für den Mann des Gesetzes gerade Wichtigeres zu thun, als sich mit dem Fang von Landstreichern zu befassen. Die Flüchtlinge aber liefen atemlos weiter; erst als sie die Höhe erreicht hatten, sahen sie sich um.

Das Mädchen brach in heftiges Weinen aus, auch Franz setzte sich mit finsterm Gesicht nieder. Es war die erste Verfolgung! Zum erstenmale hatten sie es erfahren, was es heißt, wie ein wildes Tier gehetzt zu werden. Zu ihren Füßen lag das schöne, freundliche Thal, und über ihnen spannte der Himmel seine prächtige blaue Kuppel. Weithin Ruhe und Frieden! Und sie hier oben verstört und mit zitternden Gliedern!

Wenn ihr noch länger auf Klempners Karl warten wollt, sagte auf einmal eine schnarrende Stimme hinter ihnen, so rate ich euch, vorher eine Flasche Gurgelwasser anfahren zu lassen.

Erschrocken wandten sie sich um und bemerkten nun, daß ein alter Mann neben ihnen im Grase ruhte. Er dampfte behaglich seine Pfeife und betrachtete sie mit seinen trüben, blutunterlaufnen Augen. Seine Kleidung war äußerst mangelhaft, seine hagere Gestalt steckte in bräunlichen Lumpen, die Füße hatte er in Hausschuhen untergebracht, die er sich mit Bindfaden angebunden hatte. Sein Haar war grau und verwildert, das Gesicht gerunzelt und durch eine breite Narbe gezeichnet, die über die rechte Wange lief. Die ganze Erscheinung war ein Bild der Armut und des Jammers.

Doch je länger er die Flüchtlinge ansah, desto mehr wich das Trübe und Verschwommene aus seinen Augen, und List und Bosheit funkelten in ihnen. Hätte

man noch irgend einen Zweifel über seine Person hegen können, so brauchte man nur einen Blick auf das Bündel zu werfen, das neben ihm lag, und auf die Flasche, die ihm übermütig aus der Rocktasche herausſah. Er war kein ansässiger Mann, etwa ein Armer aus der Nachbarschaft, sondern er gehörte zu der ehrsamen Zunft der Landstreicher.

Dieser Mann hatte das ganze liebe deutsche Vaterland durchlaufen und war überall zu Hause. Er kannte jeden Winkel, in dem man sich eine Zeit lang gemütlich einspinnen konnte, wie auch die Gegenden, wo der uralte Wandertrieb der deutschen Stämme keine Anerkennung mehr findet. Als guter Patriot trug er einen Verdienstorden bei sich, den er freilich meist im „Drahtbeutel" verbarg, doch verstand er es, wenn es an der Zeit war, diese Medaille, die ursprünglich einem andern gehört hatte und diesem auf unerklärliche Weise abhanden gekommen war, für sich reden und auf vaterländische Herzen einwirken zu lassen.

Während er sich die Flüchtlinge ansah und sie im stillen abschätzte, verzog sich sein Gesicht zu einer spöttischen Grimasse. Er witterte Beute, und es machte ihm Vergnügen, das arme Pärchen durch seinen starren, unbeweglichen Blick in Verwirrung zu setzen.

Endlich schien es ihm genug zu sein, und er begann freundlicher: Nehmt das kleine Intermezzo nicht zu schwierig. So was kommt von so was! Seht doch mit euern blauen Scheinlingen nicht so ängstlich ins menschliche Jammerthal, sondern laßt uns als gemütliche Menschen bei einander sitzen.

Indem er so zu ihnen sprach und ein wenig näher rückte, dachte er: Wen haben wir da vor uns? Die Schale ist noch gut, wenn auch etwas angegriffen, etliche Spuren von Mutter Grün. Und die Gesichter treuherzig und unschuldig.

Ihr seid wohl noch nicht lange auf der Walze? fragte er dann wieder.

Die beiden blickten ihn verwundert an.

Offenbar Frischlinge! Warum seid ihr denn fortgelaufen, als ihr die Pickelhaube saht?

Franz gab eine ausweichende Antwort, die, obgleich sie so unglaubwürdig wie möglich war, doch ohne weiteres angenommen wurde; denn der Alte wußte besser als irgend jemand, daß es niemand einfällt, einem „Kunden" auf die Frage nach dem Wer, Woher und Wohin die Wahrheit zu sagen. Die Flüchtlinge stiegen sogar etwas in seiner Achtung, als er Franz so frisch lügen hörte. Er würde es für eine unverzeihliche Sünde gehalten haben, wenn er sich selbst in einer vertraulichen Stunde einmal hätte einfallen lassen, den Schleier, der über seinem Leben lag, auch nur ein wenig zu lüften. Obgleich er zahlreiche Freunde unter den Wandergenossen hatte, wußte doch kaum einer etwas Näheres über seine Herkunft. Überdies hatte er das Glück, Müller zu heißen; so konnte er denn unter diesem Namen, wo man ihn irgend hervorzog, noch immer „inkognito" reisen. Für gewöhnlich aber hatte er sich auch dieses Namens entledigt und stellte sich unter den Schutz des Spitznamens „das Wiesel."

Er nickte also Franz beifällig zu, als dieser mit seiner Erzählung zu Ende war, und begann nun von sich zu erzählen, um Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten.

Ich bin aus Ricksdorf, erzählte er. Meine Eltern hatten auf den Rehbergen eine große fünfstöckige Badeanstalt, aber das Geschäft wollte nicht recht blühen, da verschwanden die Rabeneltern, natürlich die Sachen auch. Seitdem habe ich nichts mehr von ihnen gehört, nur einmal erzählte mir einer, der sie gesehen haben wollte, der Alte stünde in Amerika als vierundzwanzigpfündiger Artillerist beim schweren Getränk, und dabei soll er auch geblieben sein. Man gab mich in eine

Anstalt, wo ich mich zu einem halben Gelehrten ausbildete, dann stieg ich bei einem Advokaten in die Lehre und hatte so Gelegenheit, mir die deutschen Rechtsverhältnisse gründlich anzusehen bis auf die feinsten Kniffe und Pfiffe. So kam die Zeit heran, wo einem die Liebe durchs Herz weht, wie der Wind übers Stoppelfeld. Kennt ihr sie?

Er blickte sie spöttisch an. Wißt ihr, was die Liebe ist? Ein süßsäuerliches Getränk ist es. Zuerst meint man, es sei lauter Sirup, und hintennach hat man den Mund voll Wermut.

Er that einen tiefen Zug aus der Flasche, als wollte er den Nachgeschmack bittrer Erfahrungen hinabspülen.

Dann fuhr er grob fort: Übrigens, was kümmern euch meine Familienverhältnisse? Ihr seht einen so unschuldig und ehrlich an, daß man wider Willen auftaut, wie das Eis in der Märzensonne. Kurz, als ich wieder einmal nach einer längern Exkursion — der Staat brauchte nämlich meine Dienste und beschäftigte mich gleich für mehrere Jahre — heimkehrte, fand ich Kisten und Kasten leer. Die Frau war heidi. Aber das traurigste war, sie hatte auch meinen lieben Jungen mitgenommen. Ich will mich nicht reinwaschen, Leute, ich war, was man so einen leichtsinnigen Vogel nennt, aber schlecht war ich nicht, nein, das war ich nicht. Der Herr Pastor sagte immer zu mir: Wiesel, Ihr habt noch einen Fonds in Euch! Diesen Fonds hatte ich, es war mein gutes Herz. Als ich nun aber mit einem Schlage so arm war, verraten von denen, die mir so lieb waren wie mein Leben, verzweifelte ich an der ganzen Menschheit!

Er suchte in seiner Tasche nach einem Tuch, um sich die Thränen abzuwischen, da er aber keins fand, fuhr er sich mit der Hand über die Augen und rief mit weinerlicher Stimme: O mein Sohn, mein Kind, wo bist du, wo weilst du? Dein alter Vater schleicht einsam dahin, und wie sehr er sich nach dir sehnt, nie kann er dein Lockenköpfchen an sein armes Herz legen!

Die Flüchtlinge trauten der Komödie und ließen sich durch den gut gespielten Kummer des Alten rühren, um so mehr als sie in dem Leide des verkommnen Menschen wie in einem trüben Spiegel den Schmerz und das Leid derer erblickten, die ihnen lieb und teuer waren.

Der Landstreicher aber machte plötzlich wieder ein vergnügtes Gesicht. Er war stolz auf sich selber. In seiner Familie waren die Lockenköpfe niemals vorgekommen, vielmehr waren von jeher alle Sprößlinge seines Namens mit struppigem Haar in der Welt erschienen. Aber das Bild gefiel ihm. Die Locken waren ihm eingefallen, als er Luciens dunkles krauses Haar vor sich sah. Der kleine Irrtum that ja auch nichts zur Sache. Dem erfahrnen Menschenkenner kam es lediglich darauf an, Teilnahme für sich zu erwecken, und dieses Ziel erreichte er auch.

Was hast du für eine Religion? fragte er unvermittelt, indem er Franz ansah.

Evangelisch.

So? Das Gesicht des Stromers verzerrte sich boshaft.

Franz hatte vorher, in der Annahme, so am sichersten der weitern Antworten überhoben zu sein, sehr schlau, wie er meinte, erzählt, sie wären armer Leute Kind und zögen durch die Dörfer, um milde Gaben einzusammeln. Der arme Junge wußte nicht, daß das fahrende Volk, wie die Leineweber, ein saubere Zunft hat, daß es seine eigne Sitte und Sprache hat und seine Zeichen, an denen einer den andern leicht erkennt.

Ich fragte nach der Hantirung, Brüderchen! belehrte ihn der Alte. Als Kollege solltest du doch eigentlich meine Meinung besser verstehn. Warum so miß-

trauisch? Jeder, der nicht stockblind ist, sieht doch, daß ihr der Landstraße fremd seid. Vor mir brauchts euch doch nicht zu graueln, bin ja auch ein gehetzter Mann, den die Welt zeitlebens unter den Nägelschuhen gehabt hat. Mit einem Fuße stehe ich schon im Grabe, und für mich kann ich weder was gewinnen noch verlieren. Da ist es denn meine größte Freude, unerfahrnen Menschen ein bischen mit Rat, That und Warnung zur Seite zu stehen. Überdies ist es hier eine heiße Gegend, weshalb verständiger Rat nicht zu verachten ist. Also wie stehts? Geht ihr schwarz?

Was? fragte Franz.

Was? wiederholte der Alte spitzig, indem er die Augen zusammenkniff. Wie gesagt, ganz und gar grün. Ich erlaubte mir zu fragen, ob ihr etwa ohne ordentliche Papiere reist oder sonst etwas auf dem Kerbholz habt. Ihr seht so unglücklich aus, fuhr er fort, indem er wieder ernst wurde und ihnen treuherzig die Hand reichte. Ich habe rechtes Erbarmen mit euch armem Blut, es dauert mich, euch so hilflos zu sehen, obwohl ihr gewiß lange nicht das durchgemacht habt, was ich in meinem schweren Dasein gelitten habe.

Da währte es nun freilich nicht mehr lange, bis er ihre Geschichte zu hören bekam. Zuerst mußte er noch hie und da eine Frage dazwischenwerfen, später konnte er sie ruhig ausreden lassen. Es war ihnen ja eine Wohlthat, sich endlich einmal einem dritten gegenüber aussprechen zu können. Der Vagabund hatte die Gabe, zuzuhören. Er hemmte den Strom ihrer Erzählung nicht und begnügte sich damit, zuweilen einmal dünn vor sich hinzulachen oder bedächtig eine Prise aus der abgegriffnen Holzdose zu nehmen.

Als sie geendet hatten und ihn nun erwartungsvoll ansahen, griff er in die Tasche und holte eine Brille mit blauen Gläsern hervor, die er sich mit großer Umständlichkeit aufsetzte. Vielleicht glaubte er dadurch würdevoller auszusehen, vielleicht auch hielt er es für angebracht, seine schadenfrohen Blicke zu verbergen. Dann ergriff er das Wort.

Zunächst will ich euch eine Lehre geben, sagte er, die euch von Nutzen sein wird. Ihr fahrt mit euerm Namen so sorglos herum, als stünde euch der ganze Berliner Adreßkalender zur Verfügung, und als könntet ihr euch jeden Tag als jemand anders aufthun. Das ist höchst unvorsichtig. Man erzählt nicht jedem, mit dem man zufällig unter einem Rosenbusch zusammentrifft, alles, was einem gerade auf den Hacken brennt, sondern hält hübsch reinen Mund. Thut man das nicht selber, wie kann man es von andern erwarten? Na, bei mir thuts nichts. Mein Herz ist so tief wie diese Flasche, deren Leere mich gegenwärtig genirt. Aber ihr könntet einmal mit bösen Menschen zusammentreffen, die eure Zutraulichkeit übel lohnen würden. Also merkts euch, ihr beiden!

Sie sahen ihn groß an.

Zum andern: was eure Geschichte betrifft, so ist sie oberfaul. Ich will euch die Paragraphen nicht vordemonstriren, wiewohl ich es besser könnte als sonst jemand, aber so viel sage ich euch, für den Burschen sieht es windig aus.

O mein Gott! schluchzte Lucie. Der Franz ist doch sonst ein ordentlicher Mensch gewesen!

Darnach fragen wir beim Gericht gar nicht, belehrte sie der Alte, und wenn er vorher das ganze Vaterland gerettet hätte. Das ist uns so viel. Er schnippte verächtlich mit den Fingern. So 'ner Jährchen viere oder fünfe hängen sicher dran.

Er sah sie triumphirend an.

Das dauert euch ein bischen lange? Ich glaubs. Aber warum das tragisch

nehmen? Ich sage euch vielmehr, segnet diesen Tag, denn ich habe beschlossen, euch unter meinen Schutz zu nehmen. Draht habt ihr doch? Ich meine, ihr habt doch das nötige Reisegeld bei euch?

Sie konnten ihm auf diese Frage nur eine kleinmütige Antwort geben, worauf er sich sehr aufregte und ihre Unvorsichtigkeit heftig tadelte. Endlich gab er sich zufrieden.

Na, schadet nichts. Bis wir Muttern die Strümpfe erleichtert haben, schlagen wir uns schon mit einander durch. Hernach schlängeln wir uns durch die bunte Landkarte so ganz sachte weiter, bis wir den Jammer hinter uns haben. Es ist keine Gerechtigkeit mehr in der Welt. Sonst haben sie überall die Gewerbefreiheit, nur unsereinem wollen sie immer was am Zeuge flicken. Ich habe es herzlich satt, und da mir nun einmal mein Sohn verloren gegangen ist, so werde ich euch adoptiren, von Rechts wegen. Betrachtet mich als euern Vater, ich werde euch nie wieder verlassen!

Da hatten sie denn nun einen Reisegefährten, und die einsame Fahrt war zu Ende. Sie machten zwar auf die Gefahr hin, unhöflich zu erscheinen, einige verlegne Versuche, ihn von sich abzuschütteln, aber er grinste sie nur an.

Seid doch nicht so bescheiden, sagte er kichernd. Ich thue es ja von Herzen gern, es ist kein großes Opfer. Und wenn auch! Da müßte man ja ein Herz haben, hart wie ein Ziegelstein, wenn man euch armes Blut hilflos umherirren ließe. Nein nein, ich bleibe bei euch, ich verlasse euch nie wieder!

Sie mußten sich fügen und das Anerbieten des Landstreichers, ihnen den Weg in eine gute und sichere Herberge zu zeigen, annehmen. Lucie hing sich an des Geliebten Arm und sonderte sich mit ihm von ihrem Begleiter ab. Der Alte merkte ihren Widerwillen gegen ihn und lachte hämisch darüber. Er ergriff den Strick, an dem er statt an einem Riemen sein Bündel zu tragen pflegte, und trottete bescheiden hinter ihnen her. Franz sah sich zuweilen nach ihm um und bemerkte dann jedesmal, wie ihnen der Mann ohne aufzusehen in vorgebeugter Haltung und mit kleinen Schritten nachkam. Zuweilen vergaßen sie ihn, während sie leise zusammen redeten, dann hörten sie ihn in seiner eigentümlich grämlichen Weise husten, als wollte er sich ihnen wieder in Erinnerung bringen.

War das vielleicht das Zeichen, das sie von den Glücklichen scheiden sollte, der armselige Vagabund, der sich an ihre Sohlen heftete, der unstete Mann, der nirgends ein Haus hatte, darin zu wohnen, und keinen Menschen, ihn zu lieben, sondern wie ein abgerissener Zweig im Staube der Landstraße verkam?

Die Nacht war gekommen, eine finstere, unfreundliche Nacht. Der Himmel hatte sich allmählich mit regenschweren Wolken überzogen. Das leuchtende Meer mit seinem Wellenspiel, das den Flüchtlingen in ihren Träumen vorgeschwebt hatte, versank, und die neue Heimat, die sie suchten, tauchte in Finsternis. Rings breiteten sich tiefe Schatten um sie aus, nur der gelbe, lehmige Weg, auf dem sie gingen, blieb weithin sichtbar; öde und hoffnungslos traurig streckte er sich vor ihnen aus.

6

Nach ziemlich langer Wandrung näherten sie sich einem Dorfe. Nun übernahm der Vagabund, der bisher nur an einem Kreuzweg ein zurechtweisendes Wort gesagt hatte, die Führung. Er vermied die Dorfstraße und bog in einen schlüpfrigen Nebenpfad ein, der von hohen Hecken eingehegt um das Dorf herumführte. Endlich blieb er stehen und zeigte mit einer raschen Handbewegung nach

einem zweistöckigen Gebäude, indem er die vorstellenden Worte aussprach: Hotel Stillleben. Welches der wirkliche Name der Herberge war, das ließ sich auch bei Tage nur schwer feststellen. Es hing wohl noch ein Schild aus, worauf der Maler irgend ein allegorisches Gemälde entworfen hatte, aber längst waren die Farben abgewaschen, und niemand dachte an eine Erneuerung. Neben dem Wohnhause lagen die Stallungen und bildeten mit diesem ein ansehnliches Gehöft, das einst der Besitz eines großen Bauern gewesen war, jetzt aber der Sammelpunkt und die Börse der kleinen Geschäftsleute geworden war, die ohne Einsatz an Arbeit und Eigentum einem viel angefochtenen Gewerbe oblagen.

Der Zugang zu dem Hause war dunkel, doch fiel aus den Fenstern zur linken Seite der Thür durch die verblaßten roten Vorhänge ein geringer Schein auf den Hof. Dieser Lichtschein kam aus der Gaststube. Als die drei die Hausflur betreten hatten, blickte der Alte durch das Schaufenster der Thür ins Zimmer. Es war still darin. Der Wirt saß am Tisch und war eingenickt, und neben ihm, an dem unförmlich breiten Ofen, lag noch ein andrer im Schlafe. Der Vagabund blieb eine Weile beobachtend stehen, bis der Schläfer zufällig eine Bewegung machte und so zu liegen kam, daß man sein Gesicht erkennen konnte. Dann wandte er sich zufriedengestellt der zweiten Thür zu, indem er flüsterte: Es ist das Goldschmiedchen.

Die Flüchtlinge standen nun vor dem Gesellschaftszimmer der edeln Zunft. Ein wüster Lärm machte ihnen, noch ehe sie eingetreten waren, bemerkbar, daß die Versammlung zahlreich und guter Laune war. Die Stube war mit einem dichten Qualm gefüllt, sodaß die Lampe Mühe hatte, ihr bescheidnes Licht auszubreiten. Um den großen Tisch, dicht an den Fenstern, saßen sechs Männer, sämtlich von Wind und Wetter mitgenommne Gestalten, deren Kleidung einem aufmerksamen Beobachter den Verdacht einflößen mußte, sie hätte einstmals als stummer Beschützer auf irgend einem Haferfelde gestanden. Auf der Tischkante vor ihnen hockte erwartungsvoll der Hausknecht oder Vizeboos, einst auch einer der lustigen Zugvögel, die singend, pfeifend und plündernd das Vaterland durchstreifen, ein stämmiger, eisenknochiger Bursch, der es jetzt vorgezogen hatte, einen ruhigern Wirkungskreis zu erwählen. Freilich mußte er oft genug die Kraft seiner Fäuste und Arme zeigen, wenn die „Kunden," seine frühern Genossen, zu übermütig wurden. Gegenwärtig handelte es sich aber um einen freundschaftlichen Wettstreit. Man war gerade der Flasche auf den Grund gekommen, und es fragte sich nun, wer weiter bestellen sollte. Da jeder befürchtete, die andern zu kränken, wenn er sich vordrängte, so trat zuerst eine erwartungsvolle Stille ein, der aber alsbald ein lebhafter Meinungsaustausch folgte. Die Gesellen schrien heftig durcheinander und hatten vor lauter Anstrengung, sich verständlich zu machen, schon kirschrote Gesichter; doch wurden sie sofort still, als der Alte mit seinen Schützlingen eintrat. Der Vagabund schritt mit der Sicherheit eines Mannes, der sich zu Hause fühlt, an den nächsten Tisch hinan, schlug kräftig auf und rief mit dröhnender Stimme: Ein halb Pfund!

Hurra, das Wiesel! rief die Gesellschaft entzückt.

Der Alte nickte gravitätisch und trank selbstbewußt einen Teil der bestellten Labung, dann gab er die Flasche großmütig weiter.

Na nu, so alleine, alter Bursch! Wo ist denn der Doktor geblieben? schrie man ihn wieder an.

Der Doktor? Um die Ecke, meine Herren, erwiderte der Alte mit kläglicher Stimme. Es thut mir wirklich leid, ihn euch heute nicht im Rauchzimmer präsentiren zu können. Er war ein Mann von Herz und Geist. Beweinen wir ihn.

Verschütt gegangen? Wieso denn?

Aber meine Herren, sagte der Alte, ohne die Frage zu beantworten. Was ist mit euch los? Ihr seid höllisch auf dem Damme, sagt mir den tiefern Grund.

'S war so ein Musikante hier, antwortete einer, der alte Lieder sammelte. Dem mußten wir sie vorsingen, und dann hat er uns traktirt. Ein guter Kerl!

Himmel, wo ist er? schrie der Alte.

Ab nach Kassel. Nichts zu machen, Alter. Aber erzähl doch, wie war das mit dem Doktor?

Also hört! Ich und der Doktor gehen wie gewöhnlich gestern Nacht studiren, ihr wißt ja, auf die Vivisektion, auf die er ganz erpicht war, nicht bloß Gänse, Hühner, Tauben, nein, die letzte Zeit hat er auch Katzen und Hunde operirt.

Siehst du, Fritze! rief einer aus der Schar, indem er seinem Nachbar einen Stoß in die Rippen gab. Det kam mir gleich nich koscher vor mit den Reh- und Hasenbraten!

Da hast du Recht, August, versetzte der Alte. Also, na das wäre ganz gut gewesen, wenns nur nicht schief gegangen wäre. Wie wir dem Kaffer seinen großen Peter schon in der Schlinge haben, bellt das unverständige Vieh und macht einen Lärm, als wenn ihm der Kopf abgerissen werden sollte. Ich halte es jetzt für das beste, die Platte zu putzen, retirire also den nächsten Weg in eine kleine Fichtenschonung hinein. Da werde ich von einem Grünrock angesprochen: Was hat er in der Schonung zu suchen? Darauf sage ich: Herr Oberförster — es war ein lumpiger Forstlaufer — Herr Oberförster, ich habe ja nichts drin verloren. Aber wenn Sie was darin suchen wollen, dann will ich Ihnen helfen. Wenn ich einem Menschen einen Gefallen thun kann, dann thu ich das immer recht gerne, und wenns der größte Lump ist. Meine Mutter sagte immer zu mir: Junge, aus dir wird noch einmal was, du hast die Augen allenthalben! Darauf fährt er mich an: Halt er den Schnabel, ich werde euch Spitzbuben schon das Handwerk legen! Spitzbuben? schrie ich wütend. Sehen Sie nicht, daß ich ein ehrlicher, verheirateter Schuhmacher bin? Wenn er Schuhmacher ist, warum flickt er denn seine Stiefel mit Bindfaden? Aber, Herr Oberförster, antworte ich, das sind ja Morgenschuhe! Wenn ich aber wieder einmal das Vergnügen haben sollte, mit Ihnen zusammenzutreffen, dann schaff ich mir ein Paar Pariser Einzugsstiefel mit Hurraschäften an. Sie sollten aber überhaupt nicht den Menschen nach der Kleidung beurteilen; Herr Oberförster, das Herz ist die Hauptsache. Schade, daß ich heute mein Herz bei meiner Alten gelassen habe, aber so geht es mir immer: wenn ich was nötig habe, dann ist es nicht da. Aber meine Aurora hätte es doch wissen können, daß ein herzloser Mensch keine Schonung kennt. Sehen Sie, drum bin ich aus Versehen in die Schonung hineingeraten. Nun grinst er natürlich und zieht sich zurück. Während dessen hatten sie den Doktor an der Binde. Wie ich nun heute beim Asyl für Verpflegungsbedürftige und solche, die es werden wollen, vorbeigehe, höre ich eine ganz bekannte Stimme im dritten Stock singen: Wär ich ein Vögelein, flög ich zu dir! Ich habe euch das so ausführlich erzählt, weil ihr immerhin von einem Manne wie ich lernen könnt. Prost!

Armer Doktor, klagten die betrübten Hinterbliebnen, du warst so schön!

Einer von ihnen, der vorher mit August angeredete, schien wirklich traurig zu sein, denn der Doktor war stets sein bester Freund gewesen. Deshalb trösteten ihn auch die andern, so viel in ihren Kräften stand.

Freu dir doch, August, nun brauchst du ja nicht mehr beim Meister Hämmerlein zu frühstücken.

Das nahm August aber sehr übel, und es wäre zu einer Prügelei gekommen, wenn in diesem Augenblick nicht wieder ein alter Freund ins Zimmer getreten wäre, der mit großem Jubel begrüßt wurde.

Hurra, das Schabeisen!

Meine Herren! schrie das Wiesel. Der Platz des Doktors ist wieder besetzt. Ich schlage vor, unsern Freund Schabeisen, Doktor der Gehirninduſtrie und Schädelmanufaktur, in alle Ehren und Würden des armen Doktors einzusetzen. Wer damit einverstanden ist, der hebe das rechte Bein in die Höhe!

Sofort hielten fünf von ihnen das Bein in die Höhe, nur August Ruppig gab seine Meinung und Freude durch ein lautes Geschrei und indem er beide Beine in die Höhe hielt, zu erkennen.

Nun wandte sich die Aufmerksamkeit wieder den Flüchtlingen zu, die scheu und verlegen an der Thür stehen geblieben waren.

Wen hast du denn da mitgebracht? fragte einer, indem er mit einer Daumenbewegung nach ihnen zeigte.

Die? Das sind meine Kinderchen, antwortete der Vagabund.

Die hast du wohl auf dem Jahrmarkt aufgelesen?

Das weniger, sondern unter einem Busch, wohin sie vor Klempners Karl ausgerissen waren. Dort habe ich sie an Kindesstatt angenommen. Ich werde mich hinfort nie von ihnen trennen, nein, niemals! Dabei trocknete er sich zur allgemeinen Erheiterung eine unsichtbare Thräne.

Lucie zitterte und schmiegte sich schutzsuchend an Franz an, aber er selbst war unruhig und verwirrt. Er wußte nicht, wie er sich in dieser fremden Welt zu benehmen hätte, ohne Mißfallen zu erregen. Er führte nun Lucie durch das Zimmer zu einem leeren Tische und setzte sich still neben ihr nieder.

Die lustige Gesellschaft folgte ihnen mit lachenden Augen.

Ein Liebespaar, hurra!

Nun aber los. Stimmt an mit hellem, hohem Klang, stimmt an das Lied der Lieder!

Und nun sangen sie mit heisern Stimmen:

In des Waldes tiefsten Gründen,
In den Höhlen tief versteckt,
Ruht der Räuber allerkühnster
Bis ihn seine Rosa weckt.

O wie schön bist du, Marie, Marie,
Mit deinen Gummischuhn, Marie,
Baller man los, baller man los!

Durch den Lärm wurde die Krone, das heißt die Wirtin, herbeigerufen. Sie erbat sich ein „bischen“ Ruhe, wurde aber nicht gehört, bis der Wirt, der Penneboos, selbst mit aufgekrempten Ärmeln und einem Knotenstock erschien, um kraft seines Armes Stille zu gebieten. Seine Frau unterstützte ihn dabei, indem sie mit kreischender Stimme dazwischen schrie: Ruhe bitt ich mir aus! Denkt ihr, ich und mein Mann sind dumme Jungens?

Als es endlich still geworden war, wagten es die Flüchtlinge, sich im Zimmer umzusehen. An dem großen Tisch unterhielt man sich jetzt halblaut, man schmiedete Pläne für den folgenden Tag, und die Flasche kreiste lebhaft. An einem zweiten kleinern Tische erlustigte sich ein Kleeblatt mit Kartenspielen. Diese Männer sahen ordentlich aus und waren sauber gekleidet; sie hatten ihren Spaß an der Gesellschaft,

waren ihr wohlbekannt, gehörten aber nicht zur Zunft, sondern waren ehrsame Musikanten. Es waren die Leute, die unter der Brücke gesessen hatten. Ihre Instrumente lagen wohl verpackt neben ihnen, doch „arbeiteten“ sie nicht nur in Blech, sondern sie waren auch Gesangskünstler. Der eine war ein Berliner, ein kleiner zierlicher Mensch, der Heldentenor. Ihm gegenüber saß ein vierschrötiger Hamburger, der Baß, und der dritte, quer vor dem Tische sitzende, eine lange, schmächtige Gestalt, war der Dirigent der Truppe. Er nannte sich Stiesel und war, wie er sagte, ein verkommnes Genie und ein mit allen Hunden gehetzter Mensch, nach den Aussagen seiner Freunde aber eine Seele von Mensch und ein Abgrund von Gutmütigkeit. Die Flüchtlinge betrachtete er aufmerksam und winkte ihnen freundlich zu.

Außer diesen Männern befand sich noch eine Bettlerin im Zimmer. Sie hatte sich in einem Winkel ein Plätzchen aufgesucht und fütterte ihre blassen hungernden Kinder.

Der Dunst und Qualm wurde immer dichter, und die Stimmen wurden immer lauter. Fortwährend kamen noch Reisende, gute Bekannte, die ohne große Umstände empfangen wurden.

Da trat plötzlich eine tiefe Stille ein. Ein Fremder erschien in der Thür, ein niedliches Männchen mit gekräuseltem Haar und einer gutmütigen Stumpfnase. Er trug eine grellbunte Halsbinde mit einem blauen Stein und einen modischen, aber unendlich schäbigen Anzug.

Als er die große Gesellschaft bemerkte und alle die forschenden Augen auf sich gerichtet sah, überkam ihn eine sichtbare Verlegenheit, er war zwar ein Weltmann, hatte aber den „Pli“ noch nicht ganz weg. Die Stille, die sein Eintreten bewirkt hatte, wurde endlich durch die Frage eines der Kunden unterbrochen.

Wer ists?

Wird ein Hobeloffizier sein, seht nur, wie er die Beine stellt.

I was, rief ein andrer. Ein Heringsbändiger ists, er sieht so gentil aus und hat so rote Hände.

Nein, ein Stichler ists, entschied ein dritter. Er sieht ja selber aus wie ein Endchen Zwirn.

Die übrigen stimmten zu, die Sache war also entschieden, der Mann war ein Schneider.

Wo kommst du denn her, Kunde? wandte man sich nun an ihn selbst.

Der kleine Bursche war durch die unfreundliche Kritik verdrießlich gestimmt worden, darum antwortete er ein wenig patzig: Na, von Wilhelmsdorf nicht.

Der Bassist drehte sich um und betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Dann stimmte er bedächtig zu: No, min Jung, do siehst ok nich no ut.

Die ganze Gesellschaft lachte. Der Bassist mußte es ja wissen, er war selbst einmal in der Arbeiterkolonie zu Wilhelmsdorf gewesen. Nein, so schäbig wurde keiner von Wilhelmsdorf entlassen.

Ich bin gegen die Arbeiterkolonien, bemerkte einer weise. Das ist auch so eine neumodische Erfindung, die gänzlich vorbeischießt. Überall, wo ich hinkam, sollte ich arbeiten, und das habe ich nicht gelernt, und die Arbeit, die ich verstehe, wird dort nicht geschätzt.

Was verstehst du denn?

Ich gehöre zur Kunst, wie die drei da. Ich bin Tonkünstler und verstehe mich auf die Streichmusik aus dem ff. Ich bin ein Landstreicher, das ist was, wie ich denke!

Und so ging es hinüber und herüber, bis das Abendbrot angekündigt wurde: Pellkartoffeln und Hering. Da suchten alle Geld hervor und klimperten prahlerisch mit ihren Kupferstücken.

Jetzt hielt es der Alte auch für zeitgemäß, sich um seine Schützlinge zu bekümmern. Er flüsterte ihnen zu: Nun, was sagt ihr zu der Gesellschaft? Lustige Kameraden, aber grundbrave Menschen, dafür steh ich euch. Ihr werdet euch schon wohl unter ihnen befinden, setzt nur immer eine vergnügte Miene auf. Es ist hier doch besser als im Regen und im nassen Gras. Nur nicht schüchtern! Eine Weile kommts einem ja ungewohnt vor, aber bald schwimmt man vergnügt mit. Und — was ich sagen wollte — ein bischen Saft und Fettigkeit werdet ihr doch drauf gehen lassen?

Sie verstanden ihn nun schon besser, und gaben ihm Geld zum Ankauf des Saftes, den er für allein trinkbar hielt. Dann nahmen sie in einer Ecke ihre Mahlzeit ein.

Inzwischen war die Aufregung der Stromer wieder gestiegen. Verschiedne, die kein Geld hatten und also, da auf Borg nichts gegeben wurde, auf das Abendbrot Verzicht leisten mußten, sammelten sich um den Schneider, der ganze achtzig Pfennige aus seinen verschiednen Taschen zusammengezählt hatte. Sie überhäuften ihn mit Liebenswürdigkeiten, sprachen freundlich in ihn hinein und fuhren ihm mit ihren rauhen Händen schmeichelnd übers Gesicht. Aber es war alles vergebens. Er war zu sehr gekränkt worden. Unter Seitenblicken auf die Schmarotzer, die ihm immer näher rückten, begann er seine Mahlzeit. Da griff plötzlich ein langer Arm über seine Schulter, und kurz darauf baumelte der unglückliche Fisch an der Decke. An einen Bindfaden gebunden drehte er sich lustig über dem Schneider.

Spring, Kleiner, spring! riefen sie von allen Seiten.

Er hängt ja an einem Faden, fädle ihn ein!

Des Kleinen Geduld war nun erschöpft. Die Lampe beleuchtete einen wirren Knäuel kämpfender Menschen, der sich von einer Ecke zur andern wälzte. Franz mußte alle Kraft anwenden, um ihn von Lucie abzuwehren. Die Musikanten standen ihm hierbei zur Seite, und Stiefel rief ihnen bei dieser Gelegenheit zu: Nehmt euch vor dem alten Gauner in Acht!

Der Wirt schaffte endlich Ruhe. Jetzt aber ruhig, ihr Zankeisen! donnerte er. Ich sags euch zum letztenmal. In meiner Wirtschaft darf nicht mehr als ein Mann auf einem Haufen stehen. Dann nahm er des Schneiders Bündel und warf es vor die Thür. Der Arme mußte in die trübe, dunkle Nacht hinaus, weil er die Stammgäste in ihrer Laune gestört hatte.

Lucie setzte sich nun zu der Bettlerin, die unbeweglich dem Kampfe zugeschaut und nur zuweilen mit dem Fuße abgewehrt hatte, wenn man den schlafenden Kindern zu nahe kam. So verwahrlost und herabgekommen sie auch aussah, fühlte Lucie doch Vertrauen zu ihr. Warum? Weil sie auch in ihrer tiefen Gesunkenheit eine Mutter war, weil in ihrem Herzen trotz seiner Verwüstung noch eine reine Blume einsam zu blühen schien, die Liebe zu ihren Kindern. Sie wandte sich auch gutmütig zu dem Mädchen und warnte gleichfalls vor dem alten Vagabunden: Er ist ein linker Freier, ein nichtsnutziger Kamerad, flüsterte sie.

Es gab noch eine kleine Erheiterung für die Gesellschaft, als die Flüchtlinge nicht in dem Stroh schlafen wollten, das der Vizeboos als gemeinsame Lagerstätte im Zimmer ausstreute. Von allen Seiten kamen spitzige Bemerkungen über die „Aristokraten und Vornehmen.“ Nun aber sprach der Alte zu ihren Gunsten,

indem er leise mit dem Wirt redete, und für die übrigen entschied Stiefels Wort: Wenn es die Herrschaften bezahlen können, dann möchte ich doch in aller Welt den sehen, der etwas dawider zu sagen hat. Es wäre dann ja wohl der Moment gekommen, sich im Ozean an tiefster Stelle ein Quartier zu suchen, wenn man sich nicht einmal unter den Vogelfreien nach Belieben einrichten darf.

So bekamen sie denn ihr Stroh in einem andern Raum aufgeschüttet, in einer engen, weißgetünchten Kammer, deren ganze Ausstattung in einem knarrenden Tisch und ein paar Schemeln bestand, doch waren als Zierde an der Wand einige Bilderbogen von Gustav Kühn in Neuruppin befestigt. Der Wind wirbelte ums Haus, und der Regen schlug an die klirrenden moosgrünen Scheiben.

Wieder ein Schritt tiefer! rief Lucie in wildem Schmerz. O Franz, laß uns beten, daß uns Gott bewahre und rette. Sie strecken die Hände schon nach uns aus, um uns zu sich hinabzuziehen.

Unter Thränen schliefen sie endlich ein.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nachschrift. Der erste Aufsatz dieses Heftes war bereits im Druck, als uns die Nachricht zukam, daß die Reichsregierung in den Gesetzentwurf zur Erhöhung der Börsensteuer und der Lotterielosstempelsteuer eine ganze Anzahl andrer Stempelsteuervorschläge mit hineingepackt habe. Hätte jemand der Regierung den Rat hierzu erteilt in der Absicht, dadurch eine kräftige und gerechte Börsensteuer zu hintertreiben, so wäre dieser Rat nicht schlecht gewesen. Denn durch dieses Zusammenpacken andrer Steuervorlagen mit der allgemein gewünschten Börsensteuer wird die Verhandlung über sie schwieriger und der Erfolg unberechenbarer. Deshalb nochmals der dringende Rat: der Reichstag möge die Börsensteuer in einem besondern Gesetze allein und vor der Beschlußfassung über die andern Steuergesetze feststellen.

Encomion moriae. Erasmus ist übertroffen — von gewissen offiziösen Zeitungen, die das Lob der neuen preußischen Landtagswahlordnung singen. Wie hat man nicht seit Jahren gejammert über den Unsinn, daß nach dem Reichstagswahlrecht der Hausknecht so viel Einfluß habe als der Reichskanzler und der berühmteste Professor! Aber was will das bedeuten gegen die jetzige Wählereinteilung bei den preußischen Landtagswahlen, wo man in den Häusern Nr. 1 bis 7 der Borsigstraße zu Berlin mit 26 Mark Steuer in die erste Klasse wählt, während der Graf und Reichskanzler Caprivi mit seinen 54000 Mark Gehalt dritter Klasse wählt! Wo ein Proletarier mit 48 Mark Steuern in einem Königsberger Urwählerbezirke sämtliche Wahlmänner der ersten Abteilung ernennt (in Breslau soll es Bezirke geben, wo ein noch niedrigerer Steuersatz zu solcher Macht verhilft), während sämtliche Minister mit Ausnahme des Finanzministers in die dritte Klasse gehören! Wo in Neustadt (Oberschlesien) ein Paar jüdische Vettern die erste Klasse bilden und demnach, nebenbei bemerkt, auch die ganze Stadtverwaltung in

der Hand haben, während sich die ganze Intelligenz des Ortes: Richter, Lehrer, Geistliche, Ärzte samt dem Landrat mit dem Wahlrecht der dritten Klasse begnügen müssen! Wo es von der Hausnummer und dem Anfangsbuchstaben des Namens abhängt, ob man mit 30 Mark Steuer in die erste oder mit 10000 Mark Steuer in die dritte Klasse gehört! Und was für Kunden mögen es mitunter sein, die die erste Klasse beherrschen! Vielleicht die Samuel Seemann, Abter und Kompagnie! Ein hohes Haus in seinem dunkeln Drange war sich des rechten Weges wohl bewußt, und so hat es denn nach langem Tappen endlich die zwei wirklich staatserhaltenden Mächte gefunden, denen es die Geschicke der Hohenzollernmonarchie mit gutem Gewissen anvertrauen darf: das goldne Kalb und den Zufall.

Der Spielerprozeß in Hannover. Die Leidenschaft für das Spiel ist namentlich in den Zeiten der Landsknechte groß gewesen und von da ab in allen Heeren verbreitet geblieben. Die Schilderung, die Schiller in Wallensteins Lager von dem Treiben der Landsknechte giebt, ist sehr naturgetreu. Wir hören den Holkischen Jäger erwähnen, daß es bei Tillys Scharen, im Gegensatz zu dem soliden Leben im Lager Gustav Adolfs, „Soff und Spiel und Mädels die Menge“ gegeben habe. Ein Bauer wird erwischt, der mit falschen Würfeln gespielt hat. Nach der Lagerordnung muß er hängen, denn schon damals bestrafte man den falschen Spieler. Aber das richtige trifft doch der erste Kürassier, die vornehmste Gestalt unter den Wallensteinern, indem er zum Scharfschützen sagt, der sich beschwert, der Bauer habe ihn rein ausgezogen: „Wie? du bist ein Friedländischer Mann, kannst dich so wegwerfen und blamiren, mit einem Bauer dein Glück probiren?“

Das sollten sich viele der Zeugen aus dem letzten Spielerprozeß gegenüber ihrem Verkehr mit den „Abter, Seemann“ u. s. w. auch vor Augen halten. Aber da fehlt es. Mancher Offizier hütet sich ängstlich, mit einem Manne geringern Standes an einem Tische zu sitzen, mancher fährt erster Klasse, um in der zweiten Klasse nicht in Gesellschaft zu kommen, die nicht zu ihm paßt. Aber abends macht er ein Spielchen mit Leuten, die er gar nicht kennt, oder selbst mit solchen, die ihm als zweifelhaft bekannt sind. Wenn nur die Thür verschlossen ist und nichts herauskommt! Man kann immer etwas gewinnen, und dann, ein jeu, und zwar ein recht hohes jeu, ist ja „schneidig.“ Dieses unglückselige Wort „Schneide“ hat schon manches Unheil angerichtet. Unter hundert jungen Offizieren würden keine zehn dazu kommen, einen Soldaten persönlich anzugreifen, unter hundert würden keine zehn am Spieltisch erscheinen, wenn es nicht bei vielen in Zivil und Militär für „schneidig“ gälte und wenn man es nicht vor allem vermeiden wollte, zu den Tiefenbachschen Arkebusiern gerechnet zu werden, von denen der flotte, erste Jäger in Wallensteins Lager sagt, es seien „Gevatter Schneider und Handschuhmacher.“ Aber solchen Spottreden zu trotzen, dazu gehört doch mehr „Schneide“ als sich vor ihnen zu beugen, und die jungen Herren sollen sich lieber den ersten Kürassier zum Beispiel nehmen, als den ersten Jäger. Wer von vornherein allen Versuchungen und Aufforderungen ernst und thatkräftig entgegentritt mit den Worten „Ich spiele nie,“ und wer sich Spott- und Stichelreden, mit der Hand am Säbel, verbittet, den lassen die eifrigsten Spieler in Ruhe. Zu diesem Ernst der Gesinnung muß der junge Offizier und überhaupt jeder junge Mann erzogen werden. Das ist auch gar nicht so schwer, denn jeder weiß, daß das Hazardspiel verboten ist, und wer Leidenschaft dafür hat, mag sich das gesagt sein lassen, und der „Schneidige“ mag seine „Schneide“ dem Dienst und dem Studium zuwenden: da kann er körperliche und geistige „Schneide“ verwenden. Daß das Hazardspiel ein Un-

recht ist, wußten schon die Landsknechte. Denn sie entledigten sich vor jeder Schlacht der Karten, und in den letzten Feldzügen konnte man sehen, daß sich auch diese Sitte aus der Landsknechtszeit bis in unsre Zeit erhalten hat; denn auf Straßen und Wegen konnte man an Schlachttagen ganze Kartenspiele auflesen, die die ins Feuer marschierenden Truppen weggeworfen hatten. Aber so wenig dieses Bewußtsein, mit dem Glücksspiel ein Unrecht zu begehen, in jenen Zeiten fruchtete, so wenig haben bis jetzt Befehle von allerhöchster und höchster und hoher Stelle den Erfolg gehabt, dem Spiel zu steuern, wie der Prozeß in Hannover gezeigt hat. Es liegt uns selbstverständlich ganz fern, aus dem Prozesse zu schließen, daß das ganze Offizierkorps spiele, oder daß nur in Deutschland oder nur im Heere gespielt werde. Wohl aber hat der Prozeß vor aller Welt den Beweis geliefert, daß trotz bestehender Befehle nicht bloß von der Jugend, sondern auch vom Alter leichtsinnig und in schlechter Gesellschaft gespielt wird, und daß es wahr ist, was man sich zuraunt, daß selbst höhere Offiziere und Kommandeure, deren Pflicht es wäre, über die Befolgung bestehender Befehle zu wachen, sich am Spiel beteiligen. Solange das aber geschieht, solange werden alle Befehle nichts fruchten.

Das Übel muß an der Wurzel angefaßt werden, und die sitzt vielfach in den Familien, aus denen sich das Offizierkorps rekrutirt, und in den Gewohnheiten einzelner Regimenter. Wenn der Sohn des Gutsbesitzers und des reichen Großindustriellen sieht, wie die Abendunterhaltung des Vaters von Whist und Skat zum Roulette u. s. w. übergeht, wie die Herren in manchen Gegenden Deutschlands in Gesellschaft keine andre Unterhaltung kennen als zu spielen und hoch zu spielen, dann wundert er sich als junger Offizier, wenn ihm diese Art der Unterhaltung von seinem Regimentskommandeur in dienstlicher Ansprache verboten wird, er wundert sich aber noch mehr, wenn er dann abends denselben Regimentskommandeur in Gesellschaften ruhig selbst beim jeu findet. Die Ergebnisse solcher Verwunderung sind uns in einzelnen Zeugen des Prozesses vor Augen getreten. Ganz harmlos nennen einzelne Zeugen Beträge von 40, 50, 60 Mark „kleine Sätze." Einer kommt, um 2000 Mark zu leihen, und verspielt sofort an demselben Abend 17 000 Mark. Wo ist der Leutnant, ja der Major, der Beträge von 40 bis 60 Mark zu den „kleinen Beträgen" rechnen kann, wenn er sie in Vergleich bringt mit dem, was er überhaupt an Gehalt monatlich erhält, oder was ihm nach Bestreitung seines Unterhalts monatlich übrig bleibt? Wenn aber andrerseits der Offizier, dessen Gehalt mit der vorschriftsmäßigen Zulage nur bei einer Sparsamkeit, die an Askese grenzt, zu seinem und bei ältern Offizieren zu seinem und seiner Familie Unterhalt in vielen Fällen doch nicht ausreicht, sich an Spielen beteiligt, wo Summen von 10 bis 50 000 Mark umgesetzt werden, in welchem Verhältnis steht ein so hoher Gewinn zu seiner gewöhnlichen Lebenshaltung, und wiederum, wie bodenlos leichtsinnig muß er sein, wenn er, was doch noch öfter eintritt, einen solchen Verlust riskirt, der ihn und die Seinigen in den meisten Fällen vollständig ruinirt! Da muß Wandel geschafft werden. Denn unserm Offizierkorps droht durch Verhältnisse, wie sie der Prozeß in Hannover enthüllt hat, die größte Gefahr. Unser Offizierkorps, wie es die Hohenzollern vom großen Kurfürsten an erzogen haben, ist die felsenfeste Stütze unsers ganzen Heerwesens, unsrer nationalen Verteidigung. Sollen wir ein solches Element zu Grunde gehen lassen?

Man greife also fest zu und lasse die, die durch den Prozeß bloßgestellt worden sind, zunächst zum Wohle des Ganzen ernstlich büßen. Wie weit ihre Buße zu gehen hat, das wird eine Untersuchung der einzelnen Fälle zeigen. Man sei ferner bei Annahme junger Leute noch vorsichtiger als sonst, weise alle Söhne von Fa-

milien, in denen Hazardspiel getrieben wird, was leicht zu erfahren ist, unerbittlich ab, mag auch Familie, Vermögen und was sonst noch für ihre Aufnahme als Avantageur sprechen. Höhere Offiziere, die in ihrer Gegenwart Hazardspiele dulden oder gar sich daran beteiligen, Kommandeure, die vom Hazardspiel ihrer Untergebnen erfahren und nicht sofort dagegen einschreiten, müssen aus dem Dienst entfernt werden, ebenso solche, die außerhalb des Offizierkorps, sei es auch in der besten Gesellschaft, spielen. Dem jungen Offizier, schon dem Fähnrich, muß bei allen Gelegenheiten klar gemacht werden, daß er das Interesse des Dienstes verletzt, wenn er durch das Spiel sein eignes Lebensglück und das seiner Kameraden in Gefahr bringt. Es giebt Regimenter, in denen die Offiziere unter sich nie spielen, weil sie sich sehr richtig selbst den Vorhalt machen, daß es nicht kameradschaftlich sei, sich gegenseitig das Geld abzunehmen, namentlich wenn man weiß, was jeder hat. Das ist gewiß anzuerkennen, aber es ist auch nicht schwer, dem jungen Offizier begreiflich zu machen, daß er auch in andrer Gesellschaft, vor allem in Gesellschaft von professionirten Spielern, sich diesem charaktermordenden Zeitvertreib nicht hingeben darf.

Schließlich müssen wir aber doch noch einen Umstand zur Sprache bringen, der manchen jungen und auch manchen ältern Offizier zum Spiele verlockt. Das ist der unzulängliche Gehalt des Offiziers. Es ist Thatsache, daß der Sekondeleutnant mit seinem Gehalt und mit der geringsten Zulage, als welche die von zwanzig Mark monatlich anzusehen ist, die Unbemittelten aus besondern Mitteln gewährt wird, nicht auszukommen vermag. Trotzdem wird jede Anforderung der Regierung auf Gehaltserhöhung abgelehnt. Die unzulängliche Bezahlung der jüngern Offizierchargen bis zum Hauptmann zweiter Klasse ist aber die Ursache, daß die an und für sich ausreichenden Gehalte des Hauptmanns erster Klasse und des Stabsoffiziers die, die sie erreicht haben, ihres Lebens auch nicht froh werden lassen; denn sie müssen sich zur Deckung durchaus ehrenwerter Schulden, die sie in niedern Chargen zu machen gezwungen gewesen sind, solche Abzüge auferlegen, daß ihre Not doch nicht aufhört. Frankreich ist uns in dieser Beziehung mit gutem Beispiel vorausgegangen, indem es seit dem 1. Januar 1889 die Offiziersgehalte in der Art geregelt hat, daß die Unterschiede in den einzelnen Waffen aufhören und jeder Leutnant und Hauptmann denselben Gehalt bekommt, gleichviel ob er Infanterist, Kavallerist, Artillerist oder Ingenieur ist, und zwar hat man den Gehalt dieser Chargen gewählt, der der höchste war. Außerdem hat man den Unterschied im Gehalt zwischen dem Hauptmann erster und zweiter Klasse aus der sehr richtigen Erwägung aufgehoben, daß beide Klassen von Hauptleuten durchaus denselben Dienst thun müssen und kein Grund aufzufinden ist, weshalb der eine besser bezahlt werden soll als der andre. Deshalb ist der Hauptmannsgehalt zweiter Klasse ganz weggefallen; sämtliche Hauptleute und Rittmeister beziehen den gleichen Gehalt, nämlich den der seitherigen ersten Klasse. Bei uns beträgt der Unterschied beider Hauptmannsklassen etwa 1500 Mark jährlich. Man sollte den Sekondeleutnantsgehalt wegfallen lassen, dem Sekondeleutnant den Gehalt des Premierleutnants, diesem den Gehalt der Hauptleute zweiter Klasse und allen Hauptleuten den der ersten Klasse geben. Große Sprünge könnten sie auch dann noch nicht machen, aber sie wären doch so gestellt, daß sie vom Gehalt einigermaßen bestehen könnten, ohne den Versuchungen zum Spiel so ausgesetzt zu sein wie jetzt.

Vom Amtsgericht I in München. Die Münchner Neuesten Nachrichten vom 7. November berichten: Der Hofbäckermeister Anton Seidl erhielt unterm

23. August ein Strafmandat mit drei Mark Geldstrafe zugestellt, weil er entgegen der Reichsgewerbeordnung und der Regierungsentscheidung vom Juni 1892 in seinem Filialgeschäfte an der Kaufinger Straße eine Ladnerin in der Zeit von acht bis zehn Uhr am 6. August (Sonntag) beschäftigt hatte. Nun ist nach § 105e des Strafgesetzbuches den Inhabern von Bäckereien gestattet, Gehilfen Sonntags den ganzen Tag über, mit Ausnahme der Vormittagsstunden von acht bis zehn Uhr, zu beschäftigen. Seidl erhob daher Einspruch und beantragte richterliche Entscheidung, mit der Begründung, daß die Fabrikation an Sonntagen erlaubt sei; die Fabrikation sei jedoch noch nicht mit der Herstellung des Brotes beendigt, sondern es gehöre dazu auch das Einräumen und Sortiren des Brotes in den einzelnen Läden; der Handel beginne erst mit der Abgabe der Ware. Die betreffende Ladnerin habe sich auch während der fraglichen Zeit nicht mit dem Verkaufe von Brot, sondern mit Sortiren der Ware, Herrichtung und Auslage u. s. w. beschäftigt. Der Amtsanwalt beantragte Verwerfung des Einspruchs, weil es nicht im Geiste des Gesetzes über die Sonntagsruhe liege, wenn eine derartige Beschäftigung stattfinde, da hierdurch der ganze Zweck des Sonntagsruhegesetzes illusorisch gemacht werde, denn durch dieses werde angestrebt, daß während der Zeit von acht bis zehn Uhr Personen des Handelsstandes an Sonntagen nicht beschäftigt werden sollen. Das Amtsgericht I entschied sich aber entgegen den Ausführungen des Amtsanwalts zu Gunsten des beklagten Seidl und sprach ihn von Schuld und Strafe frei.

Die Entscheidung des Amtsgerichts I ist nach unserm Dafürhalten geradezu ungeheuerlich; sie widerspricht nicht nur dem Geiste des in Betracht kommenden Gesetzes, sondern auch seinem Buchstaben. Der Geist des Gesetzes, um den sich ja freilich unsre Richter selten kümmern, verlangte klar die Freiheit der Ladnerin in der Zeit von acht bis zehn Uhr, ohne zu fragen, ob sie mit Sortiren oder Verkauf der Backwaren beschäftigt sei. Der Buchstabe mag das Sortiren und Auslegen in dieser Zeit gestatten, obgleich uns auch das zweifelhaft erscheint; wir halten es vielmehr für eine abgeschmackte Auslegung, diese Herrichtung für den Verkauf unter den Begriff der Fabrikation zu ziehen; gehört sie wirklich darunter, so hätte sie das Personal der Backstube zu besorgen. Auch lassen wir die Ausrede nicht gelten, daß der Bäcker, wenn die Ladnerin erst um zehn Uhr beschäftigt werden dürfe, den Verkauf erst um elf Uhr beginnen könne, weil die Ware doch erst sortirt und ausgelegt werden müsse. Wo ist denn da der Schaden? Wird deshalb auch nur eine Semmel weniger gebraucht werden?

Die juristische Ungeheuerlichkeit ist aber zugleich eine kolossale sozialpolitische Dummheit, was in ganz München vielleicht nur das Amtsgericht I in seiner beschränkten Buchstabengläubigkeit nicht ahnt.

Auch eine Steuerfrage. Mein Kollege Sch. und ich, wir stehen in unsrer amtlichen Stellung und in unserm Einkommen einander völlig gleich: wir haben jeder jährlich 6000 Mark Gehalt. In allem andern aber sind wir so verschieden wie möglich.

Kollege Sch. ist unverheiratet, hat auch wohl sonst für niemand zu sorgen. Er bewohnt zwei fein möblirte Zimmer bei einer ältern Witwe, kleidet sich, obwohl er schon ein angehender Fünfziger ist, immer noch höchst elegant und nach der neuesten Mode, hat sich schon vor zehn Jahren, als er es wahrhaftig noch nicht nötig hatte, einen kostbaren Pelz zugelegt, speist jeden Mittag in einer der feinsten Wirtschaften der Stadt und gönnt sich dazu stets einen Schoppen Rotwein, ißt zwar abends zu Hause, aber deshalb nicht minder gut als zu Mittag, ist überall

dabei, wo ein Festessen veranstaltet wird, ist ein fleißiger Theaterbesucher, soll neuerdings auch bisweilen zu Pferde gesehen worden sein — natürlich nur auf ärztlichen Rat — und verschwindet jedes Jahr, sowie sein vierwöchiger Urlaub beginnt — natürlich ebenfalls auf ärztlichen Rat —, in eines der beliebten Modebäder.

Ich bin verheiratet und habe sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter. Von den Söhnen studieren zwei, einer steht im achten, der andre im vierten Semester; beide haben ihr Freiwilligenjahr hinter sich. Die beiden andern sind noch auf dem Gymnasium, einer in Oberprima, der andre in Untersekunda, und werden voraussichtlich auch als Freiwillige dienen — müssen. Die beiden Mädchen gehen in die Bürgerschule. Wir haben eine Wohnung von sechs Zimmern, meine Frau hält sich ein Dienstmädchen und einen Tag um den andern für die Vormittagsstunden noch eine andre weibliche Hilfe. In unsrer Kleidung wie in unserm Essen und Trinken müssen wir uns die größte Sparsamkeit auferlegen, um nur einigermaßen anständig auszukommen. Andre Kunstgenüsse, als die wir uns im Hause bereiten — die Kinder sind fast alle musikalisch —, kennen wir nicht. Meine Frau geht zwei- oder dreimal jährlich ins Theater, die großen Jungen dann und wann in eine Klassikervorstellung zu halben Preisen; ich komme das ganze Jahr nicht hinein. Zu einem Pelze werde ichs wohl in meinem Leben nicht bringen, auch nie ein Roß besteigen. Meine Jungen machen im Sommer je zwei und zwei eine achttägige Fußtour, ich selbst spanne mich dann auf etwa vierzehn Tage aus und setze mich in eine „Sommerfrische." Meine Frau erholt sich dadurch, daß sie uns auf ein paar Wochen los ist.

Nur in einem Punkte noch — außer der amtlichen Stellung und dem Gehalt — stehe ich meinem Kollegen Sch. vollständig gleich: ich habe die Ehre, genau dieselben Staats- und städtischen Steuern zu bezahlen wie er.

Ist keine Hoffnung, daß sich die „ausgleichende Gerechtigkeit" auch einmal über solchen Unsinn erbarmt?

Schwarzes Bret

In Tübingen zeigt ein Privatdozent am dortigen schwarzen Bret an, welche „Collegs" er dieses Semester abhält. Wir übertragen das an unser schwarzes Bret für alle Verehrer akademischer Kenntnisse im Deutschen.

Das Zollstück wolle (!) auf dem Großh. Steueramte hier in Empfang genommen werden.

Kaiserl. Postamt

Wenn gar noch die Zollstücke anfangen zu „wollen," dann werden die Zollfragen vollends verwickelt werden.

Der Verlag von Robert Claußner in Leipzig kündigt unter dem Titel „Kaleidoskop" neue Novellen von E. Merx an. In dem Prospekt sagt die Verlagshandlung sehr schön:

„Reiche Lebenserfahrungen mit scharfer Beobachtungsgabe verbunden, Gefühlstiefe und feiner Humor mit Neigung und Talent befähigen den Autor, diese geistigen Besitztümer in einfachen Erzählungen einem Leserkreise zu gute kommen zu lassen, dem nicht an sensationellen, viel gebrauchten und verbrauchten Erfindungen gelegen ist, sondern an Charakterpersönlich-

keiten, welche durch ihre Erlebnisse und Irrtümer entwickelt und gefestigt oder unterlegen sind, psychologisch wahr und lebenstreu dargestellt zu sehen. Solchen Lesern können die neuen Novellen von E. Merx empfohlen werden."

Solchen Verlegern können ein paar Jahre Volksschulunterricht empfohlen werden.

„Zu beachten! Sensationell! Interessant für jedermann! Kolossale Attraktion!! Wirklich humoristische Lektüre wird jedem nach Erheiterung und Anregung Lechzenden (!) in dem »Kobold.«"

Nach diesen Worten, die den Leser in fetten blauen Lettern von einem süßlichen Rosaquartblatt anschreien, soll man es fünfzehn Zeilen später dem „Verlag des Kobold, M. Rosenberg, Hamburg," glauben, daß sich der Leserkreis des Blattes „ohne Zuhilfenahme marktschreierischer Reklame" erweitere, man soll es ihm glauben, daß er „textisch (!) wie illustrativ dem echten Witze eine dauernde Heimstätte" bieten will, man soll es für ehrlich halten, wenn er versichert: „Zeichnerische Kräfte ersten Ranges, sowie Schriftsteller, deren Namen auf dem von uns repräsentirten Gebiete (!) der Belletristik einen guten Klang haben, bieten die Garantie, daß der Kobold vom Guten das Beste, immer vielerlei (aha!) und so jedem etwas bringen wird, was seinem (na ja!) Geschmack entspricht."

Guter alter Kobold, freundlicher Hausgeist, treuer Walter des innersten Lebens am deutschen Herde, was ist unter solchen Händen aus dir geworden!

Die Frankfurter Zeitung schreibt in ihrem Abendblatt Nr. 308: „Wegen der Sprengarbeiten im Bingerloch ist der Hauptfahrweg den Monat über von mittags 4 Uhr bis morgens 7 Uhr täglich gesperrt."

Es soll ja in Süddeutschland und besonders am Rhein üblich sein, dem Begriff Mittag eine derartige Ausdehnung zu geben. Ausdrücke wie „Morgen mittag um 3 Uhr" sollen dort gewöhnlich sein. Sie sind natürlich ebenso unsinnig, wie wenn jemand sagen wollte: „Es war Mitternacht um 3 Uhr."

Im Kladderadatsch war neulich zu lesen: „Die unbedingt sichere Asepsis des Mundes und der Zähne ergiebt sich beim Gebrauch des Odols vornehmlich (!) durch die merkwürdige Eigenart (!) des Odols, daß es sich in die Zahnfleischschleimhäute und in die hohlen Zähne einsaugt (!), hier gewissermaßen (!) einen antiseptischen Vorrat zurückläßt, welcher noch stundenlang fortwirkt."

Das ist ohne Zweifel sehr komisch, also im Kladderadatsch ganz an seinem Platze. Wir haben uns nur gewundert, wie es unter die Annoncen gekommen ist; dergleichen gehört doch in den redaktionellen Teil.

Aus Leonberg berichtet unterm 1. November die Glems- und Mürengauzeitung: „Vergangenen Sonntag befand sich Herr Dr. E. Müller aus Tübingen hier, um die Schillermutterstätten zu besichtigen. Derselbe ist zur Zeit mit der Herausgabe einer Biographie von Schillers Mutter [warum nicht: der Schillermutter?] beschäftigt, welches Werk illustrirt werden wird. Mit freudigem Interesse nahm Herr Dr. Müller von der Schillermuttergedenktafel Kenntnis; dieselbe wird Herr Photograph Fineisen photographiren u. s. w."

Diese Mitteilung ist uns aus zwei Gründen höchst erfreulich gewesen: erstens, weil wir daraus sehen, daß, nachdem die Goethemutter illustrirt worden ist, nun auch dem tiefgefühlten Bedürfnis des deutschen Volkes nach einer illustrirten Schillermutter abgeholfen werden wird; zweitens, weil wir daraus sehen, daß das, was wir vor ein paar Jahren prophezeit haben, daß so blödsinnige Wortverbindungen wie Dürerzeichnungen, Lessingfreude, Goethedramen, Wagneropern u. dgl. über kurz oder lang noch zu Goetheeltern und Goethekindern führen würden, glücklich eingetroffen ist. Nur so weiter!

„Jenner stand auf — seinen Mitspielern einen entschuldigenden Blick zuwerfend — trat auf Reinhard zu und ergriff dessen Hand, die eben wieder ein Glas voll feurig gelben Weins genossen hatte."

(Adolf Wilbrandt, Der Dornenweg. Berliner Tageblatt vom 20. Oktober 1893)

„Thilde Weidner stand inmitten der sie herbeigelockten Schar."

(Illustrirte Frauenzeitung 1893, Heft 8, S. 59)

„Aber auch noch andre Umstände wirkten auf meinen Entschluß ein, den ich noch vor wenigen Wochen als (!) einen (!) undenkbaren gehalten."

„Als die beiden jungen Frauen wenig später in das Schloß eintraten und sich hier in dem (!) neben dem (!) in Gold und Weiß gemalten, mit wundervollen Empiremöbeln geschmückten Gartenzimmer befindlichen, reizend ausgestatteten Kabinett Lizzies niederließen."

„Ich übernehme die Praxis eines bisher dort ansässigen Arztes, der sich genügend (!) erworben hat und nach Deutschland zurückkehren will."

„Es giebt noch andre Gründe, die mich veranlassen, durch einen solchen gewaltsamen Schritt mich außer jeder Mitwirkung der kommenden Dinge zu setzen."

„Erst als sie durch einen ihr Haupt berührenden Druck von der Hand der Freundin an sie und die sie umgebende Welt erinnert ward, löste sich der Schmerz, und indem sie über die Stirn glitt (!), stand sie auf und schloß unter einem tiefen Atemzug die Reihe ihrer schwermütigen Gedanken ab." u. s. f. u. s. f. u. s. f. in infinitum.

(H. Heiberg, Einmal im Himmel. Westermanns Monatshefte. August 1893.)

Ist denn niemand da, der Herrn Heiberg einmal einen Unterrichtskursus in der deutschen Sprache erteilen könnte? Und ist in der ganzen Redaktion von Westermanns Monatsheften niemand, der alle diese Schnitzer sieht und beseitigen kann? Oder hält sie die Redaktion für eine berechtigte, unantastbare Eigentümlichkeit dieses großen Schriftstellers?

Zur Steuerreform

Heil, Miquel, dir! Bei Gott, du bist ein Mann!
Weil du es wagst, der bittern Not der Armen
Dich, steuerkundig, milde zu erbarmen
Und scharf zum Zoll den Luxus holst heran!

Die Börse freilich thut dich in den Bann,
Und ach! der Freisinn wird dich nicht umarmen!
Ich aber singe dir ein herrlich Carmen,
Vollbringst du rücksichtslos, was ich ersann:

Leg auf die hündische Schweifwedelei,
Auf jeden falschen, unverdienten Ruhm
Und auf die Phrase eine hohe Steuer;

Dann mach das Volk von jeder andern frei!
Glaubs! bei dem Kriecher-, Streber-, Schwätzertum,
Das heute herrscht, trägt sie ganz ungeheuer.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Schein und Wirklichkeit in der Politik

Wir sind es nun schon lange gewöhnt, daß, wenn einer von den Monarchen Europas Anlaß hat, sich öffentlich über die Gesamtlage auszusprechen, uns die erfreuliche Versicherung wird, daß alles zum Besten stehe, die Beziehungen von Staat zu Staat die herzlichsten seien und keinerlei Grund vorliege, an der Fortdauer des von allen Teilen erstrebten Friedens zu zweifeln. Auch die jüngste Thronrede bei der Eröffnung des Reichstags hat uns diese Versicherungen gebracht, und obgleich wohl niemand in Europa in Wirklichkeit daran glaubt, daß uns damit eine Charakteristik der thatsächlich bestehenden internationalen Beziehungen geboten werde, ist doch nicht zu bezweifeln, daß jede Abweichung von der hergebrachten Formel überall die größte Beunruhigung hervorrufen würde. Es kann aber, wenn wir nicht unmittelbar vor dem Ausbruch eines Kriegs stehen, überhaupt nicht anders geredet werden. Das ergiebt freilich, daß solchen Kundgebungen keinerlei Bedeutung beizulegen ist. Sie beweisen lediglich, daß die latente Krisis im Augenblick nicht akut ist und sich voraussichtlich noch einige Zeit in jener Gleichgewichtslage behaupten wird, die eine Katastrophe verhütet.

Wer dagegen der politischen Lage, wie sie wirklich ist, entschlossen ins Auge sieht, kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß der Friede heute weit weniger sicher begründet ist, als noch vor wenigen Monaten. Uns scheint seine Gefährdung auf folgenden Umständen zu beruhen. Erstens auf dem praktisch gewordnen Zusammenwirken russisch-französischer Streitkräfte, wie sie infolge der Begründung eines russischen Mittelmeergeschwaders Thatsache geworden ist. Das ist ein Novum in der allgemeinen Lage und in seinen Folgen unberechenbar. Es können über Nacht politische Überraschungen kommen,

die vorher ausgeschlossen waren, und es ist keineswegs vorauszusehen, wohin sie ihre Spitze richten werden. Schon die Aufzählung der Häfen, die die Fama für die russische Flotte als Station bestimmt, zeigt das deutlich: Villefranche, Ajaccio, Navarin, Milos, Paros. Die erstgenannten würden eine Bedrohung Italiens bedeuten, Navarin müßte Österreich beunruhigen, Paros wie Milos blickt nach den Dardanellen und nach Ägypten hin. Jede dieser Vermutungen aber läßt sich mit einem ganzen Arsenal von Gründen verteidigen.

Das zweite ist die hohe politische Erregung, die der russische Taumel in ganz Frankreich hervorgerufen hat, deren Wogen sich noch keineswegs gelegt haben, und die bei der Natur der Franzosen gleichfalls als im höchsten Grade gefährlich bezeichnet werden muß. Die unsichere Mehrheit, über die das Ministerium Dupuy in der Kammer gebietet, wird eine besonnene und folgerichtige Politik immer schwieriger machen, und es ist zu befürchten, daß die radikalsozialistische Opposition das Heft in die Hände bekommt.*)

Als dritte Beunruhigung ist wider alles Erwarten die marokkanische Frage wieder in den Vordergrund getreten, und gerade weil Spanien weder finanziell noch militärisch stark genug ist, seine Forderungen mit raschen und energischen Schlägen durchzusetzen, wird die ganze Reihe der an diesem sehr wichtigen Problem interessirten Mächte mit ins Feld gerufen. Die Angriffsstellung, die Frankreich gegen Tuat eingenommen hatte und die jetzt gegen das nordöstliche Marokko gerichtet worden ist, und die Zusammenziehung der englischen, französischen und spanischen Flotten in der Nähe Marokkos machen durchaus den Eindruck, als sei jede dieser Mächte nötigen Falls zum Sprunge bereit. Es geschieht zwar alles mögliche, um die Gegensätze in Marokko auszugleichen, England wünscht ohne Zweifel die Erhaltung des Friedens, und auch der Sultan von Marokko wird, was an ihm liegt, thun, um eine Form zu finden, durch die er den Spaniern die verlangte Genugthuung gewährt, ohne sich selbst allzusehr dabei zu schädigen. Aber der erste Versuch, den er durch Entsendung seines Bruders nach Mellita gemacht hat, ist bereits gescheitert, und General Macias hat zur Zeit alle Verhandlungen abgebrochen, sodaß der Krieg mit größerer Heftigkeit als vorher wieder entbrannt ist.

Die Gefahr der Lage rührt daher, daß weder Spanien noch Frankreich daran glaubt, daß England einmal wirklich Ernst machen könnte. Man ist so sehr daran gewöhnt, daß England vor jedem entschlossenen Willen zurückweicht, daß in der sichern Erwartung, es werde das auch diesmal der Fall sein, leicht Schritte von Frankreich und Spanien geschehen könnten, die doch über das Maß dessen hinausgehen, was sich die englische Nation selbst unter einem

*) Eine Mutmaßung, die inzwischen insoweit Wirklichkeit geworden ist, als Radikale und Sozialisten das Ministerium soeben gestürzt haben.

Ministerium Gladstone bieten läßt. Tritt solch ein Fall ein, dann ist auch Italien nicht mehr zu halten, und die Meerengenfrage des Westens, das marokkanische Problem mit seiner ganzen weittragenden Bedeutung ist da.

Die vierte Schwierigkeit der gegenwärtigen Lage wird durch das entschiedne Überwiegen der jesuitischen Einflüsse am Vatikan bewirkt. Diese Einflüsse haben, wie heute von den Franzosen mit Bestimmtheit behauptet wird, das beste zur Anbahnung des russisch-französischen Einverständnisses gethan, sie durchkreuzen, wo sich nur die Gelegenheit bietet, die auf eine wirkliche Verständigung zwischen Frankreich und den Mächten des Dreibundes gerichteten Bemühungen. Immer im Hinblick auf eine Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes, wie neuerdings durch das russische Regierungsorgan in Warschau bestätigt worden ist, lassen sie in Italien eine ruhige und zufriedne Stimmung nicht aufkommen, und weil Italien an Österreich eine Stütze findet, arbeiten sie dahin, der österreichisch-ungarischen Regierung eine klerikale Opposition großzuziehen. Die ganze Aktion gegen das Zivilehegesetz in Ungarn ist vatikanisch-jesuitischen Ursprungs. Dazu kommt die Unterstützung, die der Vatikan überall der russischen Politik gewährt, obgleich diese in brutaler Rücksichtslosigkeit nicht daran denkt, den Katholiken in Rußland das Joch, das ihren Gewissen aufgelegt ist, auch nur um ein Weniges zu erleichtern. Die Jahre, in denen Herr Iswolski als Vertreter des Zaren die russisch-vatikanischen Beziehungen zu pflegen gehabt hat, sind zugleich die Jahre des stärksten kirchlichen Drucks, den der Katholizismus in Rußland zu tragen gehabt hat. Und das will viel sagen. Wer die Nachrichten verfolgt, die darüber in den polnisch-galizischen Blättern zu lesen sind, wird erstaunen über die Schamlosigkeit, mit der das System der gewaltsamen Bekehrungen von den Russen betrieben wird.

Bekanntlich wird die Politik des Papstes gegen Rußland auch von der Hoffnung bestimmt, daß sich die griechische Kirche wieder mit der lateinischen vereinigen könnte. Gerade dieser Gedanke wird von der Jesuitenpartei, als deren Werkzeug der Kardinal Rampolla gelten kann, ganz besonders wirksam dem alt gewordnen Papste gegenüber in Anwendung gebracht, und er scheint nie zu versagen.

Nun leuchtet sofort ein, welche moralische Kräftigung das russisch-französische Zusammengehen durch den Beitritt des Papstes zur Allianz — so dürfen wir es wohl formuliren — erhalten hat. Rußland gegenüber gilt der Papst als Bürge für die Absichten der dritten französischen Republik, durch ihn ist ihr der antimonarchische Charakter genommen, der so lange den Zaren vom Anschluß an Frankreich fernhielt, und wir müssen nun abwarten, welche Wirkung der jüngste Sieg der radikal-sozialistischen Union nach Petersburg hin haben wird.

Den fünften Grund zur Beunruhigung finden wir in der Veränderung

der Machtverhältnisse im Mittelmeer. Da wir schon bei anderm Anlaß davon in den Grenzboten gesprochen haben, mag heute davon geschwiegen werden.

Endlich und sechstens mehren sich die Anzeichen, daß Zar Alexander III., der mit den Kriegsvorbereitungen zwar Ernst gemacht hat, aber den Krieg nicht will, nicht mehr Herr der Lage in Rußland ist. Der Hof, der bisher führte und die Schlagworte ausgab, steht heute unter dem Einfluß der in hohem Grade erregten öffentlichen Meinung, die nach all den Vorbereitungen nun auch einen greifbaren Erfolg verlangt, der sich mit Händen fassen, berechnen und abwägen läßt. Die Abschlagszahlungen, mit denen diese öffentliche Meinung zugleich befriedigt und doch auch wieder angestachelt wurde, die völlige Vernichtung der Selbständigkeit und Eigenart aller Grenzprovinzen, sind verbraucht. Das Zusammengehen mit Frankreich, das sich so langsam vorbereitete, ist endlich auch Thatsache geworden — nun fragt man, was nun?

Und da tritt sofort die orientalische Frage in den Vordergrund, das glühende Verlangen, die Scharte auszuwetzen, die sich Rußland durch seine ebenso treulose wie ungeschickte Politik in Bulgarien selbst geschlagen hat. Man will auf diesem Boden einen großen Erfolg erringen und glaubt fertig zu sein, ganz so archiprêt, wie andre Leute es auch zu sein glauben. Dabei ist jedoch insofern eine Wandlung zum Bessern eingetreten, als die Vorstellung doch arg erschüttert ist, daß der Weg nach Konstantinopel notwendig durch Berlin führen müsse. Erstens hat man sich überzeugt, daß es ein sehr dorniger Weg wäre, dann aber weiß man, daß der eigentliche Gegner nicht mehr Deutschland, sondern England ist. Und England glaubt man auch in Rußland nicht mehr fürchten zu müssen.

So ist die Lage. Der Leser mag sich selbst einen Vers drauf machen. Der Erkenntnis wird sich wohl niemand verschließen, daß, wenn auch die positiven, friedenerhaltenden Kräfte sehr stark sind, die negativen, die ihren Vorteil von einem Zusammenbruch des Bestehenden erwarten, jedenfalls nicht zu unterschätzen sind.

Die sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften

Es gewinnt mehr und mehr den Anschein, als ob die Gegensätze, die auf dem diesjährigen sozialdemokratischen Parteitage zwischen den Führern der politischen Bewegung und den Gewerkschaftern zu Tage getreten sind, für die sozialdemokratische Partei von noch größerer Bedeutung werden sollten, als die auf rein politischem Gebiet ausgefochtene Fehde mit dem staatssozialistisch angehauchten

Herrn von Vollmar. Dem oberflächlichen Beobachter, der sich darauf beschränkt, die Verhandlungen des Parteitags zu lesen, mag dies unglaublich erscheinen, und er wird zu der Annahme geneigt sein, daß es sich diesmal um einen rein persönlichen Streit zwischen Herrn Legien, der „Zentralsonne" der Gewerkschaftsbewegung, und Herrn Auer gehandelt habe, während in dem Streite mit Herrn von Vollmar tiefgehende politische Meinungsverschiedenheiten zu Tage getreten seien. In Wirklichkeit liegt aber die Sache so, daß dem Streite mit Herrn von Vollmar nur dessen eigne Persönlichkeit, seine überlegne Bildung und die unerbittliche Logik seiner Gründe Bedeutung verlieh, während der Opposition der Gewerkschafter nicht die Persönlichkeit ihres Vertreters, sondern die allgemeine Mißstimmung Bedeutung verlieh, zu deren Organ sich Herr Legien gemacht hatte.

Wie tiefgehend diese Mißstimmung ist, beweisen jetzt die allerorten abgehaltenen sozialdemokratischen Versammlungen, in denen für Legien Partei genommen und das Vorgehen Auers gegen ihn entschieden mißbilligt wird, und in denen der ganzen Parteileitung, Bebel eingeschlossen, der Vorwurf gemacht wird, daß sie es mit ihrer angeblichen Freundschaft gegenüber der Gewerkschaftsbewegung nicht aufrichtig meine. Namentlich in Hamburg, dem Mittelpunkte der Gewerkschaftsorganisation, dem Sitze des Gewerkschaftskartells, dessen Vorsitzender Legien ist, findet Versammlung auf Versammlung statt, in denen gegen die Art der Behandlung Legiens Resolutionen angenommen und der Parteileitung unter dem Beifall Tausender von Genossen über ihre einseitige Bevorzugung der politischen Agitation, über die Unterdrückung der freien Meinungsäußerung und über ihren Mangel an Aufrichtigkeit Dinge gesagt werden, die man vor wenigen Jahren noch für unmöglich gehalten hätte.

So wenig Berührungspunkte auch auf den ersten Blick die scheinbar ganz theoretische Meinungsverschiedenheit zwischen Herrn von Vollmar und den andern Parteigrößen mit der scheinbar nur praktischen Meinungsverschiedenheit zwischen Gewerkschaftern und Partei zu haben scheint, so nahe sind sie doch mit einander verwandt. Was Vollmar in der Studierstube logisch erkannt hatte, den innern Widerspruch und die Halbheit der Partei, die aus taktischen Gründen die Revolution zur Zeit verwirft und die Lage der Arbeiter in dem bestehenden Staate verbessern will, damit sie dadurch immer kampffähiger werden, die aber gleichwohl darauf hofft, daß die Lage der Arbeiter immer schlechter und schlechter werde, damit der große Kladderadatsch baldigst eintrete, der sie zur Herrschaft bringen soll, das haben Legien und Genossen in der praktischen Arbeit der Gewerkschaftsbewegung empfunden. Und was Vollmar dahin formulirt hat: „Die sozialistische Zukunftsgesellschaft kann nur das Ergebnis einer langsamen organischen Entwicklung aus dem bestehenden Staate sein, und die Sozialdemokratie hat die Aufgabe, diese Entwicklung durch ehrliche Mitarbeit in dem bestehenden Staate zu beschleunigen, nicht aber diese Mitarbeit als eine

nur taktischen Zwecken dienende unter dem Gesichtspunkte eines doch unvermeidlichen, plötzlichen Umsturzes zu betrachten," das sprechen die mitten im Leben stehenden Gewerkschafter praktisch damit aus, daß sie sagen: die Partei zeigt nicht das genügende Interesse an der Gewerkschaftsbewegung, es ist ihr nicht Ernst mit ihrer Unterstützung unsrer unmittelbar auf Verbesserung unsrer Lage gerichteten Bestrebungen; sie verstärkt den Glauben an einen baldigen Umsturz in der politischen Bewegung und vermindert, indem sie dies thut, das Interesse der Genossen an der gewerkschaftlichen Bewegung.

Die Veranlassung dazu, daß dieser Vorwurf jetzt erhoben wird, bildet die bedrängte Lage der Gewerkschaften, die seit der berüchtigten Maifeier des Jahres 1890 mit einer immer mehr zunehmenden Gleichgiltigkeit der Fachgenossen zu kämpfen haben; aber es ist nicht wahr, was die Wortführer der Partei jetzt fortwährend behaupten: man habe die Gewerkschaftsbewegung gründlich verfahren und suche sich nun einen Prügeljungen, dem man die Schuld zuschieben wolle. Die Partei verdient vollkommen den Vorwurf, der ihr gemacht wird. In ihrer ratlosen Unentschlossenheit vermag sie sich weder ausschließlich für die gewerkschaftliche, noch für die politische Bewegung zu entscheiden. Sie fürchtet, daß, wenn sie sich von den Gewerkschaftern lossagt, ihr damit die — gottlob! — noch breite Masse der verständigen und nüchternen Leute verloren gehen werde, die die Zukunftsphantasien wohl ganz hübsch finden, denen aber doch eine Verbesserung ihrer Lage in der Gegenwart wichtiger und praktischer erscheint, als der etwas unsichere Wechsel auf eine mehr oder weniger ferne Zukunft, und sie fürchtet andrerseits, daß, wenn sie ihre ganze Kraft auf die positive Mitarbeit, d. h. im wesentlichen in die Gewerkschaftsbewegung verlegt, sie sich selbst ihrer propagandistischen Kraft berauben werde. Und doch heißt es hier: Entweder — oder.

Vor uns liegt ein Artikel des Hamburger Echos, der den Standpunkt der Partei treffend kennzeichnet, aber gerade deshalb mit besondrer Deutlichkeit zeigt, in welche Sackgasse man geraten ist. „Auf welchem Wege — heißt es da — können die ausgebeuteten und unterdrückten Klassen die Macht der herrschenden Klassen mehr und mehr einschränken und schließlich ganz brechen und eine neue ökonomische Ordnung herbeiführen? Offenbar dadurch, daß sie der herrschenden Klasse den Apparat, womit sie ihre Klassenherrschaft aufrecht erhält, aus den Händen winden, daß sie sich der Gesetzgebung bemächtigen, daß sie politisch operiren. Und das gelingt ihnen eben dadurch, daß durch fortgesetzte Ausbeutung ihre Scharen immer mehr wachsen und sich eben zu dieser politischen Operation organisiren." Allerdings sei, fährt der Artikel fort, neben der politischen auch die gewerkschaftliche, unmittelbar auf Verbesserung der wirtschaftlichen Lage gerichtete „Aktion" gut und nützlich, aber doch nur innerhalb der bestehenden Gesellschaft, und auch dort nur in gewisser Richtung. Aber das dürfe nie vergessen werden, daß der Sturz des Kapitalismus

und die Sozialisirung der Produktionsmittel allein auf dem Wege der „politischen Aktion" erfolgen könne.

Wir erwähnen diesen Artikel nicht deshalb, weil er etwas besonders neues enthielte, sondern weil er in gedrängter Kürze die von der Parteileitung seit der Ausscheidung der sogenannten Jungen eingenommne taktische Stellung richtig wiedergiebt und zugleich den ungeheuern Widerspruch kennzeichnet, in den man mit sich selbst geraten ist.

Auf dem Marxschen Standpunkte stehend, wonach die soziale Umwälzung dadurch vor sich geht, daß die Schar der Ausgebeuteten immer größer und größer wird, bis schließlich die gewaltige Überzahl der Ausgebeuteten die wenigen übrig gebliebnen Ausbeuter expropriirt, erwartet die Partei den Sturz des Kapitalismus von der „politischen Operation," deren Anhänger durch fortgesetzte Ausbeutung beständig wachsen. Von dieser Ansicht aus müßte sie mit Notwendigkeit dazu gelangen, jede Bestrebung, die darauf ausgeht, der fernern Ausbeutung Einhalt zu thun, als reaktionär, d. h. als die ihr naturgemäß erscheinende Entwicklung aufhaltend und verzögernd zu verwerfen. So verwirft sie denn auch aus diesem Grunde die konservativen, auf Erhaltung des Mittelstandes gerichteten Bestrebungen. Aber — wunderbarerweise behandelt sie die gewerkschaftliche Bewegung der Arbeiterklasse anders. Obgleich auch diese darauf gerichtet ist, die Schar der Ausgebeuteten zu vermindern, die Arbeiter im wirtschaftlichen Kampfe immer widerstandsfähiger zu machen, verwirft die Partei diese in ihrem Sinne so durchaus reaktionäre Bewegung nicht nur nicht, sondern erkennt sie an, duldet sie nicht nur, sondern will sie angeblich sogar fördern.

Diese widersinnige Politik muß scheitern. Indem die Partei gleichzeitig die Ausbeutung mittels der gewerkschaftlichen Bewegung hemmen will, andrerseits aber immer wieder erklärt, daß sie ihre Hoffnungen auf das weitere Umsichgreifen der Proletarisirung setze, gelangt sie an den Punkt, wo von denen, die die Gewerkschaftsbewegung fördern wollen, die Frage an sie gerichtet wird: Wohin willst du? Entweder ist dein Bestreben darauf gerichtet, daß die Lage der Arbeiter immer rat- und hoffnungsloser werde, und dann mußt du logischerweise der natürliche Feind der Gewerkschaftsbewegung sein; oder du bist ein Freund der Gewerkschaftsbewegung, und dann kannst und darfst du nicht gleichzeitig wünschen und erstreben, daß die Lage der arbeitenden Klassen fortschreitend hoffnungsloser werde.

Das ist die Frage, die, meist nur unklar empfunden und unbestimmt ausgesprochen, von den Gewerkschaftern an die Parteileitung gerichtet wird, und auf die zu antworten die Partei sich bisher nicht gemüßigt gesehen hat, weil sie nach keiner Seite hin Farbe bekennen mag. Wie kann man sagen — und es haben das in den letzten Wochen viele Anhänger der Gewerkschaftsbewegung ausgeführt —, man sei ein ehrlicher Freund der Gewerkschaftsbewegung, wenn

man in demselben Augenblicke prahlerisch verkündet, es müsse mit Naturnotwendigkeit in kurzer Zeit die soziale Umwälzung erfolgen? Werden sich dann nicht logisch denkende Leute sagen müssen, wozu sie sich eigentlich den Mühen der Gewerkschaftsarbeit aussetzen sollen, wenn es doch so wie so bald mit der heutigen Gesellschaftsordnung zu Ende ist und das neue Zeitalter der Sozialdemokratie demnächst anbricht?

Noch reicht der Einfluß Bebels und Liebknechts aus, viele Genossen über die wahre Lage der Dinge hinwegzutäuschen, noch empfinden selbst die selbständigern unter ihnen nur dunkel, wie man sie hinters Licht führt, und hegen nur ein unbestimmtes Mißtrauen, ohne ihren Vorwurf scharf formuliren zu können. Aber die Erkenntnis der Thatsache, daß die Partei da nicht stille stehen kann, wo sie jetzt steht, nimmt zu.

Die Politik nach dem Sprichwort: Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß, kann auf die Dauer nicht beibehalten werden; zwischen der Marxschen Verzweiflungstheorie und der gesunden und nüchternen Praxis der Gewerkschaftsbewegung liegt ein Abgrund, der mit dialektischen Kunststückchen nicht zu überbrücken ist. Die Partei muß sich entscheiden, ob sie die soziale Revolution weiter fördern oder ob sie sie durch Verbesserung der Lage der Arbeiter in dem bestehenden Staate, namentlich durch eine ehrliche Unterstützung der Gewerkschaften, hintanhalten und mehr und mehr unmöglich machen will. Wenn sie den erstern Weg wählt, so werden sich die vielen verständigen Männer, die in der gewerkschaftlichen Organisation vereinigt sind und das Rückgrat der Partei bilden, von ihr zurückziehen, und sie wird, wenn auch vielleicht nach schweren innern Kämpfen, in das Nichts zurückgeschleudert werden, aus dem sie hervorgegangen ist. Wählt aber die Partei den letztern Weg, dann steht sie mit beiden Füßen auf dem Boden des bestehenden Staats, dann hat sie begonnen, ein gesundes und berechtigtes Glied im Staate zu werden. Wir wünschen im Interesse unsers ganzen Volks, insbesondre aber der Arbeiter selbst, daß die sozialdemokratische Partei dem Zuge nach rechts folge.

Bach und Windischgrätz

Aus Wien

In demselben Zeitungsblatt, das die Ernennung des Fürsten Alfred Windischgrätz zum österreichischen Ministerpräsidenten enthielt, war auch die Nachricht von dem Tode des ehemaligen Minister des Innern und der Justiz Dr. Alexander Bach zu lesen. Beide Namen, der des neuen Mannes, wie der des längst für die Welt abgestorbnen, bei dem man staunte, daß er noch am Leben sei, erwecken eine Fülle historischer Erinnerungen. Windischgrätz hieß der Bezwinger der Wiener Revolution. Es war das der Vater des neuen Ministerpräsidenten. Bach war zuerst einer der eifrigsten Parteigänger dieser Revolution, dann saß er in dem Kronrat, der den letzten großen Versuch einer Zusammenfassung aller Teile der österreichischen Monarchie zu einem mechanischen Einheitsstaat auf absolutistischer Grundlage unternommen hatte; er unterzeichnete das Konkordat, das diesem Einheitsstaat eine kirchliche Weihe geben sollte, während die frühern Versuche dieser Art eher in einem feindlichen Gegensatz zum römischen Kirchentum gestanden hatten.

Man wird nicht leicht in der österreichischen Geschichte Männer finden, auf die sich das bekannte Wort aus dem Prolog zum Wallenstein so gut anwenden ließe als auf die beiden, jenen Windischgrätz und diesen Bach. Windischgrätz ist von der demokratischen Tradition der Achtundvierziger zu einer Art von Alba gemacht worden, zugleich aber galt er als das Prototyp aristokratischer Aufgeblasenheit und Beschränktheit, man legte ihm das ungeheuerliche Wort in den Mund: „Bei mir fängt der Mensch erst bei dem Baron an.“ Männer, die ihn gut kannten, haben versichert, nicht nur nie eine solche Äußerung von ihm gehört zu haben, sondern auch, daß er von der Gesinnung, die sich darin aussprechen würde, weit entfernt gewesen sei. Für die Revolution hegte er allerdings keine Sympathien, für die Triebe, die sie belebten, hatte er kein Verständnis, er sah nur eine unwürdige Studenten- und Schreiberherrschaft darin, die zu enden, mit den schärfsten Mitteln zu enden, er als Soldat und treuer Diener des Kaisers für seine heilige Pflicht hielt. Vom Kaiser mit unbeschränkter Vollmacht zur Herstellung der Ordnung versehen, verhängte er am 25. Oktober 1848 den Belagerungszustand über Wien, und nur den Gemeinderat — eine schon auf Grund der Märzerrungenschaften zusammengesetzte

und gewählte bürgerliche Vertretung — erkannte er als gesetzliche Behörde an, nicht den Reichstag, der längst ein Rumpfparlament war und sich seit dem 6. Oktober Exekutivgewalt angemaßt hatte, nicht das Zentralkomitee der demokratischen Vereine, noch den Studentenausschuß, die sich beide zu Leitern der städtischen Bewegung aufgeworfen hatten. Nach fünftägiger Belagerung erschien denn auch eine Deputation des Gemeinderats im Lager des Fürsten, um die Unterwerfung der Stadt anzuzeigen. Aber in Wien erhoben sich hinter ihrem Rücken die radikalen Elemente noch einmal und erzwangen einen Bruch der schon geschlossenen Kapitulation: die schwarzgelbe Fahne, die der Forderung des Belagerers gemäß auf dem Stephansturm aufgezogen werden sollte, wurde in tausend Fetzen zerrissen. Nun ließ Windischgrätz die Stadt erstürmen, am Abend desselben Tages, am 31. Oktober 1848, ward er ihrer Herr. Daß über sie ein schweres Strafgericht ergehen mußte, war selbstverständlich. Aber Windischgrätz ging mit Mäßigung vor, von einem „Blutbad," von dem hernach die Demokraten deklamirten, war keine Rede, nur einige Hinrichtungen fanden statt, die städtischen Freiheiten wurden nicht angetastet.

Mit mehr Grund war der Name des verstorbnen Bach jahrzehntelang mit dem Fluch der Unpopularität belastet. Zwar daß er in dem gährungsreichen Jahre achtundvierzig seine politischen Ansichten ziemlich jäh und entschieden geändert hatte, bedeutet in unsern Augen nicht viel: einmalige Sinnesänderung inmitten einer furchtbaren Krisis ist oft nicht ein Zeichen von Charakterlosigkeit, sondern von Überlegung, von Belehrbarkeit. Bach war im Jahre 1848 einer der angesehensten Advokaten in Wien, er gehörte dem Advokatengremium und dem verstärkten ständischen Ausschuß an, der in den Märztagen mit dem Erzherzog Ludwig und andern Mitgliedern des Hofes unterhandelte, um die Verleihung einer Konstitution zu erwirken. Wenn er da aufs eifrigste gegen das absolutistische System sprach, so that er das auch ganz im Sinne des gemäßigten Bürgertums: die Erhaltung der alten Zustände wollte ja niemand mehr. Daß dieser konstitutionellen Bewegung, die eigentlich nur auf Wiedererlangung uralter Rechte, nicht auf revolutionäre Umgestaltung ausging, eine andre, gefährlichere, radikalere folgen sollte, die Thron und Reich, ja die gesellschaftlichen Ordnungen aufs ärgste bedrohte, trat damals noch nicht zu Tage, wurde auch von Schärferblickenden nicht erkannt oder im Enthusiasmus des Augenblicks übersehen. In dem Ministerium Wessenberg-Doblhof, in das Bach als Justizminister eintrat, suchte er zuerst, dem revolutionären Ursprung dieses Ministeriums gemäß, im Einvernehmen mit dem konstituirenden Reichstag zu wirken. Wenn er sich da in den Verhandlungen über die Entlastung des bäuerlichen Grundbesitzes für die Entschädigung aussprach, wenn er das hart angefochtne Vetorecht der Krone gegenüber den Beschlüssen des Reichstags verteidigte, so war dies noch kein Abfall von der konstitutionellen Sache, und wir begreifen nicht, wie ein gemäßigt liberales Blatt — und die

Neue freie Presse will das doch sein — hierin schon das Zeichen einer Annäherung Bachs an die Hofpartei sehen kann. Ebenso wenig hieß es in den Dienst der Reaktion treten, daß sich Bach nach den blutigen Arbeiterkrawallen im August an entschiednen Maßregeln zur Herstellung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit hervorragend beteiligte. Selbst den Eintritt Bachs in das Ministerium Felix Schwarzenberg können wir nicht verurteilen; war doch dessen Programm zuerst keineswegs die Rückkehr zum absolutistischen Staat, war doch Graf Stadion, der Schöpfer des österreichischen Gemeindegesetzes, Minister des Innern darin. Aber daß sich Bach nach dem Tode dieses Mannes dazu brauchen ließ, dessen organisatorisches Werk zu zertrümmern, daß er auch die neue, von Schmerling entworfne, sehr maßvolle Gerichtsreform außer Kraft setzte und selbst nach der Aufhebung der oktroyirten Verfassung im Amte blieb, darin sehen wir seine große Verschuldung nicht nur dem Bürgertum gegenüber, aus dem er hervorgegangen war, sondern gegen den Staat überhaupt. Denn dazu bedurfte es keines besondern Scharfblicks, einzusehen, daß nur durch eine Aus- und Umbildung der ständischen Einrichtungen und durch Heranziehung der Bürgerschaft zu den Aufgaben der Verwaltung der revolutionäre Bodensatz, den das Jahr 1848 überall zurückgelassen hatte, allmählich vertilgt werden konnte, nicht aber durch Vernichtung alles selbständigen politischen Lebens in Land und Stadt. Man wende nicht ein, daß hernach, besonders nach dem Tode des Fürsten Schwarzenberg (April 1852), Bach seine Kräfte dem großartigen Plan eines einheitlich organisirten Gesamtstaats mit rücksichtsloser Germanisation der nichtdeutschen Bevölkerungen gewidmet habe. Dieser Plan ist einem Joseph dem Zweiten nicht gelungen zu einer Zeit, wo das nationale Selbstgefühl bei diesen Bevölkerungen noch im ersten Keime lag, von einer Selbstbestimmung der Völker aber überhaupt noch nicht die Rede gewesen war; wie konnte ein Staatsmann, der seine Lehrzeit zwischen der März- und der Oktoberrevolution absolvirt hatte, so verblendet sein, ihr Gelingen zu hoffen! Nein, daß ein Mitglied des Adels, das in stolzer Abgeschlossenheit die Bewegung der Welt ringsum gleichsam ignorirt hatte, daß ein Soldat, der meinen mochte, im Staatsleben fahre man ebenso wie im Heere am besten mit strammer Einheit und Zucht, daß dieser sich einem solchen Irrtum hingeben konnte, finden wir begreiflich; daß es Alexander Bach konnte, verstehen wir nicht. Viel eher ist uns seine Hinneigung zum Klerikalismus verständlich. Die katholische Kirche hatte sich ja seit den Tagen Kaiser Josephs einer freiern Bewegung in Österreich nicht erfreut, auch unter der langen Regierung Franz des Ersten hielt man an ihrer Bevormundung durch den Staat fest. War nun, so hätte man allenfalls fragen können, das Gebäude des zentralistisch-absolutistischen Österreich nicht etwa deshalb so morsch geworden, weil die Kirche kein Interesse an seinem Bestehen hatte, die Kirche, die in den Provinzen, besonders in den Alpenländern, noch eine so große Gewalt über die

Geister und Gemüter des Volks ausübte? Wie, wenn man es einmal mit ihr im Bunde versuchte? Jedermann weiß: der Versuch mißlang in doppelter Beziehung; die Kirche, als deren Organe nun Polizeisoldaten und Panduren erschienen, verlor viel von ihrem alten Ansehn auch in den breiten Schichten des Volks, und der Staat wurde um so verhaßter, weil er von den Überlieferungen abwich, die auch sehr vielen Anhängern des absolutistischen Systems als geheiligt galten.

Die Männer der neuen Zeit, sowohl die, die der scheidenden Regierung angehörten, wie die andern, die eben jetzt an die Spitze der Geschäfte getreten sind, haben zu der politischen Persönlichkeit Bachs keine Beziehungen. Der Name Windischgrätz mag bei allen Radikalen einen unangenehmen Klang haben; für uns aber, die wir in der energischen Zurückweisung aller Elemente des Umsturzes, ob sie nun ihren Ausgangspunkt von nationalen Überschwenglichkeiten oder von sozialen Theorien nehmen, eine der Hauptaufgaben des neuen Kabinetts sehen, uns gilt er eher als eine gute Vorbedeutung.

Bildung

Von Friedrich Paulsen

(Schluß)

4

Nachdem wir uns über das Wesen der Bildung verständigt haben, ziehen wir daraus ein paar Folgerungen über Form und Mittel ihrer Erwerbung.

Unmittelbar ist mit dieser Auffassung von ihrem Wesen gegeben, daß sie nur durch Entwicklung von innen heraus entstehen kann. Es ist das Grundgesetz alles organischen Lebens, daß es nur durch Entfaltung von innen heraus Gestalt gewinnt. Eine Wachsfigur wird durch Drücken und Streichen, eine Marmorstatue durch Behauen und Meißeln geformt, ein organischer Körper kann durch mechanische Eingriffe wohl verkrüppelt oder zerstört, aber nicht gebildet werden. Ganz dasselbe gilt von dem geistigen Leben; es kann nicht von außen durch Ankleben von „Bildungsstoffen," sondern nur durch die Thätigkeit des innern Formprinzips Gestalt erlangen. Man kann die Jugend Namen und Wörter, Formeln und Paragraphen und ganze Lehrbücher der „Bildung" auswendig lernen lassen, und das geschieht ja täglich in allen Ländern des gebildeten Europas in Tausenden

von „Bildungsanstalten“; das Ergebnis ist in Wahrheit nicht Bildung, sondern Mißbildung. Bildung kann nur entstehen durch innere Verarbeitung und Assimilation. Wo wir es mit Tieren und Pflanzen zu thun haben, wissen wir das und beachten es; Gärtner und Tierzüchter geben ihren Pfleglingen allerlei Gestalt; sie wissen, es kann nicht durch Anfügung von außen, sondern nur durch die Thätigkeit des innern Formprinzips geschehen, indem man ihm entsprechende Entwicklungsbedingungen darbietet. Nur beim Menschen und seiner geistigen Bildung wird es leicht vergessen, hier glaubt man durch fleißiges Hobeln und Kleben jedem Beliebigen jede beliebige „Bildung“ geben zu können, so entschieden auch die Natur der Mißhandlung widersprechen mag.

Zweitens ist damit gegeben: Bildung ist eine Sache der Freiheit, nicht des Zwanges. Das innere organische Gestaltungsprinzip läßt sich nicht nötigen, es läßt sich zur Assimilation anregen und reizen, aber nicht zwingen. Ad opera nil aliud potest homo, quam ut corpora naturalia admoveat et amoveat; reliqua natura intus transigit. Dies Wort Bacons (Nov. Org. I, 4) bezeichnet auch die Aufgabe und die Grenze der Leistung des Erziehers und Lehrers. Er kann darbieten und reizen, aber — reliqua natura intus transigit. Und wird er allzu zudringlich, dann weigert sie sich jener innern Vollbringung. Also der eigne Wille, das freie Verlangen ist hier Voraussetzung alles Gelingens, und ihrer sich zu versichern ist die erste Bedingung fruchtbarer Einwirkung. Natürlich ist damit nicht gemeint, daß der Erzieher jeder Augenblickslaune des Zöglings nachgeben müsse; im Gegenteil, er wird ihm behilflich sein, gegenüber den Launen zu einem wirklichen Willen, gegenüber den ewig wechselnden Augenblicksbegierden des sinnlichen Wesens zu einem dauernden auf ein großes Ziel gerichteten Verlangen durchzudringen. Aber ohne den freien Willen in diesem Sinne wird er nichts Bedeutendes erreichen, weder für die sittliche, noch für die geistige Bildung. Durch Zwang kann eine gewisse Abrichtung, durch den Stock kann Auswendiglernen erzwungen werden, Bildung gedeiht nur in der Freiheit. „Ich kann niemand besser machen, als durch den Rest des Guten, der in ihm ist; ich kann niemand klüger machen als durch den Rest der Klugheit, der in ihm ist.“ Setzt man in dies Wort Kants (in den Fragmenten aus dem Nachlaß) statt Rest Anlage oder Lust, so ist damit das ganze Geheimnis der Erziehung ausgesprochen.

Auch das sind wir allzu sehr geneigt zu vergessen. Nicht bloß der Vater, der mit Zorn und Strafen dem Kinde den „Willen zu brechen“ und ihm einen neuen geben zu können meint, oder die Mutter, die mit Hauslehrer und Nachhilfestunden die „Bildung“ ihres Söhnchens erzwingen will, auch der Schulpotentat vergißt es, der durch Vermehrung der Prüfungen und Verstärkung der Kontrolle der Bildung glaubt zu Hilfe kommen zu müssen. Staatsprüfungen sind ein Notbehelf, die Auswahl unter den Bewerbern um

Ämter und Stellen von der Gunst und Parteilichkeit der Vergebenden nach Möglichkeit frei zu machen. Das ist ihre einzige Bedeutung. Zum Beförderungsmittel der Bildung taugen sie nicht. Im Gegenteil, für ruhige Entwicklung und Aneignung sind sie eine schwere Gefahr. In der Natur jeder Prüfung, die nicht eine rein innere Angelegenheit zwischen dem Lehrer und dem Schüler ist, liegt es, die Aufmerksamkeit von der Sache abzulenken; das Bestehen der Prüfung wird Zweck, und das Lernen Mittel. Mit Mitteln wird es aber überall so gehalten, daß man mit dem geringsten Aufwand den größten Erfolg zu erzielen sucht, Mittel haben ja keinen Eigenwert. Und man sage nicht, thatsächlich werde doch der Zweck, die Erkenntnis oder Fertigkeit erreicht. Es ist etwas andres, eine Sache verstehen und eine Prüfung in ihr bestehen; zu dem letztern genügt in fünf von zehn Fällen auch der bloße Schein der Sache. Es kann jemand eine Prüfung über Philosophie und deutsche Litteraturgeschichte, über Kant und Goethe bestehen, ohne daß ihm von Kants oder Goethes Geist etwas aufgegangen ist, ja ohne daß er sie gelesen hat. Umgekehrt: es kann jemand Kant und Goethe gelesen und für seine wirkliche Bildung höchst fruchtbare Einwirkung von ihnen empfangen haben, ohne daß er eine Prüfung über sie bestehen kann. Ja beinahe kann man sagen: der Sache sich allzu sehr hingeben, ist nicht ohne Gefahr, der Kandidat möchte sich dadurch in falsche Sicherheit einwiegen lassen und die Erwerbung der höchst nötigen Antworten auf allerlei Examenfragen versäumen. Das merken natürlich auch die Kandidaten. Und darum hat eine Prüfung immer die Tendenz, mag auch der Examinator der verständigste und wohlmeinendste Mann von der Welt sein, das Lernen, das ihr vorhergeht, auf die äußerlichen und zufälligen Dinge hinzulenken und es damit für die wirkliche Bildung unfruchtbar zu machen. Am meisten wird sich diese Tendenz bei den Prüfungen durchsetzen, bei denen es sich um die sogenannte „allgemeine Bildung" handelt; Prüfungen im Fachwissen und Fertigkeiten sind nicht so gefährlich. Wenn ich mich nicht täusche, sind die Prüfungen, mit denen im neunzehnten Jahrhundert die Schulverwaltungen die „allgemeine Bildung" zu befördern sich haben angelegen sein lassen, eine der Ursachen, die den banausischen Sinn in den gelehrten Ständen haben großziehen helfen. Sie töten das innere Verhältnis zur Sache. Wer sich zum Behuf eines Verhörs in der allgemeinen Bildung die Reihenfolge der biblischen Bücher, oder die Namen der zwölf Stämme Israel, oder ein Kompendium der Geschichte der Philosophie und Pädagogik mit einem Ragout zusammenhangloser Sätze eingeprägt hat, der wendet sich leicht für immer von diesen Dingen ab, mit der Empfindung, daß sie überhaupt ungenießbar seien. Durch die erzwungne Beschäftigung wird die freie und aus innerer Teilnahme an der Sache fließende leicht zurückgedrängt oder ganz verdrängt; und doch ist diese allein für die innere Bildung fruchtbar.

Was für das Lernen gilt, daß es Freiheit und Luſt zur Sache voraussetzt, das gilt übrigens auch für das Lehren. Ein Lehren, das geiſtige Bildung zum Ziel hat, gedeiht nur in der Freiheit; wird ihm dieſe durch beengende Vorſchrift und harte Kontrolle genommen, ſo verliert es Freudigkeit und Kraft und wird zum notdürftigen Abrichten. Auch das haben Schulbehörden eine Neigung zu vergeſſen; in der Abſicht, den Unterricht zu heben, haben ſie in dieſem Jahrhundert Inhalt und Methode des Unterrichts vielfach durch ſo ſtarre Vorſchriften eingeengt und den Lehrer unter ſo ſcharfe Aufſicht geſtellt, daß für perſönliche Auffaſſung und Löſung der Aufgabe wenig Spielraum bleibt. Die Folge iſt, daß der Unterricht aufhört, eine freie Kunſt zu ſein, daß er zur fabrikmäßigen Arbeit herabſinkt; kein Wunder, daß aus ſolchen Bildungsfabriken dann auch fabrikmäßige Ware hervorgeht, nicht gebildete Menſchen. Das hindert nicht, daß dieſelbe Behörde denſelben Lehrern dann verhält, es ſei ihre Pflicht, auf die Individualität der Schüler Rückſicht zu nehmen; nicht ſchablonenhafte Gleichförmigkeit, ſondern kräftige Perſönlichkeit und tüchtige Geſinnung ſei das Ziel der Schulbildung. „Kommt aber der Tag der Abrechnung, dann werden gleiche Leiſtungen verlangt, die Ziegelſteine müſſen gebrannt ſein. Das Perſönliche iſt aus dem Bewußtſein verſchwunden. Oder noch ſchlimmer; es gilt nicht, ſofern es Lehrern und Schülern zu gute kommen könnte, aber es laſtet, ſofern zufällige und perſönliche Neigungen des Aufſichtsbeamten als Forderungen geltend gemacht werden.“ *)

5

Endlich ergiebt ſich aus dem Weſen der Bildung Maß und Auswahl der Bildungsmittel. Wir werden ſagen: lernen ſoll jeder das und ſo viel, als er ſich einerſeits innerlich anzueignen, andrerſeits in lebendigem Gebrauch zu verwerten vermag. Das erſte hängt ab von der natürlichen Begabung, das andre auch von der äußern Lebensſtellung. Zuerſt macht demnach die Verſchiedenheit der Anlagen nach Richtung und Umfang Unterſchiede in der Art und dem Maß des Unterrichtsangebots notwendig; wo andres und mehr, als die natürlichen Anlagen fordern oder ertragen, aufgenötigt wird, da entſteht Mißbildung. Hierüber wird, in der Theorie wenigſtens, nirgends ein Zweifel ſein. Wer angehalten wird, äußerlich aufzunehmen, was er innerlich nicht faſſen kann, der wird dadurch auch um die Kräfte gebracht, die ihm die Natur verliehen hat. Aber ähnlich ergeht es auch dem, deſſen Schulbildung nicht zu ſeinen Lebensverhältniſſen paßt. Und zwar gilt das nicht minder von dem Zuviel als von dem Zuwenig. Wertvoll iſt nur der Beſitz, den das Leben zu verwerten Gelegenheit giebt, wobei denn natürlich nicht bloß an

*) Aus einem leſenswerten Aufſatze von Fr. Reuter über die Aufgabe der Erziehung im Gymnaſium, in Fleckeiſens Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Jahrgang 1892, 2. Abteilung, Heft 1 und 2.

Verwertung zum Geldmachen zu denken ist; wertvoll ist die Erkenntnis, die ihren Besitzer einerseits in der Auffassung und Lösung der praktischen Aufgaben fördert, die ihm das Leben im Beruf und in der Familie, im Staat und in der Gesellschaft stellt, andrerseits ihn zur Betrachtung, zur Philosophie aufgelegter und geschickter macht. Was unter den gegebnen Umständen weder das eine noch das andre leistet, ist ihm weniger wert als nichts: „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last."

In der Wirklichkeit machen sich widerstrebende Tendenzen gegen die Forderung der Theorie geltend. Auf der einen Seite verwirft die demokratische Doktrin grundsätzlich die Rücksicht auf die gesellschaftlichen und Berufsunterschiede, auf der andern Seite pflegt sozialaristokratische Praxis gegen die Forderungen und Weigerungen der Natur überaus harthörig zu sein.

Das alte Ideal der Demokratie ist: gleiche Erziehung, wenigstens gleicher Schulunterricht für alle, ohne Unterschied des Berufs und der wirtschaftlichen Lebensstellung. Gegenwärtig hat sich die Sozialdemokratie diese Forderung angeeignet; sie verspricht sich seine Erfüllung allerdings erst von der Aufhebung der Klassenunterschiede selbst und ist so konsequent, zugleich die Berufsunterschiede als künftig wegfallend anzusehen: in der vollkommnen Gesellschaft der Zukunft wird jeder zu allen Aufgaben geschickt sein und je nach Bedarf auf Zeit verwendet werden. Das gilt insbesondre auch von den bisherigen Regierungsberufen; die Aufgabe der Leitung bedarf nicht besondrer und besonders vorgebildeter Personen, sie wird — so versichern die Zukunftsphilosophen — bei allen der Reihe nach umgehen können.

Ich glaube nicht, daß die Zeit kommt, die diesem Ideal Erfüllung bringt. Die Aufhebung der Berufsdifferenzirung könnte nicht ohne schwerste Schädigung der Leistungsfähigkeit der Gesellschaft geschehen; die erstaunliche Kraft und Produktivität der gesellschaftlich organisirten Arbeit beruht eben darauf, daß die Einzelnen zu differenzirten und spezifizirten Organen ausgebildet werden. Auch werden berufsmäßige Leiter und Regierer mit besondrer technischer Vorbildung nicht entbehrlich werden. Was man als ein mögliches Ziel ins Auge fassen kann, das ist: die Auswahl für den Beruf allein oder doch wesentlich von der natürlichen Begabung der Einzelnen abhängig zu machen. Jetzt ist sie wesentlich abhängig von der gesellschaftlichen Stellung der Eltern. Den besitzenden Klassen fallen die leitenden Stellungen im wirtschaftlichen Leben und die Regierungsberufe im Staat als erbliche Ausstattung zu, während die nichtbesitzenden von dem Wettbewerb thatsächlich so gut wie ausgeschlossen sind; ihnen ist Handarbeit als erblicher Beruf zugewiesen. Und das hat denn zur Folge, daß die Forderungen der Natur nicht selten schwer gekränkt werden. Unfähige werden mit unendlicher Mühe notdürftig abgerichtet und treten in die leitenden Stellen, wo sie nichts leisten, und wo ihnen selber nicht wohl wird. Und andrerseits wird solchen, die zu großer Thätigkeit innere Be-

gabung mitbringen, die Gelegenheit zur Ausbildung vorenthalten; indem sie bei niederer Dienstleistung festgehalten werden, geht ihr Talent der Gesamtheit verloren, und sie selber haben lebenslang an dem Druck der Verhältnisse zu tragen. Das also wäre ein mögliches Ziel sozialreformatorischer Bestrebungen und ein wirkliches Ideal: den gesellschaftlichen Beruf in Einklang mit dem Naturberuf bringen — freilich ein Ideal, dessen Verwirklichung nie ohne Rest gelingen wird, schon darum nicht, weil es ein zuverlässiges Mittel der Erkenntnis der natürlichen Berufung nicht giebt.

Ist hiernach die Differenzirung der Berufe eine soziale Notwendigkeit, so ist es auch die Differenzirung der Schulformen. Vor allem wird die große Differenzirung der Berufe in solche, die vorzugsweise die körperlichen Kräfte in Anspruch nehmen, und in solche, die vorzugsweise Kopfarbeit erfordern, oder, so können wir auch sagen, die Differenzirung der Glieder der Gesellschaft in motorische und dirigirende Organe, zwei verschiedne Grundformen des Schulunterrichts notwendig machen, die beiden Formen, die wir gewöhnt sind, als Volksschule und Gelehrtenschule zu unterscheiden. Der Kursus der Volksschule wird auf einen Abschluß etwa mit dem vierzehnten Lebensjahre angelegt sein müssen, dann übergiebt sie ihre Schüler dem Leben; der Kursus der Gelehrtenschule wird länger bemessen sein müssen; er empfängt seine nähere Bestimmung durch die Anforderungen, die die wissenschaftliche oder technische Fachschule an die Vorbildung ihrer Schüler stellt. Die Unterrichtsgegenstände der Volksschule kann man mit Paul de Lagarde unter dem Namen Heimatkunde zusammenfassen; ihre Aufgabe ist, die Jugend in der natürlichen und vor allem in der geistig-geschichtlichen Umgebung ihres Volkes heimisch zu machen; Religion, vaterländische Sprache und Dichtung, Geschichte und Landeskunde, dazu einige Naturkunde, das wird nebst den elementaren Fertigkeiten und Künsten, Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, den Umkreis ihres Unterrichts ausfüllen. Die Gelehrtenschule wird vor allem zwei weitere Unterrichtsfächer aufnehmen: fremde Sprachen und Mathematik. Da die Völker nicht ein isolirtes Dasein führen, sondern in politischer, wirtschaftlicher und geistiger Hinsicht Glieder größerer Kreise sind, so erwächst hieraus die Aufgabe, die Beziehungen des nationalen zum internationalen, zum geschichtlichen Leben der Menschheit zu erkennen und zu leiten. Hierfür ist die Kenntnis der Sprachen unentbehrlich. Für die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen, wie auch für die wissenschaftliche Arbeit, die den europäischen Völkern eine gemeinsame ist, sind vor allem die Sprachen der mitlebenden Kulturvölker wichtig; für die Auffassung der Stellung des eignen Volkes innerhalb des geistig-geschichtlichen Lebens der Menschheit kommen dazu die Sprachen der alten Völker in Betracht; die Schöpfungen der Griechen und Römer auf dem Gebiete der Philosophie und Wissenschaft, der Kunst und Dichtung, des Rechts und Staats sind Ausgangspunkte des modernen Kulturlebens. Hierzu

kommen die Elemente der Wissenschaften in wissenschaftlicher Form, vor allem die Mathematik als das Organon der Naturwissenschaften, die ebenso wie die Sprachen jahrelange schulmäßige Einübung erfordert. Das wären die beiden aus der Konstitution des sozialen Lebens sich ergebenden Grundformen der Schule; wobei denn nichts hindert, daß sie sich mit mannichfachen Unterarten den jeweiligen Möglichkeiten und Bedürfnissen anpassen, als einklassige Dorfschule und als vielklassige Stadtschule, als klassisches und als realistisches Gymnasium; und eben so wenig, daß sich zwischen ihnen Mittelformen bilden, so eine Bürgerschule mit verlängertem und erweitertem Kursus der Volksschule, an die sich wieder Fachkurse anschließen mögen. Nicht Einförmigkeit, sondern Mannichfaltigkeit wird uns als das wünschenswerte erscheinen, damit nach Möglichkeit jede Anlage, jedes Bedürfnis, jede Leistungsfähigkeit das, was ihr gemäß ist, antreffe. Und höchst wünschenswert wird es sein, daß der Übergang aus der einen Schulform in die andre so sehr als möglich erleichtert werde. Aber nicht die Aufhebung der verschiednen Schulformen überhaupt kann das zu erstrebende Ziel sein. Hieran würde auch das Verschwinden der Klassenunterschiede, wie es die Sozialdemokratie voraussieht, nichts ändern; die soziale Notwendigkeit verschiedner Berufe würde Verschiedenheit der Bildung auch dann notwendig machen. In einem vielberufnen Buch eines Amerikaners (Bellamy, Rückblick vom Jahre 2000) wird uns ein Zukunftsbild gemalt: die ersten zwanzig Lebensjahre sind bei allen gleichmäßig allein der Erziehung und allgemeinen Bildung (general culture and humanities) gewidmet; erst mit dem einundzwanzigsten Jahre findet die Einstellung in die Arbeitsarmee statt. Ich fürchte, wer bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre nur der „allgemeinen Bildung“ gelebt hat (nicht einmal Ausbildung der Handgeschicklichkeit soll stattfinden; dafür wird eine theoretische Unterweisung über die verschiednen Arbeitsprozesse gegeben und die Jugend aufgemuntert, in Werkstätten und Fabriken als Zuschauer zu hospitiren!), der wird, wenn er nun die Arbeit eines Ackerknechts oder Schmieds thun oder in eine Ziegelei oder Kohlengrube gehen soll, mit seinen zarten Händen und seinem Überfluß an „allgemeiner Bildung“ sich sehr am unrechten Platze vorkommen. Vermutlich hat der Verfasser niemals eine dieser Arbeiten auch nur aus der Nähe gesehen, geschweige denn Hand angelegt; um so besser läßt sich auf dem Diwan über die zukünftige Welt träumen. Aber, mit Goethe zu reden: „Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen.“ Und darum ist freilich keine Gefahr, daß dieses Mißverhältnis von allgemeiner Bildung und notwendiger Arbeitsleistung jemals eintrete. Die Erde ist zwar zur Bildungsanstalt der Menschheit geschaffen, aber auf die „allgemeine Bildung“ höherer Töchter und Söhne scheint dabei nicht eben in erster Linie das Absehen gerichtet gewesen zu sein. Und so wird auch der Rat des Dichters, den er dem oben erwähnten Vers anschließt, gelten:

Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Biſſen giebt es zu kauen,
Wir müſſen erwürgen oder ſie verdauen.

Wird hier durch die Natur der Dinge ein falſches Ideal abgehalten, zuviel Schaden anzurichten, ſo ſteht es dagegen anders mit den falſchen Bildungsbeſtrebungen der guten Geſellſchaft. In den höhern Schulen kann man überall ſehen, wie junge Leute beider Geſchlechter jahrelang zum Lernen von Dingen angehalten werden, für die ſie weder Neigung noch Begabung haben. Die Folge iſt jene Erſcheinung, die neuerdings den Beobachtern unſers Lebens ſo viel zu ſchaffen macht: die Halbbildung. Halbbildung, ſo werden wir ſagen, iſt eben das, was der gemeine Sprachgebrauch Bildung nennt: das „alles gehabt haben“ und „von allem mitreden können.“ Sie entſteht überall da, wo ohne Rückſicht auf die Naturanlage „Bildungsſtoffe“ aufgenötigt werden, die zu aſſimiliren die Natur ſich weigert. Halbbildung iſt nicht die Wirkung einer beſtimmten Schulart, etwa der Realſchule, wie man gemeint hat, auch nicht eines nur zur Hälfte abſolvirten Schulkurſus, wie andre meinen, ſodaß jemand, der aus der Tertia abginge, ſein Leben lang als Halbgebildeter herumlaufen müßte, während der mit dem Reifezeugnis entlaſſene ſich einer „vollen und ganzen“ Bildung zu erfreuen hätte; Halbbildung iſt innerlich unvollendete Bildung. So giebt es die Etymologie an die Hand: entſteht Bildung durch innere Verarbeitung und Aſſimilation, ſo entſteht Halbbildung da, wo Stoffe bloß äußerlich aufgenommen werden. Ins Gedächtnis gepackt, liegen ſie wie fremde Körper in der Seele, hemmen die natürliche Entwicklung und verzerren und verunſtalten die geiſtige Bildung.

Eine ſolche Bildung iſt nun allerdings ein Unglück. Iſt ihre Erwerbung eine Plage, ſo iſt ihr Beſitz ein Unſegen. Halbbildung macht eitel und gefallſüchtig. Wie aller Putz zur Schauſtellung drängt, ſo auch jener Bildungsflitter; er hat ja keinen Wert, wenn ihn niemand ſieht. Halbbildung macht hochmütig und herriſch. Da ſie keinen innern Wert hat, ſo ſieht man um ſo mehr auf äußere Anerkennung des Vorzugs und verachtet die andern, die keine „Bildung“ haben. Halbbildung macht unduldſam und brutal. Seiner ſelbſt nicht ſicher, kann man andre Art nicht gelten laſſen, ſondern empfindet ſie als ein Attentat auf die eigne „Bildung.“ Der Halbgebildete iſt überall daran zu erkennen, daß er alles, was nicht den gleichen Fabrikſtempel trägt, ſchmäht und verfolgt. Daher ſeine angeborne Feindſchaft gegen alles Ausgezeichnete und Eigentümliche; Originalität iſt ihm Inſolenz. Endlich macht Halbbildung unzufrieden und unglücklich. Wie könnte auch einem Weſen, das ſo zu ſich ſelbſt und ſeiner Umgebung ſteht, wohl in ſeiner Haut ſein?

Wahre Bildung iſt von dem allen das Gegenteil. Sie meidet Schein und Oſtentation, denn ſie hat kein Bedürfnis, von den Leuten geſehen zu werden. Ein gutes Merkmal des wirklich Gebildeten iſt, daß er ſchweigen

und hören kann und sogar den Mut hat, etwas nicht zu wissen. Wahre Bildung ist innerlich bescheiden, denn sie thut sich selber schwer genug und bläht sich nicht über dem, was andre nicht haben. Eben darum ist sie duldsam gegen das Andersartige; sie freut sich, wo sie einem Eigentümlichen begegnet, wenn es echt ist, und hofft Bereicherung des eignen Wesens von ihm. Endlich: sie macht reich, zufrieden und glücklich, sie ist ein Schatz, der, einmal erworben, nicht verloren gehen noch an Wert verlieren kann, denn er hat keinen Marktwert.

Jugend

Ein Liebesdrama

Besprochen von Adolf Grafen von Westarp

Es lohnt im allgemeinen nicht der Mühe, an die Erzeugnisse der modernen Dramatik viel Worte zu verschwenden. Aus den Strömungen des Tages geboren, leben sie meist nur für den Tag, und ehe noch die berufsmäßigen Kunstrichter ihr Urteil abgeschlossen haben, sind oft die Gegenstände ihrer geistvollen Untersuchung schon wieder von den Wellen nachdrängender neuer Erscheinungen hinweggespült und in dem dunkeln Schlunde der Vergessenheit begraben.

Einzelnen dieser Stücke ist es allerdings in den letzten Jahren gelungen, sich nicht nur für längere Zeit auf dem Spielplane ihrer Geburtsstätte zu behaupten, sondern auch von dort aus einen Siegeszug über alle deutschen Bühnen, ja sogar ins Ausland anzutreten und monatelang das Theater zu beherrschen. Ich erinnere nur an die Sudermannschen Stücke „Die Ehre“ und „Heimat“ und an Fuldas Märchendrama „Der Talisman,“ die zahllose Aufführungen erlebt und erregte Meinungskämpfe veranlaßt haben. Solchen Stücken gegenüber wäre es eine anziehende Aufgabe, an den Forderungen, die die echte, reine Kunst an ein Dichterwerk stellt, zu prüfen, inwieweit der rauschende äußere Erfolg ihrem innern Werte entspricht. Es wäre nützlich und dankenswert, mit der Fackel einer ehrlichen, unbestochnen Empfindung und eines gesunden, unverdorbnen Geschmacks den großen Günstlingen der Tageslitteratur einmal ins Gesicht zu leuchten.

Neuerdings ist es das dreiaktige Schauspiel Jugend von Max Halbe, das, nach der Aufnahme zu schließen, die es im Publikum und bei der Presse gefunden hat, bestimmt zu sein scheint, sich den Erzeugnissen jener Auserwählten anzureihen. Mit seltner Einmütigkeit ist das Stück gelobt worden, und merk-

würdigerweise um eines Umstands willen, auf den man bisher nicht viel Gewicht legte, der nun aber doch anfängt, als Vorzug betrachtet zu werden: die „Jugend" soll nämlich von echt deutschem Geiste durchweht sein. Das haben nicht nur Blätter behauptet, die, wenn sie auch in deutscher Sprache schreiben, sonst ganz andern Geistes Kinder sind, sondern auch Blätter von unverfälschter, ehrlicher deutscher Gesinnung. Ich habe dies Urteil mindestens ein Dutzend mal gelesen. Ganz begeistert rief der Kritiker der Täglichen Rundschau aus: „Das französische Schauspiel ist in völliger Auflösung begriffen, das deutsche geht siegreich empor. Endlich hört man doch wieder die Zauberweisen einer echten Poesie.... Ich möchte diejenigen, welche der jungdeutschen Poesie immer wieder vorwerfen, daß sie kein nationales Gewächs sei, in die »Jugend« hineinführen und fragen: Wenn das keine nationale Poesie ist, was ist dann eine?"

Donnerwetter! dachte ich bei mir, es sind doch Mordskerle, diese Jungdeutschen; sie können alles, nun können sie sogar deutsche Stücke schreiben. Das muß ich sehn! Und so pilgerte ich denn während meines letzten Aufenthalts in Berlin nach dem „Neuen Theater" am Schiffbauerdamm, betrat die üppigen Räume fast in feierlicher Stimmung und sah, als sich der kostbare, resedafarbne Plüschvorhang teilte, mit hochgespannten Erwartungen den kommenden Dingen entgegen.

Der Inhalt der „Jugend" ist bald erzählt. Bei einem alten, jovialen katholischen Landpfarrer in Westpreußen lebt die Tochter seiner verstorbnen Schwester, das achtzehnjährige Ännchen. Das Mädchen ist in nicht ganz geregelten Verhältnissen zur Welt gekommen, denn der Vater — na, kurz, „Vater is nich," wie der Berliner sagt. Eine uneheliche Geburt gehört ja zu den unumgänglichen Erfordernissen eines modernen Theaterstücks. Das ist also nur „natürlich." Weniger natürlich erscheint es schon, daß das Kind über diesen Punkt genau Bescheid weiß und unbefangen darüber spricht, was allerdings zum Teil der junge polnische Kaplan verschuldet, ein strenger Eiferer, der als Beichtvater dem Mädchen fort und fort die Sünde der Mutter vorhält und, um wenigstens die ihm anvertraute Seele der Tochter, in der er allerlei angeerbte Triebe vermutet, zu retten, dem lebensfrohen Kinde das Kloster als einzigen sichern Hafen vorstellt.

Da kommt ein Brief, worin der Besuch Hänschens, eines Vetters von Ännchen, angemeldet wird. Hänschen ist der Sohn einer Jugendliebe des alten Pfarrers und daher diesem sehr ans Herz gewachsen. Er hat eben sein Abiturientenexamen bestanden und will nach Heidelberg; er kommt nur auf einen Tag, um sich dem väterlichen Freunde zu zeigen, Abschied zu nehmen und dann in die goldne Freiheit hinauszustürmen. Aber da sieht er „herrlich in der Jugend Prangen die Jungfrau vor sich stehn" und verliebt sich in sie, und Ännchen, deren zurückgedrängte Lebenslust durch den frischen Windhauch,

der von außen kommt, plötzlich zu heller Flamme emporlodert, denkt mit Grauen an das ihr drohende Los in der Kerkerzelle des Klosters und wirft sich fast unbewußt dem Freunde als ihrem Retter und Befreier in die Arme. Und nun kommt wieder etwas, was eben nur der moderne „Dichter" fertigbringt: das unausbleiblich Geschlechtliche, worin die ganze naturalistische Welt- und Lebensanschauung kreist, wie der Ochse im Göpelwerk, worin sie auf- und untergeht. Daß die beiden sich lieben, genügt nicht. Vor den Augen des Zuschauers entwickelt sich die sinnliche Begierde durch alle ihre Erregungszustände. Von dem ersten Kuß an, den sich die „Kinder" auf den scherzhaften Vorhalt des Pfarrers geben, wissen wir genau, wie die Geschichte enden wird. Das Flüsterwort, das ihr der Jüngling ins Ohr raunt, nachdem sie ihm versprochen hat, ihn am nächsten Morgen zu wecken, und auf das sie errötend den Kopf an seiner Brust birgt, ist bloß die letzte sichtbare Bestätigung einer Einwilligung, an der wir schon lange nicht mehr gezweifelt haben. Diese Stelle ist in ihrer verschwiegnen Deutlichkeit zugleich eine der schamlosesten Verletzungen des öffentlichen Anstands, die sich die moderne Bühne erlaubt hat. Wenn nachts in der Friedrichstraße in Berlin eine gewisse Sorte von Mädchen dem aus der Kneipe heimkehrenden Lebemann einen auffordernden Blick zuwirft, so findet das die gesittete Welt empörend; auf der Bühne aber darf ähnliches geschehen vor den Frauen und Töchtern der guten Gesellschaft, und sie lassen sichs ruhig gefallen.

Das „sündige Blut" der Mntter hat also auch die Tochter zu Fall gebracht. Der Kaplan hat Recht behalten, als er den alten Pfarrer warnte, in zu großer Vertrauensseligkeit die wachsende Zuneigung der jungen Leute zu begünstigen. Nun ist der Jammer groß. Aber unser „Dichter" löst alle Fragen, was aus den Schuldigen werden soll: z. B. ob Hänschen moralisch verpflichtet sei, sein Studium aufzugeben und als ehrsamer Philister ein Brot zu suchen, das ihm ermögliche, sein Schätzchen heimzuführen? auf sehr einfache Art. Da ist nämlich ein blödsinniger Stiefbruder Annas, aus einer spätern wirklichen Ehe ihrer Mutter. (Auch das ist ein beliebter Kniff der Modernen, die „Kinder der Liebe" mit allen körperlichen und geistigen Vorzügen auszustatten, die ehelich erzeugten dagegen zu Trotteln zu machen, gewissermaßen zu Trägern des Fluchs, mit dem alle unsre bürgerlichen Einrichtungen belastet sein sollen.) Dieser Bruder Amandus ist höchst eifersüchtig auf Hans, weil Ännchen für Hans Waffeln bäckt, von denen er nichts bekommt. Der rachgierige Schwachkopf verschafft sich eine Vogelflinte — man weiß nicht recht, wie und woher — und schießt durchs Fenster auf Hänschen. Er trifft aber natürlich die Schwester; diese stirbt, und das Stück ist aus.

Das eine wird wohl aus dieser kurzen Darstellung zu erkennen sein, daß die „Jugend" ihrem Geist und Wesen nach völlig zu der Klasse moderner Dramen zählt, die nun schon so lange auf unsern Bühnen umgehen. Alle Re-

quisiten, die wir längst als den eisernen Bestand dieser Sorte von Stücken kennen, begegnen uns auch wieder in der „Jugend“: uneheliche Geburt, Vererbung, Verführung, Fall. Der Ehebruch fehlt offenbar nur deshalb, weil überhaupt keine Ehe vorkommt, die gebrochen werden könnte. Also alles in allem: ein ganz gewöhnliches, gemeines, ja — hier thut das Fremdwort gute Dienste — ganz ordinäres Stück „jungdeutschen“ Stiles, nicht den Nickel wert, den der Theaterzettel kostet. Und wir könnten die Akten darüber schließen, wenn nicht das merkwürdige Urteil, hier sei nationale Poesie, hier wehe deutscher Geist, zu einer Aussprache über diesen Punkt nötigte.

Wo steckt in der „Jugend“ der deutsche Geist? Worin soll er sich äußern? Etwa in jenem Zornausbruch, worin der Pfarrer den Kaplan für den Fall des Mädchens mit verantwortlich macht, da die hinter seinem Rücken gesponnenen Klosterintriguen und die dadurch hervorgerufne Gewissensbedrängung dem armen Opfer die Versuchung erhöht hätten? Nun ja, der ehrliche Alte redet ein kräftiges Deutsch mit dem Popolski, aber das ist doch ein einzelner Auftritt, der dem Kernpunkt der Sache fernliegt. Den Kernpunkt bildet das Liebesdrama des jungen Paares. Und da erwäge man: einem Bürschlein, das eben mit der Schule fertig ist und im Rausche der Freiheit die Welt im Rosenschimmer vor sich liegen sieht, tritt eine Jungfrau in den Weg, hold und lieblich, das Kleinod des Mannes, der den Jungen als Gast unter seinem Dache willkommen heißt, der sich in arglosem Vertrauen an dem Wohlgefallen freut, das die beiden blühenden Menschenkinder an einander finden. Diesen deutschen Jüngling ergreift das Entzücken der ersten Liebe, die ganze selige Wonne eines liebevollen Herzens, und — anbetend sinkt er nieder und gelobt in tausend heißen Schwüren der Erkornen ewige Treue? Oder er geht still einher, seufzt zum Monde auf und sucht in sehnsuchtsvollen Reimen seiner Gefühle Herr zu werden? Oder er faßt heilige Entschlüsse, gut und wacker zu sein, um die Geliebte zu verdienen? O nein; sondern wie einem alten Lüstling flackern ihm die Augen, geile Triebe schießen in ihm empor, und wie man feile Dirnen überredet, so thut er ihr. Und das ist deutsch! deutsch empfunden, gedacht, gedichtet! Ich glaube, Schiller, als er in seinen unsterblichen Versen die junge erste Liebe besang, hat besser gewußt, was deutsch ist. „Wie ein Gebild aus Himmelshöhn“ — so erscheint dem deutschen Jüngling das Mädchen. Heilig, unverletzlich dünkt sie ihm. Er ahnt im Weibe ein süßes, seliges Geheimnis und blickt mit frommer Scheu zu ihr empor. Die Liebe durchbebt, ergreift, erschüttert ihn, reinigt ihm Herz und Gedanken, läutert, klärt und reift ihn zum Manne.

Deutsche Jünglinge, erhebt euch wider den Verleumder, der euch hinabzieht in den Sumpf gemeiner Lust! Steht auf wider den, der die deutsche Jungfrau besudelt, indem er ihr Ehre und Keuschheit abspricht! Sagt ihm, daß die deutsche Jugend noch Ideale hat, die sie weit hinausheben über die

Moderluft, aus der seine Gestalten und Bilder geboren sind. Das ist ja der Geist, den wir bekämpfen im Namen der deutschen Kunst und Sitte, der Gifthauch, der uns nach und nach soviel Liebliches und Holdes zerstört hat, der unser Volkstum schändet und fremde Mistbeetpflanzen in unsern Garten setzt. Nein, die „Jugend" ist kein deutsches Stück! Wer das behauptet, kennt den deutschen Geist nicht. An einer Stelle wird uns der Unterschied deutschen und „modernen" Empfindens besonders klar. „Wie kannst du so etwas thun?" fragt der alte Pfarrer ganz fassungslos den Sünder. Und dieser antwortet ruhig: „Ich bin ihr ja so furchtbar gut!" Also darum! Weil er sie liebt, muß er sie verderben! Wir Deutschen achten, was wir lieben; wir schirmen und schützen es, wir halten die Hände über einem teuern Haupte, daß ihm kein Schade geschieht. Dem Jungen Halbes sind das veraltete Vorurteile: Ich liebe sie, ergo muß ich sie haben! Eine höchst einfache und bequeme Moral und eine so „natürliche," denn im Tierreich gilt sie unbestritten, genau so handelt der brünstige Eber. Ich aber sage: Pfui! Ich wollte in ein Theater gehen, nicht in einen Schweinestall!

Unsre Jugend ist leider von den Krankheiten dieses absterbenden Jahrhunderts nicht unberührt geblieben. Sie zeigt Auswüchse von mancherlei Art, und wer als „Dichter" das Bedürfnis fühlt, im Schmutze zu waten, der mag sich solcher Auswüchse bemächtigen und Gesinnungsgenossen damit erbauen. Wir aber, die wir unser Volkstum lieben und hochhalten, die wir die Kräfte kennen, die trotz mancher verderblichen Einflüsse und trotz manches faulen Triebs den deutschen Baum doch immer neu mit frischem Grün und herrlichen Blüten schmücken, wir lassen nicht zu, daß man ein Sumpfgewächs wie diese „Jugend" als deutsch bezeichne. Wir erheben feierlichen Einspruch gegen diese Verunglimpfung deutschen Geistes und deutscher Poesie. Wäre, was die „Jugend" beseelt, der deutsche Geist der Gegenwart, dann hätten wir keine Zukunft mehr. Dann wären wir zur Ernte reif, und unsre Garben würden fremde Schnitter sammeln, und der Sturm würde über die Stoppeln fegen. Aber so weit ist es noch nicht, und dahin wird es auch nicht kommen! Im Gegenteil, mehr denn je regt sich der alte deutsche Hauch über dem deutschen Saatfeld. Mehr und mehr besinnt sich das deutsche Wesen auf sich selber, und immer kräftiger hebt es die Schwingen. Es wartet auch eines Sturmes, der es aufnimmt und in einem neuen Lenz durch die Lande trägt. Aber dieser Sturm wird dann reine Luft bringen. Er wird die deutsche Flur von allem Fremden, Schwülen, Ekeln, von allen Zersetzungsstoffen und Seuchenerregern säubern und wird uns auch von den übeln Dünsten der großen Kloake befreien, die sich moderne Dichtung nennt und die deutsche Kunst um ihren guten Ruf gebracht hat.

Das Künſtlerelend

Möchte nicht einer von unſern vielen Statiſtikern von Beruf oder aus Liebhaberei ſich einmal an die Beantwortung nachſtehender Fragen machen: 1. Wie viel verkäufliche neue Gemälde werden in einem Jahre ausgeſtellt, und wie viel werden verkauft? 2. Wie viel Quadratmeter Wandfläche in Galeriegebäuden, oder wie viel durchſchnittliche Wohnzimmer (in denen noch andre Gegenſtände als Bilder untergebracht werden müſſen) wären erforderlich, um alle ausgeſtellten Bilder ſo aufzuhängen, daß ſie überhaupt geſehen werden könnten? 3. Welche Summe machen die für alle ausgeſtellten Werke der Malerei geforderten Preiſe aus, wie viel pflegt jährlich für Bilderkäufe aufgewandt zu werden, und in welchem Verhältnis ſteht dieſer Betrag zu den für den Lebensbedarf der Bevölkerung erforderlichen Summen?

Wir verkennen keineswegs, daß die gewünſchten Zahlen etwas ſchwer zu beſchaffen ſein würden, glauben aber, daß die Arbeit mehr Nutzen bringen könnte als manche andre, auf die alljährlich in eignen Büreaus großer Fleiß verwendet wird. Sie würde nicht nur in allgemein faßlicher Weiſe das ungeheure Mißverhältnis zwiſchen Angebot und Nachfrage vor Augen führen, von dem ohnehin jeder eine ungefähre Vorſtellung hat, ſondern zugleich zeigen, daß die Nachfrage gar nicht größer ſein *kann*. Und das iſt der Punkt, über den namentlich in der Künſtlerwelt große Unklarheit herrſcht. Grundirte Leinwand iſt in unendlicher Fülle vorhanden, Farben werden genug fabrizirt, um alles Feſtland zu tünchen, und an fleißigen Händen, die mit Farben umzugehen wiſſen, fehlt es auch nicht. Aber wir ſind nicht reich genug, die geſamte heutige Kunſtproduktion zu konſumiren, wobei vorläufig die Frage der Qualität der Produktion unberührt bleiben kann. Man führt gern an, daß heutzutage unverhältnismäßige Summen vom Theater, von Pferderennen und andern nobeln Paſſionen verſchlungen werden, daß man gut und teuer ißt und trinkt u. dgl. m. Dabei wird jedoch oft überſehen, daß der gerügte und gewiß vielfach recht verwerfliche Luxus keineswegs außer Verhältnis zu dem geſteigerten Wohlſtande, dem geſunknen Geldwerte und andern Vorbedingungen der heutigen Lebensführung ſteht, und daß auch die Kunſtliebhaberei nicht weniger an Ausbreitung gewonnen hat. Bildnismaler geringern

Grades werden jetzt allerdings weniger in Anspruch genommen, als noch vor einigen Jahrzehnten: das verschuldet die Vervollkommnung der Photographie. Dafür verlangt man aber Originalgemälde als Wohnungsschmuck in unzähligen Häusern, wo man einst mit Lithographien zufrieden gewesen wäre; und wenn hierbei nur zu oft hohles Protzentum eine wichtigere Rolle spielt, als wahre Freude an den Schöpfungen der Kunst, so haben sich darüber wenigstens die Maler nicht zu beklagen. Im Gegenteil sollte man glauben, daß der Börsenjobber und die Kokotte, die auch diesen Teil der „Innendekoration" mit jeder Mode wechseln wie ihre Kleider und Hüte, so recht Menschen nach ihrem Herzen sein müßten, kämen nur nicht leider auf diese Art die Bilder immer wieder auf den Markt und machten so ihren eignen Verfertigern Konkurrenz. Jeder Vorwand zur Klage würde erst dann verschwinden, wenn jeder Staatsbürger gesetzlich verpflichtet wäre, jährlich einen bestimmten Teil seiner Einnahme für den Ankauf neuer Bilder zu verwenden, und man sich seines frühern Besitzes dieser Art nicht anders entäußern dürfte, als durch Verbrennen. Sagt man den Mißvergnügten, daß alle Staaten sehr bedeutende Summen für Kunstzwecke bewilligen, so erfolgt die Belehrung, das sei noch viel zu wenig, und überdies würden die Gelder meistenteils ganz schlecht angewendet, nämlich zum Ankauf von Werken, deren Urheber, längst gestorben, keinen Nutzen mehr davon haben. Ja wenn die alten Meister nicht wären! Aber dürfen wir den mit täglichen Sorgen ringenden solche Regungen des Neides zum Vorwurf machen, wenn vom Glück übermäßig begünstigte Malermeister ungescheut die Lehrmeinung zum besten geben, daß die Galerien nur den Zweck hätten, den Künstlern der Gegenwart Ideen zu liefern?

Ziehen wir die Summe, so kommen wir immer wieder auf die unanfechtbare Wahrheit zurück, daß viel mehr produzirt wird, als voraussichtlich konsumirt werden kann. Dieselbe Erscheinung kommt bald auf dem einen, bald auf dem andern Gebiete des Erwerbes vor, und sie hat stets dieselbe Kur zur Folge: Einschränkung des Betriebes. Schmerzlich ist diese Kur unter allen Umständen, alle, denen sie verordnet wird, sträuben sich anfangs, und mancher geht an ihr zu Grunde. Doch endlich muß sich jeder der harten Notwendigkeit fügen, und die Nachwachsenden ziehen für sich eine Lehre aus den bittern Erfahrungen ihrer Vorgänger — für die nächste Zeit wenigstens. Sind die Erfahrungen in der Künstlerwelt noch nicht bitter genug? Was wird aus den tausend und abertausend Bildern, die auf allen Ausstellungen unverkauft und auch bei der verschämten Bettelei, die sich Lotterie nennt, unberücksichtigt geblieben sind? Das ist ein trostloses Kapitel. Im günstigsten Falle können sie an einer Atelierwand auf den reichen Amerikaner warten, der in den heutigen Vorstellungen die Stelle des britischen Lords im vorigen Jahrhundert einnimmt; andre übernimmt der Kunsthändler „für einen Spottpreis," den gezahlt zu haben er häufig noch bereut; noch andre werden

heruntergewaschen, damit wenigstens die Leinwand für abermalige Benutzung gerettet wird. Und trotzdem der immer größere Andrang zu dieser Laufbahn!

Es liegt eine bittre Wahrheit in dem Scherzworte des Malerhumoristen, daß ein unbesonnener junger Mann sich leicht das Malen angewöhne. Der Trieb, abzubilden, äußert sich bei den meisten Kindern mehr oder weniger lebhaft; durch Bilderbücher, Bilder an den Wänden, durch Schaufenster, Museen u. s. w. erhält er Nahrung, Zeichenunterricht wird, wie billig, in allen Schulen erteilt, und gewöhnlich nicht mehr nach Methoden, die geeignet wären, alle Neigung für künstlerische Beschäftigung zu ersticken, zärtliche Eltern und Lehrer, die gern wenigstens einen Lieblingsschüler in die höhere Laufbahn eintreten sehn würden, die ihnen selbst verschlossen geblieben ist, entdecken, wo sich vor der Hand nur eine Liebhaberei zeigt, ein großes Talent und bemühen sich, der Ausbildung des Knaben von vornherein eine bestimmte Richtung zu geben. Vieles Zuredens wird es dabei selten bedürfen, denn welches junge Gemüt sollte die Aussicht auf ein freies Künstlerleben nicht reizen? Beim Ausblick in die Zukunft denkt man natürlich an die lorbeer- und ordengeschmückten, villenbesitzenden Großen und nicht an die vielen, die ihr Brot kümmerlich mit Privatunterricht oder mit dem Retouchiren von Photographien oder — gar nicht verdienen. Zu den sogenannten gelehrten Berufsarten ist der Weg mit endlosen Verhauen, trocknen Studien, Prüfungen u. dgl. verlegt, vor dem Kunstjünger liegt eine ebne, breite Straße durch anmutige Wiesen- und Waldgründe, belebt durch schöne, heitre Menschen in farbenreichen Trachten, und kein Landjäger fragt den wohlgemuten Wanderer nach einem Paß, Lehrbrief oder Schulzeugnis. Im Gegenteil würde an mancher Stelle gelehrtes Gepäck eine schlechte Empfehlung sein. Also frisch hinein in die Akademie, die einige Verwandtschaft mit der Maschine hat, in die auf der einen Seite ein Hase gejagt wird, um auf der andern als Filzhut wieder zum Vorschein zu kommen!

Das Experiment glückt bekanntlich ziemlich oft, öfter aber auch nicht. Das Talent erweist sich oft nicht stark genug. Der eine hat große Intentionen, überwindet aber niemals die Schwierigkeiten des Handwerks, der andre erwirbt sich bald das technische Vermögen, weiß jedoch keinen verständigen Gebrauch davon zu machen, ein dritter ist faul u. s. w. Und kommt die Erkenntnis einer verfehlten Berufswahl zum Durchbruch, so ist der Unglückliche in der Regel für jeden andern Beruf verdorben oder doch zu alt geworden, noch etwas andres zu lernen. Eher als dem Maler steht noch dem Bildhauer, der darauf verzichten muß, Monumente zu schaffen, befriedigende und lohnende Thätigkeit in seinem Fache frei, wenn er nicht zu eingebildet ist. Die Kunst des Modelleurs wird ja von Industrien in Menge in Anspruch genommen. Auch gedeiht in dem Stande der Bildhauer, eben weil ihre Kunst noch in der natürlichen Verbindung mit dem Handwerk geblieben ist und immer bleiben muß,

der thörichte Dünkel nicht so üppig, der Anfänger und der Minderbegabte glauben nicht herabzusteigen, wenn sie als Gehilfen in eines Meisters Werkstatt eintreten; und endlich ist die Beschäftigung an sich nicht so verführerisch für das Dilettantentum. Darum finden wir die Beispiele von Künstlerelend viel häufiger in den Kreisen der Maler.

Alles das ist nichts neues, in allen Ländern treten diese Mißstände ans Licht, nur weniger grell und beunruhigend, wo wirkliches Talent sozusagen dem ganzen Volke eigen ist und deswegen nicht in jedem Falle als etwas außerordentliches, der Pflege würdiges und den künftigen Lebensweg bestimmendes angesehen wird, oder wo eine Vereinigung günstiger Umstände einen großen Markt geschaffen haben. Und überall ist man sich darüber klar geworden, daß das jetzige Akademiewesen einen Hauptanteil an der Schuld trägt.

Daß Lionardos Accademia keine Pepiniere war, noch sein sollte, daß die heutigen Anstalten Schöpfungen unfruchtbarer Zeiten sind, in denen man meinte, Künstler züchten zu können wie Rennpferde und drillen zu können wie Soldaten — das wird wohl kaum bestritten werden. Keiner Akademie ist eine Blütezeit der Kunst zu danken, die Tüchtigen wuchsen fast immer neben der Akademie oder im Gegensatz zu ihr empor, aber das Mittelgut und die Manierirtheit pflanzten sich in den Treibhäusern munter fort. Das hat man schon so oft empfunden und abzustellen gesucht, bald durch Ummodelung der Organisation, bald durch Berufungen, doch immer höchstens mit vorübergehendem Erfolg. Es konnte das auch nicht anders sein, weil der Fehler in der ganzen Institution steckt. Man kann ein vortrefflicher Künstler und doch gänzlich ungeeignet sein, schulmäßig zu unterrichten. Ja die Berühmtheiten, die helfen sollten, haben oft am allerwenigsten genützt, weil sie die persönlichen Gaben, durch die sie sich auszeichneten, ihren Schülern nicht mitzuteilen versuchten. Es ist ein echt akademischer Irrtum, daß durch Anleitung und Fleiß das Talent zum Genie gesteigert werden könne. Ferner lehrt hundertfache Erfahrung, daß der Zwang, zu schulmeistern, einen lähmenden Einfluß auf Künstler ausübt. Wie oft scheint die Produktionskraft mit dem Eintritt in das Lehrerkollegium zu erlöschen! Auch das hat nichts überraschendes. Ja, hätte man lauter frisches, junges Blut um sich, Talente, deren Entwicklung zu beobachten Freude machen könnte! Aber jeder Massenunterricht hat etwas abspannendes, wievielmehr in Disziplinen, die die eingehendste Beschäftigung mit dem Einzelnen zur unumgänglichen Voraussetzung haben. Doch wer zwingt den Lehrer, wird man fragen, sich mit Massen abzuquälen? Werze er doch die Talentlosen, Trägen, Verstockten ans! Allerdings wäre das das richtige, aber herrscht nicht noch hie und da die büreaukratische Anschauung, daß der Nutzen einer Lehranstalt und die Wirksamkeit eines Lehrers nach der Schülerzahl zu beurteilen seien? Und tritt nicht leicht, wo solcher Unsinn nicht besteht, an dessen Stelle ein unseliger Ehrgeiz, einander durch die Schülerzahl den Rang abzulaufen?

Anders wäre es gar nicht denkbar, daß fort und fort solche Scharen von halben und Vierteltalenten aus den Akademien in die Welt geschickt werden. Die Ausstellungen von Prüfungsarbeiten sind mitunter in dieser Beziehung sehr lehrreich. Produktive Naturen bringen es schwer zu dem Grade der Objektivität, der für einen guten Lehrer unentbehrlich ist. Jeder hält die Richtung, den Stil, worin er selbst arbeitet, für besonders, wenn nicht einzig der Pflege würdig, und sucht unwillkürlich die Schüler in dieselbe Bahn zu leiten. Da werden nun Kompositionsaufgaben erteilt, je nachdem Antike oder Romantik die Parole ist: Odysseus und die Freier, Cäsars Tod, Hagar in der Wüste, Krimhildens Rache, Barbarossa in Mailand, Karl V. und Tizian oder dergleichen. Was hilft es dir, du armer Jüngling, daß in dir vielleicht das Zeug zu einem Callot, Chodowiecki, Ludwig Richter oder Adolf Menzel steckt? Du mußt in großem Stil und Format komponiren, sieh zu, wie du damit zustande kommst! Ähnlich ist es in der Landschaft u. s. w. Und doch sind die Arten der Begabung noch unendlich viel mannichfaltiger. A ist der geborne Kartonzeichner, B sieht nur Farbe, C hat ein ausgesprochnes Talent für die Skizze, macht aber, je mehr er die Entwürfe ausführt, die Sache immer schlechter, D ist ein Humorist, E ein Satiriker, und so fort durchs ganze Alphabet, beinahe soviel „Spezialitäten" wie Menschen. Und das wird meist alles über einen Kamm geschoren, die Verhältnisse lassen es nicht anders zu.

Dagegen lehnt sich denn von Zeit zu Zeit die strebsame Künstlerjugend auf und erklärt allem Konventionellen, Erstarrten, Pedantischen, mit einem Worte: dem akademischen Wesen den Krieg. So entflohen Overbeck nebst Genossen der klassizistischen Langweile Fügers in Wien, so wanderten die jungen Berliner mit Wilhelm Schadow nach Düsseldorf, so strömen Jünger aus allen Himmelsgegenden nach München, um — malen zu lernen. Und eine eben solche Erscheinung ist ja auch das Auftreten der neuesten Richtungen in der Malerei. Ihre Anhänger geberden sich revolutionärer, anspruchsvoller, überstürzen und überkugeln sich: das liegt in der Zeit. Aber zu Grunde liegt doch dem oft abgeschmackten oder lächerlichen Treiben, der Thorheit, aus dem vollen Menschenleben nur das Uninteressante oder Widerwärtige als malerischen Vorwurf herausgreifen, das berechtigte Verlangen nach Licht, Luft, Freiheit, Natur. Und schon jetzt melden sich die Anzeichen dafür, daß die Gährung die unreifen und unreinen Stoffe ausscheiden, die Bewegung sich klären wolle. Auch dieser Prozeß vollzieht sich wieder neben den Akademien und gegen sie, die in herkömmlicher Kurzsichtigkeit meinen, eine unbequeme Bewegung durch Ignoriren oder Verbehmung beseitigen zu können.

Was ist dabei zu thun? Soll sich der Staat, der für den Unterricht nach allen Seiten hin Fürsorge trifft, nur der Kunst gegenüber völlig teilnahmlos verhalten, gleichgiltig alles gehn lassen, wie es will? Das ist keineswegs unsre Meinung. Der Staat kann und soll mit seinen Macht- und Geldmitteln aller-

dings viel für die Kunst leisten, ohne Brutanstalten für Künstlerproletariat zu unterhalten. Er kann jedem Gelegenheit gewähren, sich Fertigkeiten im Zeichnen anzueignen, die in jedem Berufe nützen können, und darüber hinaus die Anfangsbegriffe der Malerei. Dazu bedarf es keiner großen Künstler, nur tüchtiger, solid gebildeter Schulmeister. Er kann aber auch hervorragende Maler auszeichnen durch Verleihung des so geschätzten Professortitels, Überlassung von Arbeitsräumen, nötigenfalls durch Besoldung. Die mögen dann nach freiem Belieben Schüler aufnehmen oder nicht, d. h. Schüler im alten Sinne, also Lehrlinge, die alles das praktisch zu lernen haben, was in guten Zeiten als das Grunderfordernis der Kunst betrachtet wurde, das Handwerk. Schlimm genug, daß das Farbenreiben durch die Industrie entbehrlich gemacht worden ist, und viele Maler gar nicht wissen, was sie eigentlich aus der „Tube" auf die Palette drücken, und wie sich der eine Stoff zum andern, mit dem er gemischt wird, wie zu den Binde- und Trockenmitteln, wie zur Atmosphäre u. s. w. verhalten wird. Zeigt sich der Lehrling anstellig, so wird er zum Gehilfen des Meisters werden, im andern Falle wird er weggeschickt werden, noch jung genug, zu etwas anderm zu greifen, noch nicht vom Künstlerdünkel angesteckt. Nicht immer wird sich das Mittel bewähren, doch haben wir schon oft die Probe gesehen, wie bald junge Burschen, die in der Kunst einen lustigen Zeitvertreib vermutet hatten, durch die Lehrzeit bei einem verständigen Künstler ernüchtert wurden. Und wer sich nicht raten lassen will, der mag seinen Weg selbst suchen. Verfehlt er das Ziel, so kann er mindestens nicht, wie es jetzt so oft geschieht, den Staat dafür verantwortlich machen, daß er die beste Jugendzeit auf der Schulbank verbracht habe, um — ein Pfuscher und Hungerleider zu werden.

Wie aber würde es dann um die wissenschaftliche Bildung stehen? Bei einem tüchtigen Meister würden Lehrling und Gehilfe in den Gesprächen bei der Arbeit und über die Arbeit vieles leichter und mehr für die Dauer lernen als aus Vorlesungen, und wer überhaupt Bildungstrieb hat, dem stehen gegenwärtig die Mittel zu deren Befriedigung in überreicher Fülle zu Gebote. Übrigens vernimmt man oft die Klage, daß gerade in dieser Beziehung die akademische Jugend von heute tief unter frühern Generationen stehe. Früher vereinigten sich Schülergruppen, um in den Abendstunden den Laokoon oder Vasari mit einander zu lesen: das soll jetzt sehr selten vorkommen, weil manche Herren Professoren keine Gelegenheit vorübergehen lassen sollen, ihnen zu zeigen, wie sehr sie selbst Vernunft und Wissenschaft verachten.

Vor allem wird unsre Zeit wieder Vertrauen zu der eignen Kraft des Talents gewinnen müssen. Die wohlgemeinten Bemühungen, ihm jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen, es zu päppeln und zu gängeln, schießen auf diesen wie auf vielen Gebieten weit übers Ziel hinaus. Es geht einmal nicht an, daß jeder „studirt," die sogenannten höhern Berufsklassen sind, wohin man

sehn mag, überfüllt, in andern fehlt es an Kräften, die Überzahl der mit Stipendien reich gesegneten höhern Bildungsanstalten produzirt immer mehr Halbgebildete und Unzufriedne. Die wirklich bedeutende Kraft hat sich wohl noch immer selbst durch- und emporgearbeitet, und es ist kein Unglück, wenn der Geschäftsmann, der Landwirt, der Handwerker, die vielleicht in ihren Jugendjahren künstlerische oder litterarische Neigungen verraten haben, diesen die Freistunden nach des Tages Arbeit widmen, ohne deshalb produktiv auftretenden Bilder- und Büchermarkt beschicken zu wollen. In dieser Beziehung können wir mit Neid auf England und Frankreich blicken, wo der Bürgerstand eine viel geachtetere Stellung einnimmt, der alberne Gelehrten- und Künstlerhochmut nicht so überwuchert, wie bei uns.

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

(Fortsetzung)

7

Am andern Tage mußten sie es schon als ein Glück ansehen, daß sie in der Herberge Aufnahme gefunden hatten. Franz war erkrankt, er lag in starkem Fieber und fühlte sich unfähig, aufzustehen. Der Jammer, den er so lange still getragen hatte, war über ihn Herr geworden. Das war ein schwerer Schlag für sie: sie mußten sich nun darauf einrichten, einige Zeit an diesem Orte zu verweilen.

Tagsüber war es in dem Hause noch erträglich, aber der Abend wurde den beiden schrecklich, da sie kein Licht in ihr Zimmer bekamen. Sobald der Morgen aufdämmerte, flogen die meisten Kunden aus, um in irgend einer Dorfschaft einzufallen: sie „gingen auf die Fahrt," bettelten den Bauer an, den Kaffer; aber lieber noch hatten sie es mit den gutherzigen Bäuerinnen, den Kafferinchen, zu thun. Das weibliche Herz konnte unmöglich lange dem Anblick von soviel Jammer, dem Ansturm von soviel klagenden und schmeichlerischen Worten widerstehen.

Einige hatten weniger auf der Bettelfahrt als im Finden Glück. Es war wunderbar, was man alles auf der Straße finden konnte: Uhren, Talglichter, Tabaksdosen, Pflaumenmus, Stiefel und vieles andre fand bald dieser, bald jener, und soweit er die Gegenstände nicht selbst gebrauchen konnte, verkaufte er sie abends auf der Herberge an unternehmende kleine Geschäftsleute. Es war daher eine beliebte, immer mit Heiterkeit aufgenommne Frage unter den Kunden: Ja Junge, wem hast du denn das weggefunden?

So sahen die Flüchtlinge bei den Menschen, die nunmehr ihre Umgebung bildeten, öfter Geld in Fülle, während sie selbst allmählich Mangel litten und

mit dem Hunger kämpften. Die Bettlerin war am andern Morgen verschwunden, auch das musikalische Kleeblatt zog ab, nicht ohne daß alle drei die Flüchtlinge noch einmal vor dem Alten warnten. Stiefel sagte zu Lucie: Wenn er euch preßt, so beruft euch auf mich. Ich weiß mehr von ihm als sonst jemand, und den Ziegenhainer hat er auch schon gespürt, der alte Gauner.

Aber was konnten alle Mahnungen und Warnungen helfen? Sie standen freundlos da, nur der Alte war ihnen geblieben. Er versuchte es, ihnen Trost zuzusprechen, und machte sich in den ersten Tagen, so gut er konnte, nützlich, wenn auch seine beruhigenden Worte nicht ganz billig waren. Er fühlte sich stets als eine Art Advokat, und er wußte, daß Konsultationen Geld kosten, jede Zwiesprache mit den verlassenen Menschen rechnete er sich für eine Beratung an. Den Umständen Rechnung tragend, machte er es freilich billig. Auch ein Kupferstück nahm er ohne Murren, und ein Dickchen, ein Zehnpfennigstück, rührte ihn schon zu Thränen, aber er war unermüdlich im Trösten und im Einziehen seiner hierdurch entstandnen Kosten. Bald erbat er sich Draht zu Hanf, nämlich zu einem Stückchen Brot, bald zu einem Täßchen Schockelmei, unter welchem Namen den Gästen eine bräunliche Cichorienſuppe gereicht wurde. Zuweilen verspürte er auch eine Neigung für „Feldhühner," die beliebte Zuspeise zu Häringen. Dafür unterhielt er dann auch seine Schützlinge nach Möglichkeit und raubte ihnen für viele Stunden das einzige Glück, das sie noch hatten, die Freude eines ungestörten Zusammenseins.

In seinem Eifer brachte er ihnen auch einen Doktor; es war ein Barbier, der in seiner Jugend einige Wochen hindurch in einem Krankenhause untergeordnete Dienste geleistet hatte und sich seitdem einer ziemlichen Berühmtheit unter den Wandergenossen erfreute. Besonders schätzte man ihn als „Staroperateur," außerdem wandte er hauptsächlich noch ein uraltes Mittel an, die sogenannte Arquebusade, das Wundmittel der Landsknechte. Er fühlte dem Kranken an den Puls und schüttelte höchst bedenklich den Kopf. Dann sprach er vom Aderlassen, entschloß sich aber schließlich, es vor der Hand mit einem abscheulichen Thee zu versuchen, mit dessen Hilfe er den Kranken in wenigen Tagen dahin brachte, daß er kaum noch wußte, ob er leben oder sterben sollte.

Es waren traurige Tage, die die Flüchtlinge nun verlebten. Der Wirt bekümmerte sich gar nicht um sie, nur die Wirtin kam wohl einmal verstohlen in das Kämmerchen und reichte heimlich eine Suppe hinein. Wohlthätigkeit durfte in diesem Hause nur im Verborgnen geübt werden, sonst fühlte sich leicht alles faule Gesindel von der Herberge angezogen. Der Wirt wollte es nur mit „reellen" Leuten zu thun haben, mit keinem Lumpengesindel, das man aus Barmherzigkeit erhalten mußte. Es war daher immerhin ein Wunder, daß die Flüchtlinge, die allmählich mittellos geworden waren, noch im Hause geduldet wurden. Sie fühlten sich auch zur Dankbarkeit verpflichtet, und Lucie versuchte es, sich durch Hilfsleistungen im Haushalt erkenntlich zu zeigen. Sie glaubten, der Wirt sei weniger ein Mann von Worten, als von Thaten, äußerlich mürrisch und hart, schon um seines abgefeimten Kundenkreises willen, aber doch nicht ohne Gutherzigkeit. Damit thaten sie freilich dem Manne bitter Unrecht, und noch einem andern, der der wirkliche Wohlthäter war, nämlich dem Vagabunden. Dieser allein sorgte für sie, und man mußte es ihm zugestehen, daß er wohlthat, ohne damit groß zu thun, er that Gutes im Verborgnen.

Überhaupt war er jetzt in ausgezeichneter Stimmung, er hatte Geld in solcher Menge, daß er seine Reichtümer nicht mehr bei sich zu tragen wagte, sondern einiges im Garten hinter der Herberge, einiges in einem vertrauten

Wäldchen vergrub. Wie hatte er es gewonnen? Einfach durch seine Findigkeit und Klugheit.

Die Flüchtlinge wagten nicht nach Hause zu schreiben, und er selbst hatte sie davor ernstlich gewarnt, da ihre Briefe sicherlich würden aufgefangen werden. Das hinderte jedoch nicht, daß er Franzens Mutter selbst Nachricht gab. In einer stillen Mittagsstunde wurde am Tisch im „Salon" ein Brief aufgeschrieben, der ein Meisterstück der Beredsamkeit genannt werden konnte. Da schrieb ein würdiger Landwirt, namens Wiesel, der armen Frau teilnehmende Worte, indem er den Leichtsinn der jungen Leute ebenso ernst verurteilte, wie er ihre jammervolle Lage bemitleidete. Er schilderte die Reue und das Leiden der armen verirrten Menschen in einer Weise, daß er selbst gerührt war, und ermahnte das Mutterherz dringend, die Pflicht der Vergebung zu üben. Der Brief ging freilich nicht durch die Post, sondern das Goldschmiedchen, ein bescheidner Händler, nahm ihn mit und überbrachte nach einigen Tagen dem Alten Geld und einen Brief voll treuester, herzlicher Mutterliebe. Der Stromer las denn auch die Antwort auf seinen Brief mit dem Gefühle wirklicher Befriedigung. Dem Goldschmiedchen gab er einen mäßigen Botenlohn, und seinen Schützlingen gewährte er soviel, daß sie eben nicht verhungerten, und dabei sorgte er wohl dafür, daß sie aus der Angst vor ihren Verfolgern, die auf sie fahnden mußten, nicht herauskamen.

Ein zweites mal freilich gelang es ihm nicht, die Presse anzusetzen, denn das Goldschmiedchen verweigerte entschieden seine Beihilfe: Ich bin ein ehrlicher Jüd, rief er, und gebe mich nicht ab mit faule Masematten. Ich habe den Brief überbracht und das Geld abgegeben, an welchen gewesen ist die Adresse. Aber ein zweites mal werde ich nicht gehen zu der Frau, die vergossen hat blutige Thränen.

Er ging zu den Flüchtlingen hinauf, und wenn er es auch nicht für seine Pflicht ansah, den Alten zu entlarven, so sprach er doch gutmütig und herzlich mit ihnen und rief das erste Lächeln auf Luciens vergrämtem Gesicht hervor. Er erzählte von seinen Wandrungen und Erlebnissen. Einmal war er auf einem Polizeibüreau vernommen worden. Wie heißen Sie? hatte man ihn gefragt. Abraham Löwenstein, Herr Kommissarius. Woher sind Sie? Aus Meseritz, Herr Kommissarius. Was sind sie? Handelsmann, Herr Kommissarius. Welche Religion? Gott, hatte da das Goldschmiedchen geschrien, wenn ich Ihnen sage, ich heiße Abraham Löwenstein und bin aus Meseritz und bin Handelsmann, soll ich dann vielleicht sein altlutherisch?

Er erzählte die kleine Begebenheit so drollig, daß sogar Franz einen Augenblick heiter wurde. So hatte denn das Goldschmiedchen seinen Zweck erreicht, und nun konnte man anstandslos ein kleines Geschäft daran anknüpfen. Franzens Uhr wanderte, nachdem sie bescheiden abgeschätzt worden war, in die Tasche des Handelmanns aus Meseritz.

Die Flüchtlinge hatten nun wieder Geld, und zwar für ihre Verhältnisse viel, nur waren sie so unvorsichtig, von dem Handelsgeschäft, das das Goldschmiedchen weislich verschwiegen hatte, dem Alten zu erzählen. Von dieser Stunde an war die unentgeltliche Verpflegung zu Ende, sie erhielten nur, was sie bestellten, und zwar nur, wenn sie sofort bezahlten, und der Wirt erschien, um ihnen zu sagen, daß fernerhin nicht wieder geborgt würde. So schrumpfte ihr kleiner Besitz täglich mehr zusammen, und da Franz noch immer elend war, sahen sie trostlose Tage vor sich.

Wir wollen uns ergeben, Lucie, sagte Franz mit matter Stimme. Schreibe nach Haus, damit sie dich finden. Mit mir mögen sie machen, was sie wollen. Es ist aus und zu Ende, rette nur dich!

Lucie wies das Ansinnen zurück. Soweit ist es noch lange nicht, Franz, tröstete sie ihn. Nur der Tod soll uns scheiden! So heißt es, wenn man vorm Altar steht. Das soll auch bei uns gelten, obgleich wir noch fern sind von dieser glücklichen Stunde.

Er lächelte trübe.

Siehst du, Franz, redete sie ihm weiter zu. Wir sind ein paar arme Schmetterlinge, die in einer rauhen Sturmnacht allen Goldstaub von den Flügeln verloren haben. Aber müssen wir deshalb graue, blöde Nachtschmetterlinge bleiben? Können wir uns nicht doch noch einmal im Lichte wiegen?

Es ist vorbei, versetzte er traurig. Nicht nur der Goldstaub ist verstreut, die Flügel selbst sind uns durchlöchert. Das ist ja das schlimmste, daß ich in dieser Zeit wie ein Krüppel am Boden liegen muß und stillehalten, wies kommt. Das bringt mich zum Verzweifeln. Es ist vorbei, Lucie!

Sie schüttelte das Haupt: Ach Franz, an ein fröhliches sonniges Leben denke auch ich nicht mehr, nur an ein Leben voller Pflichten und Kämpfe. Wir werden den Weg noch zurückfinden, wenn wir nur den Mut nicht verlieren und an der Hoffnung festhalten. Nicht wahr?

Er antwortete nicht, sondern lehnte sich müde zurück. Lucie aber ging leise hinaus, um sich im Garten auszuweinen, ungesehen von den Menschen, unbeobachtet auch von dem, um deswillen sie mutig und stark bleiben mußte.

Aber sie blieb nicht lange allein. Der Vagabund gesellte sich zu ihr und setzte sich neben sie. Seine Stunde war endlich erschienen.

Na Täubchen, begann er, was fangen wir denn nun an? Mit dem Franz siehts noch immer schlecht aus. Das Geld ist alle, und ihr könnt das Schlummerpech nicht mehr bezahlen. Wie ich den Wirt kenne, wird er euch euer Nachtlager auf der Straße suchen lassen. Ich will dir also einen Vorschlag machen. Es kommt darauf an, euch zu erhalten, bis der Franz wieder hoch ist, und wir wieder weiter können. Bettelbrot habt ihr schon gegessen, und ihr habt dabei gemerkt, daß es schmeckt wie andres Brot. Laß uns zweispännig auf die Fahrt gehen. Du hast ein hübsches Gesicht und ein paar traurige Augen. Das könnte gar nicht besser passen.

Lucie sah ihn groß an und ging ohne zu antworten ins Haus.

Der Alte grinste boshaft: Wirst schon kommen, kleine Hübsche. Hunger thut weh. Und wenn alle Stricke reißen, einen habe ich noch, auf den ich mich verlassen kann. Das wäre noch schöner, wenn solch ein Paar, das auf allen Wegen und Stegen gesucht wird und ein fetter Bissen ist für jeden Landdragoner, einem ehrlichen Kunden Sperenzien machen könnte! Wirst schon mürbe werden!

Es war in den letzten Tagen immer herbstlicher und düstrer geworden. Der Himmel war grau verschleiert. Blatt um Blatt fiel nieder, und kam auch einmal wieder ein Sonnenstrahl, so stimmte er das Herz nur wehmütiger und trauriger. Lucie lehnte die heiße Stirn an die trüben Scheiben und blickte oft stundenlang verstört hinaus. Die Wolken trieben dahin, und die Ferne war von Regenschauern verhüllt.

Eines Tags entschloß sie sich zur Wirtsfrau zu gehen und sich als Magd anzubieten. Die Frau war auch zuerst bereit, ihren Wunsch zu erfüllen, aber ihr Mann lehnte es ab. Er konnte in seinem Hause keine Dienstboten brauchen, deren

Dasein ein geheimnisvolles Dunkel umgab, und dieses Dunkel zu lichten, hatte er keine Veranlassung.

Nun sah sie keinen Ausweg mehr. Nach einer schlaflosen Nacht sagte sie zu Franz: In Gottes Namen, ich gehe mit ihm. Es kommt jetzt alles darauf an, dich zu erhalten und zu kräftigen. Ich will die Leute ehrlich um Hilfe anrufen. Es ist mir ein saurer Gang, aber ich sehe keinen andern Weg, frei zu werden. Er muß gegangen werden. Halte dich aber bereit, Franz, daß wir ihnen entfliehen können!

Er antwortete nicht, sondern bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind.

8

So ging sie denn mit dem Alten auf die Fahrt. Vergnügt schritt er an ihrer Seite und blickte sie stolz an.

Du bist doch ein Wettermädel, Lucie, sagte er. Ich hätte nicht gedacht, daß du den Kopf so hoch tragen könntest. Die Leute reden immer von Bettelprinzessinnen. Jetzt weiß ich doch, wie eine aussieht!

Ihr wurde es freilich schwerer, als der Alte glaubte, schwerer auch, als sie selbst gedacht hatte.

Der Vagabund blieb gewöhnlich vor dem Dorfe zurück, wo sie um eine Gabe ansprechen sollte, und machte es sich hinter einem Strauch oder unter einem Brückenbogen bequem. Das erstemal brachte Lucie kein Wort heraus, nur Thränen vergoß sie, bittere, heiße Thränen, und die Leute gaben ihr kopfschüttelnd. Später erzählte sie wohl auch ihre Geschichte. Allerdings sagte sie nicht die ganze Wahrheit, sondern nur soviel, als sich ohne Bedenken sagen ließ. Zuweilen bot man ihr Arbeit an. Das erstemal nahm sie das mit Freuden an und arbeitete mit solchem Eifer, daß die Leute sie mit wirklicher Teilnahme und Freundlichkeit ansahen. Später mußte sie solche Anerbieten ablehnen, obgleich sie sich selbst verächtlich dabei vorkam, denn dem Vagabunden war das Warten verdrießlich geworden, und er hatte sie mit Scheltworten empfangen.

Überhaupt lebte er sich immer mehr in den Gedanken ein, sie gehöre ihm an, und wurde von Tag zu Tag anmaßender. Anfangs hatte er sich seine Flasche in der Schenke selbst füllen lassen, später wollte er es bequemer haben, und eines Tages mutete er ihr zu, ins Dorf zu gehen und ihm Branntwein zu holen.

Lucie weigerte sich. Da drohte er ihr. Du meinst wohl, schrie er sie an, du könntest thun, was du willst? Denke das ja nicht! Du bist in meiner Hand, ich kann dich und den Burschen erdrücken, wann ich will, und verdiene mir noch eine Anerkennung dabei. Du hast mein Vertrauen schmählich getäuscht, ich hatte etwas ganz andres von dir erwartet. Du stellst dich an, als wärest du aus besserm Holze als wir. Nichts da, jetzt gehörst du zu uns! Ich wollte auch einmal oben hinaus, fuhr er fort, indem er sie hämisch ansah. Wie ists jetzt? Du siehst es. Vorbei ists. Gucke nur in den Spiegel, dann wirst du auch an dir dein Wunder erleben. Dein Rock hat Flecke und Risse, und so ein saubres Mädel wie sonst bist du längst nicht mehr. Die Landstraße hat dich, und die läßt keinen wieder los. Nun mach, oder —

Lucie hörte die Drohung nicht mehr, sie ging, aber sie fühlte sich zerbrochen und zermalmt. Als sie zurückkam, gab sie ihm die Flasche und sagte: Da nehmt. Wir sind in eurer Hand, aber ihr seid in Gottes Hand. Ihr seid unser Unglück, aber euer wartet die Hölle, vielleicht schon hier auf Erden!

Der Alte brach in ein rohes Gelächter aus. Gut gesagt, Lucie, du hast einen trefflichen Zungenschlag. Hölle auf Erden! Ich habe mein Lebtag nichts davon gehört. Da trink, Mädel, nimm einen Schluck, er ist dir gegönnt!

Sie wies die Flasche mit solchem Abscheu von sich, daß er in den höchsten Zorn geriet. Nimm dich zusammen, du hochmütiges Ding! rief er. Die Gefahren, die mich vernichtet haben, lauern auch auf deinem Wege. Wie ich, wirst auch du einmal im Staube der Straße verschmachten, und dein letzter Blick wird auf die geputzten, fröhlichen, reinen Menschen fallen, zu denen du dann nicht mehr gehörst.

Da sei Gott vor, sagte Lucie bewegt. Du aber glaube mir, die Hölle ist deinem Herzen näher, als du denkst.

Der Vagabund lachte wieder, doch blieben ihre Worte nicht ohne Wirkung auf ihn. Lucie hatte Mut und Stolz, und das flößte ihm Achtung ein; aber er brannte nur um so mehr darauf, ihr stolzes Herz zu brechen und sie zu sich in den Koth hinabzuziehen.

So gingen die Tage hin. Franz wurde wieder wohler und übte seine Kräfte durch tägliche Wanderungen in das nahe Gehölz. Die Farbe kehrte auf seine Wangen zurück, und sein Lebensmut erwachte wieder. Als Lucie eines Abends traurigen Herzens zurückkam, flüsterte er ihr zu: Jetzt können wir fliehen. Ich fühle mich stark genug. Luciens Augen leuchteten. So war endlich diese trübe Zeit überwunden, und eine hoffnungsvollere Zukunft that sich vor ihr auf. Sie verabredeten die Flucht für den nächsten Abend, und nun wurde Lucie fröhlich und fast übermütig.

Sie zwitschert ja wie ein liebes Singvöglein, meinte einer der Kunden. Der Vagabund sah sie aber mißtrauisch an.

Es traf sich gut, daß in der Dämmerung des folgenden Abends, während sie mit Herzklopfen auf eine Gelegenheit warteten, sich unbemerkt zu entfernen, neue Wandersleute anlangten, die die Stammgesellschaft lebhaft beschäftigten. In der Stube herrschte ein buntes Durcheinander, und der Vizeboos hatte alle Hände voll zu thun, die Gäste zu befriedigen. Eben wollte man einen gemeinsamen Gesang anstimmen, als ein Junge kam und dem Wirt ein Papier brachte, das dieser an das Wiesel, als den Vorstand der Gesellschaft, weiterreichte. Die Kunden wurden neugierig und wollten wissen, von wem „der Wisch" geschickt sei. Der Alte las ihn denn auch mit lauter Stimme vor: Hinter der Scheune stehe ich schon seit zwei Stunden auf den Strümpfen. Wünsche den Vorstand von der Nationalverbindung zu sprechen und zu hören, ob die Luft rein ist. Helmut mit der Löwenklaue.

Da brach die ganze Gesellschaft in ein Hallo aus. Der Doktor! Jungens, unser lieber alter Doktor ist wieder da! Hoch, hoch und nochmals hoch!

Der Vagabund war schon hinausgelaufen und kehrte nach kurzer Zeit mit seinem Freunde zurück, einem kurzen Manne mit kleinem Kopfe und weit abstehenden Ohren.

Jeder wollte ihm zuerst seinen Glückwunsch aussprechen. Alle drängten sich um ihn, der eine drückte ihm die Hände, der andre streichelte ihm die Wangen, und sein Freund August umarmte ihn von hinten, da er von vorn nicht an ihn hinan konnte.

Wie siehst du aus! sagte der Vagabund. Eigentlich ganz proper gekleidet, nur ein bischen unvollständig.

Nehmts nicht übel! versetzte der Doktor, nachdem er aus der dargebotenen Flasche einen tiefen Schluck genommen und sich gesetzt hatte. Ich hatte es ein bischen eilig, als ich Abschied nahm.

Du siehst recht kirre aus, Doktor! rief einer der Kunden.

Der Doktor kraute sich in seinem kurzen Haar. Es ist mir schlecht ergangen, sagte er seufzend. Ich hatte es mir ganz angenehm gedacht, ein paar Tage bei der warmen Kost von den Strapazen auszuruhen. Kommt da aber der Amtsrichter zu mir herein, schneidet ein Gesicht wie zehn Tage Regenwetter und schnarrt: Haben wir endlich den Strolch und Spitzbuben hinter den eisernen Gardinen? Na, ich werds ihm anstreichen! Da sticht mich der Haber, daß ich herausfahre: Also Sie sind auch ein Anstreicher wie ich? Herrje, Herr Amtsrichter, dann sind wir ja Kollegen! Nun guckt er mich an, mit so einem langen Blick, wo man nicht weiß, ists ein Sonnenstrahl oder ein Peitschenhieb, und dekretirt: Sechs Tage bei Wasser und Brot — vorläufig.

Der Teufel soll ihn holen! schrie der Alte. Sechs Tage?

Der Doktor nickte wehmütig. Na also weiter! Wie er hinaus war, und ich mir meine Gedanken über mich selber zurechtlege, kommt der Schließer herein, guckt mich auch mit so einem langen Blick an und sagt so ganz langsam, daß man jedes Wort einzeln runterschlucken mußte: Wenn ich der Herr Amtsrichter wäre, ich würde noch ganz anders mit ihm verfahren. Verlaß er sich darauf, er Subjekt. Na, dem gab ichs gepfeffert, eine Antwort, die Haare auf den Zähnen hatte. Und nun denkt euch —

Was? riefen alle aufgeregt.

Ja was? So ein Kerl! Giebt mir den einen Tag das Wasser und den andern das Brot! Sechs Tage lang! Sechs Tage lang habe ich den einen Tag gehungert und den andern gedurstet. Was sagt ihr dazu?

Sie sagten nichts dazu. Sie fanden keine Worte, die ihren Unwillen hätten ausdrücken können.

Und was meinte der Amtsrichter dazu? fragte endlich der Alte; das ist doch gegen jeden Gesetzesparagraphen!

Nun, äußerlich hat er ein bischen geschimpft und mich wieder aufpäppeln lassen. Aber es war mir doch zu viel. In der Nacht drauf ging ich durch, und nun bin ich frei.

Der Doktor wurde nun dem „Stabsbekleidungskünstler," einem alten, verdorbnen Flickschneider, zugeführt. Dieser betrachtete ihn von oben bis unten und erklärte dann: Das Gefieder ist nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten noch sauber, aber lückenhaft. Wir müssen ihm Trittchen, einen Wallmasch und eine Mütze borgen.

Jetzt trat auch der Wirt heran und brachte den Wallmasch, einen schäbigen Rock, sagte aber dabei: Morgen früh, wenn der Hahn kräht, verschwinden!

Eine Widerrede hiergegen gab es nicht. Es blieb nichts übrig, als den Doktor mit den nötigen Reisepapieren auszurüsten, daß er der Obrigkeit nicht sobald wieder in die Hände fiele. Der Tisch wurde von allem Überflüssigen gesäubert, und der Alte schrieb mit klarer Hand die nötigen Nachweise. Unterdes hielt ein andrer verschiedne Stempel bereit, um das Werk zu vollenden. Die Anfertigung dieser „echten Papiere" erregte die Bewunderung der Neulinge. Sie umdrängten den Alten und lasen die Worte, die er niederschrieb, halblaut mit. Die andern umstanden den Doktor. Eine tiefe Rührung hatte sich ihrer bemächtigt; sie blickten sich mit schwimmenden Augen an und sangen ein schwermütiges Lied nach dem andern.

Diesen Augenblick, wo des Vagabunden Aufmerksamkeit ganz in Anspruch genommen war und niemand auf sie achtete, benutzten die Flüchtlinge, sich leise hinauszuschleichen. Vorsichtig gingen sie über den Hof nach dem Garten, und von

da aus eilten sie in raschem Laufe über die Felder dem Walde zu. Als sie diesen erreicht hatten und sich endlich in sicherer Entfernung von dem Hause wußten, worin sie so tief gedemütigt worden waren, fielen sie sich weinend in die Arme. Über ihnen stand der klare Herbsthimmel mit seinen leuchtenden Sternen, und in der Ferne tief unten lag düster die Herberge mit ihrem trüben Lichte.

Als sie sich beruhigt und wieder Atem geschöpft hatten und sich nun dem Walde zuwandten, um ihre Flucht eilig fortzusetzen, fragte Lucie, jetzt wieder mit heller Stimme: Und nun wohin, Franz?

Nach Hause, Liebste!

Nach Hause! Dieses Wort trieb sie immer wieder an, wenn sie ermatten wollten, dieses Wort fiel wie ein heller Schein in ihre Seelen, sodaß es ihnen auch im dunkeln Walde nicht finster wurde.

So legten sie eine große Strecke schweigend zurück. Dann aber blieb Franz plötzlich stehen, er konnte nicht weiter. Lucie sah ihn erschrocken an und ergriff seine Hand.

Was ist dir? fragte sie, bist du wieder krank?

Nicht doch, sagte er beruhigend, nur schwach!

Da lachte sie fröhlich auf: Ich trage dich.

Er wollte es nicht zulassen, aber sie umfaßte ihn und hob ihn empor. Du bist leicht geworden, armes Herz! Glaub mir, ich habe die vergangnen Tage schwerer tragen müssen, als jetzt an dir. Heute ist es mir, als wäre meine Kraft doppelt geworden!

Und wie sie ihn nun trug, erzählte sie in abgebrochnen Sätzen, während ihr Atem flog: Kennst du das Märchen vom getreuen Mann? Heinrich, der Wagen bricht! O nein, es ist nur ein Band von meinem Herzen, das da lag in großen Schmerzen, als ihr in dem Brunnen saßt, als ihr eine Fretsche wast. Das Herz hüpfte dem getreuen Mann vor Freude, als er seinen Herrn wieder in rechter Gestalt vor sich sah, da brachen die eisernen Bande, mit denen er sein Herz verwahrt hatte, daß es nicht vor Traurigkeit zerspränge. Ich habe viel darüber gelacht, Franz, es ist zu kurios. Aber heute ist es mir auch so zu Mute. Alles, was mich schwach machte, ist dahin, ich bin glücklich und stark. Du trägst mich ein andermal, Schatz, wenn ich kleinmütig bin und verzage!

Es war doch nur ein kleines Stück, das sie ihn trug, aber ihre große, hingebende Liebe strömte neue Kraft auf ihn aus.

In einer stillen, verborgnen Schlucht setzten sie sich endlich nieder. Franz schlief bald ein. Lucie nahm ihr Tuch ab und breitete es über den Schlafenden aus. Dann saß sie neben ihm und horchte still auf die mannichfaltigen, wundersamen Töne der Nacht, bis auch sie einschlummerte. Im Walde knisterte und knarrte es bald näher, bald ferner. Und über ihren Häupten brauste der Wind durch die Wipfel.

Aber auf ihrer Spur war einer, dessen Auge scharf und listig war, wie das eines Raubtiers. Als der Morgen kam, sahen sie sich umringt. Der Wirt schrie sie an und schalt sie, weil sie ohne zu bezahlen entlaufen wären, er nannte sie Diebe und Betrüger. Und das Auge des Vagabunden ruhte höhnisch auf ihnen: Warum seid ihr losgezittert? fragte er, und habt mir und den Herren da die Nachtruhe gestört? Ich habe euch gesagt, daß ich euch nie verlassen werde, und ich thus auch nicht; lieber gehe ich mit dem Franz dahin, wohin er nicht möchte. Das merkt euch!

Diese Andeutung sagte genug, sie mußten zurück.

9

Von nun an wurde ihre Lage noch viel trauriger. Der Wirt wurde noch unfreundlicher gegen sie, als vorher, sie fielen ihm lästig. Er wußte zwar nicht, welche Umstände sie so gänzlich in des Landstreichers Hände gebracht hatten, aber er ahnte genug, um lebhaft zu wünschen, daß sein Hans bald von ihnen frei werden möchte. Wie seine Kunden, so hatte auch er eine Abneigung gegen Grün und Blau und duldete nicht gern etwas längere Zeit um sich, was ihm das zweierlei Tuch häufiger als für gewöhnlich ins Haus locken und so den guten Ruf seiner Herberge als sichere Einkehr für alle Bedrängten und Verfolgten zerstören konnte. Aber er mußte sich die Anwesenheit der Leute gefallen lassen, denn das Wiesel, sein alter, nützlicher Stammgast, wollte es so und bezahlte dafür. Er behielt sie daher auch fernerhin und wachte über ihrer Sicherheit, schon mit Rücksicht auf den eignen Vorteil, aber er ließ sie ihre trostlose Lage nun schärfer fühlen. Die abgelegne Kammer, worin sie sich wenigstens für die Nacht hatten absondern können, wurde ihnen genommen, sie mußten sich nun zu den andern gesellen. Und das war das schwerste für sie, daß sie Tag und Nacht unter den verkommnen Menschen sein mußten, daß sie sich niemals von ihrer schrecklichen Umgebung freimachen konnten.

Der Vagabund behandelte Franz mit Verachtung, während er gegen Lucie kein Wort weiter über das Geschehene verlor. Er verkehrte vielmehr in der frühern vertraulichen Weise mit ihr und gab ihr zu erkennen, daß er auch den Versuch, ihn zu überlisten, nicht übelgenommen habe. Lucie unterdrückte deshalb ihren Widerwillen gegen ihn und fügte sich geduldig seinen Wünschen; sie war besorgt, daß er nie den Mangel litt, den er am schwersten empfunden haben würde, ja sie brachte es sogar dahin, daß er zuweilen vertraulich gestimmt wurde und dann aus seinem Leben erzählte. Das meiste freilich, was er auskramte, war erdichtet und gehörte entweder in ein andres Menschenleben hinein oder war ganz und gar aus der Luft gegriffen. Das Fabeln machte dem alten Manne Freude, und er ersann täglich neue Abenteuer. Daß er sich dabei von einem Tag zum andern widersprach, war ihm gleichgiltig, er bemühte sich gar nicht, die Widersprüche in seinen Erzählungen zu verdecken. So weit mußte Lucie ja in die Kenntnis des Kundenlebens eingedrungen sein, daß sie nicht darauf rechnete, die Wahrheit zu hören. Sie lauschte seinen Worten mit Aufmerksamkeit, auch wenn er die Grundsätze seiner Moral vortrug und mit häßlichem Lachen die Anschauungen verspottete, die ihr heilig waren. Sie hatte sich vorgenommen, sein Vertrauen zu gewinnen, und sie gewann es, soweit man das Vertrauen eines Fuchses gewinnen kann.

Siehst du, Lucie, sagte er einmal, ich freue mich immer, wenn ich sehe, wie du so tapfer und entschlossen ins Zeug gehst. Nur einen andern Kumpan wünschte ich dir, als den Franz! 'S ist schade, daß du meinen Jungen nicht kennst. Das wäre eher ein Mann für dich. Wir drei verbündet, das wäre ein Ereignis, von dem man noch nach hundert Jahren in allen Pennen und auf allen Straßen spräche. Aber wo ist der arme Junge?

Eine schwache Hoffnung erwachte in Lucie, daß der Alte, wenn er diese Saite berührte, milder gestimmt und auch für fremdes Leid zugänglicher würde. Habt ihr nie wieder etwas von eurem Sohne gehört? fragte sie zaghaft.

I nein! antwortete der Vagabund. Als ich mich damals nach mehrjähriger Zurückgezogenheit wieder ins öffentliche Leben mischte, dachte ich zuerst nicht an die Familie, und als ich später zu mir selber sprach: Willst doch einmal sehen, was das Weib macht? fand ich das Nest leer. Ich ließ die Sache auf sich beruhen, da ich Ursache hatte,

mich nicht allzusehr bemerkbar zu machen. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört. Aber wo wird er sein? Irgendwo auf dem großen Straßennetz. Art läßt nicht von Art! Was an der Straße geboren ist, das bleibt darauf, bis es hinter einem Zaune stirbt. Da wollen sie jetzt die jungen Vagabunden von ihrer Leidenschaft kuriren und lassen sichs viel kosten, aber hilft es viel? Nein. Wie ein Magneteisen wirkt es auf sie, bis sie endlich die Elle, den Hobel, die Kelle, oder was man ihnen sonst in die Hand gedrückt hat, in die Ecke werfen und bei uns auf der Bildfläche erscheinen.

Er nahm eine Prise und lachte häßlich auf. Wenn sie mich zum Minister machten und gewähren ließen, ich würde die Straßen schon leer bekommen. Es wäre aber schade drum. Weißt du, was geschehen müßte? Wie junge Katzen ließe ich ihre Brut ersäufen, statt sie aufzufüttern.

Lucie blickte ihn schaudernd an.

Der Gedanke genirt dich? fuhr er vergnügt fort. Mich auch, und es ist ein wahres Glück, daß sie nicht darauf verfallen dürfen. Aber Blut beibt Blut. Das siehst du ja an dir. Du hast mir erzählt, daß deine Mutter auch eine von der Wandersippe war, ein leichtes Komödiantenblut. Na, wie wars denn nun? Hat es dich nicht ergriffen, du wußtest selbst nicht wie, bis du die Kette zerrissest, die dich an eine respektable Krippe band?

Lucie sah in schweren Gedanken vor sich hin. Hatte der Mann vielleicht Recht? In Jugendtagen war die alte Wanderlust auch in ihr Herz gekommen, wenn die Mutter Fröhliches und Trauriges von ihren Fahrten erzählte, von Hunger und Demütigungen, aber auch von mancher glücklichen Stunde. Und nun war sie wirklich unter die Fahrenden geraten, freilich nicht unter jenes unstete Völkchen, über dessen Wanderleben die Kunst noch einen goldnen Schleier webt, und dessen Leiden allzeit durch um so größere Hoffnungen verklärt werden. Nein, sie lebte unter einem Volke, dem kein Stern mehr leuchtete, unter Menschen, in deren Brust sogar das Bewußtsein ihres Jammers und die Sehnsucht nach einem andern Lose erstorben zu sein schien.

O Mann, rief sie aus, indem sie des Vagabunden Hand faßte, um euers Sohnes willen, den ihr noch liebt, dessen Bild euch in eure dunkeln Wege begleitet, und dessen freundliches Gesicht euch in euern bösesten Stunden nicht verläßt, um dieses Kindes willen, das vielleicht auch heimatlos und unglücklich ist, quält uns nicht länger, sondern laßt uns wieder frei!

Der Alte entzog ihr heftig seine Hand. Hast du wieder deine besondern Stunden? Ist der verdammte Aristokrat noch immer nicht in dir gestorben? Mein Sohn? Was geht mich mein Sohn an? Der läuft irgendwo herum, wenn sie ihn nicht irgendwo aufgeknüpft haben.

Aber was wollt ihr nur von uns? fragte Lucie verzweifelt, als sie auch diese Hoffnung zerrinnen sah.

Immer dieselbe Frage, antwortete er unwirsch. Was ich von euch will, Schätzchen? Will ich denn überhaupt etwas von euch? Bin ich nicht euer Freund? Bin ich nicht wie ein Vater gegen dich, der sich freut, wenn das Kind in die Art schlägt? Was ich von euch will? wiederholte er noch einmal, indem er sie mit seinen tückischen Augen aufmerksam ansah. Er gab keine Antwort, er wußte vielleicht selbst nicht genau, was er beabsichtigte. Die Flüchtlinge auszunützen, vielleicht noch mehreremale von Franzens Mutter Geld zu erpressen, endlich, wenn die Quelle versiegte, den Burschen seinem Geschick zu übergeben und mit dem Mädchen, das bis dahin so tief gesunken sein mußte, daß es sich wie so viele andre in sein Los

ergab, allein durch die Lande zu ziehen, dieser Plan stand dunkel vor seinem Geiste. Er gab sich keine Mühe, darüber nachzudenken, denn oft getäuscht in seinen klügsten Berechnungen, war er kein Freund weitgehender Pläne, sondern ließ die Ereignisse an sich herankommen.

Franz war seit der mißglückten Flucht wieder kränker geworden. Die Pein über seine trostlose Lage und der ohnmächtige Zorn gegen seinen Bedrücker fraßen an ihm und machten ihn vollends elend. Fast den ganzen Tag lag er träumend auf der Bank, ohne sich um das, was um ihn her vorging, zu kümmern. Erst wenn Lucie zurückkehrte, lebte er wieder auf. Dann saßen die beiden in einem Winkel des Gemachs und sprachen leise zusammen. Man störte sie dabei nicht, selbst der Vagabund ließ sie in Ruhe, wenn sie bei einander saßen. Das wenigstens hatten sie erreicht, daß man sie gewähren ließ und sich nicht viel um sie bekümmerte. Nur wenn eine Gefahr drohte, riß man sie aus ihrem stillen Zusammensein heraus.

Vor der Polizei des Dorfes hatte man in der Herberge keine große Sorge. Der alte Ortsdiener war ein Freund des Penneboos, schon von der Soldatenzeit her. Er kam gern in die Schänke, um dort ein Gläschen zu trinken, und plauderte dann herablassend mit den Kunden. Auch pflegte er sich immer schon von weitem bemerkbar zu machen, wenn er der Herberge einen Besuch zugedacht hatte, sodaß jeder, der eine Begegnung mit ihm nicht wünschen konnte, Zeit hatte, sich beiseite zu schleichen. Anders war es, wenn ein Gendarm auf das Haus zukam, oder wenn sich der Ortsschulze in verdächtiger Weise der Herberge näherte, dann geriet das ganze Haus in Aufruhr, und Franz mußte sich schnell verbergen. Ein solcher Auftritt bereitete ihm immer unsägliche Qual: der Jammer seines Lebens zog dabei jedesmals mit neuer Heftigkeit durch sein Herz, und Lucie hatte nachher den ganzen Einfluß ihrer Liebe aufzubieten, um ihn wieder zu beruhigen.

So geschah es an einem Nachmittag, als Lucie mit dem Vagabunden hatte auf die Wanderung gehen müssen. Die Sonne lag über dem Hofe der Herberge und der verlassenen Dorfstraße. Das Haus war fast leer, nur einige Männer saßen am Tisch und schliefen, auch der Wirt schlummerte. Mit einemmale klangen in die Stille rasche Hufschläge hinein, ein Gendarm ritt auf das Haus zu. Der Wirt sprang erschrocken auf, riß Franz empor und stieß ihn in den Keller hinein. Das geschah so schnell, daß Franz die Stufen hinabtaumelte und unten aufschlug. Er erhob sich halbbetäubt und tastete sich an den Wänden nach einem Verschlage, in den er sich verkroch. Er hörte über sich Schritte und Stimmen, dann wurde es wieder ruhig. Trotzdem wagte er nicht, sich zu regen, da keiner der Hausbewohner kam, um ihm zu sagen, daß die Gefahr vorüber sei. Nach längerer Zeit schlich er einmal leise die Treppe hinauf, aber er fand die Thür verschlossen und kehrte in sein Versteck zurück.

Nach und nach versank er in dumpfes Brüten, die Gedanken, die ihn Tag für Tag beschäftigten, suchten ihn auch in dieser Stunde heim. Sollte es denn nie wieder anders werden, sollten sie immer in solcher Furcht leben, und wollte diese angstvolle Zeit nie vorübergehen? Wie oft, wenn er mit Lucie still und einsam unter all den Menschen saß, hatte er darüber nachgedacht, wie alles hätte anders kommen können. Dann wollte er sich einreden, es laste nicht wirklich eines Menschen Tod auf ihm, und die blutige That, die sie hinausgetrieben hatte, könne noch einmal vergeben und vergessen werden, einmal würde er wie aus einem Traum erwachen, und alles würde wieder in die alten Geleise einlenken und wieder werden, wie es einst gewesen war. Aber der nächste Augenblick zeigte ihm schon

wieder den Mann, dessen vergossenes Blut ihn vor Gott und Menschen verklagte. Was konnte er nur thun, um aus dieser qualvollen Ungewißheit, in der sie lebten, herauszukommen? Er sah es nicht, und auch jetzt, wie er grübelnd in der Dunkelheit dasaß, stiegen wieder dieselben Bilder, dieselben quälenden Fragen vor ihm auf. Einen Brief nach Hause zu senden war nicht möglich, denn sie hatten keinen Freund, der ihn sicher überbracht hätte. Ein neuer Fluchtversuch konnte ja, auch wenn Franz die Kraft dazu in sich gefühlt hätte, nur ebenso mißlingen, wie der erste mißlungen war. So lange er auch darnach suchte, und so oft er schon darnach gesucht hatte, er konnte keinen Ausweg finden. Keinen? Doch, einen gab es, er konnte sich ergeben und alles über sich ergehen lassen. Aber dann sah er eine schreckliche Zeit vor sich, eine Reihe endloser Jahre, von denen eins so finster und trostlos war wie das andre, und eine Stimme klang in ihm: Das willst du freiwillig auf dich nehmen? Und wie er schaudernd die Augen schloß, tauchte lockend und glückverheißend das neue Leben in ihm auf, das sie in dem fernen Lande zu beginnen gehofft hatten, und die Stimme fragte: Das willst du freiwillig hingeben? Nein, das konnte er nicht! Und nun stieg ein dunkler Gedanke in ihm auf, dessen Nähe er die ganze Zeit über gefühlt hatte, langsam löste er sich von den übrigen Gedanken ab und stand einsam wie ein gespenstischer Schatten vor ihm. Franz zitterte, als er ihn in solcher Deutlichkeit vor sich sah, und der kalte Schweiß trat auf seine Stirn. Aber es dauerte nur einen Augenblick, im nächsten hatte er den Versucher schon überwunden und zurückgeschlagen: er wollte keine neue blutige That auf seine Seele laden. Dann liefen die Gedanken wieder rückwärts in einem beständigen Kreislauf, immer dahin zurück, von wo sie ausgegangen waren.

Wie lange er so brütend gesessen hatte, wußte er nicht. Stunden waren vergangen, als es sich endlich an der Thüre oben regte und Luciens Stimme seinen Namen rief: Franz!

Lucie mußte noch einmal rufen, ehe er sich erhob. Zögernd kam er aus dem Dunkel hervor und wankte die Treppe herauf, dem Licht entgegen, das Lucie in der Hand hielt. Sie sah ihm besorgt in das bleiche Gesicht und strich ihm das Haar von der Stirn, und während sie ihn ins Zimmer führte, sprach sie ihm Trost zu. Das Licht der Lampe blendete ihn, und als sie eintraten, war es ihm nach der Stille, die ihn so lange umgeben hatte, als bohrte sich der Lärm der Kunden in sein Gehirn. Er blickte verwirrt über die Männer hin und konnte sich im ersten Augenblick nicht zurechtfinden. Da fiel sein Auge auf den Vagabunden, der ihn mit spöttischem Lächeln betrachtete. Das Blut schoß ihm ins Gesicht. Er ging auf den Alten zu und schüttelte ihn an der Schulter. Seine ganze Leidenschaft und Verzweiflung kam wieder über ihn. Mensch, was wollt ihr von uns? schrie er ihn an.

Der Vagabund lachte ihm frech ins Gesicht, spie aus und kehrte ihm verächtlich den Rücken.

Franz begriff, was er hierauf zu erwidern hatte: mit einem Faustschlag streckte er ihn nieder. Nun erhob sich ein gewaltiger Lärm in der Stube. Die Kunden sprangen auf, und es entstand ein wildes Getümmel. Von allen Seiten fielen sie über Franz her, warfen ihn zu Boden, schlugen ihn, traten ihn und rissen ihm die Kleider in Stücke. Lucie flehte und rang die Hände, aber keiner hörte, bis der Wirt dazwischensprang und die Leute wie bissige Hunde mit einem Knüttel auseinandertrieb.

So war also offne Feindschaft ausgebrochen. Der Alte zog sich in eine Ecke

zurück und sah finster vor sich hin. Franz lag halb ohnmächtig vor Wut und Schmerz auf der Bank. Lucie kühlte ihm das zerschlagne Gesicht und sprach leise auf ihn ein. Auch die Kunden verhielten sich still. Es lag an diesem Abend über allen wie Gewitterschwüle.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die nationalökonomischen Fortbildungkurse, die vom Evangelisch-sozialen Kongreß zu Berlin vom 10. bis zum 20. Oktober veranstaltet wurden, haben bei der Mehrzahl der Teilnehmer gewiß einen tiefen Eindruck hinterlassen. Mag auch der Gewinn nicht ohne weiteres greifbar sein und sich nicht in bare Münze umsetzen lassen, wie dies bei den medizinischen Fortbildungskursen der Fall ist, so wird doch der Einfluß der Berliner Vorlesungen, die beinahe das Collegium maximum der Universität füllten, sicher tief und nachhaltig sein. Das positive Wissen, das der einzelne mit fortgenommen hat, und die Anregung zum Weiterstudium mag ja auch hoch angeschlagen werden, viel bedeutender aber für das Leben unsers ganzen Volks wird die Förderung des sozialen Gemeingeistes sein, der in den Berliner Wochen eine große Stärkung erfahren hat. Wer da weiß, welche wichtige Rolle herrschende Stimmungen im Leben der Völker spielen — mehr noch als im Leben des einzelnen —, der wird den Schwerpunkt der Berliner Kurse in dieser Richtung suchen, zumal da es sich nicht darum handelte, neue Stimmungen zu erzeugen, sondern vorhandne zu kräftigen und in einem Bewußtsein zu sammeln. Diese Stimmungen bewegen sich in zweifacher Richtung. Erstens wenden sie sich gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, die durch die Herrschaft des Kapitals eine moderne Sklaverei erzeugt hat, gegen die die antike wie eine Wohlthat erscheint. Zweitens neigen sie sich dem Sozialismus zu, einer Gesellschaftsordnung, die dem schrankenlosen Wettbewerb und dem rücksichtslosen Egoismus der einzelnen ein Ende machen will. Diese Strömungen mögen in ihrer mehr gefühlsmäßigen Auffassung dunkel genug sein, aber sie waren da und drängten nach Ausdruck. So hatten die Dozenten der Berliner Kurse einen unübertrefflichen Resonanzboden, der auf jede feine Anspielung, die sich in den genannten Richtungen bewegte, reagirte. Einer der Herren freilich bestrebte sich sichtlich, Wasser in den Wein zu schütten und einen übereifrigen Thatendrang mit dem Worte zu ersticken, „auf dieser elenden Erde sei ja überhaupt nicht viel zu bessern.“ Aber das Bewußtsein von der Notwendigkeit einer Änderung der bestehenden Ordnung ist viel zu stark und viel zu allgemein, als daß es ohne weiteres aus der Welt zu schaffen wäre, es ist längst nicht mehr auf die sozialdemokratischen Kreise beschränkt. Das konnten die Berliner Kurse lehren.

Und noch etwas dazu. Die sozialistische Anschauung bekommt immer stärkern Zuzug aus den Kreisen der Theologen. Das Beispiel des Herrn von Wächter wirkt offenbar ansteckend, sein Blatt, der Christ, erscheint jetzt schon wöchentlich. Bei den jüngern Geistlichen hat er die stärksten Sympathien, so viele Bedenken auch unter ihnen walten mögen, den Schritt des Glaubensgenossen nachzuthun, im

Herzen sind nicht wenige und nicht die unfähigsten auf seiner Seite. In der großen Volksversammlung, die in den Oktobertagen in den Germaniasälen abgehalten wurde, hat er viele für sich gewonnen durch seine begeisterte Hingebung an die Idee des Christentums und sein freudiges Eintreten für sie, sodaß er von seinen Glaubensgenossen gefeiert, von einem seiner Parteigenossen freilich gelästert ward. Dieser bestritt, daß „Genosse" von Wächter Recht habe mit der Auffassung, daß das Christentum eine Weltanschauung sei, mit der sich das sozialdemokratische Programm in wirtschaftlicher Beziehung vereinigen lasse. Die Sozialdemokratie bedeute eine Weltanschauung, und zwar eine materialistische. Da wäre dann freilich kein Platz für Herrn von Wächter. Man darf gespannt sein auf den Ausgang dieses Kampfes, der sich innerhalb der Partei entsponnen hat. Wird mit dem Grundsatz, die Religion sei Parteisache, Ernst gemacht, wird also damit die Weltanschauung frei gegeben, dann kann der schwäbische Theolog weiter das Evangelium in der Partei verkünden und für die Gedanken werben: Jeder rechte Christenmensch muß auch ein rechter Sozialist sein. Das Christentum ist die Religion der Armen und Bedrückten, also nicht unvereinbar mit dem Gedanken, die Armut wirtschaftlich zu befreien und die Raubburgen im Lande zu zerstören. Jesus war der Armut Freund und Parteiführer. Auch für heute ist er der soziale Befreier, der Messias der Zukunft. Der Ewige, Unsterbliche, Unbezwingliche durchstreift noch immer die Welt und wird sie durchstreifen bis ans Ende aller Tage. Aber er steht nicht auf Seiten der Konsistorien, die aus der Kirche ein weltliches Mittel gemacht haben, den Thron zu stützen, und nicht auf Seiten der Großgrundbesitzer, die dem Geistlichen gestatten, seine Füße unter ihren Tisch zu stellen, damit er die ihm anvertrauten Schafe in unterwürfiger Bescheidenheit und in gehöriger Ordnung halte.

Solche Gedanken liegen heute in der Luft. Seit dem bekannten Buch von Göhre, dessen Bedeutung in der Geschichte des evangelischen Sozialismus schon jetzt feststeht, setzen sie sich immer fester in den Herzen derer, die Gott mehr gehorchen wollen als den Menschen, die darnach streben, die Kirche von unwürdigen Banden zu befreien, und neues Leben in die erstarrten Glieder gießen möchten. Die Berliner Kurse haben die Teilnehmer bestärkt in diesen Gedanken, nicht sowohl durch die dort gegebnen Vorträge, die sich ja teilweise auf der gegebnen Linie nationalökonomischer Gelehrsamkeit bewegten, sondern durch den Geist der Gemeinschaft, der in Wechselrede, in gegenseitiger Unterstützung und Klärung die Gemüter belebte. Sehen viele Vertreter und Verteidiger der individualistischen Gesellschaftsordnung auf die Berliner Tage mit Mißtrauen hin, so haben sie ganz Recht. Die meisten freilich blicken verständnislos zu, denn sie wissen nicht, was im Volke vorgeht; ihre Augen sind mit Blindheit geschlagen.

So sehe ich die wahre Bedeutung der Berliner Tage nicht in dem Hören der Vorlesungen, sondern in dem Fühlen und Mitempfinden dessen, was das Volk jetzt vor allem bewegt; nicht in dem Zuwachs an Kenntnissen, sondern in der Kräftigung des Bewußtseins, daß der christlich-soziale Gedanke die Oberhand gewinnt, daß ihm die Zukunft gehört.

Damit soll natürlich die Thätigkeit der Dozenten nicht gering geschätzt werden. Sie bildete ja den Sammelpunkt der 500 eifrigen Hörer und oft den Ausgangspunkt der Gespräche. Einstimmig war man in der Anerkennung der Hingebung aller Dozenten an die gestellte Aufgabe. Freilich, die Lösung war sehr verschieden. Ein offnes Wort hierüber wird an diesem Platze nicht mißverstanden werden.

Die schwierigste Aufgabe, weil die abstrakteste, hatte ohne Zweifel Herr Geheimrat Wagner übernommen. Er wollte seinen Zuhörern in acht Stunden die

Elemente der Nationalökonomie vorführen. Er erklärte gar bald diese Aufgabe für unlösbar, aber mit Unrecht, wie uns dünkt. Sie durfte freilich nicht mechanisch, sondern mußte chemisch gelöst werden. Ich meine, nicht in der Vorführung und Erklärung aus dem Zusammenhang gerissener Grundbegriffe und in dem Bestreben, möglichst vollständig zu sein, konnte die Lösung bestehen, sondern in der sorgfältigen Auswahl der die Gegenwart beschäftigenden Hauptbegriffe und der Darlegung ihres innern Zusammenhangs. Der vortreffliche „Grundriß," der den Hörern der Kurse eingehändigt wurde, giebt ein ausgezeichnetes Gerippe der Wissenschaft vom Standpunkte Wagners, aber dieses Gerippe einigermaßen mit Fleisch und Blut zu umkleiden, dazu würden statt acht Stunden acht Wochen gehören. So kam es, daß mancher von den Vorlesungen, von denen er sich von vornherein das meiste versprochen, vielleicht das wenigste hatte. Die Meisterschaft Wagners trat nicht in den Vorlesungen, sondern in der darauffolgenden Diskussion zu Tage, während andre, die sich durch geschicktere Anordnung und Bearbeitung des Stoffes auszeichneten, in der Diskussion zurückstanden.

Unter denen, deren Vorlesungen als besonders wirksam bezeichnet werden müssen, sind vor allem Professor Elster, Dr. Weber und Dr. Oldenberg zu nennen. Elster entwickelte die Systeme der Volkswirtschaft von den Merkantilisten an bis auf Fr. List. Er sprach überaus klar, greifbar, anschaulich. Die Darstellung der einzelnen Systeme glich fein abgerundeten Bildern, die in helle Beleuchtung gerückt waren. Der reiche Stoff war in pädagogisch richtiger Weise auf fünf Vorlesungen zugeschnitten. Auffallend war nur, daß Rodbertus keine Würdigung fand, während die französischen Utopisten längere Zeit in Anspruch nahmen, eine angenehme Unterbrechung allerdings, da sie vielfachen Anlaß zur Heiterkeit gaben. Neben Elster riefen Weber (Landwirtschaft und Agrarpolitik) und Oldenberg (Die deutsche Arbeiterbewegung) den größten Eindruck hervor, obwohl der letztere nur über ein schwaches Organ verfügt und sein Heft Wort für Wort ablas. Aber seine Charakteristiken von Lassalle und Marx waren an Feinheit und Schärfe der Zeichnung wahre Kabinettstücke. Von ganz andrer Art waren die Vorträge Webers: frisch, keck, zugreifend, ungemein anschaulich, die Kreide an der Tafel nicht verschmähend. Es war eine Lust, ihm zu folgen, auch solchen, die an Jahren schon vorgeschritten waren, und denen längeres angespanntes Hören leicht eine Last wird. Von den andern Dozenten, Professor Stieda (Gewerbepolitik), Dr. Rathgen (Handel), Kulemann (die deutsche Sozialgesetzgebung), ist ebenfalls nur Rühmliches zu sagen, wenn sie auch nicht den Eindruck machten wie die genannten — einige vielleicht deshalb, weil sie sitzend sprachen und sich dadurch von vornherein einer größern Lebendigkeit und Frische begaben.

Die Diskussionen, die ich mit angehört habe, schlossen sich an die Vorlesungen Wagners und Elsters an. Den Hauptstreitpunkt bildete die Malthussche Bevölkerungstheorie. Hier trat ein scharfer Gegensatz zwischen den Geistlichen und den Nationalökonomen hervor. Die Geistlichen bekämpften die Lehre vom religiösen und sittlichen Standpunkte aus, die Nationalökonomen traten vom wirtschaftlichen und sittlichen Standpunkte aus lebhaft für sie ein. Der Kampf wogte stundenlang herüber und hinüber. Dinge der intimsten und der peinlichsten Art kamen zur Sprache. Und das Ergebnis? Das Problem ist nicht lösbar. Jeder einzelne muß das mit sich ausmachen. Überdies brauchen wir uns nicht die Köpfe unsrer Enkelkinder zu zerbrechen, denn die Erde hat noch Raum genug, die Erzeugung von Nahrungsmitteln kann ungeahnte Steigerung erfahren und — interim fiet aliquid, was im Weltenplan Gottes eingeschlossen liegt. Für den Nationalökonomen

ergab sich jedenfalls die Nötigung, niemals die Fühlung mit dem sittlichen Bewußtsein zu verlieren, und wo dieses schwankend sein sollte, die eingeschlagne Richtung mit Gründen zu belegen, nicht nur eine ökonomische Psychologie, sondern ebenso eine ökonomische Ethik als Hilfswissenschaft der Volkswirtschaftslehre auszubilden.

Die Berliner Tage waren voll Anregung nach vielen Seiten hin, die Leitung und Anordnung des Ganzen tadellos. Möge eine Wiederholung der Kurse 1894 eine ebenso zahlreiche und andächtige Hörerschaft vereinigen.

Vom neuen Reichstagsgebäude in Berlin hatte ich bisher nur ein Urteil gehört. Es sollte aus hohem Munde stammen und dahin lauten, daß dieser Bau den Gipfel der Geschmacklosigkeit bedeute. Ich war daher sehr gespannt, welchen Eindruck ich als Laie davon empfangen würde. Es war ein glänzender Herbsttag, als ich aus dem Brandenburger Thor heraustrat und hinüber nach der goldgleißenden Kuppel mit der goldstrotzenden Laterne schaute. Dann fielen mir noch zwei steinerne Ecktürme ins Auge, die im Sonnenschein wie Marmor leuchteten. Viel mehr sah ich nicht, da den untern und mittlern Teil des Gebäudes Bäume verdeckten. Die Gartenanlagen, so schön sie sind und so wünschenswert sie für Berlin sein mögen, machen die Architektur tot. Die gleiche Erfahrung macht man bei dem Anblick vom Königsplatz aus. Hoffentlich wird das Gebäude freigelegt, damit man es vom Sockel bis hinauf zur Kuppel frei aufsteigen sieht. Oder sollte es wirklich so abstoßend wirken, daß man es auch auf den beiden andern freien Seiten durch Pflanzung verbergen müßte?

Ich denke nicht. Was man zupflanzen müßte, das ist die Kuppel. Aber das geht leider nicht. Diese scheint mir allerdings eine unglückliche Schöpfung zu sein. Sie wirkt nicht monumental, erscheint viel zu sehr in sich hineingesunken und macht in ihrer Eisenkonstruktion etwa den Eindruck eines großen Gewächshauses. Die goldne Nachhilfe an Rippen und Laterne bessert nicht viel. Wer zum Brandenburger Thor heraustritt — von hier wird wohl meist der erste Eindruck aufgenommen werden —, meint, daß der Kuppelbau überhaupt nicht zum Gebäude gehöre, jedenfalls nicht organisch mit ihm verwachsen sei. Vom Viktoriapark aus, der uns mit seinen Wasserstürzen mitten aus der sandigen Mark in die Schweiz zaubern kann, erscheint die Kuppel allerdings als wundervolle Krönung des Ganzen, sie scheint, aus der Ferne betrachtet, förmlich zu wachsen. Aber es ist doch sonderbar, wenn Monumentalbauten so weite Entfernungen brauchen, um zu wirken. Bekanntlich hat die Reichstagsbaukuppel eine Geschichte. Auf dem ursprünglichen Entwurf sah sie, soweit ich mich erinnere, sehr stattlich aus. Sie erfreute sich einer gut entwickelten Trommel. Aber was ist aus dem preisgekrönten Entwurf geworden? Das bekannte Wort: Habent sua fata gilt nicht bloß von Büchern, man kann es auch auf Bauentwürfe ausdehnen. Bald wurde die Kuppel vorgerückt, bald wieder zurück — aber das schlimmste war, sie sank in sich zusammen. Warum, weiß ich nicht. Ob der Sitzungssaal tiefergelegt werden sollte? Vielleicht ist es aber überhaupt ein unlösbares Problem, einen Saal, in dem Redeschlachten geschlagen werden, der den Mittelpunkt parlamentarischer Arbeit bildet, nach außen hin durch einen monumentalen Kuppelbau zu kennzeichnen, der zugleich reichliches Licht auf die Köpfe der Parlamentarier fallen lassen soll.

Im St. Peter zu Rom kann man neben dem Grabmal des Heiligen in die Kuppel hinaufblicken, die sich in unendlicher Höhe über dem Beschauer wölbt; es ist ein herrlicher, erhabner Anblick. Er zieht den Blick in den Himmel hinein. Wer im Sitzungssaal des neuen Reichstagsgebäudes nach oben blickt, sieht eine

flache Glasdecke über sich. Denn was sollte hier auch der Blick in die ungeheure Eisenwölbung? Und was sollte erst aus den Stimmen unsrer Abgeordneten werden, wären sie auch noch so stark? Nein, das Einziehen einer flachen Glasdecke war wohl Notwendigkeit. Bedauerlich aber bleibt die Anlage des ungeheuern Lichtfanges darüber, der, von innen gesehen, zu keiner künstlerischen Wirkung benutzt werden kann und nach außen hin die Kraft und Schönheit des Ganzen beeinträchtigt.

Den stärksten Eindruck des Baues empfing ich bei der Nordansicht, über Eck vom Königsplatz aus. Da steigt er, ohne von Bäumen bedeckt zu sein, frei vom Straßenpflaster aus zur Höhe empor. Die Hauptfront, nach dem Königsplatz zu gelegen, ist jetzt noch nicht genießbar; sie erscheint ungemein gedrückt. Das wird sich wohl bessern, wenn die Bäume entfernt sind und das Haus sich frei zeigen kann. Aber ich gestehe offen, der Mittelbau, der an das Pantheon zu Rom erinnert, imponirt mir nicht; eher der Konstantinsbogen, der sich auf der Rückseite zeigt, natürlich abgeändert, und der die Reiterfiguren der beiden verstorbnen Kaiser tragen soll. Diese Erinnerung aber legte mir die Frage nahe: was ist denn eigentlich deutsch am Reichstagsgebäude? Was macht das Haus zu einem deutschen Parlamentshaus? Könnte es nicht ebenso gut in Paris, Petersburg, London oder Madrid stehen? Oder vielleicht am besten in Rom selbst? Nein, wird man mir entgegnen, siehst du denn nicht die Reichsadler, die in Fülle ihre Fittiche breiten, die Wappen, die Kronen, die am Dachfirst stehen, und all die andre deutsche Zuthat? Ja freilich, sehe ich sie, aber es ist eben doch nur Zuthat, und eine nicht immer sehr schön wirkende. So erregte z. B. das mittelalterliche Wappengekröse in dem antiken Giebelfeld der Vorderseite nur meine Lachmuskeln. Darunter ist Platz für eine Inschrift gelassen, und damit auch Platz für den Berliner Witz. Das Originellste an dem Ganzen scheinen mir die Türme zu sein, die wirkungsvoll die Ecken flankiren. Vielleicht nach oben hin zu reich, wie überhaupt der Baumeister allen Einzelschmuck auf oben sparte, während die untern Teile sehr einfach gehalten sind, zu einfach, wie z. B. die Brüstungen vor den gewaltigen Fenstern des Hauptstockes, die Fensterteilung u. a. zeigen.

Nicht verschweigen will ich, daß mir die Räume im Innern einen großen Eindruck hinterlassen haben, vor allem die Rotunde beim Haupteingang und der großartige Wandelgang, ebenso die Haupttreppenaufgänge, der Vorsaal des Bundesrats, die Sitzungszimmer und nicht am wenigsten die „Erfrischungsräume.“ Der Sitzungssaal wird die Größe des jetzigen haben. Am schlechtesten scheint mir der Reichskanzler weggekommen zu sein. Er verfügt nur über zwei einfenstrige Zimmer. Die Bürgermeister unsrer größern Städte sind ohne Zweifel dagegen fürstlich untergebracht. Sollte hier nicht noch eine Änderung möglich sein?

An einem sächsischen Bauernhaus in Siebenbürgen las ich einmal die Inschrift:

Wer da bauet an die Straßen,
Muß die Leute reden lassen.

Da ich auch zu den Leuten gehöre, habe ich hier geredet, wie ich es auf Grund meiner Eindrücke thun mußte. Vielleicht wird mancher andre dadurch zum Widerspruch aufgefordert. Ich lasse mich gern belehren.

Litteratur

Das Recht der Eisenbahnen in Preußen. Systematisch dargestellt von W. Gleim, Geheimem Oberregierungsrat und vortragendem Rat im königlich preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Berlin, Fr. Vahlen, 1893

Es ist ein umfassendes Werk, dessen erster (in drei Abteilungen erschienener) Band uns nun vollständig vorliegt. Er umfaßt die allgemeinen Grundlagen des Eisenbahnrechts und das Eisenbahnbaurecht. Der zweite Band soll dem Rechte des Eisenbahnbetriebs, der Besteuerung der Eisenbahnen, dem Schutz der aus Eisenbahnunternehmung entspringenden Rechte und deren Beendigung gewidmet sein. Der dritte soll das Privatrecht der Eisenbahnen enthalten.

Es ist für den Rechtsfreund, auch wenn er nicht Fachmann ist, von großem Interesse, in dem Eisenbahnrecht einem weiten Rechtsgebiete zu begegnen, das sich unter nur geringem Zuthun der Gesetzgebung fast ganz von innen heraus entwickelt hat. Das, was sich als vernünftig notwendig ergab, ist zum Rechte geworden. Als vor etwa sechzig Jahren die Frage der Schaffung von Eisenbahnen an den Staat herantrat, hatte man kaum eine Vorstellung von der wirtschaftlichen Bedeutung dieser Schöpfung und ebenso wenig eine sichere Anschauung von dem dafür zu schaffenden Rechte. Gleichwohl fiel der erste Versuch, für die Schaffung von Eisenbahnen eine rechtliche Grundlage zu gewinnen, in dem preußischen Eisenbahngesetze vom 3. November 1838 so glücklich aus, daß dieses Gesetz nicht allein vielen Eisenbahngesetzen andrer Länder zum Muster diente, sondern daß seine Bestimmungen im wesentlichen auch heute noch gelten. Aber freilich war diese Grundlage doch nur dürftig. Eine sehr bedeutungsvolle Entwicklung fand das Eisenbahnrecht dadurch, daß seit dem Jahre 1846 ein Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen zusammentrat. Von diesem wurden einheitliche Grundsätze über die Einrichtung und Verwaltung der Eisenbahnen vereinbart und damit die eigentliche Grundlage des heute für den Betrieb der Eisenbahnen geltenden Rechts geschaffen. Es kamen hinzu die Bestimmungen des deutschen Handelsgesetzbuchs, die dem Verkehr des Publikums mit den Eisenbahnen in privatrechtlicher Beziehung eine festere Grundlage gaben.

Mit dem Jahre 1867 ging die Regelung des Eisenbahnwesens auf den norddeutschen Bund und später auf das deutsche Reich über. Es wurden am 3. Juni 1870 ein Bahnpolizeireglement und am 10. Juni ein Betriebsreglement vom Bundesrat erlassen. Beide enthielten jedoch im wesentlichen nur, was bereits durch Vereinbarung der deutschen Eisenbahnverwaltungen vertragsmäßig festgestellt war. Ein weitergehender Einfluß des deutschen Reichs auf die Gestaltung des Rechts der Eisenbahnen fand in der Abneigung der Bundesstaaten, einem solchen Einfluß Raum zu geben, Anstand. An der Stelle des Reichs übernahm nun Preußen die Aufgabe, wenigstens die in seinem Gebiete liegenden Eisenbahnen möglichst einem einheitlichen Rechte zu unterwerfen. Es brachte dies in der Form der Verstaatlichung der meisten Eisenbahnen zur Ausführung.

Auf diesen Grundlagen giebt nun der Verfasser unsrer Schrift eine vollständige Darstellung des gesamten in Preußen bestehenden Eisenbahnrechts, wozu er insbesondre durch die amtliche Stellung, die er seit längern Jahren bekleidet, berufen erscheint. Auf Einzelheiten des überaus reichhaltigen Werkes einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wir brauchen nur noch zu erwähnen, daß sich die Darstellung durchweg durch Klarheit auszeichnet, um das Werk allen denen, die an dem Eisenbahnwesen Interesse nehmen, zu empfehlen.

Von demselben Verfasser liegt uns auch noch ein (in demselben Verlage 1893 erschienenes) kleineres Schriftchen vor: Das Gesetz über Kleinbahnen und Privatanschlußbahnen, auf das wir hier aufmerksam machen möchten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Quittungssteuer

Von O. Bähr

Von allen neugeplanten Steuern wird vielleicht keine in höherm Maße den Widerwillen weiter Kreise auf sich ziehen, als die Quittungssteuer, nicht sowohl wegen der Höhe der durch sie herbeigeführten Belastung, als vielmehr wegen ihrer in alle bürgerlichen Verhältnisse eingreifenden vexatorischen Natur.

Indirekte Steuern sind sehr verständig, wenn sie auf Gegenstände gelegt werden, in deren Gebrauch sich jeder einzelne ohne wesentlichen Schaden mehr oder minder beschränken kann. In dem Gebrauch solcher Gegenstände besteuert alsdann der Gebrauchende sich selbst in dem ihm gut dünkenden Maße. In diesem Sinne sind Tabak, Branntwein und Bier wahrhaft mustergiltige Gegenstände der Besteuerung. Aber auch gegen eine Besteuerung von Wein und Zucker ist nichts einzuwenden. Den Abschluß von Rechtsgeschäften zu besteuern ist gerechtfertigt, wenn der Staat selbst zu den Rechtsgeschäften seinen Beistand leistet und dafür Kosten aufwenden muß (wie z. B. in Grundbuchssachen), oder wenn es sich um Rechtsgeschäfte handelt, deren Abschluß aus wirtschaftlichen Gründen der Staat zu erschweren für gut hält. Dagegen haben die sogenannten Umschlagssteuern, wie sie in Preußen in der Form der auf Privaturkunden aller Art gelegten Stempel erhoben werden, keine vernünftige Grundlage. Wenn ich, um überhaupt zu existiren, mir eine Wohnung miete, wie rechtfertigt es sich, daß sofort der Staat hinzutritt und sagt: „Für diesen Mietvertrag muß ich eine Steuer haben“? Diese ganze Art der Besteuerung hat keinen höhern Gedanken für sich, als daß sich der Staat für berechtigt hält, überall da, wo sich Geld zeigt, die Hand auszustrecken und sich davon etwas auszubitten. Von allen Umschlagssteuern widerstrebt aber die Quittungssteuer am meisten dem natürlichen Gefühl, weil es sich dabei nicht um

ein noch in der Zukunft wirkendes Geschäft handelt, vielmehr mit der Quittung ein Rechtsverhältnis zur endgiltigen Erledigung gebracht wird. Allerdings hat schon früher einmal in Preußen eine Quittungssteuer bestanden. Aber sie begann erst bei Zahlungen von mehr als fünfzig Thalern und war auch nicht auf alle Quittungen gelegt, sondern nur auf gewisse Arten, die öffentlich hervortraten. Das war gewiß eine recht ungerechte Steuer. Aber sie griff doch nicht so störend in die bürgerlichen Verhältnisse ein, wie die neugeplante Steuer, die mit wenigen Ausnahmen alle Zahlungen von mehr als zwanzig Mark ergreifen soll. Jene ältere Quittungssteuer wurde auch bereits durch Gesetz vom 26. März 1873 infolge eines Beschlusses des Abgeordnetenhauses aufgehoben.

Prüfen wir einmal die Bedeutung der Quittungssteuer in wirtschaftlicher und rechtlicher Beziehung. Die Steuer wird gelegt auf die Tilgung einer Schuld und die Beschaffung eines sichernden Beweismittels für diese Tilgung. Sind das nun Akte, die die Gesetzgebung durch Auflegung einer Steuer zu erschweren die Aufgabe hätte?

Daß bei dem Austausch der Güter Schulden überhaupt eingegangen werden, ist in unsern wirtschaftlichen Verhältnissen völlig unvermeidlich. Jede eingegangne Schuld kann man als eine Spannung zwischen Gläubiger und Schuldner bezeichnen, die nach Lösung ringt. Die Zahlung bewirkt diese Lösung. Mit ihr tritt das natürliche Verhältnis wieder ein, daß jeder sein Vermögen unbelastet besitzt. Die Zahlung einer Schuld ist also ein vom wirtschaftlichen Standpunkte durchaus zu begünstigender Akt.

Den Schuldner trifft zugleich der Nachteil, daß er dem klagenden Gläubiger gegenüber die Zahlung der Schuld beweisen muß. Damit nun der Gläubiger eine bereits bezahlte Schuld nicht noch einmal einfordere, hat sich die Rechtssitte gebildet, daß der Schuldner nur in Austausch gegen eine die Zahlung bekundende Quittung zu zahlen braucht. Die Zahlung ist freilich wirksam auch ohne Quittung. Der Schuldner kann sie, wenn er vom Gläubiger nochmals belangt wird, auch durch andre Beweismittel darthun oder dem Gläubiger den Eid zuschieben. Fehlt es aber an Beweisen, und schwört der Gläubiger den Eid, so muß der Schuldner noch einmal zahlen. Es liegt daher im Interesse der Rechtssicherheit und dient zur Vermeidung schlimmer Prozesse, daß sich der zahlende Schuldner eine Quittung geben läßt. Die Erteilung einer Quittung ist ein vom rechtlichen Standpunkte durchaus zu begünstigender Akt.

Diese wirtschaftlich und rechtlich zu begünstigenden Akte will nun der Staat dadurch erschweren, daß er auf sie eine Steuer legt. Was besteuert denn der Staat mit dieser Steuer? Nichts andres als die Rechtssicherheit, die die erteilte Quittung dem Schuldner gewähren soll. Was würde man dazu sagen, wenn der Staat die Sicherung andrer Lebensgüter in gleicher

Weise erschweren wollte? wenn er also z. B. bei einer herrschenden Krankheit ein von den Ärzten empfohlenes Schutzmittel gegen die Krankheit mit einer Steuer belegte? Alle Welt würde darüber empört sein. Aber ist denn nicht die Rechtssicherheit auch ein Gut, das der Staat nicht erschweren, sondern befördern sollte? Sind nicht auch Prozesse eine Krankheit, vor der seine Unterthanen möglichst zu bewahren der Staat die Pflicht hat? Wäre es gerechtfertigt, auf jede Quittung, die sich der Schuldner von seinem Gläubiger schreiben läßt, einen Stempel zu legen, so könnte der Staat auch ebenso gut auf jedes Rezept, das sich ein Kranker von seinem Arzte verschreiben läßt, einen Stempel legen.

Allerdings ist die geplante Steuer im einzelnen gering. Mehr aber als durch ihren Betrag wird die Steuer den Widerwillen der Menschen auf sich ziehen durch die ständige Belästigung, die sie dem Geschäftsleben auferlegt, und dadurch, daß jedermann durchfühlt, daß man es hier mit einer ganz unvernünftigen Steuer zu thun hat. In der ungeheuern Mehrzahl der Fälle ist die Quittung ein totes Papier. Der Empfänger legt sie in seinen Kasten, um sie einige Zeit aufzuheben und später zu vernichten. Nur dann, wenn etwa der Gläubiger nochmals Zahlung fordern sollte, holt man sie wieder hervor, um sie dem Gläubiger vor Augen zu halten. Fälle dieser Art sind aber bei der im Geschäftsleben im allgemeinen herrschenden Redlichkeit und Ordnungsliebe sehr selten. Und nun soll man ein solches Stück Papier, das in tausend Fällen gar keine Bedeutung mehr hat, noch mit einer Steuer bezahlen?

Wo viele Zahlungen zusammenfließen, wird sich die Steuer, trotz ihres geringen Betrages, doch leicht zu ganz ansehnlichen Summen aufbauschen. Man braucht nur z. B. daran zu denken, daß sich auch jede Postsendung über 20 Mark wegen der der Post zu erteilenden Quittung um 10 Pfennige verteuert. Nun soll zwar nach dem Gesetze der Aussteller der Quittung für die Verwendung des Stempels sorgen. Geschäftsleute werden aber durchaus nicht geneigt sein, den ständigen Verlust durch Zahlung der Steuer auf sich zu nehmen. Sie werden in jeder zulässigen Form die Steuer auf den Zahlenden zu wälzen suchen. Dieser wird aber auch oft keine Lust haben, die Steuer zu zahlen. So werden über diesen peinlichen Gegenstand mannigfache Streitigkeiten entstehen. Und es kann vorkommen, daß die Zahlung einer Schuld, zu der der Schuldner bereit ist, unterbleibt, bloß weil sich die Beteiligten nicht einigen können, wer den Quittungsstempel zahlen soll, oder auch weil der Gläubiger eine Stempelmarke für die Quittung nicht zur Hand hat.

Muß der Zahlende den Quittungsstempel entrichten, so wird er häufig vorziehen, sich gar keine Quittung geben zu lassen. Sehr gefährlich ist die Sache allerdings nicht. Hat der Geschäftsmann den bezahlten Posten in seinen Büchern ausgethan, so wird es nicht leicht vorkommen, daß er die Forderung

noch einmal erhebt. Geschähe es aber doch, dann wäre freilich das Unglück da. Der Schuldner müßte noch einmal bezahlen, oder es käme zu einem Prozeß mit seinen unabsehbaren Folgen. Darauf nun, daß dieses Unglück öfters eintrete, muß der Staat spekuliren, wenn er seine Quittungssteuer durchzuführen gedenkt. Nimmt damit aber wohl der Staat eine seiner würdige Stellung ein?

Muß der Zahlungsempfänger den Quittungsstempel entrichten, so wird er häufig vorziehen, ohne Stempel zu quittiren. Auch hierbei ist die Gefahr nicht groß. Fordert er nicht etwa den Posten nochmals ein, so kann man tausend gegen eins wetten, daß die Quittung niemals wieder ans Tageslicht kommt. Allerdings unterliegt der Quittungsaussteller folgender Gefahr. Der Quittungsempfänger kann nachträglich für sich den Stempel darauf kleben, und dann den Aussteller wegen unterlassener Stempelverwendung zur Anzeige bringen. Denn auch in diesem Falle soll der Aussteller, trotzdem, daß der Empfänger nachträglich den Stempel verwendet hat, noch gestraft werden. Auch auf ein solches Denunziationswesen muß also der Staat spekuliren, wenn er auf Durchführung seines Gesetzes rechnen will. Schön ist auch das nicht gerade zu nennen.

Es ist natürlich, daß der Staat, wenn er eine derartige Steuer auflegt, in der Voraussicht, daß sich ihr die Menschen auf jede Weise zu entziehen suchen werden, alle möglichen Kautelen trifft, um Umgehungen des Gesetzes zu verhindern. Dies hat der Entwurf in § 26a unternommen, indem er dort aufzählt, was alles als Quittung gelten soll. Damit ist aber ein weites Gebiet höchst zweifelhafter Fälle eröffnet. Auch hierüber wird es zu den leidigsten Streitigkeiten und Prozessen kommen. Selbst dem ordentlichsten Geschäftsmann kann es begegnen, daß in irgend einem von ihm ausgestellten Schriftstücke, das ein eifriger fiskalischer Beamter zufällig zu Gesicht bekommt, eine unverstempelte „Quittung" entdeckt wird, und daß er dann vor Gericht gestellt und gestraft wird. Geringe Geschäftsleute werden auch leicht darüber zu Falle kommen, daß sie die nach § 29d des Entwurfs vorzuschreibenden Formalitäten für Kassirung der Stempel nicht zu wahren verstehen.

Nun sagt man freilich: die Kosten der Heeresverwaltung müssen doch durch neue Steuern gedeckt werden. Woher diese neue Steuern nehmen? Gewiß müssen jene Kosten gedeckt, und es muß auch das deutsche Reich auf eine selbständige finanzielle Grundlage gestellt werden. Sind wir denn aber schon so weit heruntergekommen, daß wir eine so häßliche Steuer, wie diese Quittungssteuer, auf uns nehmen müßten? Ich will hier etwas aussprechen, was Unzählige denken, aber kaum jemand auszusprechen wagt. Der richtigste Gegenstand der Besteuerung zur Deckung der vermehrten Ausgaben des Reichs wäre — das Bier. Es ist ein Schicksal gewesen, daß bei den letzten Reichstagsverhandlungen der Reichskanzler, gedrängt durch einige unsrer Volksmänner

— es waren die Herren Böckel und Rickert —, sich zu der Erklärung hat entschließen müssen, daß zur Deckung der Kosten der Militärvorlage eine Erhöhung der Biersteuer nicht wieder vorgelegt werden solle. Der Reichstag selbst würde freilich durch diese Erklärung nicht gebunden sein. Daß aber ein Genußmittel, für das das deutsche Volk jährlich mehr als eine Milliarde ausgiebt, und dessen Genuß ohne jeden Schaden für unser Volk bedeutend beschränkt werden könnte, zur Zeit in Deutschland mit einer kaum nennenswerten Steuer belegt ist, ist in wirtschaftlicher Beziehung eine der seltsamsten Erscheinungen, die sich nur aus gewissen, nicht gerade rühmlichen Charaktereigenschaften des deutschen Volkes erklären läßt.

Der Arzt und das Unfallgesetz

Ein Gesetz, das seit dem Bestehen des neuen deutschen Reichs die Sanktion des Kaisers und des Reichstags erlangt hat, wirkt in so unmittelbarer Weise human wie das über die Unfallversicherung der Arbeiter. Nur wer die Freuden und Leiden des Arbeiters nicht aus Erfahrung kennt und schon vor der Einführung des Gesetzes gekannt hat, vermag das Gegenteil zu behaupten. Wer vor der Einführung dieses Gesetzes und des über die Krankenkassen das Leben und das Leiden des kranken und verletzten, des genesenden und schließlich des invalid gewordnen Arbeiters verfolgt hat, der muß überzeugt sein, daß mit der Einführung dieser Gesetze die schwere Angst und Not des besitzlosen Arbeiters, die mit dem Auftreten von Krankheit und Unfall über ihn kommen, zum großen Teil von ihm genommen sind. Er braucht nicht mehr zu fürchten, daß er keine sachgemäße ärztliche Behandlung empfange, seine Aufnahme in ein Krankenhaus ist nicht mehr von der Frage abhängig, wer die Kosten seines Aufenthalts trägt, er wird nicht von der Sorge gequält, daß die Seinigen hungern müssen, so lange er außer stande ist, zu verdienen. Es wird für ihn gesorgt, wenn er invalid wird, er und seine Familie werden über Wasser gehalten und brauchen nicht den Armenbehörden zur Last zu fallen, wenn sich seine Genesung hinzieht.

Außer den Leidenden selbst vermag kaum jemand einen so tiefen Blick in diese Verhältnisse zu thun wie der Arzt. Mag er in der Familie des Arbeiters wirken, mag er das leibliche Wohl des Arbeiters, wenn er verletzt ist,

im Krankenhause behüten, wenn er ein offnes Auge und ein warmes Herz hat, so ist er vor allem geeignet, über Leid und Freud seines Schutzbefohlnen Beobachtungen zu machen. Wer aber längere Jahre in diesem Sinne wirkt, der ist gewiß auch geeignet, über die Veränderungen, die die hier besprochnen Gesetze hervorgerufen haben, Beobachtungen zu machen. Er hat aber auch eine gewisse Verpflichtung, solche Beobachtungen mitzuteilen, wenn er der Meinung ist, daß dies für die Sache von Nutzen sei. Darum gebe ich, der ich länger als drei Jahrzehnte der leidenden Menschheit im Krankenhause gedient habe, die folgenden, sich auf den Mechanismus und die Wirkung des Krankenkassen- und namentlich des Unfallgesetzes beziehenden Bemerkungen.

Die Aufgaben, die ein Gesetz zu lösen hat, das bestimmt ist, so viel als möglich die Härte zu mildern, die den besitzlosen Arbeiter mit seiner Familie trifft, wenn er durch jähe Krankheit oder durch Verletzung, die ein Unfall bei der Arbeit herbeigeführt hat, verdienstlos geworden ist, diese Aufgaben sind zweifacher Art. Die erste und Hauptaufgabe ist die, den Kranken, den Verletzten wieder gesund zu machen. Faßt man diese Aufgabe nur nationalökonomisch, so hieße das: es soll gesorgt werden, daß der Verletzte möglichst rasch im Besitz seiner vollen Kraft und Gesundheit seiner Arbeit zurückgegeben werde. Diese Aufgabe ist nicht nur eine humane, sondern auch eine volkswirtschaftliche, und nur wenn sie gut durchgeführt wird, ist eine Wirkung des Gesetzes im Sinne des Gesetzgebers zu erwarten.

Die zweite Aufgabe besteht darin, daß Mittel beschafft werden, die nicht nur die Durchführung der ersten ermöglichen, sondern auch die Existenz des Arbeiters und seiner Familie während der Heilungsdauer und darüber hinaus, während der Invalidität sicherstellen. Auch die zweckmäßige Verteilung dieser Mittel gehört zu dieser Aufgabe.

Diese zweite Aufgabe gehört nicht unmittelbar zur Kompetenz des Arztes. Wir wollen uns hier nur mit der ersten beschäftigen und wollen sehen, in welcher Art sie bisher durch die Art der Ausführung des Gesetzes gelöst worden ist. Denn sie gehört in erster Linie vor das Forum des Arztes.

Um einen Überblick über die Fragen zu gewinnen, die uns bei dieser Aufgabe beschäftigen, müssen wir sie in ihre einzelnen Teile zerlegen. Wenn der gestellten Aufgabe entsprochen werden soll, so müssen:

1. solche Einrichtungen getroffen sein, die Bürgschaft leisten, daß die Behandlung sachgemäß sei und den Verletzten in möglichst kurzer Zeit seiner Arbeit zurückgebe. Die Behandlung darf sich also nicht nur auf die unmittelbare Heilung der Verletzung, sondern auch auf die Beseitigung der mittelbaren und unmittelbaren die Arbeitsfähigkeit des Verletzten schädigenden Folgen der Verletzung erstrecken.

2. Die Einrichtungen müssen derart getroffen sein, daß der Verletzte weder zu früh noch zu spät der Arbeit zurückgegeben werde. Dabei ist die

Sorge für das „zu früh“ weit geringer als die, daß der Kranke oder Verletzte über die wirklich notwendige Zeit hinaus von der Arbeit wegbleibt.

3. Für den Fall eintretender Invalidität muß der Grad festgestellt werden. Es muß erwogen werden, welche Arbeit der Invalid übernehmen kann, wenn er für die, die er bisher betrieben hat, vollkommen leistungsunfähig geworden ist, und wieviel er bei der Arbeit, die er nun übernimmt, verdienen kann.

Betrachten wir zunächst den ersten Punkt, so müssen wir ohne weiteres einräumen, daß die bis jetzt bestehenden Einrichtungen eine in allen Stücken sachgemäße Behandlung nicht verbürgen. Sehr störend ist in dieser Beziehung namentlich die Verquickung der Krankenkasse und der Berufsgenossenschaft. In den ersten dreizehn Wochen fällt der Verletzte der Krankenkasse zur Last, zu der er gehört. Leider ist es nicht möglich, in allen Fällen von dieser Gemeinschaft loszukommen. Denn einer großen Anzahl von Kranken sieht man zunächst gar nicht an, daß sie unter das Unfallgesetz gehören, bei vielen wird der Anspruch darauf zunächst gar nicht erhoben. Erst ganz spät kommen sie oder ein andrer darauf, daß ihre Krankheit einem Unfall ihre Entstehung verdankt. Daß ein Mensch, der das Bein, den Arm, den Schädel zerbricht, seine Krankheit auf einen Unfall zurückführt, ist selbstverständlich. Ganz anders steht die Sache, wenn z. B. einer, der an Knochenentzündung, an Gelenktuberkulose erkrankt ist, behauptet, ein Unfall bei der Arbeit habe die Krankheit verschuldet. Nehmen wir einen Fall, der dem Laien am unwahrscheinlichsten erscheint: der Kranke behauptet von einer unzweifelhaften Tuberkulose der Hand, daß sie durch Arbeitsunfall herbeigeführt worden sei. Jeder Gebildete weiß heute, daß die Tuberkulose eine durch bestimmte Bazillen hervorgerufne Infektionskrankheit ist. Was hat nun der Unfall damit zu thun? In dem hier besprochnen Falle handelte es sich um das Entstehen der Krankheit unmittelbar nach einem Stoße, der die Hand bei der Arbeit getroffen hatte, einem Stoße von solcher Geringfügigkeit, daß der betreffende zunächst ruhig weiterarbeitete. Nun lehrt die Erfahrung, daß in der That leichte Verletzungen an Knochen und Gelenken öfter tuberkulöse Erkrankungen nach sich ziehen. Der Arzt bezeichnet eine Stelle, die ein Stoß getroffen hat und wo durch den Stoß leichte Gewebsveränderungen herbeigeführt worden sind, als eine schwache Stelle (locus minoris resistentiae). An dieser schwachen Stelle lassen sich Krankheitsstoffe, inficirende Mikroben gern nieder, wenn sie im Blute kreisen, mögen sie nun frisch von außen aufgenommen werden oder schon anderwärts im Körper, wie in den Drüsen, in den Lungen u. s. w., vorhanden gewesen sein. Der hier besprochne Patient hatte nun nachweisbar einen alten umschriebnen tuberkulösphthisischen Lungenprozeß. Hier mußte man zugeben, daß sich höchst wahrscheinlich die im Blute kreisenden Tuberkelbazillen, die aus dem Lungenprozeß dahin gekommen waren, in den Gelenkknochen der Hand niedergelassen hatten, weil ihnen der Stoß dort den geeigneten Boden geschaffen hatte: der Kranke

hatte also nicht seine Tuberkulose, wohl aber seine tuberkulöse Hand durch den Stoß davongetragen, und nur dadurch war er krank und invalid geworden. Ganz in derselben Art entstehen schwere Knochenentzündungen junger Personen mit nachfolgendem Knochenfraß als Folge eines Stoßes, und eine ganze Reihe anderweitiger Erkrankungen lassen ähnliche Erklärungen zu.

Wenn es also nicht ausführbar erscheint, daß die Genossenschaft alle die ihr später zur Last fallenden sofort selbst in Behandlung nimmt, so würden wir es doch für vorteilhaft halten, daß sie wenigstens die zweifellosen schweren Verletzungen unter ihre Obhut nehme. Dadurch würde nicht nur eine planmäßigere Behandlung eingeleitet werden, sondern die Genossenschaft hätte es auch in der Hand, die nötigen Schritte zu thun, daß sofort der objektive Befund über die frische Verletzung aufgenommen würde. Wir kommen auf diesen für das Urteil in vielen Fällen außerordentlich wichtigen Punkt noch zurück.

Was nun die Behandlung selbst betrifft, so muß unbedingt verlangt werden, daß sie von sachverständigen Chirurgen geleitet werde. Die Zahl der Verletzten teilt sich dann in zwei Gruppen: in solche, die im eignen Hause durch angenommne Ärzte behandelt, und in solche, die dem Krankenhause zugeführt werden. Die erste Gruppe wird wesentlich aus den leichter Verletzten bestehen. Da wird wohl nun den Ärzten und ihrem Wissen nicht zu nahe getreten sein, wenn wir den Wunsch und die Hoffnung aussprechen, daß die Gruppe der im Krankenhause zu behandelnden Verletzten immer größer werde. Die Privatbehandlung hat bei nur einigermaßen schweren Verletzungen mit so zahlreichen Hindernissen zu kämpfen, die bei der Krankenhausbehandlung von selbst wegfallen, daß wir fest überzeugt sind, der Verletzte und die Genossenschaft werde von der Zunahme der Krankenhausbehandlung für frische Verletzungen nur Vorteil ziehen.

Würde es nun einer größern Anzahl besondrer durch die Berufsgenossenschaft gegründeter und verwalteter Häuser für die Behandlung solcher Kranken bedürfen? Wir glauben, diese Frage verneinen zu können. Abgesehen von einzelnen Betrieben, bei denen sich die Zahl der Verletzten und Kranken an einem Orte derart häuft, daß eigne Häuser für ihre Unterkunft nötig sind — man denke an die Knappschaftskrankenhäuser in Schlesien, Westfalen u. s. w. —, kommen die Verletzungen zum großen Teil an sehr verschiednen Orten vor, und die jetzt bestehenden größern Krankenhäuser mit gut geschultem ärztlichem und Wartepersonal genügen vollkommen zur Aufnahme und sachgemäßen Behandlung der Verletzten. Und doch taucht der Wunsch nach eignen Heilstätten immer wieder auf, und man muß auch ohne weiteres zugeben, daß er seine Berechtigung hat, namentlich bei Verletzungen, deren Folgen sich sehr lange hinziehen, und bei Menschen, die durch alle modernen Mittel, die gesunkene Energie wie die Unthätigkeit der Nerven und Muskeln, die Steifheit der Gelenke zu beseitigen, wieder arbeitsfähig gemacht werden müssen. Macht man

aber solche Anlagen, so liegt es schon im Interesse des ärztlichen Dienstes, daß auch frische Verletzungen aufgenommen werden. Nur so kann sich die Genossenschaft tüchtige und urteilsfähige Ärzte bilden.

Wir kommen nun zu dem zweiten Teil der Aufgabe, dafür zu sorgen, daß der Verletzte zur rechten Zeit der Kasse der Genossenschaft wieder abgenommen und der Arbeit zurückgegeben werde. Wenn auf der einen Seite verlangt wird, daß die Genossenschaft den Arbeiter und seine Familie vor Not schützt, so muß die Genossenschaft auch von dem Arbeiter verlangen, daß er die Wohlthat, die ihm zu teil wird, nicht mißbraucht, daß er nicht über die wirklich notwendige Zeit hinaus von der Arbeit wegbleibt. Die Zahl derer, die die Arbeit verspätet wieder aufnehmen — wenn sie nicht wirklich anerkannt invalid sind —, besteht aus solchen, die sich in der That für leistungsunfähig halten, und aus solchen, die in böswilliger Absicht behaupten, daß sie leistungsunfähig seien, indem sie zum Teil wirklich vorhandne Leiden übertreiben, zum Teil Leiden geradezu simuliren. Eine Zwischenklasse zwischen den ängstlichen Gemütern und den böswilligen Arbeitsverweigerern bilden die, die ihre Genesung verzögern, dadurch daß sie nichts dafür thun. Sie sollen ihre Arme üben, sie sollen gehen, um ihre Gelenke flott zu machen, aber sie thun es nicht, weil sie zu faul dazu sind, sie wollen sich nicht wehe thun, denn sie werden ja unterstützt. Solchen Menschen ist das Gesetz zum Nachteil gemacht, sie haben eine leichte Verletzung gehabt, sie würden längst wieder arbeiten, wenn es kein Unfallgesetz gäbe; aber es ist ja so bequem, abzuwarten, bis die Arbeitsfähigkeit von selbst kommt, und es thut weniger weh. Die Zahl dieser Menschen ist groß. Wer Kriegsbehandlung mitgemacht hat, kennt sie schon aus jener Zeit. Der Offizier, der die gleiche Verletzung davongetragen hatte, wie der gemeine Soldat, ging nach vier Wochen wieder zur Truppe; sein ganzes Sinnen und Trachten ging darauf, daß er genese und seinem Beruf zurückgegeben werde. Eine große Zahl Soldaten dagegen blieb mit steifem Arm, mit hinkendem Bein im Lazarett, bis der Krieg vorüber war, sie warteten auf Invalidisirung.

Die erste der drei genannten Gruppen spielt keine große Rolle. Meist sind es ungesunde, zur Nervosität neigende Personen, die von einem taktvollen Arzt leicht eines bessern belehrt werden. Auch die Zwischenklasse bereitet dem Arzt keine besondre Schwierigkeit. Aber schwierig sind für ihn die böswilligen Übertreiber und die Simulanten. Auch sie sind selbstverständlich ein Produkt des Unfallgesetzes. Denn wenn früher die eiserne Notwendigkeit den verletzten Arbeiter zwang, auch wenn seine Kräfte noch nicht ganz zurückgekehrt waren, die Arbeit wieder aufzunehmen und so seine Kräfte wieder zu üben und herzustellen, findet es heute gar mancher bequemer, seine Beschwerden so zu übertreiben, daß er steif und fest behauptet, nicht arbeiten zu können, oder gar Beschwerden zu heucheln, die ihn angeblich vollkommen leistungsunfähig machen. Faulheit und

eine gewisse Böswilligkeit, die ihre Freude darin findet, die Genossenschaftskasse so viel und so lange als möglich zu schädigen, sind ja oft allerdings die Ursache der Simulation. Noch öfter, wie wir zur Ehre der Arbeiter hier hervorheben wollen, handelt es sich um bloße Übertreibung. Der Verletzte sucht sich einen Rentenanteil zu sichern, und während er angeblich feiert, treibt er für sich andre Arbeit. Während eigentliche Simulanten, d. h. solche, die gar keine Beschwerden haben, im ganzen nicht sehr zahlreich sind, giebt es zwischen ihnen und den Übertreibern eine Menge Zwischenstufen, und so kommt es, daß ein ganz sicheres Urteil darüber, ob der Betreffende nur übertreibe, oder ob er ein vollkommner Simulant sei, unter Umständen außerordentlich schwer, ja unmöglich sein kann. Bei der größern Anzahl von Verletzten verläuft der Unfall mit seinen Folgen normal, d. h. die Verletzung mit ihren Folgen ist beseitigt vielleicht schon während der dreizehn Wochen, die der Krankenkasse zufallen, oder die Arbeitsunfähigkeit des Verletzten über diese Zeit hinaus ist so zweifellos, daß Schwierigkeiten überhaupt nicht erwachsen. Der Arbeiter kehrt hier von selbst zur Arbeit zurück. Das sind für die Genossenschaft die Fälle, die wenigstens mit ganz geringer Leistung des Arztes abgemacht werden können. Ganz anders steht es mit den Faulenzern, den Übertreibern und den Simulanten. Sie machen der Genossenschaft schwere Arbeit und verursachen ihr schwere Kosten. Nur der Arzt kann schon während der Behandlung des Verletzten dafür sorgen, daß die Zahl dieser Gesellen möglichst beschränkt werde, nur der Arzt ist imstande, durch sachverständiges Aufdecken der Wahrheit die Genossenschaft von den Lügnern und Betrügern, die an ihren Kräften zehren, zu bewahren.

Was endlich die dritte Aufgabe betrifft, so ist es auch hier wieder Sache des Arztes, über den Schaden, den die Verletzung angerichtet hat, das Schlußurteil abzugeben und die Invalidität und ihren Grad zu bestimmen. In letzter Beziehung ist freilich der Arzt nicht mehr ganz kompetent. Er ist wohl imstande, den Grad der Invalidität für die Arbeit, die der Verletzte trieb, als er die Verletzung erlitt, zu bestimmen, er ist imstande, bei dem Handarbeiter zu beurteilen, wie viel er eingebüßt hat an Arbeitskraft für die bestimmte Arbeit, wenn ihm ein Finger verloren gegangen oder steif geworden ist, er vermag zu bestimmen, wieviel der Laufbursche durch eine Verletzung am Fuße eingebüßt hat, aber es kommt ihm nicht oder wenigstens ihm nicht allein zu, zu bestimmen, was der Handarbeiter treiben kann, wenn ihm eine Hand oder ein Finger geschädigt worden ist, wodurch der Laufbursche seinen Verdienst steigern, den Grad seiner Invalidität herabsetzen kann, wenn die Füße in seinem frühern Beruf den Dienst versagen. Das ist mehr die Sache gewerblicher Sachverständigen und meist nur auf Grund der örtlichen Verhältnisse richtig zu entscheiden.

Wir dürfen nun die Frage stellen: Ist seit der Einführung des Gesetzes

alles geschehen, was nötig ist, um einen geregelten Betrieb in der hier angedeuteten Richtung herbeizuführen? Ich glaube, daß wir in Übereinstimmung mit allen, die sich um die Ausführung des Gesetzes bemüht haben und noch bemühen, diese Frage mit einem entschiednen Nein beantworten dürfen. Die Gründe, die die Ausführung des Gesetzes erschweren, sind mancherlei, der Hauptgrund aber, weshalb der technische Teil des Gesetzes so unvollkommen geworden ist, liegt in der Mißachtung dessen, der sowohl bei dem Aufbau der Ausführungsbestimmungen, als auch bei dem Betriebe, wie er sich entwickelt hat, der eigentliche Sachverständige ist: in der Mißachtung des Arztes. Wenn ich mich eines Vergleichs bedienen darf, so ist das Gesetz in seinen Ausführungsbestimmungen so gemacht, als wenn man einen schwierigen, komplizirten Bau errichten und bei Beginn desselben den Baumeister beiseite schieben wollte.

Es muß leider gesagt werden, daß sich diese Mißachtung des Arztes wie ein roter Faden selbst durch die Verhandlungen über das Gesetz zieht. Hat man doch sogar versucht, ihm einen Teil der hier besprochnen ersten Aufgabe: der Behandlung des Verletzten, streitig zu machen. Bekanntlich haben sich eine Anzahl Krankenkassen nicht gescheut, die Heilversuche an den Kranken und Verletzten außer von dem Arzt auch noch von dem „Naturarzt" ausführen zu lassen, indem sie es fast in das persönliche Belieben des Einzelnen gestellt wissen wollten, ob er dem Arzt oder dem Quacksalber sein Vertrauen schenken wolle. Wenn sich nun auch dagegen nichts sagen läßt in dem Falle, wo ein Privatmann in einer Krankheit, die ihm bei ärztlicher Behandlung nicht rasch genug geheilt wird, einen Naturarzt, eine kluge Frau, den Schäfer oder irgend einen andern Quacksalber — denn Quacksalber müssen wir jeden nennen, der ohne die Fähigkeit, eine Krankheit zu erkennen, kuriren will — zu seinem Ratgeber wählt und aus seinem Beutel bezahlt, so steht es doch ganz anders, wenn eine vom Staat geschaffne Genossenschaft den Arzt in dieser Weise an die Wand zu drücken versucht. Deshalb ist es auch tief zu bedauern, daß vom Regierungstisch aus diesem Versuche nicht mit der nötigen Energie entgegengetreten worden ist. Für den modernen Staat giebt es nur einen Menschen, dem Heilversuche zustehen; dieser eine Mensch ist der Arzt, den der Staat zu diesem Zweck erzieht. Warum giebt er sich soviel Mühe mit der Vervollkommnung der Einrichtungen zur Ausbildung der Ärzte? Warum verlangt er, daß der, der heilen will, strenge Prüfungen in seiner Kunst und Wissenschaft ablege?

Für das Gesetz selbst ist ja nun freilich gesorgt, denn es bedarf in allen Fällen von Verletzung des Arztes, um sachverständige Gutachten zu erlangen. Von keiner Seite ist versucht worden, dem Arzte dieses Geschäft abzunehmen und es etwa auch dem Quacksalber zu übertragen. Wohl aber hat man für die Mehrheit der Verletzungen den ärztlichen Befund und das sachverständige Gutachten auf das geringste Maß beschränkt. Dieser Teil der Ausführung

des Gesetzes liegt ganz im Argen, in der Regel liegen die Dinge so, daß an ein Gutachten erst gedacht wird, wenn Holland in Not ist, wenn über die Wahrheit der Klagen des Verletzten Bedenken auftauchen, während doch verlangt werden müßte, daß sich ein objektiver Befund und ein kurzes Gutachten bei den Unfallspapieren jedes Verletzten findet. Man muß nur einmal in der Lage gewesen sein — wie es mir nur allzuoft begegnet —, ein schließliches Gutachten über einen solchen verfahrnen Fall abgeben zu müssen. Da kommt ein großes Bündel Akten. Die Geschichte beginnt mit dem gelben Bogen des Vertrauensmannes, und sie setzt sich fort in der polizeilichen Erhebung des Thatbestandes. Wesentlich sind darin nur die Personalverhältnisse und die Art, wie die Verletzung entstanden ist. Und der objektive Befund bei dem Verletzten? Der fehlt so gut wie immer. Denn aus der gewöhnlich noch während der Krankenkassenzeit abgegebnen Erklärung des Arztes, daß der Kranke noch arbeitsunfähig, daß sein Bein, sein Arm noch zu schwach sei, läßt sich selbstverständlich nichts entnehmen. Erst wenn die Schwierigkeiten eintreten, meist nach der dreizehnten Woche, dann kommen die Gutachten. Ein Glück, wenn dann wenigstens der erste Arzt auch das erste Gutachten abzugeben hat und aus seinem Gedächtnis oder seinen dürftigen Aufzeichnungen so etwas ähnliches wie einen objektiven Befund giebt, der den Zustand des Kranken unmittelbar nach der Verletzung schildert. Dann kommen aber meist mehrere Gutachten, zuweilen mehr, als gut sind. Durch diese Planlosigkeit erwachsen aber dem Verletzten wie der Genossenschaft die schwersten Nachteile.

Ich will einen konkreten Fall anführen, der sich in dem Buche, das meine Unfallsgutachten enthält, wiederholt findet. Ein Mensch ist verletzt worden, und die Umstände bei dem Unfall waren derart, daß eine Wirbelsäulenverletzung möglich erscheint. Das ersieht man aus der Mitteilung des Vertrauensmannes. Daneben fehlt jede ärztliche Mitteilung über den ersten objektiven Befund, obwohl der Verletzte nach dem Unfall schwer krank war. Erst gegen Ende der Krankenkassenbehandlung erscheint die erste ärztliche Kundgebung, die etwa dahin geht, daß der Verletzte noch nicht arbeitsfähig sei, weil er über dieses oder jenes klage. Darauf vergehen wieder einige Monate, der Verletzte geht herum, aber er klagt über Ermüdung beim Gehen, über Schmerzen im Rücken und in den Beinen. Die Gutachter halten den Mann für einen Übertreiber oder Simulanten, und es wird ihm die Rente entzogen. Er legt Berufung ein. Das Schiedsgericht giebt ihm auf Grund eines neuen Gutachtens einen Teil der Rente zurück. Dann wird der Verletzte noch einmal in eine Heilanstalt geschickt und, „weil es sich um die Nachwehen eines Unfalls handelt," meist in ein sogenanntes medico-mechanisches Institut. Hier wird er eine Zeit lang behandelt und schließlich nach dem Ausspruch des Leiters „sehr gebessert," nach seiner eignen Ansicht unverändert oder gar mit vermehrten Schmerzen entlassen. Jetzt muß die Frage entschieden werden, wer

Recht hat. Es wird ein Obergutachten verlangt. Der Verletzte klagt über Schmerzen, die vom Rücken in die Beine ausstrahlen, über leichte Ermüdung, über Unfähigkeit, längere Zeit zu stehen. Der objektive Befund unmittelbar nach der Verletzung fehlt, ebenso fehlen bestimmte Angaben über den schweren, dem Unfall folgenden Verlauf der Erkrankung. Dagegen ergiebt die Untersuchung des Rückens eigentümliche Formen und Bewegungsverhältnisse an dem Verletzten, die die Beschwerden vollkommen erklären, unter der Voraussetzung, daß sie durch den Unfall hervorgerufen worden sind. Der Unfall würde dann eine Wirbelsäulenverletzung herbeigeführt haben. Aber diese Erscheinungen von Formveränderung an der Wirbelsäule können auch die Folge einer frühern Erkrankung der Knochen sein. Ob das eine oder das andre die Erklärung abgiebt, läßt sich gar nicht bestimmen, wenn der objektive Befund unmittelbar, nachdem sich der Unfall ereignet hat, fehlt. Die Billigkeit verlangt, daß man, da der Unfall in der Art stattgefunden hat, daß er die fragliche Verletzung herbeiführen kann, und da die subjektiven Erscheinungen mit der Annahme stimmen, dem Klagenden Recht giebt.

In diesem Falle kommt das Fehlen des objektiven Thatbestandes dem Betroffnen zu Gute und schädigt möglicherweise die Genossenschaft; in andern Fällen ist es umgekehrt. Es würde zu weit führen, auch dieses nicht seltene Vorkommnis durch Mitteilung einzelner Fälle zu belegen.

Nicht minder mangelhaft können aber unter den jetzt bestehenden Verhältnissen die Entscheidungen der Berufsgenossenschaftsvorstände und der Schiedsgerichte sein, wenn es sich darum handelt, Beschlüsse zu fassen über halbe oder ganze Invalidität und über zweckmäßige Mittel und Wege, sie zu beseitigen. Wer wird, bei aller Achtung für den Geschäftseifer und die Pflichttreue der betreffenden Vorstandsmitglieder, ihnen zumuten und zutrauen, daß sie die richtigen Mittel wählen, ihren Schutzbefohlenen der Genesung zuzuführen? Auch hier kann wieder nur das Qui bene dignoscit, bene medebitur maßgebend sein. Da die Vorstandsmitglieder weder eine Krankheit und ihre Ursachen zu erkennen vermögen, noch auch eine Einsicht in die Heilmittelwirkung haben, so werden sie selbstverständlich bei ihrer Entscheidung von den verschiedensten Regungen getrieben. Vor allem herrscht die Mode, und da heute die Medicomechanik überall ihre Flagge entfaltet hat, so ist es begreiflich, wenn von ihr auch hier weit mehr verlangt wird, als sie zu leisten vermag. Das Richtige ist also auch hier, daß zuerst bestimmt werden muß, was dem Verletzten fehlt. Ist das geschehen, so muß das für den Fall passende Mittel gereicht werden. Die Vorschläge dazu können selbstverständlich nur von Sachverständigen gegeben werden.

Zum Schluß komme ich noch zu einem wunden Punkt der Geschäftsordnung, richtiger Geschäftsunordnung, der wohl von allen Seiten als solcher anerkannt wird. Dies ist das Gutachtenwesen, die Anfertigung der wiederholt

verlangten und notwendigen Gutachten und Obergutachten. Wer soll diese bei ihrer sich immer noch mehrenden Zahl anfertigen? Die Frage ist in der That ein Notschrei, denn jede größere Krankenanstalt, besonders jede Klinik, ist damit überlastet. Es ist von Interesse, in einem solchen Unfallsgenossenschaftsaktenbündel zuweilen die Wege zu verfolgen, die es hat zurücklegen müssen, wenn es an dieser und jener Thür hat anklopfen müssen, ohne Einlaß zu finden, bis es schließlich in die richtigen Hände kommt, die es freilich mit einem stillen Seufzer annehmen. Wiederholt haben sich Genossenschaften über mangelhaftes Entgegenkommen der Kliniken in dieser Richtung beklagt. Solche Klagen sind aber ohne nähere Kenntnis der Verhältnisse ausgesprochen worden. Es giebt Zeiten, wo die Kliniken von Anträgen, Unfallskranke zur Beobachtung, zur Behandlung, zur Begutachtung aufzunehmen, geradezu erdrückt werden. Und dazu sind doch wirklich die Kliniken nicht da. Ich persönlich habe das Unfallgesetz mit wahrer Begeisterung begrüßt und bin seiner Gestaltung mit dem regsten Interesse gefolgt. Stets war ich der Meinung und bin es noch heute, daß es in dem beiderseitigen Interesse liege und zum Heil des Ganzen diene, wenn Kliniken und Unfallgenossenschaften auf gutem Fuße mit einander stehen. Denn die Klinik giebt ja nicht nur, sie empfängt auch, sie empfängt Verletzungsmaterial, sie empfängt außerordentlich wichtiges Lehrmaterial, das sie in die Lage versetzt, den jungen Ärzten Sachkenntnis und Verständnis der für das Volkswohl so wichtigen Gesetze zu lehren. Auf diese Weise zahlt sie zurück, was sie empfängt, sie zahlt zurück durch die Lieferung gebildeter ärztlicher Sachverständigen. Aber mit dieser Arbeit ist doch die der Klinik nicht erschöpft, sie hat mehr zu thun als Gutachten über zweifelhafte Menschen abzugeben, sie braucht ihre meist sparsam zugemessenen Lagerräume noch für andre Menschen als für solche, bei denen entschieden werden soll, ob ihnen etwas fehle oder nicht.

Wie das bis jetzt gegangen ist, kann es also auf die Dauer unmöglich fortgehen. Was die Obergutachten anlangt, so betrachte ich es als selbstverständlich, daß es für einen Teil der Fälle bei dem alten Brauch bleiben wird und muß. Denn die Klinik muß auf diese Weise zu der Praxis der Unfallgenossenschaft in Beziehung bleiben, weil sie nur dadurch imstande ist, geeignete Ärzte zu bilden. Aber ein Teil der Gutachten muß unbedingt auf bestimmte zu diesem Zweck mit der Gesellschaft in Verbindung zu setzende Ärzte übergehen. Auch die Frage der Unterbringung all dieser hingezognen und zweifelhaften Verletzungsfälle bedarf einer besondern Regelung. Die Kliniken sind schlechterdings nicht imstande, in dieser Richtung allen Anforderungen zu genügen. Mir schwebt immer als Plan vor die Anlegung von eignen Häusern, die die Genossenschaften gleichsam als Schwesteranstalten der Klinik am Ort und in der Nähe der Kliniken bauen sollten, über die die klinischen Direktoren eine gewisse Aufsicht üben mit der Berechtigung, Lehrmaterial daraus zu entnehmen, und mit der Verpflichtung, über bestimmte schwierige Fälle Gutachten

zu erstatten. In den Ärzten solcher Institute würden mit der Zeit ausgezeichnete Sachverständige erzogen werden. Daß solche Anstalten nicht bloß für Beobachtung und für Ausstellung von Gutachten, sondern auch für Behandlung, zumal für Nachbehandlung von mancherlei Verletzungsresten, eingerichtet sein müßten, liegt auf der Hand. Auf jeden Fall dürfen diese und ähnliche Pläne von Krankenhausgründungen nur nach reiflicher Überlegung mit sachverständigen Ärzten ausgeführt werden. Mir sind höchst abenteuerliche, offenbar ohne solche Beihilfe entworfne Gründungspläne zu Ohren gekommen.

Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß sich die Umgehung des sachverständigen Arztes bei der Beratung des Unfallgesetzes und bei der Entwicklung der Geschäftsordnung schwer gerächt hat und sich noch täglich rächt. Ich bin der Meinung, daß die Mängel nur abgestellt werden können, wenn mit Hilfe sachverständiger Ärzte eine neue Geschäftsordnung aufgestellt wird. In diese Geschäftsordnung müssen Ärzte, die bestimmte Beziehungen zur Genossenschaft haben, als Ratgeber bei den Beschlüssen der Sitzungen, ebenso wie als Berater bei den Schiedsgerichten aufgenommen werden. Vielleicht empfiehlt es sich auch, den größern Teil der von der Genossenschaft verlangten Gutachten diesen Ärzten zu übertragen. Und schließlich ist es im beiderseitigen Interesse, besonders aber in dem der Genossenschaften, wenn Beziehungen in dem oben angedeuteten Sinne zwischen Klinik und Unfallgesetz erhalten und genährt werden.

Göttingen F. König

Ein Aufruf zur Organisation der Volksbildung

Nicht ich erlasse diesen Aufruf, der Leser mag ruhig sein. Die Aufgabe, die ich mir da stellen würde, wäre mir denn doch zu hoch. Ich denke mir, wer sich mit offnem Anspruch in dieser Sache als Führer anbietet, wo es sich um nicht weniger handelt, als um das ganze Leben der Nation, um die Grundlage ihrer geistigen, politischen, materiellen Größe, der muß so etwas wie ein Genie des Gedankens und fast auch der Sprache sein. Er muß den Sinn der Geschichte wie des Einzellebens, die allgemeinen Gesetze menschlicher Entwicklung wie die besondern Aufgaben seines Volkes und seiner Zeit zu deuten wissen, muß den Bau der Volksbildung, den er auf solchem Boden errichten möchte, mit der Klarheit überlegner Einsicht, mit der Beredsamkeit der Wahrheit vorzeichnen. Das ist freilich etwas viel verlangt, aber ich glaube, man muß es verlangen.

Gerade auf diesem Gebiete kann man keine halben Propheten gelten lassen und nicht einen als Bauherrn ansehen, der — vielleicht — Steine zuzurichten versteht für einen Kommenden.

Also deshalb würde ich einen Aufruf zur „Organisation der Volksbildung" nicht wagen. Aber ich würde mit Freuden den begrüßen, der ihn mit dem Recht einer neuen, wirklichen Erkenntnis erließe. So habe ich denn mit gespannter Erwartung zu einem Büchlein gegriffen, das der Licentiat der Theologie Friedrich Hummel, Stadtpfarrer in Schwaigern, unter dem Titel veröffentlicht hat: Was läßt sich zur Pflege einer gediegnen, echt volkstümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun? Ein Aufruf zu einer Organisation der Volksbildung. (Heilbronn, Salzer, 1893.) Daß sich die Schrift weiter bezeichnet als „von der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt gekrönte Preisschrift," hat meine natürliche Spannung erhöht. Also eine Arbeit, von deren Gehalt nicht bloß der Verfasser überzeugt ist, sondern die zugleich nach fremdem Urteil die beste ist unter einer Reihe andrer — unter dreiundachtzig, wie die Vorrede feststellt!

Voll Interesse las ich das Vorwort. „Meine nachfolgenden Ausführungen — heißt es da — suchen für eine wahrhaftige Volkserziehung und im besondern für die Pflege gediegner Bildung in den Arbeiterkreisen ein festes Prinzip mit lebendiger innerlicher Einheit und mit allumfassender Praxis zu geben. In diesem Streben greifen sie in die verschiednen Gebiete der Philosophie, der Theologie, der Nationalökonomie u. s. w. hinein, ja mit Absicht recht weit hinaus in den Umkreis des gesamten Lebens. Und da stellt sich als durchwirkender Mittelpunkt, auf den sich alles bezieht, immer wieder derjenige dar, der es sein soll: der Mensch. Nämlich der Mensch, wie er die Synthese der Bildung als die Synthese des sittlich-religiösen, des intellektuellen und des — in Wirklichkeit ergänzend einzufügenden — echt sozialen Faktors vollzieht, und zwar so vollzieht, daß das Geschehen in Natur und Geschichte ein Gegenstück seines eignen innern Werdens ist."

So weit kam ich. Dann hielt ich — etwas atemlos — inne. Was will der Verfasser sagen? Er verspricht also wirklich, der Volkserziehung das einheitliche Ziel zu geben, samt der umfassenden Form für die Verwirklichung dieses Zieles, und er stellt fest, daß der „durchwirkende" Mittelpunkt dabei der sei, „der es sein soll — der Mensch." Unbedingt richtig, sagte ich mir. Besteht das Volk aus Menschen, so ist seine Erziehung nichts anders als eine Erziehung von Menschen, so sehr, daß der Mensch dabei nicht nur der Mittelpunkt ist, sondern sogar der einzige Punkt (mit gar keinem Kreis darum), wo angesetzt werden kann. Und weiter: der Verfasser verlangt von dem, der erzogen ist, daß er „die Synthese der Bildung als die Synthese des sittlich-religiösen, des intellektuellen und des echt sozialen Faktors" vollzogen habe. Hm, ein Genie der Sprache oder wenigstens der deutschen Sprache scheint hier

nicht zu reden, dachte ich; du mußt dir schon die Mühe nehmen, das zu übersetzen. Es soll wohl heißen: Bildung kommt so zustande, daß man zunächst sein sittlich-religiöses Leben entwickelt, dann sein Wissen damit in Übereinstimmung setzt und sich bei alledem bewußt bleibt, daß man einer Gemeinschaft zu leben habe. Das hat man so zu thun, „daß das Geschehen in Natur und Geschichte ein Gegenstück des eignen innern Werdens ist.“ Was kann darunter verstanden werden? Soll mein inneres Werden in irgend einer Weise dem Geschehen in Geschichte und Natur parallel gehen, so muß es sich nach dem richten, was dem Geschehen auf beiden Gebieten gemeinsam ist. Das ist nicht das Gesetz der Kausalität, denn es läßt sich auf die Geschichte als auf den Niederschlag freier Handlungen nicht oder jedenfalls nicht ohne weiteres anwenden; es ist wohl auch nicht ganz allgemein das Gesetz der Entwicklung (im Sinne eines organischen Fortschritts), denn daß sich die richtige geistige Ausbildung nach einem organischen Fortschritt vollziehen müsse, das ist ohne jenen Umweg über Natur und Geschichte eher sicherer, ist eine Selbstverständlichkeit, die dem Verfasser nicht zugetraut werden darf. Also ist wohl gemeint: in Natur und Geschichte zeigt sich eine besondre Art stetiger Entwicklung, und der Gang der Erziehung muß eben diesem besondern Gesetze folgen, das — wie der Verfasser beweisen wird — für Geschichte und Natur gilt, und in übereinstimmender Weise gilt.

So glaubte ich endlich den wirklichen Sinn jenes Satzes der Vorrede gefunden zu haben. Aber man soll nicht voreilig sein. Am Schluß der Schrift wußte ich ganz gewiß, wie sehr ich den Anfang mißverstanden hatte. Jener Ausdruck will nichts andres sagen, als die nachher immer und immer wieder auftretende Forderung, „daß der zu Bildende jene Synthese so vollziehe, daß er möglichst sehr (!) die einzelnen Kulturepochen durchmacht, weil seine Entwicklung den Kulturstufen der allgemeinen Entwicklung entspricht“ (S. 54). Das ist es also! „Geschehen in Natur und Geschichte“ — damit hat man bloß das Geschehen in der Geschichte zu verstehen, die „Natur“ gehört gar nicht her und ist nur eine Art blinder Passagier, eingeschmuggelt von dem Bedürfnis nach volltönender Diktion, das dem Verfasser auch sonst hie und da einen Streich spielt.

Da ist mir nun unter der Hand aus dem Vorwort der Broschüre eine dialektische „Übung“ erwachsen, und ich muß fast um Entschuldigung dafür bitten. Solche Übungen wirken nie angenehm, selbst wenn sie berechtigt sind. Es wäre daher besser gewesen, der Verfasser hätte sie angestellt, ehe er gleich zur Einleitung eine Definition seines Grundbegriffs gab, die weder in der Form noch in der Sache klar ist. Klarheit darf man von einem Aufruf zur Organisation der Volksbildung doch wohl auch in der Vorrede erwarten, man will auch da die „Wahrheiten“ eindeutig und zugleich das Selbstverständliche nicht mit Pathos verkündigt sehen.

Nachdem ich mir so die ersten Sätze der Schrift mundgerecht gemacht hatte, wagte ich mich weiter — unter vielen Pausen, ähnlich wie die erste ausgefüllt mit dem Übertragen der ausgesprochnen Gedanken ins Deutsche, Einfache, Bekannte, mit dem vergeblichen Versuch, gerade für die grundlegenden Behauptungen eine geordnete Darstellung, eine haltbare Begründung oder überhaupt eine Begründung zu entdecken. Hummels Schrift zerfällt nicht streng der Anordnung, aber dem Sinne nach in zwei Teile: sie entwirft zunächst das „feste Prinzip" und dann die „allumfassende Praxis" für die Organisation der Volksbildung. Das Prinzip ist skizzirt schon durch jene Definition am Anfang. „Die Kindheitsstufe steht überwiegend unter dem Zeichen des aufsteigenden religiösen Faktors." Daher ist es die erste Aufgabe der Erziehung, eben diesen „Faktor" zu pflegen, eine noch „durch die Autorität beherrschte" sittlich-religiöse Gesinnung auszubilden. Daneben muß schon auf dieser Stufe und mit der fortschreitenden Entwicklung immer mehr die Pflege des „intellektuellen Faktors" hergehen, die Ausbildung des Verstandes, für die der Verfasser hauptsächlich auch die Erkenntnis der Natur und ihrer Gesetze in Betracht zu ziehen scheint. Das sind nun aber zwei Vorstellungsreihen, die des Glaubens und die des exakten Wissens, die nicht ohne weiteres zusammenfallen, ja die mit der Zeit von dem Heranwachsenden, der sich der Autorität entreißt, als Gegensätze empfunden werden. Die Sorge des „Bildners" muß es daher sein, den Streit beider „Faktoren" zu schlichten und „die mit dem Bewußtsein der Gegensätze, aber auch ihrer Versöhnung wirklich vollzogne Synthese" des Sittlich-Religiösen und des Intellektuellen herbeizuführen (S. 39 ff.). Je mehr sich ferner der Mensch dem selbständigen Alter nähert und aus der Familie in das große Gemeinschaftsleben heraustritt, desto stärker wird sich ihm „die Frage nach den richtigen Verhältnissen im Zusammenleben der Menschen" aufdrängen: die soziale Frage. Deshalb muß sein Gemeinschaftstrieb durch die christliche Liebe richtig entwickelt, es muß in ihm „die volle Synthese des sittlich-religiösen und des intellektuellen Faktors mit dem in wahrhaftigem Sinne sozialen" bewirkt werden (S. 47). Nun folgen Gedanken, die von dem „Prinzip" zur „Praxis" hinüberführen. „Es ist eine Thatsache, daß der Mensch als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmacht, wie solche in einer Parallele zu seiner Entwicklung stehen" (S. 50). Dieser „Epochen" sind in der Hauptsache drei — Hummel reiht sie nicht klar an einander und und überläßt es seinem Leser, sie auf die Gefahr des Mißverständnisses hin zusammenzusuchen. Erstens die „Epoche" einer einfachen sittlich-religiösen Entwicklung „von den Anfängen Israels an bis zu Christus": Stoff, „mit Wucht in die werdende Persönlichkeit zu werfender Stoff" für die Kindheitsstufe und die Ausbildung des sittlich-religiösen „Faktors." Zweitens die „Epoche" der Reformation, die die „geschichtliche, ja weltgeschichtliche Vollziehung" der Synthese von Glauben und Wissen ist und

diese Synthese dem einzelnen vermittelt, wenn sie ihm zum Durchleben und Nachleben vorgeführt wird. Die dritte „Epoche" ist gegeben mit der geschichtlichen Entwicklung seit der Reformation, in dem Umschwung von der „egoistisch-individualistischen zu der human-sozialen Gesellschaftsanschauung"; indem der einzelne über diesen Umschwung aufgeklärt und so dazu gebracht wird, ihn in der eignen Brust mitzumachen, wird „die Pflege des sozialen Faktors in den universellen Bildungszweck organisch eingefügt."

Was Hummel noch weiter zum Kapitel der „allumfassenden Praxis" beibringt, interessirt hier nicht. Seine Vorschläge in dieser Beziehung sind nicht neu, sondern fast nur eine Sammlung dessen, was auch von andern schon verlangt worden ist. Einen selbständigen Wert hätte die Zusammenstellung bloß dann, wenn der Verfasser die von andern übernommnen und von ihnen vereinzelt vorgebrachten Gedanken systematisch ordnete, was ihm nicht gelingt — wenn das Prinzip, nach dem er ordnen *will*, wenigstens in den Hauptpunkten begründet würde.

Wie steht es aber mit dieser Begründung? Hummel versucht sie gar nicht, er setzt an die Stelle des Beweises eine gewisse Behauptungsfreudigkeit. So hat es zunächst doch bloß den Wert einer Behauptung, wenn gefordert wird, daß die Entwicklung des Menschen gerade nach dem Schema: sittlich-religiöser, intellektueller Faktor, Versöhnung beider, Einfügung des sozialen Faktors verlaufen müßte, und ein Beweis dafür wäre nicht überflüssig. Aber selbst zugestanden, diese Stufenfolge sei berechtigt, so wäre die nächste Frage doch die: ist nun beim Gegensatz von Glauben und Wissen die Synthese nur so möglich, daß der Verstand bekehrt wird? Kann dieser nicht auch die religiöse Vorstellungsweise auflösen und auf diesem Wege den innern Zwiespalt überbrücken, die geistige Einheit herstellen? Hummel verliert kein Wort an eine solche Möglichkeit, ihm steht ohne weiteres fest, daß bei dem großen innern Ausgleich der Glaube, das heißt ein bestimmter dogmatischer Glaubensinhalt, der wesentliche Teil der „alten Glaubenssubstanz" unerschüttert bleibe. Und der Reformation soll eben diese Versöhnung der Gegensätze in vorbildlicher Weise gelungen sein. Ich denke, das trifft keineswegs zu. Luther hat dieses Problem für uns nicht gelöst und konnte es nicht lösen. Das folgt — abgesehen von andern Gründen — schon aus dem einen Umstande, daß Luther noch auf dem Boden der alten Weltbetrachtung stand, die die Erde als den Mittelpunkt der Welt ansah, während gerade aus der Entdeckung des Kopernikus ganz neue Schwierigkeiten in dem Streite zwischen Religion und Wissenschaft erwachsen sind. Luther hat uns am Ende im Prinzip die Möglichkeit jener Versöhnung gewiesen, aber diese Versöhnung selbst ist nicht einmal für das Zeitalter der Reformation, geschweige denn für die Gegenwart zur Wirklichkeit geworden. Es gehört ein gutes Teil Optimismus zu der Annahme Hummels, die gegenwärtige Kulturstufe sei „wesentlich durch die Verknüpfung des sittlich-

religiösen und des intellektuellen Faktors bezeichnet," und wer in dem Gegensatz beider „Faktoren" hängen bleibe, stehe hinter dem „normalen heutigen Bildungsstreben" um Jahrhunderte zurück (S. 51 f.). Es hätte sich daher wohl verlohnt, anzudeuten, wie denn die Reformation die Verbindung von religiöser und wissenschaftlicher Erkenntnis vorbildlich vollzogen habe, und wie wir sie demgemäß vollziehen sollen. Aber der Verfasser versucht das gar nicht, er „glaubt" nur, „daß die alte bleibende Glaubenssubstanz mit der fortschreitenden Geistesbildung wohl zusammenstimmen kann und muß" (S. 58), und schiebt die Aufgabe, die er als Organisator zu erfüllen hätte, andern zu, indem er schreibt: „Wir sollten hier gerade Lehrer haben, die sagen können, wie sie den Konflikt zwischen dem sittlich-religiösen und dem intellektuellen Faktor überwanden" (S. 71). Also da, wo nach seinem eignen Wort „der Knotenpunkt unsrer Bildungssynthese" liegt, zeigt er weder geschickte Hände, noch ein Schwert, um den Knoten zu lösen oder zu zerhauen. Denn daß er einmal an entfernter Stelle und fast gelegentlich zwei Äußerungen der Theologen Hermann und Lipsius in dieser Sache wiedergiebt, das darf man billig nicht in Anschlag bringen.

Ich will die Reihe der unbewiesenen Voraussetzungen, von denen die Schrift zehrt, nicht zu Ende führen; nur einige wenige mögen noch gestreift sein. Daß „die Frage nach den richtigen Verhältnissen im Zusammenleben der Menschen gewiß in dem Felde des weltdurchdringenden Christentums ihre innerlichste Lösung findet" (S. 46), ist nicht so von vornherein gewiß, sondern bedarf ebenfalls eines Beweises, vor allem gegenüber dem großen Gegner, mit dem Hummel abrechnet, der sozialdemokratischen Weltanschauung; und sofern der Verfasser bei jenen „richtigen Verhältnissen" wesentlich auch an eine staatliche Ordnung, an eine soziale Gesetzgebung denkt, fehlt der Beweis sogar für einen Christen, der sagt: das Christentum hat es mit der staatlichen Regelung der sozialen Frage, mit den richtigen sozialen Verhältnissen gar nicht zu thun, sondern nur mit dem richtigen sozialen Verhalten. Ferner: ist es wirklich eine „Thatsache," die man mit mathematischer Sicherheit als Grundlage der Erziehung nur so hinstellen darf, daß „der Mensch als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmacht"? Ich meine, das sei gar nicht selbstverständlich, und eine Begründung dafür sei keine verschwendete Mühe. Aber wie gesagt, ich will diesen Faden nicht fortspinnen — ich will nicht weiter davon reden, daß der Unterricht in der Geschichte denn doch nicht so einfach nach der Schablone: Verirrung und Strafe abgehandelt werden darf, wie es Hummel S. 70 vorschreibt, daß man z. B. bei der Schilderung der „Revolution der Freidenker in Frankreich" noch etwas andres zu zeigen hat als das, „wohin man gerät, wenn man die Göttin der Vernunft auf den Thron setzt"; kurz, daß die Geschichte nicht klein genug ist, sich zu einem moralischen Bilderbuch für die reifere Jugend zurechtschneiden zu lassen. Aber das kommt davon, wenn man — in dem

Orakelstil des Verfassers zu reden — die Volksbildung „nach der bestimmten Kausalität des Geschehens, auswendig nach den kulturhistorischen Stufen, inwendig nach dem Durchmachen der Epochen der Weltkultur" leiten möchte! Ich will endlich auch keinen Nachdruck darauf legen, daß eine Volkserziehung, nach Hummels Prinzip staatlich organisirt, für Lehrer und Schüler sehr leicht zu einer staatlich kommandirten Art der „Versöhnung von Glauben und Wissen" führen könnte, daß die staatlichen Zentralstellen, die nach einem höchst allgemeinen Ausspruch des Verfassers „das Ganze der Volkserziehung und Volksbildung in passender Weise übersehen und planmäßig leiten" sollen, diese „passende" Weise nicht so einfach finden dürften, auch wenn ihnen Hummel das Zugeständnis macht, das dem Prinzip seiner doch eminent christlich bestimmten Volksbildung direkt widerspricht: ob jene Behörden christliche oder humane Interessen in den Vordergrund zu stellen hätten, diese Frage könne man beiseite lassen (S. 119).

Ich bin am Schluß. Der Eindruck, den Hummels Broschüre macht, ist fast durchweg ungünstig, verworren. Die Fragen sind nicht klar gestellt, die Antworten werden gerade in dem systematischen Teil unübersichtlich durcheinandergeworfen. An die Stelle logischer Begründung tritt oft leere Rhetorik; bezeichnend dafür ist besonders eine Äußerung. „Indem wir tiefer in die Werkstatt der Bildungspflege uns hinabbegeben — heißt es S. 63 —, hören wir vielleicht den Vorwurf, daß wir wohl auf eine einseitige und allzu frühzeitige Ausbildung des Verstandesfaktors (!) drängen. Wir weisen ihn zurück. Wir haben ja laut genug nach Pflege der echten Herzensbildung gerufen.... So werden wir es auch ferner halten." Und der Verfasser hält es auch ferner so, er ruft nach allem möglichen Schönen, aber er weiß den sichern Weg nicht, auf dem es kommen kann. Dabei stößt er den Leser durch unrichtige oder triviale Nebenbemerkungen ab. So führt er S. 22 lobend an, daß die Löhne der englischen Arbeiter in den letzten fünfzig Jahren um 50 bis 100 Prozent gestiegen seien, S. 26 tadelt er, daß sich in Deutschland während desselben Zeitraums der Lohn „nicht in dem Maß wie in England," sondern nur um das Zwei- bis Dreifache gesteigert habe — das heißt aber doch um 200 bis 300 Prozent! Auf einer Seite (83) gestattet er sich die Behauptungen, daß das Kolportagewesen stets geblüht habe, wenn die Kirche blühte (hat die mächtige Kirche des Mittelalters ein blühendes Kolportagewesen gehabt, oder kann man vielleicht sagen, mit der christlichen Kolportagelitteratur von heute blühe auch die Kirche?); daß nur die Thätigkeit „aus dem sittlich-religiösen Personleben heraus" den Ehrennamen Arbeit verdiene (die treue Berufserfüllung dessen, der sich ein religiöses Leben nicht mehr abzugewinnen vermag, etwa nicht?); daß die Geistlichen, „dieweil alles seine Zeit hat, schweigen, aber auch reden müssen von den Fragen und Konflikten, welche die gährenden Arbeiterkreise bewegen, jedes an seinem Ort" (wem soll diese Trivialität nutzen?). Zu dem

allen gesellt sich ein Stil, der sich bald in die abschreckendste scholastische Formelwirtschaft verliert, bald gesucht bis zum Komischen ist. Der Verfasser spricht von einem „Felde der Geistesbildung, wo die Persönlichkeit gemäß des Geistes Wesen des Geistes Schwingen frei und freier falten kann"; er fordert von der Arbeiterbildung: „sie muß sich dem Heimatboden des großen, weiten Volkslebens anpassen, in Berührung mit demselben Funken schlagen, über dieses Feld hin Licht werfen und für die hier auftauchenden Fragen und Bedürfnisse eine befriedigende Antwort haben" (S. 16 f.). Man denke sich einmal plastisch die Arbeiterbildung bei dieser verwickelten Thätigkeit!

Ich glaube also nicht ungerecht zu sein, wenn ich sage: für einen „Aufruf zur Organisation der Volksbildung" und obendrein für eine Preisschrift ist diese Veröffentlichung in einer Weise unklar, die das Maß des Erlaubten überschreitet. Daß einiges Gute mit unterläuft, soll damit nicht geleugnet werden, so namentlich die freilich nicht allzu schwere Erkenntnis, daß man eine gediegne Bildung in den Arbeiterkreisen nur schaffen könne, wenn man sie eingliedere in die Pflege der richtigen Volksbildung überhaupt.

Ich hätte diese Schrift stillschweigend den Weg gehen lassen, den sie doch nehmen wird — den Weg zur Vergessenheit, wenn sie nicht ein Typus und noch dazu ein preisgekrönter Typus wäre für jenes verworrene Dreinreden in die großen Aufgaben der Zeit, das allmählich zu einer förmlichen Broschürenmanie führt. Papier und Druck sind ja billig zu haben, noch billiger ein gewisser Vorrat von Schlagwörtern, von philosophischen oder politischen Schulbegriffen, von allgemeinen Redensarten; legt man diesem Vorrat noch ein bischen vom eignen zu, so reichts bequem zu 100 oder 150 Seiten „Lösung" der sozialen, der pädagogischen, der antisemitischen Fragen. Also nur nicht zögern, die Welt zu beglücken! Daß man mit solchen Elaboraten auch eine Verantwortung vor der Öffentlichkeit übernimmt, daß es eine Pflicht sein kann, in diesen Dingen zu schweigen, wenn man nichts Neues oder das Neue nicht klar und deutsch zu sagen weiß, dafür ist das Gefühl sehr selten geworden, zum Schaden der wirklichen geistigen Arbeit an den nationalen Aufgaben. Denn neben jenem mißtönenden überlauten Chor verhallen oder verstummen nur zu leicht die zuverlässigen Stimmen; in der trüben Hochflut einer derartigen Litteratur geht am Ende auch das Interesse der Wohlwollenden rettungslos unter. Deshalb ist es notwendig, von Zeit zu Zeit so einen Typus herauszugreifen und festzunageln, in der Hoffnung, dem Bessern damit Platz zu schaffen. Die Zukunft freilich wird es angenehmer haben, sie wird sich über diese Volksbeglücker nicht mehr ereifern, wird sie nicht mehr zu lesen brauchen. Mit einem mitleidigen Lächeln überschaut sie wohl, was dann schon lange Makulatur ist, und spricht die Worte, mit denen man auch das Schlechte begräbt: Requiescat in pace!

Annette von Droſte-Hülshoff und Levin Schücking

Die weſtfäliſche Dichterin Annette von Droſte-Hülshoff gehört zu den wenigen Glücklichen der neuern deutſchen Litteratur, deren Ruhm in den Jahrzehnten nach ihrem Hinſcheiden beſtändig gewachſen iſt, deren beſte Gedichte nicht bloß in hundertundeiner Anthologie weitergedruckt werden, ſondern die auch als Perſönlichkeiten, als intereſſante und feſſelnde Menſchennaturen in der Phantaſie ihrer Leſer fortleben. Wie Annette Droſte bis auf den heutigen Tag die originellſte und kräftigſte aller deutſchen Dichterinnen geblieben und die kühne Anſchaulichkeit und warme Innigkeit ihrer poetiſchen Erzählungen und Lebensbilder noch unübertroffen iſt, ſo hat ihre menſchliche Erſcheinung, die Beſonderheit ihres Weſens, ein wenig wohl auch die Beſonderheit ihrer Verhältniſſe, derart auf den engen Kreis ihrer perſönlichen Freunde gewirkt, daß dieſe ihr Leben lang die treueſte Erinnerung an ſie bewahrt und dieſe Erinnerung dem nachlebenden Geſchlecht überliefert haben. Unter dieſen Freunden nahm der 1885 verſtorbne Schriftſteller Levin Schücking, der gleichfalls auf altem ſtiftmünſteriſchem Boden geborne Landsmann der Freiin von Droſte, inſofern den erſten Rang ein, als er am unermüdlichſten und pietätvollſten für die Erhaltung des Andenkens an die Dichterin geſorgt hat. Mit der Herausgabe der „Letzten Gaben," mit der erſten Sammlung ihrer Werke, mit dem vortrefflichen kleinen Lebensbilde „Annette von Droſte" (Hannover, 1862 und 1872), in vielen Aufſätzen, in den beſten Kapiteln ſeiner eignen „Lebenserinnerungen" (Breslau, 1886) hat Schücking dem Herzensdrange genügt, immer und immer wieder an die früh verlorne Freundin ſeiner Jugend zu erinnern. Aus ſeinen Mitteilungen iſt das Bild Annettes, wie es vor unſern Augen ſteht, zum größten Teil erwachſen, ſeine feine Würdigung ihrer poetiſchen Verdienſte hallt in unſern Litteraturgeſchichten nach, vor allen andern war er es, der zu gleicher Zeit den tiefen Zuſammenhang der Dichterin mit ihrem Heimatboden und ihre eigentümliche Empfindungs- und Urteilsfreiheit begreifen lehrte. Jahrelang hat auch niemand daran gedacht, ihm das Recht auf dieſen der deutſchen Litteratur und der deutſchen Bildung geleiſteten Dienſt zu beſtreiten. Dann kam aber eine Zeit, wo den ſpezifiſch ultramontanen Kreiſen von Münſter und Paderborn die Erinnerung unbequem wurde, daß es überhaupt Jahrzehnte ge-

geben hatte, wo deutsche Katholiken von keinem „Zentrum“ wußten, eine Zeit, wo es gewissen Leuten passend erschien, den Geist und die poetische Kraft Annettes in majorem Societatis Jesu gloriam in Anspruch zu nehmen, und wo daher die Verknüpfung des Namens der westfälischen Dichterin mit dem Namen Schückings ein Ärgernis gab. Da wurden denn Stimmen laut, die es überhaupt bezweifelten, daß Annette zu Schücking je in einem Freundschaftsverhältnisse gestanden habe, die wenigstens mit der größten Bestimmtheit versicherten, die strenggläubige Dichterin habe dem lauen Katholiken zu rechter Zeit den Stuhl vor die Thür gesetzt und ihm seine Heirat mit einer Protestantin niemals verziehen. Ja man ging so weit, Schücking das Recht zu einem auf wahrhaft innerlichen Verkehr gestützten Urteil über Annette von Droste abzusprechen, und schämte sich selbst der Andeutung nicht, die edle Frau habe sich die litterarischen Dienste des jungen Schriftstellers gefallen lassen, ohne ihm jemals eine besondre Wertschätzung zu schenken. Daß man damit der stolzen und wahrhaften Dichterin eine seelische Niedrigkeit ansann, deren sie schlechterdings unfähig war, scheinen die betreffenden Herren nicht gemerkt zu haben. Da erscheinen zur Ehrenrettung des Andenkens beider vornehmen und edeln Menschen, zur vollständigen Aufhellung eines ebenso seltnen wie erfreulichen innigen Freundschaftsverhältnisses und zur Wiederbelebung vergangner Tage und Zustände gerade noch zur rechten Zeit die köstlichen und charakteristischen Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking (herausgegeben von Theo Schücking; Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1893), die ein entscheidendes Zeugnis für die Art der Beziehungen zwischen der Dichterin und ihrem jungen Freunde abgeben und zugleich ein prächtiges Stück Kulturgeschichte aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts und aus ein paar vom Weltverkehr abgelegnen Stätten deutschen Lebens darbieten.

Levin Schücking war (1814) siebzehn Jahre nach Annette von Droste (1797) als der Sohn einer begabten Frau geboren, die das von poetischem Leben erfüllte Edelfräulein in jungen Jahren als Meisterin und Vorbild verehrt hatte, und der Annette, wie das schöne Gedicht „Katharina Schücking“ bezeugt, auch dann noch ein treues Andenken bewahrte, als sie sich wohl eingestehen mußte, daß ihr Streben und Vermögen das Katharina Schückings weit übertraf. Frau Schücking hatte noch ihren Sohn, als dieser 1830 das Gymnasium zu Münster bezog, an Fräulein von Droste empfohlen, die damals mit ihrer Mutter auf dem kleinen Edelhofe Rüschhaus bei Münster, dem Witwensitz der Familie von Droste, lebte; kurze Zeit darauf war sie gestorben. Annette fühlte sich zu dem begabten Knaben hingezogen, faßte eine Neigung für ihn, die sie als eine ganz mütterliche angesehen wissen wollte, in der sich aber, wie aus diesen Briefen hervorgeht, mütterliche Sorgfalt, schwesterliche Zärtlichkeit und etwas von der Empfindung mischte, mit der ältere, unvermählt gebliebne Mädchen einem jüngern Freunde, der ihnen aufrichtige Verehrung widmet, oft gegenüberstehen.

Die innerlich so reiche Dichterin hatte den Reiz des Verkehrs mit einer gleichgestimmten Seele, einer enthusiastischen und hochstrebenden Natur in ihrer unmittelbaren Umgebung nicht kennen gelernt, und sie gab sich der Anziehungskraft dieses Reizes und jener gemischten Empfindungen um so lieber, wärmer und unbefangner hin, als Levin Schücking ein Sorgenkind war. Von den juristischen Prüfungen des preußischen Staates zurückgewiesen, weil seine Wiege in der moor- und heidereichen Ecke des Münsterlandes gestanden hatte, die bei der großen Teilung von 1803 zuerst herzoglich arembergisch und hernach hannöverisch geworden war, überließ sich der junge Rechtskandidat seiner angebornen Neigung zur Litteratur mit dem größten Eifer, und vor sich selbst mit dem besten Recht. Und da er (seit 1837) als junger Schriftsteller in Münster lebte, wurde Annette seine Vertraute, seine Helferin, seine Warnerin und schwankte ergötzlich genug hin und her zwischen der Teilnahme an ihres Schützlings litterarischen Anfängen und der Besorgnis, daß er im gewöhnlichen Litteratentum untergehen könnte. Sie sah wohl, daß er mit jugendlicher Frische die Mühen des Dichterpfades überwand, mit Heiterkeit schmale Bissen aß und im Thun und Lassen ein echter Gentleman blieb, aber sie hätte ihm gar zu gern die schönste Sinekure von der Welt verschafft, in der er, bei stattlichen Einnahmen, nach Herzenslust hätte dichten und erzählen können. Sie zermarterte sich den Kopf und pochte an alle Thüren, um für ihren Freund eine gesicherte Lebensstellung zu finden, aber ihre Güte war größer, als ihr Talent für dergleichen Hintertreppenerfolge. Einen wirklichen Dienst leistete sie 1841 dem jungen Schriftsteller durch die Einladung auf die alte Meersburg am Bodensee, wo der Gemahl ihrer ältern Schwester, der alte, gelehrte Freiherr Joseph von Laßberg (Meister Sepp von Eppishusen), mit seiner kostbaren Bibliothek und seinem Schatz mittelhochdeutscher Handschriften hauste. Schücking wurde herzugerufen, um einen Katalog dieser unschätzbaren Sammlungen anzufertigen, und erfreute sich so im Winter von 1841 auf 1842 eines noch lebhaftern Verkehrs mit seiner Freundin, als da er allwöchentlich im Sommer und Winter von Münster nach Rüschhaus gewandert oder Annette auf ein paar Wochen zu Verwandten nach Münster gekommen war.

Aus der Zeit zwischen 1838 und 1842 sind nur einige Briefe Schückings, aber keine Annettens erhalten geblieben; diese setzen erst mit dem Frühling von 1842 ein, wo Schücking die Meersburg wieder verlassen hatte, um Erzieher der Enkel des Fürsten Wrede zu werden, des bairischen Marschalls, von dem Napoleon I. das geflügelte Wort gesprochen hatte, daß er wohl ein Graf von seiner Mache, aber kein General von seiner Mache sei. Mit dem Jahre, das Schücking in den fürstlich Wredischen Schlössern Ellingen und Mondsee verbrachte, beginnen die vertraulich plaudernden Mitteilungen der Dichterin an den jungen Freund. Die Anrede an Schücking (bald Sie, bald Du, doch meist das letztere), die wunderlich originellen Zärtlichkeitsausdrücke, nach denen der

junge Freund „das liebe kleine Pferd“ ist, die beständige warme Teilnahme an seinem Treiben und Schreiben, die rückhaltlos offnen Mitteilungen über die Verhältnisse auf der Meersburg, daheim und in Münster, alles bestätigt, daß die Freundschaft eine innige war, die beide beglückte. „Lieber Levin, deine treue Sorge und Liebe thut deinem Mütterchen sehr wohl, sie hat ja auch nur den einen Jungen, auf den sie alles, was von Mutterliebe in ihr ist, konzentriren muß. Gott segne dich, mein Kind, du weißt nicht, wie es mich rührt, daß du so oft an mich gedacht und deine Freude in der meinigen gefunden hast. Ich bin etwas mißtrauisch und gar nicht eitel, darum glaube ich immer schnell vergessen zu sein.“ (Rüschhaus, den 15. November 1842.) Noch deutlicher tritt der ganze Charakter dieser Verbindung in dem Briefe vom 27. Dezember 1842 hervor, wo Annette dem Freunde sagt: „Dann eine Bitte, mein Kind: du hast deinen Brief zerrissen, um mir das Herz nicht schwer zu machen; meinst du, daß mir etwas schwerer auf dem Herzen liegen könnte, wie die Angst ohne bestimmten Gegenstand, wenn du mir nicht offen mehr schreibst? Ein Glück magst du allenfalls für dich behalten, aber deine Prüfungen will ich teilen und mit tragen, wie es einer ehrlichen Mutter zukömmt. Und nun segne dich Gott, mein liebes, liebstes Kind, meine Gedanken sind immer bei dir.“ Ergreifend ist ihre Sorge und ihre edle Offenheit, als sich herausstellt, daß sich Schücking in dem fürstlichen Hause und unter mannichfach unpassenden Umgebungen mehr und mehr isolirt fühlte. „Fürchten Sie Veränderungen, die Ihre ohnedies delikate Lage bis zum Bedenklichen, ich wage es zu sagen: bis zum fast Unehrenhaften steigern könnten, so bitte ich Sie um alle der treuen Sorge und Liebe willen, die ich Ihnen immer bewiesen, sprechen Sie es ehrlich gegen mich aus. Für Ihren Charakter fürchte ich nichts, einem edeln Gemüt kann diese krasse Verderbtheit nur Ekel erregen, und die Freundin und Stellvertreterin Ihrer Mutter ist Ihnen hoffentlich auch zu lieb, als daß Sie nicht immer gern mit freiem Mute an sie denken möchten. Aber Ihre Stellung wird und muß in Mondsee sehr einsam sein, denn es würde doch gar zu miserabel lauten: »der Mann, dem die Kinder der seligen Fürstin anvertraut sind, ist der Pylades des Bruders, der Schwester, des Vetters jener Person, die der Fürstin den Sarg gezimmert hat,« und deshalb betrübt mich Ihre Einsamkeit. Ich rede nicht von den Liebschaften des Fürsten, d. h. in direkter Beziehung zu Ihnen, obwohl Sie auch hierbei nicht glauben dürfen, herauszuwittern, was man Ihnen und jedem, sobald ein Plan da ist, gewiß aufs schlauste verbergen wird; aber möchten Sie der Pseudoschwager, Vetter, Neffe des Fürsten werden? Heute lachen Sie über diese Frage, und in kurzem sind Sie vielleicht so umsponnen — es könnte wenigstens so kommen —, daß Sie weder vor- noch rückwärts wissen; ich habe leider ein Haus genau gekannt, wo es jedem so ging, der sich hineinbegab, gerade dem Besten und Arglosesten am ersten. Lieber Levin, mein liebstes Kind, werfen Sie dieses Blatt fort?

Oder sehe ich Sie noch mit den Augen Ihrer Mutter an, hören Sie noch die Stimme derjenigen aus mir, die mir jetzt vielleicht eingiebt, was ich schreibe? Ich weiß, Sie thun es und nehmen meine dargebotene Hand als Zeichen der Anerkennung freundlich an. Mein Wille war immer gut; habe ich in der Weise zuweilen gefehlt, so wäre die Strafe zu hart, wenn meine Worte dadurch alle Kraft verloren hätten. Bedenken Sie, daß ich mich im Innern für Sie verantwortlich gemacht habe, sowohl für Ihr äußeres als inneres Wohl, und jeder Ihrer Fehlschritte mir mitten durchs Herz geht." Und als ihr im weitern Verlauf der Dinge die Besorgnis kommt, den jungen Freund mit ihren Warnungen zu verletzen, ruft sie ihm nochmals zu: „Nicht wahr, mein lieb Kind, du wirst mir nicht tückisch? Wenn ich anfinge, meine Sermone einzupacken, dann könnten Sie nur denken, daß es auch anfinge, mit der Liebe schlecht zu stehn, denn es ist mir immer hart, Ihnen dergleichen zu schreiben, und ich würde es schwerlich um jemand anders thun; aber du bist mein einzig lieb Kind, und ich will dir lieber mal lästig und langweilig erscheinen, als mich durch Schweigen an der Treue zu versündigen." (Rüschhaus, 15. Februar 1843.)

Unter diesen Umständen atmet Annette auf, als Schücking im Mai 1843 nach Augsburg geht, um in die Redaktion der Allgemeinen Zeitung einzutreten. Und als er ihr bald darauf verrät, daß er sein Herz an die junge Schriftstellerin Louise von Gall verloren hat, legt sie nicht die leiseste Eifersucht an den Tag, sondern wieder nur die ernsteste Teilnahme („ich bin voll der besten Hoffnungen und so herzensfroh, daß deine Neigung sich so ehrenvoll fixirt hat, und doch ist mir jetzt, wo die Entscheidung bevorsteht, so ängstlich und ernst zu Mute, als sollte ich selbst heiraten") und die herzlichste Sorge um die Zukunft des jungen Paares. Im Frühling 1844 brachte Schücking seine junge Frau nach Meersburg, wo Annette wieder weilte und sich von dem Honorar ihrer Gedichte sogar einen Weinberg mit Weinbergshäuschen gekauft hatte; die Dichterin wurde dann die Pate seines ältesten Sohnes, sie freute sich der Übersiedlung Schückings nach Köln, wo er seit dem Herbst 1845 eine gute Stellung als Feuilletonredakteur der Kölnischen Zeitung gefunden hatte. Von Rüschhaus den 7. Februar 1846 ist der letzte mitgeteilte Brief von ihr an Schücking datirt. Ob es der letzte überhaupt ist, läßt sich nicht feststellen, und die Herausgeberin der Briefe sagt darüber nichts. Jedenfalls braucht man deshalb nicht zu mutmaßen, wie es Geiger in einer verdrießlichen Anzeige des Buches gethan hat, daß sich kein Verhältnis zwischen Schückings Freundin und Schückings Gattin ergeben habe. Die letzten Worte Annettes lauten: „Tausend Liebes an Louisen von Ihrem treuen Mütterchen," und die Dichterin war wahrlich nicht die Frau, dergleichen als gewohnheitsmäßige Redensart hinzuschreiben. Es giebt genug Erklärungen für den Abbruch des Briefwechsels vor dem Tode der Dichterin. Im Sommer 1846 siedelte sie zum drittenmale an den Bodensee

über, im September 1847 gingen Schücking und seine Frau auf ein halbes Jahr nach Rom, bald nach ihrer Heimkehr (am 24. Mai 1848) schied Annette aus dem Leben.

Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, den eigensten Gehalt und Reiz dieser ein Menschenalter nach dem Tode ihrer Verfasserin veröffentlichten Briefe in einem Bericht auch nur anzudeuten. Wichtige „Enthüllungen" für die verehrlichen Forscher in neuester deutscher Litteraturgeschichte enthalten sie freilich nicht; der „litterarische Klatsch," der, wie billig, auch in ihnen gelegentlich zu Wort kommt, haftet zu sehr an Münster und betrifft fast ausschließlich lokale Größen, die sich in der Litteratur nur schüchtern und flüchtig gezeigt haben, und verschollne angenehme und fatale Blaustrümpfe. Annette hält es für Pflicht, ihren Levin über die Vorkommnisse des Kreises, in dem er früher heimisch gewesen ist, zu unterrichten, und plaudert sehr herzlich und unbefangen über die Neuigkeiten, die ihr die Botenfrau aus Münster nach ihrem einsamen Landsitz trägt, oder von deren Wogen sie sich bei gelegentlichen Besuchen in der westfälischen Hauptstadt überspült sieht. Ein Hauch der Milde und Herzlichkeit, gepaart mit dem gesundesten Hausverstande und zutreffender Schärfe des Urteils, geht durch alle Mitteilungen der Dichterin hindurch; wo uns das Leben, aus dem sie stammen, nicht an sich interessirt, da fesselt uns die eigentümliche Wirkung, die es auf diese kräftige und dabei so innerliche Frauennatur gehabt hat. Schückings Briefe, soweit sie erhalten sind, berichten aus einer andern, wenn man will bewegtern Welt, er steht im Verkehr mit einer Reihe von damaligen Berühmtheiten, zu denen das Fräulein von Droste keine Beziehungen hat, und wirft gelegentlich einmal mit Namen um sich; im ganzen bleibt er aber doch ein guter, frischer Junge, der gar wohl weiß, daß es in dieser Litteraturwelt nicht immer seelenerhebend oder auch nur sauber hergeht. In der Anspruchslosigkeit und Einfachheit der Mitteilungen der beiden geistvollen Menschen liegt eine stille Anziehungskraft, für die man freilich seelische Empfänglichkeit mitbringen muß; fast aus jeder Seite quellen fein gezeichnete Lebensbilder hervor. Das malerische Talent Annettes ist so groß, daß es in wenigen Sätzen eine ganze kleine Welt vor Augen rückt. So wenn sie von einem Frohnleichnamstage in Meersburg erzählt: „Ich schreibe dir unter Kanonendonner, unter Pauken- und Trompetenschall. Die Bürgermiliz hat sich vor der Pfarrkirche aufgepflanzt und läßt ihr Geschütz, wirklich ordentliche Kanonen, seit vier Uhr morgens, sechs Messen lang, so unbarmherzig zu Gottes Ehre knallen, daß fast in jedem Hause ein Kind schreit, und wir auf dieser Seite haben alle Fenster aufsperren müssen, damit sie nicht springen. In den Schwaben ist doch mehr Lust und Leben, wie in unsern guten Pumpernickeln! Stiele hat sich in eine Uniform gezwängt, die aus allen Nähten bersten möchte, und malträtirt die große Trommel mordmäßig. Als ich aus der Kirche kam, salutirte er höchst militärisch und sagte dabei höchst bürgerlich: »Guten Morgen,

gnädiges Fräulein.« Da höre ich soeben die Prozession kommen. — Sie ist vorübergegangen, meine gute Jenny [Freifrau von Laßberg, die ältere Schwester der Dichterin], mitten drin, zwischen lauter alten Frauen, unter denen sie mit ihren zwei schneeweißen Kinderchen an der Hand ordentlich wie ein frommes, anmutiges Madönnchen aussah; sie kann mich oft recht rühren, besonders wenn ich denke, wie bald sie Witwe sein wird." *) An solchen absichtslosen kleinen Bildern sind die Briefe überreich, für jeden, der ein Auge dafür hat, reiht sich deutlich Bild an Bild.

Auch der Wechsel des Lebens, dem Annette und ihr junger Freund mit tapferm Gemüt gegenüberstehen, spiegelt sich bis zur Wehmut in diesen Briefen, man merkt, daß es sich verhielt, wie die Dichterin am 10. Oktober 1842 seufzt: „Was soll ich Ihnen von meiner Lebensweise sagen? Sie ist so einförmig, wie Sie sie kennen und sie mir gerade zusagt: Rüschhaus in seiner bekannten melancholischen Freundlichkeit, im Garten die Rosen, die mich immer rühren, wenn ich denke, wie ich sie Ihnen vor nun schon zwei Jahren beim Abschiede gab, als Sie Ihr Schultenamt niederlegten und ich nach Hülshoff zog, um den einen kleinen Ferdinand sterben und den andern geboren werden zu sehen. Lieber Levin, unser Zusammenleben in Rüschhaus war die poetischeste und das in Meersburg gewiß die heimischeste und herzlichste Zeit unsers beiderseitigen Lebens, und die Welt kömmt mir seitdem gewaltig nüchtern vor."

Schließlich ist es vergeblich, in ein paar Sätzen die Gemütsfülle dieser Briefe anschaulich machen zu wollen; auch ist es recht gut so, denn ein so liebenswürdiges Buch, aus dem warmes Leben quillt, wo man es aufschlägt, will und soll eben gelesen werden. Alle Auszüge hinterlassen schon darum einen falschen Eindruck, weil sie die außerordentliche Mannichfaltigkeit der Gegenstände, der Empfindungen und die feinen zwanglosen Übergänge in den Briefen nicht wiedergeben können. Ein Leser, der nicht gelangweilt über die Seiten hinblickt, sondern der von dem leisen Fluß der Stimmung unmerklich ergriffen und von Brief zu Brief getragen wird, ist der rechte. Hoffentlich finden sich solche Leser in möglichst weiten und verschiednen Kreisen. Kommen doch die mannichfachsten Interessen in dem Briefwechsel zur Sprache. Die Liebenswürdigkeit, mit der „das kleine Pferd" auf allen seinen oft mühseligen Wegen selbst der Sammlerleidenschaft Annettes gedenkt und an alten Münzen, Autographen, Krystallstufen und andern Mineralien aufpackt, was es nur fortbringen kann, entspricht der unermüdlichen Teilnahme, mit der sein „Mütterchen" alles begrüßt und nach Gebühr würdigt, was damals aus der noch jugendlichen Feder Schückings hervorging. Die spätere Korrespondenz über die Verbesserung der Gedichte Annettes, die sich Schücking angelegen sein ließ,

*) Ihr Schwager Laßberg, der Annette Droste 1842 so steinalt erschien, überlebte die Dichterin noch um volle sieben Jahre, er starb erst 1855.

ist ein lehrreicher Beleg zu dem Satze, daß man sich über dergleichen nur bei unmittelbarer Berührung, niemals aus der Ferne verständigen kann. Charakteristisch ist, wie Annette ihre knorrig kräftigen Bilder und Ausdrücke verteidigt, wie sie da, wo sie Änderungen für notwendig erkennt, die zahmern Vorschläge Schückings gleich übertrumpft (vergl. S. 285, 286, 298 des Buches), und wie sie alles in allem den Leser an ihr köstliches Spottgedicht „Das Eselein" erinnert, mit dem sie in den Meersburger Tagen Schückings Verschönerungseifer belohnte:

Im selben Grunde schritt oft und viel
Ein edler Jüngling spazieren,
Hinter jedem Ohre ein Federkiel,
Das thät ihn wunderbar zieren!
Am Rücken ein Gänseflügelpaar,
Die thäten rauschen und wedeln,
Und wißt, seine göttliche Gabe war,
Die schlechte Natur zu veredeln.

— — — Er fing im Spiegel den Strahl
Und ließ ihn zucken wie Flammen,
Die ruppigen Gräser strich er zumal
Und flocht sie sauber zusammen;
An Steinen schleppt er sich krank und matt
Für ein Ruinchen am Hügel,
Dem Hasen kämmt' er die Wolle glatt,
Und frisirt' den Mücken die Flügel.

Bekanntlich stutzt der edle Jüngling in diesem Gedichte ein etwas ruppiges Schimmelchen zu einem Esel zurecht. Sicher soll dem vortrefflichen Schücking und seinem Eifer nicht so Spöttliches nachgesagt werden, aber er selbst gestand in spätern Jahren ehrlich ein, daß er heute seine Freundin minder eifrig zur Feile ihrer Verse ermahnen und dabei selbst Hand anlegen würde, „weil die Form viel mehr zum charakteristischen Wesen dieser unvergleichlichen Poesie gehört, als ich damals einsah." Auch in ihrer Prosa, in der Gedankenfolge dieser Briefe und in dem Wechsel ihres übermütigen und wehmütigen Tones findet sich etwas von dem charakteristischen Wesen dieser Poesie.

Die Herausgabe der, wie es scheint, nur durch einen glücklichen Zufall vor dem Feuer bewahrt gebliebnen Briefe (in diesem Falle hätte die Flamme einen Raub verübt, während sie in tausend andern Fällen ein gutes Werk verrichten würde) zeigt von rühmlicher Sorgfalt. Die Anmerkungen belehren uns ohne alle Wichtigthuerei über die Verhältnisse der in den Briefen auftauchenden Personen. Ein paar Irrtümer sind doch dabei untergelaufen: der Gouverneur von Neufchatel, den Annette Droste „General Pfuhl" schreibt (S. 147), war der General E. von Pfuel, vor Zeiten der Jugendfreund des unglücklichen Heinrich von Kleist; der neue Redakteur der Dresdner „Abend-

zeitung," dessen Hahnenfüße Annette für „Steigmieder" liest (S. 211), hieß Schmieder. Natürlich sind das Kleinigkeiten, die nichts bedeuten.

Um so mehr bedeuten die Briefe. Sie gehören zu den anziehendsten und originellsten unsrer reichen deutschen Brieflitteratur und gereichen dem Gedächtnis Annettes wie Levin Schückings in gleicher Weise zur Ehre.

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

(Fortsetzung)

10

Seltsamerweise benahm sich der Vagabund am andern Tage so, als wäre nichts vorgefallen, und forderte Lucie wieder auf, mit ihm auf die Fahrt zu ziehen. Sie schwankte einen Augenblick, dann blitzte der Gedanke in ihr auf, daß ihn der gestrige Auftritt geneigt gemacht haben könnte, sich von ihnen zu trennen, und sie ging mit ihm. Es war ja nicht möglich, daß nach dem Vorgefallnen alles so zwischen ihnen bleiben konnte wie bisher, und während sie schweigend durch das kahle Feld einem entfernten Dorfe zuwanderten, wurde es ihr immer gewisser, daß es nun zu einer Entscheidung kommen müsse, die ihnen die Freiheit zurückgeben würde, und das Herz wurde ihr froh und leicht bei diesem Gedanken. Aber sie ahnte nicht, daß der Alte mit haßerfüllter Seele nur über das eine grübelte, wie er sich am härtesten und nachhaltigsten an Franz rächen könnte, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen.

Vor dem Dorfe trennten sie sich, nachdem der Vagabund noch kurz Bescheid gegeben hatte, wo ihn Lucie finden würde. Es war ein freundlicher Tag. In den Gärten vor den Häusern blühten die Astern. Die Kinder plätscherten lustig mit ihren nackten Füßen in dem Bache, der durch das Dorf floß, und ihr Lachen, ihre frohen Stimmen klangen wohlthuend in Lucies Seele hinein. Zum letztenmale! sagte sie zu sich, und bei jedem Schritte, den sie that, sagte sie es von neuem. Sie nahm sich vor, durch Ruhe und Versöhnlichkeit einen guten Ausgang herbeizuführen. Ich werde ihn gewinnen, er kann mir nicht widerstehen und wird uns ziehen lassen, sagte sie zu sich; und auch während sie die Scheltworte der Leute, vor deren Thüren sie mit gesenktem Kopfe und gerötetem Gesicht stand, über sich ergehen lassen mußte, verlor sie diese frohe Gewißheit nicht auf einen Augenblick.

Endlich hatte sie den sauern Weg hinter sich und ging nun aus dem Dorfe den Fußpfad zu der Halde hinauf, wo sie der Vagabund erwarten wollte. Man hatte von da aus einen freien Überblick über die Gegend, wie ihn der Alte liebte, wenn er Rast hielt. Lucie sah ihn erst, als sie dicht vor ihm stand. Er hatte sich über einem Steinbruch, der gegen den Friedhof des Dorfes zu unter ihnen lag, ins Gras gelegt und ließ sich von der warmen Nachmittagssonne bescheinen.

Sie setzte sich neben ihm nieder, noch ungewiß, wie sie das Gespräch beginnen sollte, aber er machte es ihr leicht, denn er war in gnädiger Stimmung. Seine Flasche, die fast geleert neben ihm lag, zeigte an, wie er sich die Langeweile vertrieben hatte. Er hatte getrunken und geträumt, Ränke geschmiedet und dazwischen wieder getrunken. So war ihm die Zeit angenehm vergangen.

Du machst ja ein sonderbares Gesicht, halb Regen, halb Sonnenschein, redete er sie an. Ich merke schon, du hast was auf dem Herzen.

Sie sah ihn an und sagte: Ja.

Nun denn, heraus damit! sagte er aufgeräumt. Was ists?

Ihr müßt uns gehen lassen, sagte sie mit fester Stimme.

Der Alte richtete sich auf und sah sie lauernd an. Muß ich? lachte er. Immerzu! Ich halte euch nicht. Wie vielmal soll ich das sagen? Euch hält doch etwas andres, woran ich unschuldig bin.

Lucie stand auf. Ihr habt uns immer damit erschreckt, sagte sie. Ihr habt uns Furcht eingeflößt, und ich glaube, ihr habt eure Freude daran gehabt, alles so schwarz und trostlos wie möglich hinzustellen. Ich habe mir auch alles überdacht, die ganze vergangne Nacht habe ich darüber nachgesonnen. Ich weiß, wie schwer die Sünde ist, die wir auf uns geladen haben. Das blutige Bild hat immer vor unsern Augen gestanden, und wenn es Thränen hätten abwischen können, so wäre es längst verschwunden. Wir wollen auch unsre Schuld mit keinem Worte verleugnen oder verkleinern, aber wir sind doch auch nicht allein schuldig. Ist er noch am Leben, um dessenwillen wir geflüchtet sind, so wird er der erste sein, der für uns eintritt, dafür kenne ich ihn. Und ist er tot, kann er seinen Mund nicht mehr aufthun, dann bin ich noch da und kann für uns beide reden und sagen, wie es gewesen ist.

Wenn sie dir nur glauben! warf der Alte dazwischen, indem er sich auf den Arm stützte und sie blinzelnd ansah.

Sie werden mir glauben, sagte Lucie zuversichtlich.

Der Vagabund lachte. Weißt du das so gewiß? versetzte er. Dann geh doch und thue, was du vorhast. Mich wunderts dann nur, daß du nicht schon längst gegangen bist.

Er lachte von neuem und legte sich wieder in den Rasen zurück. Lucie senkte den Kopf und dachte nach.

Mag es sein, wie es will, sagte sie endlich. Wenn wir denn leiden müssen, was ihr uns immer vor Augen stellt, so wollen wir es leiden. Und wenn sie uns nicht glauben wollen, so glaubt uns wenigstens der liebe Gott. Denn der sieht nicht bloß die Thaten der Menschen an, sondern auch die Gedanken, aus denen sie hervorgewachsen sind. Und er weiß, daß Franz nicht darauf ausgegangen ist, den Mann zu töten.

Der liebe Gott soll immer alles wieder gutmachen, dazu ist er da, sagte der Vagabund.

Ja, das thut er, sagte sie erregt.

Halte dich nur fest an ihn, spottete der Alte.

Lucie sah verzweifelt ihre Hoffnungen zerrinnen. Einen Augenblick wollte Schwäche und Verzagtheit über sie kommen, aber als sie in das höhnisch lächelnde Gesicht des Alten sah, loderte der Zorn in ihr auf. Spottet nur! rief sie, mich wird es nicht irre machen! Vollendet nur euer Teufelswerk an uns. Wir werden dann wenigstens nicht in eurer Nähe verkommen, die Verderben, Gift und Sünde ist. Aber daran zweifelt nicht, droben werden wir uns noch einmal gegenüberstehen,

Auge in Auge, und dann sollt ihr euch verantworten für alles, was ihr an uns gethan habt!

Wer weiß, ob wir uns wiedersehn? sang der Vagabund mit heiserer Stimme. Altes Mädel, sagte er dann, indem er ihr beifällig zunickte, du kannst reden, wie ein Alter. Ich höre dir gern zu.

Lucie sah ihn starr an. Wollt ihr uns nun gehen lassen? fragte sie mit zitternder Stimme.

Der Vagabund sah ihr lächelnd in das erregte Gesicht. Aber Lucie, sagte er mit spöttischem Vorwurf. Nun fragst du schon wieder? Ich meine, du wärst darüber schon im reinen. Du hast ja alles so schön und glatt hergesagt, daß ich meine Freude dran hatte. Du hilfst dem Franz heraus, und wenn dirs mißglückt, so hilft euch der liebe Gott heraus, und mißglückts dem auch, dann habt ihr noch den schönen Tag vor euch, an dem ihr euch an mir rächen könnt, wenn wir droben wieder einmal alle beisammen sind.

O Gott im Himmel, schluchzte Lucie, giebts denn nirgends Gnade und Rettung? Ekel vor dem Alten und Verzweiflung rangen in ihrer Brust mit dem Vorsatz, ihn mit Güte zu gewinnen. Könnt ihr das verantworten? rief sie. Was haben wir euch gethan, daß ihr so an uns handelt? Wir sind freundlich gegen euch gewesen vom ersten Augenblick an, und wir haben euch vertraut und euch in unser Geheimnis hineinblicken lassen.

Das war auch sehr gescheit von euch, nicht wahr? unterbrach sie der Vagabund. Nun siehst du das wohl ein?

Wir haben euch vertraut, fuhr sie fort, aber wir waren so verlassen und so trostlos, daß wir unser Herz noch einem schlimmern als euch ausgeschüttet hätten. Ihr habt Recht, es war nicht klug. Aber wollt ihr uns so strafen, weil wir noch an Menschen glaubten, weil wir glaubten, auch in eurer Brust schlüge noch ein Herz?

Thuts auch, Lucie, sagte der Alte grinsend. Du kannst es fühlen.

Sie ließ sich nicht beirren. Mit weicher Stimme und unter Thränen fuhr sie fort: Sagt doch, was ihr von uns wollt. Ihr sollt alles haben, was ihr verlangt, und was wir euch geben können. Zieht mit uns! Ihr sollt bei uns wohnen, und wir wollen euch pflegen und gut mit euch sein. Wir wollen das letzte hingeben, was wir haben, daß euch nichts fehlt. Und nie soll euch ein Vorwurf kränken, nie euch ein bitteres Wort an das erinnern, was ihr uns hier gethan habt. Habt Mitleid mit uns!

Sie warf sich ihm zu Füßen und hob flehend die Hände zu ihm empor. Er sprang auf und wich vor ihr zurück.

Jetzt hab ichs satt, rief er giftig. Ich soll euch freilassen? Nie und nimmer! Was ihr mir gethan habt, fragst du? Meinst du, ich würde den Schlag vergessen, mit dem mich der Franz niedergeschlagen hat, der elende Mensch? Nie! das tränk ich ihm ein, ich schwöre dirs, und ich werde nicht ruhen, bis ich ihn ebenso am Boden habe.

Denkt nicht an Franz, rief sie, noch immer auf den Knieen. Er hat Unrecht gethan, daß er sich an euch vergriff; er hätte euch alten Mann nicht schlagen sollen. Aber ihr habt ihn auch gequält und gekränkt, Tag für Tag. Sprecht aber jetzt nicht von ihm, ihr habt es allein mit mir zu thun. Ach, wenn ihr wüßtet, wie es mir heute im Herzen gewesen ist, ihr könntet nicht so hart sein. Ich war so froh und so gewiß, daß ihr meinen Bitten nicht widerstehen könntet! Ich glaubte, ihr könntet uns wohl eine Zeitlang quälen, aber wenn ihr sähet, wie wir darüber verzweifeln, wenn ihr sähet, wie wir doch nicht mit euch grollen, sondern euch treu

und ehrlich die Hand bieten, dann würdet ihr von euerm Haß zurückkommen. Und ich glaube es auch jetzt noch, trotz alledem, was ihr gesagt habt, und ich bitte noch einmal von ganzem Herzen: Laßt uns frei!

Ein seltsamer Ausdruck ging über das Gesicht des Vagabunden, wie er sich jetzt zu ihr wandte. Sein trüber Blick streifte ihr blasses, erschöpftes Gesicht, die flehend auf ihn gerichteten Augen, in denen die Thränen schimmerten, ihre Arme, die sich nach ihm ausstreckten. Er betrachtete ihre zusammengesunkene blühende Gestalt, die von dem Schmerz einen neuen Reiz und eine neue Schönheit empfangen zu haben schien. Und wie er sie so ansah, schlug eine heiße Flamme in seine kalte, tote Seele hinein.

Ich will dir was sagen, Lucie, sagte er langsam. Wenn dir soviel an Franzens Leben liegt, so will ich dir entgegenkommen. Ich will ihm also helfen, daß er hinüberkommt, übers Meer, meine ich. Ich selbst mag nicht, denn ich habe meine Ruhe nötig. Und das Wasser hat auch keine Balken. Ich kann mich nicht mehr unter fremde Menschen gewöhnen. Hier habe ich meine Freunde und Bekannten und meine Unterhaltung. Hier kenne ich Weg und Steg, jeden Stein und jedes Haus, jeden Baum und jeden Strauch am Wege. Und man hat doch immer ein Gefühl für die Heimat, das sollte der Franz auch bedenken. Aber wenn es ihn denn so hinauszieht, und ich kann das wohl verstehen, da nun einmal die Dinge so liegen, und da du so herzlich für ihn bittest, so sage ich: meinetwegen, so will ich ihm nichts mehr in den Weg legen und ihm behilflich sein. Ich thu es dir zuliebe.

Lucie wollte danken, aber ihre Stimme versagte. Sie wußte nicht, woran es lag, aber es war etwas in den Worten des Alten und noch mehr in seinem Wesen, was ihr alle Kraft nahm und ihr den Atem versetzte.

Du siehst also, fuhr der Vagabund fort, daß ich nicht hart bin. Ich gebe nach, obwohl er mich gekränkt und beschimpft hat, und mache einen Strich durch das Ganze. Aber eine Liebe ist die andre wert, und wenn du ihn so liebst, dann muß es dir ja auch ein kleines sein, für ihn einzustehen. Ich meine, du bleibst bei mir. Du hast mich schon längst für dich eingenommen, und wenn du mein würdest, Lucie, ich glaube, ich könnte sogar noch etwas für dich thun. Ich habe bisher als lockerer Vogel die Straßen auf und abtrillirt, aber weiß Gott, wenns darauf ankommt, wäre ich vielleicht noch imstande, mich für den Rest meines Lebens für dich ins Arbeitsjoch einzuspannen. Das könnte ich!

Lucie zitterte vor Schmerz. Ihre Hand griff krampfhaft in das Gras zu ihrer Seite, ihre Wangen brannten in der Scham, in der Befleckung, die sie bis tief in ihre Seele hinein fühlte. O Gott im Himmel, auch das noch! Zu allen Demütigungen auch noch diese, zu aller Erniedrigung auch diese letzte noch!

Der Vagabund beugte sich über sie. Nun Schätzchen? Sein Atem streifte ihr Gesicht.

Sie fuhr empor und stieß ihn mit beiden Händen von sich, sodaß er rücklings niederstürzte. Zähneknirschend raffte er sich auf und wollte auf sie losfahren, aber schon war sie aufgesprungen und stand ihm mit blitzenden Augen gegenüber. Die Gewalt der Reinheit und Unschuld, die über ihrem Antlitz lag, verwirrte ihn. Er wich zurück und hob unwillkürlich die Hände empor, wie um sich gegen das reine Licht zu schützen, das aus ihren Augen strahlte. Aber die Erschütterung hielt nicht lange an.

Steht es so? schrie er voller Wut. Bin ich dir nichts? Nur ein Staubkorn, das man mit Füßen tritt? O warte! du sollst mich kennen lernen, du! Ich werde dich zerbrechen, daß du wie dürres Holz zersplitterst!

Er schleuderte ihr Drohung auf Drohung entgegen, ballte die Faust vor ihrem Gesicht, lachte dazwischen wild auf und rief wieder: Du sollst mich kennen lernen. Ich werde dich zerbrechen wie dürres Holz!

Wollt ihr uns nun gehen lassen? fragte Lucie mit leiser Stimme.

Nein, nein, nein, schrie er und stampfte mit dem Fuße auf, als sagten seine Worte noch zu wenig.

Wollt ihr uns nun gehen lassen? wiederholte sie. Ihr Gesicht wurde weiß wie Marmor.

Euch gehen lassen? tobte er. Nein und tausendmal nein. Ich werde bei dir sein, immer und immer, bis du morsch geworden bist, bis du bist wie ich! Hörst du? Wie ich!

Wollt ihr uns nun gehen lassen? fragte Lucie kaum hörbar.

Das Wort, das er sprechen wollte, erstarb ihm auf der Zunge. Sein Auge hing plötzlich voll Entsetzen an ihrem Gesichte. Durch ihre Seele war es gegangen wie ein Blitz, als sie in den Abgrund blickte, der im Rücken des Vagabunden gähnte. Er las in ihren starren Augen, was sich in ihrem Innern gestaltete. Er fühlte die Tiefe hinter sich als ein Grab, das sich schon für ihn geöffnet hatte, aber als ob er das Grab weniger fürchtete als den unheimlichen Blick, mit dem sie auf ihn zutrat, wich er vor ihr zurück. Es schüttelte ihn, daß er in allen Gliedern schlotterte.

So gnade dir Gott! sagte Lucie.

Aber er hörte es schon nicht mehr. Ehe sie ihn berührt hatte, taumelte er schon. Der Boden wich unter seinen Füßen, und lautlos versank er vor ihren Augen.

Vom Dorfe her klang in diesem Augenblick das Geläute der Kirchenglocken zu ihr herauf. Sie blickte verstört um sich. In dem Wiesenthal, das sich drunten vor ihr ausbreitete, sah sie Kinder spielen, und jenseits des Dorfes weidete friedlich eine Herde über den sonnigen Streif am Waldessaum. Sonst war niemand weit und breit. Ihr Auge sah tief hinein in den freien, unbedeckten Himmel. Nur eine einsame Wolke schwamm im Äther, und neben ihr schwebte ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln. Sie strich sich mit der Hand über die Stirn und beugte sich vor, um in den Steinbruch hinabzublicken. Deutlich konnte sie den Alten sehen, jeden Zug seines Gesichts, die halb geöffneten Augen, die zu ihr heraufzustarren schienen, diese ganze jämmerliche, elende Gestalt, die sich ihr in den Weg gestellt hatte, und die nun zerbrochen und machtlos unten zwischen den Steinen lag. Und wie sie ihn ansah, kam ein Zittern über sie, ein Frost, der ihre Zähne aufeinanderschlagen machte.

O Gott, was habe ich gethan! schrie sie auf und brach zusammen.

11

Die Glockentöne schallten Lucie noch entgegen, als sie von der Stätte, wo das Schreckliche geschehen war, ins Thal hinabfloh, und unter dem feierlichen Geläute kam langsam zwischen den Dorfgärten ein ernster Zug heran. Sie wollte ihm ausweichen, aber der Weg wurde ihr abgeschnitten, sie mußte am Friedhofzaun stehen bleiben.

Lucie sah, wie ein kleiner weißer Kindersarg zwischen den Kreuzen und Grabmälern hinaufgetragen wurde. Der Anblick des Leichenzugs, die schwarzgekleideten Menschen, diese lauten Glockentöne, die ihr Ohr wie Hammerschläge trafen, das alles schnitt ihr ins Herz und that ihr weh. Dennoch wurde sie davon mit un-

widerstehlicher Gewalt angezogen, und sie blickte mit brennenden Augen durch die Büsche, die sie verbargen.

Der Sarg wurde ins Grab hinabgelassen. Die Kränze, die ihn bedeckt hatten, legte man an den nächsten Hügel. Dann wurde gesungen, und darauf klangen tröstliche Worte herüber: Eine schöne, reine Blume werde in die Erde gelegt, rein und schön werde sie dereinst auferstehen und an Gottes Herzen weiter blühen. Die junge Frau, die so bitterlich weinte, war wohl die Mutter, und der Mann, der ihre Hand festhielt, der Vater des Kindes. Der Pfarrer, der gesprochen hatte, trat an sie heran und reichte ihnen die Hand.

Als er gegangen war, beugte Lucie ihr Gesicht wehklagend zur Erde. Das fremde Leid, das an ihr Herz herangedrungen war, das leise Weinen, das sie hörte, löste die Erstarrung, die über ihre Seele gekommen war. Ihr ganzer Körper zitterte unter den Thränen, die nun hervorbrachen. Wie gering, wie unbedeutend erschien ihr das schwere Leid der Leute gegen das, was ihre Brust zusammenpreßte! Warum weint und trauert ihr so sehr? hätte sie ihnen zurufen mögen. Sterben ist das Süßeste und Schönste.

Allmählich gingen die Leute auf dem Kirchhof aus einander. Einige waren schon am Thor, nur wenige standen noch mit den Eltern am Grabe und ließen die Erdschollen auf den Sarg rollen.

Auf einmal erschallte vom Steinbruch her ein lautes Rufen. Lucie reckte sich empor, ihre Augen waren plötzlich thränenlos.

Kinder hatten den Alten aufgefunden und stürmten quer durchs Feld am Friedhof vorüber unter dem fortwährenden Geschrei: Ein Toter, ein Toter im Steinbruch! Bald hörte man ihre Stimmen vom Dorfe her, und nun kam es herauf, Männer, Frauen, Kinder, alles atemlos laufend, eine aufgeregte, lärmende Schar. Auch die Leute, die bisher noch auf dem Friedhof geblieben waren, schlossen sich dem Menschenhaufen an. Der Totengräber nahm die Bahre und schleuderte sie über die Tannenhecke, warf einige Bretter hinterher und sprang zuletzt selbst hinüber. Der Kirchhof war nun leer, nur die Eltern standen noch einen Augenblick am Grabe, dann gingen sie langsam nach dem Dorfe.

Lucie sah das alles mit an. Sie hörte das Rufen und Schreien, es traf sie wie Donnerschläge. Aber mit noch größerer Angst wurde sie von der Stille ergriffen, die eintrat, nachdem die Leute in den Steinbruch hineingelaufen waren. Eine Zeit lang hörte und sah sie nichts mehr. Sie stand wie gelähmt und wagte sich nicht von der Stelle. Dann kamen einige Leute und holten die Bahre und die Bretter, die noch am Friedhof lagen, zugleich erschienen über dem Steinbruch Gestalten, die unruhig durcheinander liefen und mit den Untenstehenden verhandelten. Dann kam der ganze Menschenhaufe zum Vorschein. Voran wurde die Bahre getragen. Da wo vorher der Sarg des unschuldigen Kindes gestanden hatte, lag nun regungslos der Körper des Vagabunden.

Lucie sah dem Zuge nach, bis er hinter den Büschen verschwand. Sie hörte zuweilen noch einmal das Durcheinander der Stimmen, das der Wind vom Dorfe heraufwehte. Bald aber war es still um sie her. Nur die Bäume rauschten leise über ihr.

Nun floh sie wieder, aber nach der andern Seite. Sie mußte an dem Steinbruch vorbei, um auf die Landstraße zu gelangen. Bei jedem Schritte wankten ihr die Kniee, und am Steinbruch erfaßte es sie wie eine Ohnmacht, aber sie schüttelte die Schwäche ab, sie wollte stark sein, und doch wurde es ihr vor den Augen dunkel, als sie sich umsah. Hier im Sande hatte er gelegen. Der Boden war freilich

von den Füßen der vielen Menschen zertreten, aber sie hätte die Stelle noch genau bezeichnen können, wo sein Arm und wo sein Kopf gelegen hatte.

Ach, stöhnte sie, indem sie niedersank, warum habe ich es gethan? Warum habe ich mich nicht selbst hinabgestürzt, daß mein elendes Leben geendet hätte? Dazu ist es ja noch Zeit, flüsterte es in ihr. Geh hinauf und wirf dich hinab. Es ist nur ein Augenblick, nur ein kurzer Kampf, dann hast du Ruhe, wie er, den du hinabgestürzt hast. Aber habe ihn denn hinabgestürzt? fragte sie sich. Ist er nicht von selbst gefallen? Du hast es aber thun wollen! antwortete ihr Gewissen. Mit deinem Hasse hast du ihn in den Tod getrieben. Und wieder fragte sie sich: Kannst du noch leben? Leben ist für dich eine Qual. Sterben ist das Süßeste und Schönste!

So klang es in ihr wirr durcheinander. Dann trat ihr Franz vor die Seele, und eine Flut leidenschaftlicher Sehnsucht, die nun durch ihre Adern brauste, brachte alles andre zum Schweigen. Sie wollte nicht sterben, sie wollte leben, sie wollte nun erst anfangen zu leben, denn sie war ja nun frei.

Frei! Sie atmete tief auf. Ja sie war frei. Dort oben hatte ihr Feind gestanden, aber nun war er nicht mehr da. Nun konnte er sie nicht mehr peinigen, sie nicht mehr quälen, wie er es immer gethan hatte, nun konnte er sie nicht noch tiefer in den Staub hinabdrücken, in das Elend und in die Schande, wie er gedroht hatte. Er stand nicht mehr im Wege, sie war frei.

Frei? War sie es wirklich? Sie seufzte schwer. War sie nun nicht erst recht an ihn gebunden? Ich werde dich nie verlassen, ich werde nie von dir gehen, bis du morsch geworden bist. So hatte er gesagt, und sie fühlte, daß sein Wort zur Wahrheit wurde. In guten und bösen Stunden wird er vor mir stehen, sagte sie sich; wohin ich fliehe, wird er mir folgen. Ja, so wird es sein, das ist meine Zukunft!

Eine furchtbare Angst schnürte ihr das Herz zusammen. Sie sah sich wieder ihrem Feinde gegenüber, wie sie mit heißem Flehen um sein Mitleid rang. Seine Schmähreden schlugen ihr wieder ans Ohr, sie sah den kalten Hohn, den er ihren Bitten entgegengesetzt hatte, sie empfand die schmerzliche Enttäuschung, die sie vorher erlebt hatte, und wie sie sich gedemütigt gefühlt hatte bis ins tiefste Herz hinein, bis der eine furchtbare Gedanke in ihr aufgeblitzt war: er muß sterben!

Und nun war es geschehen! Sie brach in ein fassungsloses Schluchzen aus. Da erinnerte sie sich, daß auch der Geliebte dieselbe Schuld auf sich geladen hatte, daß sein Gewissen dieselbe Sünde trage. Das war der einzige Trost, den sie in dieser Stunde empfand.

Plötzlich wurde sie durch den Schall von Schritten, die sich dem Steinbruch näherten, aus ihrem Brüten aufgeweckt. Hastig stand sie auf und wollte davoneilen.

Warte doch einen Augenblick, sagte eine Stimme hinter ihr.

Sie wandte sich rasch um und erkannte den Musikanten, der einst in der Herberge freundlich gegen sie gewesen war.

Ich habe von dem Unglücksfall gehört, redete er sie an. Ich bin auch bei ihm gewesen, es steht schlecht mit ihm. Wie ist das nur gekommen?

Sie antwortete nicht, nur ihr Herz pochte heftig.

Du bist mit ihm gewandert, fuhr der Musikant fort. Ich weiß es, man hat es mir erzählt, und ich glaubte, du wärest auch heute in der Nähe gewesen, wie das geschehen ist. Die Leute meinen, er habe sich betrunken und sei im bewußtlosen Zustande hinabgerollt. Nun, wer weiß es!

Sie stand noch immer mit niedergeschlagnen Augen vor ihm. Der Musikant betrachtete verwundert ihr blasses, verweintes Gesicht.

Du trauerst um ihn? fragte er. Das muß man gesehen haben, um es zu glauben! Schade, daß er selbst es vielleicht nie erfährt. Er würde sich am meisten darüber gewundert haben. Denn er war ein so totes und verwittertes Gestein, wie sich in unsers Herrgotts Museum so leicht kein zweites wieder findet. Nun, ich will ihm nichts böses nachsagen. Ein schlechter Vogel, der sein eigen Nest beschmutzt.

Lucie blickte auf. Was sagte er?

Wunderst du dich über meine Worte, Mädchen? fuhr er fort. Ich auch. Nie vorher habe ich von den alten Geschichten gesprochen, ich hebe nicht gern einen Stein auf, der lange auf einem Fleck gelegen hat. Aber in dieser ernsten Stunde — denn ernst ist sie trotz alledem — kann ich es ja sagen. Ich erzählte dir schon, als wir uns zuletzt sahen, daß ich ihn besser kenne als sonst jemand, heute kann ich ihn ja wohl ohne Furcht als meinen Vater anerkennen. Ich weiß es schon lange, denn die Mutter hatte ein Bild von ihm aus seiner guten Zeit aufbewahrt, und die tiefe Narbe zeichnet ihn ja kenntlich für immer. Wie oft habe ich meine Freude gehabt, wenn er der Gesellschaft seinen Sohn auftischte! Die Geschichte kenne ich, denn ich habe sie oft genug erzählen hören. Sein Weib hat ihm alles genommen, selbst den Sohn, nach dem sich sein Herz sehnt! Nein, in ihrer Not und Schmach ist sie untergegangen. Sie hat gearbeitet und nie ihren armen Händen Ruhe gegönnt, während er sich herumtrieb und verpraßte, was sie mühsam erworben hatte, sodaß sie, als ich geboren wurde, nicht einmal ein Bett hatte, in dem ihr müdes Haupt ausruhen konnte. Nach mir hat er sich gesehnt? Der Schelm! Niemals hat er daran gedacht, sich meines armen Lebens anzunehmen, auch da nicht, als es ihm eine Zeit lang gut ging. Es war nicht immer so, wie jetzt mit ihm. Er war ein begabter Mann und hätte uns beiden emporhelfen können.

Ist es dir erstaunlich, begann er wieder, daß einer so von seinem Vater sprechen kann? Ihr guten Leute schüttelt euch über so etwas, aber ist etwas verwunderliches daran? Hätte ich einen Vater gehabt, der mich geliebt hätte, so würde ich alles andre um dieses einen Zuges willen vergessen haben. Aber weil ich den Mann so genau kenne, ist es mir sonderbar, daß dich die Geschichte so nahe angeht. Wie ist das gekommen?

Lucie brach in Thränen aus.

Der Musikant wartete eine Zeit lang auf eine Antwort. Als sie aber ausblieb, wandte er sich kopfschüttelnd ab und stieg den Abhang hinauf. Er blieb eine Weile an dem Rande des Steinbruchs stehen, da, wo der Rasen vielfach zertreten war, und blickte in die Tiefe hinab. Dann ging er einige Schritte zurück und hob schnell etwas auf. Es war die Flasche des Vagabunden, die noch an der Stelle im Grase lag, wo dieser zuletzt geruht hatte. Der Musikant betrachtete sie nachdenklich und kam dann wieder zu dem Platze zurück, wo der Sturz erfolgt war. Lucie, die seinen Schritten mit banger Aufmerksamkeit folgte, hörte, wie er leise vor sich hinpfiff. Mit einemmale war er wieder an ihrer Seite. Sein Gesicht hatte sich verfärbt.

Mädchen, Mädchen, du hast ihn hinabgestoßen! rief er ihr entgegen.

Er sah, wie sie zitterte.

Jetzt wird mirs klar, sagte er, seine Aufregung unterdrückend. Daß du aus Anhänglichkeit und Trauer weintest, erschien mir ja gleich unglaublich. Also mußte es einen andern Grund haben. Dann war mirs auch sonderbar von Anfang an, daß er sich gerade neben die Steingrube gelegt haben sollte. Er ist sonst vorsichtig, auch wenn er betrunken ist. Zuerst hat er auch an einem andern Platze gelegen. Seine Flasche, von der er sich nie getrennt haben würde, blieb als Wahr-

zeichen dort zurück. Ich denke mir also: Er wird dich geplagt und gemartert haben, wie er es gewohnt war. Du hast es eine Weile ertragen, dann bist du der Sache müde geworden. Du hast den alten Mann überwältigt und hinabgestoßen. Ist es so? Rede!

Sie schüttelte den Kopf.

Gewiß nicht, Mädchen? fragte er eindringlich. Sprich die Wahrheit! Ich bin weder dein Ankläger noch dein Richter. Mache dir auch nicht etwa darüber Gedanken, daß er mir nahe steht. Das ist wirklich nicht der Rede wert. Aber wissen will ich, wie die Sache zusammenhängt.

Endlich erzählte sie. Er bekam ihre ganze leidvolle Geschichte zu hören. Still horchte er auf ihre Worte, aber man merkte es an seinen Gesichtszügen, daß es in ihm arbeitete.

Als sie geendet hatte, richtete er sich auf und zerschlug die Flasche, die er fortwährend in der Hand gehalten halte, daß die Splitter flogen.

Es ist mir lieb um deinetwillen, sagte er, daß du deine Hände nicht tiefer in dieser traurigen Geschichte hast. Ihm geschah ja, wie er es verdient hat. Er hat Wind gesät und Sturm geerntet. Sie haben ihn ins Dorf getragen, vielleicht liegt er schon im Spritzenhaus und kümmert sich um nichts mehr. Das wäre vielleicht das beste für dich, wenigstens für deine Sicherheit. Vielleicht kommt er aber noch davon, und das wäre dir das liebste. Aber dann sei auf deiner Hut! Nun es mag geschehn, was geschehen soll. Aus der Herberge aber müßt ihr nun fort. Ists euch recht, so ziehn wir mit euch. Wir werden euch nicht geniren, sondern schwenken ab, sobald ihr ein Wort sagt. Vielleicht kann der Sohn bessern, was der Vater gefehlt hat. Ist dirs recht?

Sie nickte stumm. Da pfiff er seinen Genossen, die, wie Lucie jetzt bemerkte, hinter einem Dornbusch vor dem Steinbruch ihre Pfeife geraucht hatten, und schlug den Weg zur Herberge ein.

Als sie dort angekommen waren, erzählte er den Kunden das Ereignis des Tages und erklärte dem Wirt, daß die beiden, die so lange seine Gastfreundschaft in Anspruch genommen hatten, ohne Verzug weiterziehen wollten. Man wunderte sich nicht über ihre Eile, denn überall machte man sich zum Abmarsch bereit, in der Annahme, daß der Unglücksfall alsbald Nachforschungen in der Herberge zur Folge haben würde. Alle, die keine „klaren Papiere“ hatten, nahmen seufzend ihre Bündel auf, um weiter zu wandern. Nur ein Orgelspieler saß zufrieden am Tisch; als Mann von reellen Papieren und Grundsätzen konnte er die Entwicklung der Dinge ruhig erwarten. Der übrige Schwarm flog auf wie eine Gesellschaft von Sperlingen, in deren Nähe sich ein Flintenlauf gezeigt hat.

Zuletzt gingen auch die Flüchtlinge. Hand in Hand überschritten sie die Schwelle des finstern Hauses; der Wirt trat in die Thür und blickte ihnen gedankenvoll nach. Er trug jetzt sein Sammetkäppchen, schmauchte friedlich seine Pfeife und sah äußerst ehrbar aus. Über dem Hause kräuselten sich leichte Rauchwolken und aus der Küche strömte ein verlockender Duft. Die wüste, verrufene Herberge war jetzt wirklich ein Hotel Stillleben.

12

Die Flüchtlinge zogen nun mit den neuen Genossen weiter, aber sie kamen nur langsam vorwärts, denn Franz war noch immer schwach, und es mußte Rücksicht auf ihn genommen werden. Einmal waren sie sogar genötigt, mehrere Tage in einer Herberge zu verweilen; sie kehrten aber jetzt in Gasthäusern von besserer Art ein, als die Landstreicherherberge gewesen war.

Noch einmal waren warme und freundliche Tage gekommen, und die Tannengründe, durch die sie wanderten, strömten ihren würzigen Odem aus. Allmählich kam Franz denn auch wieder zu Kräften und zog nun frisch seines Weges. Seine Seele war voll Glück; das Bewußtsein, nun endlich von dem tückischen Feinde frei geworden zu sein, füllte sein Herz mit solcher Freude, daß alles andre zurücktrat, auch der Gedanke an die immer näher kommende Stunde, wo er der Mutter gegenüberstehen und das Vaterhaus für immer aufgeben sollte. Lucie hielt in sich verschlossen, was sie dem Geliebten nicht sagen durfte, ohne sein Glück zu zerstören. Wie sie die ganze Zeit über ihren Schmerz und ihre Verzagtheit vor ihm verborgen gehalten hatte, um ihn nicht mutloser zu machen, als er schon war, so ließ sie ihn auch jetzt nicht in ihre Not hineinsehen. Sie hatte Acht auf sich, auf ihr Gesicht und ihre Worte, und wußte sich so gut zu beherrschen, daß er nicht merkte, wie schwer es ihr wurde, fröhlich und zuversichtlich zu erscheinen.

Meist zogen die Musikanten ein Stück voraus, um Weg und Steg zu beobachten und in den Dörfern Kundschaft einzuziehen. Es war zwischen ihnen verabredet worden, daß, sowie ein bestimmtes Volkslied gesungen wurde, die Flüchtlinge dies als eine Warnung nehmen und sich schnell verbergen sollten. Dazu kam es aber nur einmal, und zwar an dem Tage, wo sie ihr Ziel zu erreichen hofften.

Es war um Mittag. Die Musikanten hielten an der Straße neben einem Steinhaufen unter einem Gebüsch Rast, während die Flüchtlinge ein Stück abseits in einem kleinen Wäldchen saßen, das sie verbarg. Sie waren still und nachdenklich, denn jetzt, wo sie ihrem Ziele so nahe waren, war auch Franz von Unruhe ergriffen. Plötzlich tönte das warnende Lied zu ihnen herüber. Sie horchten mit klopfenden Herzen und sahen nach einigen Minuten, wie ein Gendarm herankam und sein Pferd vor den Musikanten anhielt.

Was seid ihr für Leute? fragte er.

Sogleich vernahmen die Flüchtlinge ein mächtiges Räuspern, und dann klangs mit hellen Stimmen in den Wald hinein:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Bei Sturm und Wind marschieren wir,
Der Mond ist unsre Sonne.

Der Gendarm strich sich schmunzelnd den Bart: Also wandernde Musikanten! Na, man siehts euch auch an der Nase an, daß ihr wenigstens Musikantendurst habt. Woher kommt ihr?

Jetzt erhob sich kühn Stiefels Ziegenhainer über dem Gebüsch, ein gewaltiger Taktstock:

Mit Sang und Klang
Die Welt entlang.
Wir fragen woher nicht, wohin?
Es treibt uns fort
Von Ort zu Ort
Mit freiem, mit fröhlichem Sinn.

Das ist aus Preciosa! rief der Gendarm. Das kenne ich, habs mit meiner Frau gesehen. Wunderschön! Ihr scheint mir lustige Gesellen zu sein. Aber, es thut mir leid, ich muß doch etwas Näheres über eure Reiseroute wissen.

Der Taktstock erschien wieder über dem Gebüsch, und die Musikanten sangen:

Bald gras ich am Neckar,
Bald gras ich am Rhein;
Bald hab ich ein Schätzel,
Bald bin ich allein.

Der Gendarm war ein gutmütiger Mann und konnte einen Spaß vertragen, wenn nicht zuviel Volk in der Nähe war. Na ja! rief er lachend, aber wir wollen nun doch mal aus der Oper wieder ins gewöhnliche Menschenleben hinabsteigen. Zeigt mir mal eure Papiere. Es sollte mir leid thun, wenn sie nicht ebenso klar wären, wie eure Stimmen, sonst hätte der Scherz ein Ende.

Det war vernünftig gesprochen, Herr Wachtmeister, ließ sich nun die Stimme des Märkers vernehmen, der immer bereit war, „eine große Lippe zu riskiren." Passen Sie nur immer auf Ihr Handwerk. Det würde mir sogar sehr freuen, wenn Sie det Knopfloch an meinem Überzieher, den ick vor sieben Jahr in Leipzig auf die Leine getragen habe, steckbrieflich verfolgten. Det ist mir schon vor sieben Jahren ausgerissen, und ick habe es heute noch nich wiedergekriegt. Ja, so is et.

Nicht vorwitzig! warnte der Gendarm. Den Mund halten, Mann, bis man gefragt wird.

Na, det Ding is nich schlecht. Is mir so wat schon in meinem Leben vorgekommen? Wat! Ick soll den Mund halten, wenn ick mit Ihnen sprechen thu? Wie meinste, Peter, darf ick mir nich einmal mehr verantworten?

Gewiß, min Jung, antwortete der Bassist bedächtig. Dat warst du ok wohl ümmer noch dürfen.

Na, det Ding is nich schlecht, eiferte der Schelm noch immer. Det muß ick doch einmal meiner Frau erzählen.

Du willst schon verheiratet sein? rief der Gendarm gut gelaunt.

Na ob, Herr Wachtmeister. Det versteht sich. Wat meine Frau is, die giebt allens für mich hin, und wenn sie soll auf Stroh schlafen und sich mit die Stubenthür zudecken, det is ihr egal.

Der Herr Wachtmeister räusperte sich, hielt es aber dann doch für nötig, dem Burschen einen scharfen Blick zuzuwerfen und sein Gesicht in strenge Dienstfalten zu legen, während er die Papiere der Leute prüfte. Dein Papier ist übrigens nicht so ganz in der Ordnung, mein Junge, bemerkte er.

Det wundert mir nich, antwortete der Tenorist. Ick bin ein armer Waisenknabe und habe nie meine richtige Ordnung gekriegt. Meine Mutter ist schon als kleiner Junge von fünf Jahren gestorben, det heißt, ick war damals fünf Jahr alt, sie nich.

Es ist gut, alter Freund, versetzte der Beamte, indem er die Papiere zurückgab. Da hast du deine Flebbe. Kauf dir einen Gummimantel drum, daß sie dir nicht auch ausreißt, wie dein Knopfloch in Leipzig. Mahlzeit!

Die Musikanten sprangen auf, schwenkten die Hüte und sangen hinter ihm her:

Noch einmal, Robert, eh wir scheiden,
Komm an Elisens klopfend Herz,
Süß fühlt' es einst der Liebe Freuden,
Und nun wie bitter ist der Schmerz.
Schon hat die Glocke dumpf geschlagen,
Schon mahnt dich grausam deine Pflicht
Und gönnt mir kaum noch, dir zu sagen:
Du Einziger, vergiß mein nicht.

Nein nein, rief der Gendarm lachend zurück und gab seinem Pferde die Sporen. Die Flüchtlinge hatte er nicht bemerkt, und die Reise konnte nach einer

Weile ungefährdet fortgesetzt werden. Sie wanderten noch einige Stunden auf der Landstraße, dann betraten sie einen Waldpfad, der sie schneller zum Ziele führen sollte. Es war ein stilles, schweigsames Wandern, bei jedem Schritte wurde es den Flüchtlingen beklommner ums Herz, und zuletzt sprachen sie gar nicht mehr zusammen, nur daß Franz zuweilen einen Namen nannte, wenn sie ein einsames Dorf liegen sahen oder wenn sich die Spitze eines Turmes über das waldige Gelände erhob. Die Sonne sank immer tiefer auf die Bergkämme herab, und es wurde schon dämmerig im Walde. Jetzt stieg der Weg zu einem dunkeln Tannenwald hinauf. Eine ganze Welt von Erinnerungen kam über Franz, wie vertraut war ihm alles, was er sah! Immer stürmischer klopfte ihm das Herz und mit jeder Minute beschleunigte er seine Schritte, sodaß ihm Lucie kaum folgen konnte. Endlich waren sie auf der Höhe, und der Wald lag hinter ihnen. Franz blieb stehen und zog Lucie voll tiefer Bewegung an sich, indem er ins Thal hinunter zeigte: dort lag seine Heimat! Die Sonne war schon untergegangen, nur ein sanftes Rot war noch am Himmel, an dem schon die matte Scheibe des Mondes heraufzog. Die Flüchtlinge lehnten an einander und blickten mit verschleierten Augen auf das Dorf hinab, das mit seinen roten Dächern und freundlichen Häusern im Abendfrieden unter ihnen lag, nach denen sie sich so lange gesehnt hatten. Und dort, wo sich die Linden- und Obstbäume dicht zusammendrängten, sodaß nur die dunkle Linie der Dächer zwischen ihnen hervortrat, war Franzens Vaterhaus. Die Thränen standen ihm in den Augen, als er es Lucien zeigte.

Aus dem Dorfe klangen verworrne Töne zu ihnen herauf, das Summen vieler Stimmen und dazwischen die Töne einer fröhlichen Musik. Die Musikanten horchten auf.

Ich glaube, sie feiern die Kirmes, sagte Franz. In die Zeit könnte es passen.

Dann machen wir mit, riefen die Musikanten vergnügt

Besser nicht, versetzte Franz. Es sind genug Spielleute da, sie möchten euch nicht leiden.

Du hast Recht, entschied Stiesel. Es könnte Händel geben, und mit einem zerschlagnen Kopf läßt sich nicht gut marschieren. Es bleibt dabei, wie wirs abgemacht haben.

Sie besprachen nun noch einmal ihre schon vorher getroffne Verabredung. Die Flüchtlinge konnten es erst in später Nacht wagen, zur Mutter zu schleichen, und glaubten auch nur wenige Stunden bei ihr verweilen zu dürfen. In der Morgenfrühe, noch ehe der Tag graute und das Gesinde wach wurde, gedachten sie weiterzufliehen und wollten dann die Musikanten in dem Gemäuer der verfallnen Burg erwarten, die jenseits des Dorfes auf einer waldigen Höhe lag. Stiesel wollte sie dann bis an den Rhein bringen, und ein ihm bekannter Schiffer sollte sie auf seinem Kohlenschiff den Strom hinab und über die holländische Grenze führen.

Also abgemacht! sagte der Musikant, indem er Franz die Hand gab. Wir gehen jetzt in das Städtchen, dessen Türme dort herüberschauen, und morgen früh sind wir zur Stelle.

Die Musikanten zogen ab und ließen die Flüchtlinge allein. Diese überlegten, was sie so lange thun sollten, bis sie sich ins Dorf wagen durften. In die Feldmark durften sie nicht hinab, da sie hier nicht vor einem Zusammentreffen mit jemand aus dem Dorfe sicher waren, denn die Gassen waren voll Leben. So beschlossen sie denn zu der Ruine hinaufzusteigen und ihren Versteck aufzusuchen. Auf verlassenen Feldwegen umgingen sie das Dorf. Niemand begegnete ihnen, nur als sie die Landstraße, die den burggekrönten Felsen umlief, überschreiten wollten,

kam ihnen durch die Dunkelheit ein Mann entgegen. Er setzte sich auf einen Grenzstein, mit dem Rücken nach ihnen gekehrt, ohne sich, wie es schien, um sie zu bekümmern.

Der Steig führte über bröckliges Gestein steil empor. Die mächtigen Mauern der Burg lagen zum Teil nieder, nur ein Wartturm erhob sich noch keck in die Lüfte. Er bildete mit einem zerrissenen Mauerstück einen Winkel, worin niedergestürzte Felsblöcke übereinanderlagen, und allerlei Gesträuch sich zu einem wirren Geheck zusammenschloß. Im Sommer nisteten und hausten hier und unter dem weiten Dach der uralten Linde, die einsam in der Mitte des Burgzwingers stand, unzählige Singvögel und erfüllten die Einsamkeit mit ihrem Gesang. Jetzt waren die lieblichen Melodien verstummt, aber um den Turm vernahmen die Flüchtlinge ein lebhaftes Schwirren und ein vielfaches Geschrei. Sie blieben horchend stehen.

Fahrend Volk, wie wir, sagte Franz. Sie halten hier gern Rast auf ihrem Fluge in die Winterquartiere.

Sie betraten darauf den Burghof und versuchten durch das Gestrüpp in die Nähe des Turms zu kommen. Dort lag, wie Franz wußte, ein verschüttetes Gelaß, ehemals vielleicht ein Keller oder auch das Verließ. Die Dorfjungen hatten mehr als einmal das Geröll, das den Eintritt wehrte, weggeräumt, aber immer, enttäuscht, nichts wunderbares oder schreckliches aufgefunden zu haben, das Trümmerwerk wieder in die Grube geworfen. Es war keine leichte Aufgabe, in der Finsternis den Eingang freizumachen. Der Mond war zwar nun emporgestiegen und umglänzte Turm und Mauern, aber er konnte den Arbeitenden keinen Strahl zu Hilfe senden, die aufrecht stehende Wand hemmte seinen Schein. Allerlei lichtscheues Getier fuhr erschrocken aus dem Gebröckel hervor; bald knarrte es in der Tiefe, bald raschelte es über den Köpfen der Flüchtlinge, und hoch über ihnen flog das wandernde Volk unruhig hin und her.

Endlich war die Pforte frei. Innerhalb des Gewölbes, in das sie nun traten, war es freundlicher. Der Fels, der einst die Außenwand des unterirdischen Raumes gebildet hatte, war zerklüftet. Der Sternenhimmel schimmerte zu den Flüchtlingen herein, und von zartem Lichtglanz durchwoben breitete sich die blaue Ferne vor ihren Augen aus.

Sie ruhten nun aus und warteten bis es Zeit wurde, ins Thal hinabzugehn; aber als sie sich dann auf den Weg machten, stürmte die Unruhe und Angst, über die sie bei ihrem angestrengten Arbeiten fast hinweggekommen waren, wieder mit Macht durch ihre Herzen. Als sie in die Nähe der ersten Häuser kamen, hörten sie, daß die Musik noch zum Tanze aufspielte, aber der fröhliche Ländler wurde seltsam durch die langgezognen Töne des Zapfenstreichs unterbrochen.

Es wird gleich zu Ende sein, sagte Franz. Laß uns hier warten.

Der Ländler begann von neuem. Die Geigen setzten lustig ein, und der Tanz hüpfte eine Weile dahin, bis der Zapfenstreich zum zweitenmale dazwischenklang, und so geschah es noch ein drittes mal. Dann verhallten die Töne, und zu gleicher Zeit schlug die Turmuhr an. Es war Mitternacht. Zwischen den Häusern hörte man noch eine Weile helles Lachen und vereinzelte Rufe, bald aber lag das ganze Dorf in Nacht und Schweigen.

Nun schlichen die Flüchtlinge ins Dorf hinein, indem sie dicht an den Häusern hingingen. Sie kamen an der Linde vorbei, unter deren Zweigen eben noch das muntre Treiben geherrscht hatte, jetzt war alles still. Die Blätter flüsterten leise, und aus der tiefen Stille trat das Plätschern des Brunnens hervor, der im Mondlicht seinen silbernen Strahl schäumend in ein Steinbecken ergoß. Sie mußten

fast das ganze Dorf durchwandern, ehe Franz durch ein eisernes Gitterthor in einen geräumigen Hof hineintrat. Er war zu Hause.

Gleich rechts von der Straße durch einen kleinen Vorgarten getrennt stand das Wohnhaus, ein schöner, stolzer Bau, der sich hoch über die umliegenden Bauernhäuser erhob. Im Hintergrunde des Hofes waren die Scheunen und Stallungen. Man konnte auch im Dämmerlicht der Nacht sehen, daß in diesem Gehöft Wohlstand und Ordnung zu Hause waren.

Die Flüchtlinge blieben nicht lange unbemerkt. Der Hofhund, der seine Hütte bei den Stallungen hatte, schlug an, und als die späten Besucher näher kamen, verfiel er in ein wütendes Bellen. Franz eilte, um zu verhindern, daß die Knechte aufgeweckt würden, schnell nach der Hütte und rief den Hund beim Namen. Bei dem Klang der Stimme stutzte das Tier, dann fuhr es wie rasend in die Kette. Franz trat heran und streichelte es, um es zu beruhigen. Es gelang ihm auch, aber der Lärm war schon gehört worden.

Am Wohnhaus wurde ein Fenster geöffnet, und hinter dem Weinlaub, das die Scheiben umrankte, zeigte sich eine Gestalt. Die Flüchtlinge standen im Schatten des Stallgebäudes und konnten nicht gesehen werden, aber sie wagten nicht, sich zu rühren; mit pochenden Herzen standen sie neben einander. Eine Weile blieb es still, dann rief eine tiefe Frauenstimme den Namen des Hundes. Dieser war nun nicht mehr zu halten. Mit aller Gewalt riß er an seinen Fesseln, sodaß sich ein Ring löste und die Kette klirrend zu Boden fiel. Dann sprang er, frei geworden, mit einem Freudengebell unter das Fenster und wieder zurück zu Franz. Und von diesem fuhr er wieder in wilden Sätzen über den Hof und sprang unter dem Fenster aufgeregt gegen die Wand und bellte hinauf, als wollte er die Gestalt, die regungslos hinter den Weinranken stand, auf den Hof herausrufen.

Nun neigte sich der Kopf der Frau vor, und die Flüchtlinge konnten ihre Gesichtszüge erkennen. Franz wußte es ja auch längst, wer vorhin gerufen hatte, aber der Hals war ihm wie zugeschnürt gewesen, und seine Glieder wie gelähmt, sodaß er sich nicht vom Fleck rühren konnte. Jetzt rief die Stimme zum zweitenmal, aber nun zitternd:

Wer ist auf dem Hofe?

Ich bin es, Mutter, flüsterte Franz, aus dem Dunkel hervortretend. Hinter den Weinranken regte sich nichts. Es dauerte eine ganze Weile, ehe eine Antwort kam. Endlich klang es leise zurück:

Gleich, ich öffne die Thür.

Hinter den Scheiben wurde es nun hell, und die Flüchtlinge konnten einen Schatten sehn, der sich hastig hin- und herbewegte. Dann verschwand das Licht aus der Kammer und erschien kurz darauf in den Fenstern, die sich neben dem Eingang in der Mitte des Hauses befanden. Dann wurde der Schlüssel im Schloß der Thür vorsichtig zurückgedreht.

Geh zuerst hinein, bat Lucie. Laß mich hier warten und mich erst besinnen. Mir klopft das Herz, und mein Sinn ist noch zu unruhig. Geh, Liebster, und rede du zuerst mit ihr. Sprich Gutes von mir. Laß uns in dieser Stunde zueinanderstehn!

Franz drückte ihr fest die Hand und ging, von dem Hunde begleitet, ins Haus. Als die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen war, stieg Lucie auf einige Balken, die an der Hofmauer, gerade den Fenstern gegenüber, aufgeschichtet waren. Sie konnte von da aus das ganze Zimmer übersehen; die Lampe brannte hell und ließ jeden Gegenstand in dem behaglichen Raum erkennen. Aber Lucie achtete

nicht auf diese Dinge, sie sah auch nicht auf Franz, der gebeugten Hauptes vor der Mutter stand; sie hatte nur Augen für die Frau, die streng und ernst mit ihrem Sohne redete. Der tiefe Ernst und die feierliche Würde, die über ihrem Gesicht und ihrer ganzen Erscheinung lag, verwirrten sie, und zum erstenmale, als ginge plötzlich ein Licht auf über einem dunkeln Gefilde, kam ihr die ganze Größe ihrer Verirrung zum Bewußtsein. Die einsamen Wandertage waren wie im Traum an ihr vorüber geflogen und hatten sie nicht zu sich selber kommen lassen. Nun wurde es Tag in ihr, heller, nüchterner Tag, der keine Täuschung und keinen trügerischen Schimmer mehr gelten ließ, sondern es ihr in unerbittlicher Klarheit vor Augen stellte, welchen Schmerz sie den Ihrigen bereitet haben mußte. Von dem ernsten, kummervollen Gesicht der Frau da drinnen flogen ihre Gedanken nach Hause zu der eignen Mutter, über deren Haupt sie so große Schande und so großes Leid gebracht hatte. Sie legte die heiße Stirn an die Mauer und brach in trostloses Weinen aus.

Als sie sich endlich wieder umwandte, saß die Frau auf einem Stuhl, und ihr Sohn lag zu ihren Füßen. Sie sprachen nicht mehr mit einander, aber ihre Hände hatten sich gefaßt, und ihre Augen und Herzen redeten. Sie hatten sich also wiedergefunden, an die aber, die draußen harrte, schien keines von ihnen zu denken. Lucie wurde es bitter zu Mute. Jetzt sprach die Mutter wieder, und Franz stand auf. Lucie mußte hören, was sie redeten; sie schlich sich ans Haus, trat auf die Bank, die unter den Fenstern stand, und versuchte ins Zimmer zu blicken, aber sie reichte nicht hinan. Nun trat sie mit dem Fuße auf die Sprossen des Weingeländers, hielt sich an den Stäben fest und stieg behutsam hinauf, bis ihr Kopf über der Fensterbrüstung war. Die Mutter wandte ihr den Rücken zu, auch Franz sah nicht nach dem Fenster. Lucie konnte jetzt die Stimmen verstehen und horchte aufgeregt; es wurde ihr heiß und kalt dabei. Sie hörte die Mutter davon erzählen, was nach ihrer Flucht geschehen war; es war eine einfache, ruhige Geschichte, und doch erschien ihr alles so seltsam, daß sie es nicht fassen konnte.

Albrecht hatte sich an jenem verhängnisvollen Abend, nachdem er von dem strömenden Regen aus seiner Ohnmacht aufgeweckt worden war, nach Hause geschlichen und Luciens Eltern, die in ihrer Sorge schon mehrere male zu ihm geschickt hatten, in sein Haus bitten lassen. Der Arzt, der den Verwundeten vergeblich im Walde gesucht hatte, war trotz Albrechts Versicherung, seine Wunde habe nichts auf sich, in das Geheimnis gezogen worden, aber er hatte bestätigen können, daß die Verletzung keinen Anlaß zur Besorgnis gebe. Albrecht war auch längst wieder gesund geworden und hatte sich fortwährend als treuer Freund der bekümmerten Eltern gezeigt. Er hatte mit ihnen gehofft und gewartet, ob nicht irgend eine Nachricht von Lucie einträfe, und als die Tage verflossen, ohne ein Lebenszeichen von den Flüchtigen zu bringen, hatte er den aufsteigenden Zorn des Vaters immer von neuem zu beschwichtigen versucht, indem er versicherte, er selbst hätte durch seine sinnlose Leidenschaft die ganze unglückliche Begebenheit verschuldet. So waren die Wochen trostlos verlaufen. Endlich hatte Franzens Mutter den rührenden Brief des Vagabunden erhalten. Auf die Nachricht davon hatte sich der alte Vater sogleich auf den Weg gemacht, um sein Kind zurückzuholen, aber alle Nachforschungen waren vergeblich gewesen. In dem Dorfe, dessen Namen in dem Briefe des Vagabunden angegeben war, hatte niemand etwas von den Flüchtigen gesehen, und ein Landwirt Wiesel war allen unbekannt. So warteten die Eltern noch immer. Ihr Zorn war längst gewichen, sie hatten nur noch das Verlangen, ihr unglückliches Kind gerettet zu sehen.

O mein Sohn, schloß die Mutter ihre Erzählung. Warum habt ihr uns das gethan? Ihr habt uns alle schwer gekränkt, nicht am wenigsten jenen Mann. Der hätte wahrlich ein andres Los verdient.

Ach Mutter, sagte Franz, rede nicht davon. Ich sage mir ja die Wahrheit herber, als du es vermagst. Wir sind hinausgegangen in die Welt ohne Überlegung. Aber wer hätte das denken können? Es ist alles so gut geworden, und doch konnte es auch so anders werden! Wie sehr sind wir betrogen worden! Der Mann, von dem du einen Brief empfingst, und der, wie du sagst, so brav und menschlich zu reden wußte, war unser schlimmster Feind. Möge Gott ihn richten.

Laß ihn, sagte die Mutter begütigend. Ihr seid selbst schuld daran, daß ihr in solche Gesellschaft gekommen seid. Ich habe mir nun folgendes gedacht. Du stellst dich morgen deiner Behörde und erwartest deine Strafe. Ich denke, der König wird gnädig sein. Man hat mir versprochen, ein gutes Wort für dich einzulegen, wenn du freiwillig zurückkämest. Das Mädchen bleibt einstweilen hier. Ihr sollt nun wieder anfangen, eurer Pflichten zu gedenken.

Lucie hatte alles gehört, jedes Wort, und jedes Wort hatte sie wie ein Pfeil getroffen. Ging diese Erzählung sie wirklich an, diese ruhige Geschichte, in der sich alles so wohl fügte und so versöhnend ausklang? Einen Augenblick wichen die finstern Wolken von ihrem Herzen, alle Unruhe und Not schien von ihr abzufallen, und Frieden wollte in ihre Brust ziehen. So war also das, was sie heimatlos gemacht hatte, ausgestrichen und getilgt? So konnte sie also noch einmal zurück in ein friedliches Leben? Oder stand doch noch etwas zwischen ihr und dem Glück?

Da sah sie es aus dem Mondschein, dessen bleiches Licht flimmernd über dem Hofe lag, hervorkommen, es floß dahin wie ein Nebel und rann hin und her, immer dichter wurde es, und immer näher wallte es heran. Mit weitgeöffneten Augen blickte sie auf den Schatten, der langsam auf sie zuschwamm. Und das Nebelbild nahm Gestalt an. Ein Haupt bildete sich, und der Körper eines alten Mannes trat hervor. Seine Augen ruhten mit tückischem, bösartigem Blick auf ihr. Sie ließ die Latte, die ihre Hand umfaßt hielt, los, ihr Arm fiel schlaff nieder, und ihre Knie wichen.

Lucie, Lucie! erklang die Stimme des Geliebten, eine Stimme voll Glück und Hoffnung.

Da hob sie die Faust gegen die Nebelgestalt, und mit einem Schrei stürzte sie zu Boden.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die deutschen Gewerkschaften. Die Anzahl der in den deutschen Gewerkschaftsorganisationen vereinigten Mitglieder wird für das Jahr 1892 von Legien, dem Führer der Bewegung, auf 244 934 in 57 Hauptverbänden und 3959 Zweigvereinen berechnet. Die Mitgliederzahl erreicht mithin noch nicht den vierten Teil der in Unionen vereinigten englischen Arbeiter, die nach der amtlichen

Schätzung in der Labour Gazette auf dem diesjährigen Septemberkongreß zu Belfast mit rund 1000000 Mitgliedern vertreten gewesen sind. Das Mißverhältnis ist zwar schon durch das höhere Alter der englischen Unionen erklärt. Auch sind diese erst infolge der grausamsten Bedrückung der englischen Industriearbeiter, dafür aber mit weit zäherer Lebenskraft geboren worden, als die mehr künstlich geschaffnen deutschen Vereinigungen. Dazu kommt, daß die angelsächsische Rasse mit ihrem kühl berechnenden Verstand, der die Vorteile des Zusammenschlusses besser erkennt, opferwilliger und disziplinirter ist, während ihre deutschen Vettern unausgesetzt über Lauheit, Egoismus, kleinliche Eifersüchteleien und Statutenzänkereien zu klagen haben. Das sind Dinge, die es vielleicht niemals dazu kommen lassen werden, daß die Arbeiterorganisationen in Deutschland die gewaltige Stellung im wirtschaftlichen Leben der Nation einnehmen, den sie erst dieser Tage wieder in England mit der siegreichen Durchführung des großen Kohlenstreiks behauptet haben. Das sind aber auch Dinge, die nur die Arbeiter selbst angehen. Was sie in England seit 1852 nach außen durchgesetzt haben, und was die deutschen Arbeiter heute noch vergeblich erstreben, ist, daß der Staat, daß die bürgerliche Gesellschaft ihren Vereinigungsbestrebungen keine Hindernisse in den Weg lege. Obwohl ihnen § 152 der Gewerbeordnung die Koalitionsfreiheit gewährleistet, ist es den deutschen Gewerkschaften durch die Gesetzgebung der meisten Bundesstaaten noch unmöglich gemacht, sich von Verein zu Verein mit einander in Verbindung zu setzen. Ebenso hartnäckig wird ihnen das Recht der juristischen Persönlichkeit verweigert, d. h. das Recht, auf den Namen der einzelnen Vereine Vermögen zu erwerben, in eignem Namen zu klagen oder verklagt zu werden. Wie wichtig diese Rechte sind, beweist, daß erst von ihrer Erlangung ab die englischen Unionen ihren großartigen Aufschwung genommen haben.

Werden die deutschen Regierungen wenigstens jetzt, nach der bedeutungsvollen Auseinandersetzung der deutschen Gewerkschaftsbewegung mit der offiziellen deutschen Sozialdemokratie auf dem Kölner Kongresse, den Mut finden, diesen geringfügigen Forderungen gerecht zu werden? Wohl gemerkt, die Gewerkschaften fordern vom Staate keinen Pfennig, sie rufen nicht nach Schutzzoll, sie agitiren weder für noch gegen die Handelsverträge, sie wollen keinerlei Zwangsmaßregeln gegen irgend jemand, sie erklären auch ihren sozialdemokratischen Freunden: euer Zukunftsstaat ist zwar sehr schön und gut, da er aber morgen und wahrscheinlich auch übermorgen noch nicht ins Leben treten wird, so wollen wir uns heute lieber noch im Gegenwartsstaat einzurichten suchen. Sie wollen weiter nichts, als daß ihnen der Staat den leeren Rahmen giebt, den sie mit der Verfolgung rein wirtschaftlicher Interessen auszufüllen wünschen, daß man ihnen gegenüber den Regierungsgrundsatz verwirklicht, den manche für den weisesten von allen halten: dem Bürger zur Selbsthilfe zu helfen. In China sagt man den Mandarinen nach, daß ihnen die Selbsthilfe in jeder Form ein Greuel sei. Entweder sollen ihre Unterthanen mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung glücklich sein, oder sie sollen es gar nicht sein. Von der deutschen Büreaukratie erwarten wir die Einsicht, daß gerade die Bestrebungen, denen sich die Arbeitergewerkschaften widmen, entweder überhaupt nicht oder doch nur im äußersten Notfalle Sache des Staats sind. Die höchsten Löhne, die kürzeste Arbeitszeit zu erringen ist eine Angelegenheit, die die Arbeiter ganz allein mit den Unternehmern abzumachen haben. Zur Beseitigung der Frauen- und Kinderarbeit wird es zwar dereinst eines Machtworts des Staates bedürfen. Es kann aber nicht eher gesprochen werden, als bis das Einkommen des verheirateten Lohnarbeiters so hoch gestiegen sein wird, daß es für sich allein

zum Unterhalt der Familie hinreicht. Erschwert der Staat durch seine Vereinsgesetzgebung die Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, gebraucht er wohl gar seine Gewalt als Arbeitgeber dazu, die Gewerkschaften, Rechtsschutzvereine u. dgl. durch Arbeitsentlassungen zu unterdrücken, so bringt er sich in den Verdacht, für die Unternehmer und gegen die Arbeiter Partei zu ergreifen, und läuft Gefahr, der „Kommis der besitzenden Klassen" gescholten zu werden. Wir wollen auf die Unparteilichkeit unsrer höhern Beamtenschaft nichts kommen lassen. Dann kann aber nur eine Art instinktiven Widerwillens gegen die Selbsthilfe oder die Befürchtung, die entfesselten Kräfte möchten sich gegen den Staat selbst kehren, die Regierungen verhindern, den Gewerkschaften freie Bahn zu gewähren. Es steht jedoch nichts entgegen, den Gewerkschaften gesetzlich zu verbieten, eigentliche Politik zu treiben. So hat es z. B. das vortreffliche französische Syndikatsgesetz vom Jahre 1884 gehalten. Andrerseits ist die Beschränkung der Vereinigungsfreiheit und das Vorenthalten der Vermögensrechte zwar genügend, den Gewerkschaften das Leben schwer zu machen, aber doch auch wieder nicht hinreichend, ihnen das Lebenslicht gänzlich auszublasen, in bewegten Zeiten aber, gegen Angriffe auf den Bestand des Staates, nur ein papierner Wall. Dann ist nur eine strenge, aber nicht kleinliche Handhabung des allgemeinen Strafgesetzes und als ultima ratio das kleinkalibrige Gewehr vonnöten.

Nach den Erfahrungen des letzten sozialdemokratischen Kongresses und seinen Nachklängen in der Presse und in Versammlungen sollte daher ein weitblickender, über die Vorurteile des Polizeiregiments erhabner Staatsmann nicht länger zögern, den deutschen Gewerkschaften die in England und Frankreich ihnen längst gewährten Rechte zuzugestehen. Es ist gegründete Aussicht, daß diese Maßregel einen beträchtlichen Teil der Sozialdemokratie auf den Boden praktischer Arbeit an der Verbesserung ihrer Lage zurückführen werde. Wenn es überhaupt möglich ist, einen Stamm von Arbeitern heranzuziehen, die, um mit dem Grafen Eulenburg in dem jüngst veröffentlichten Rundschreiben zu reden, „besonders geeignet sind, der sozialdemokratischen Agitation im persönlichen Verkehr, namentlich in den Werkstätten und auf den Arbeitsplätzen entgegenzuwirken," so kann es nur dadurch geschehen, daß der Staat zuvor ihr Vertrauen gewinnt, indem er berechtigten Beschwerden abhilft, soweit er irgend dazu imstande ist. Vertrauen kann aber bekanntlich nur durch Vertrauen gewonnen werden. Die Lage ist jetzt um so hoffnungsvoller, als die staatserhaltenden Gesinnungen diesmal von der thatkräftigen Jugend der Partei ausgehen, die damit zu ihren alten verbitterten revolutionären Führern in entschlossenen Gegensatz tritt. Auch die Zeit des herrschenden wirtschaftlichen Niedergangs ist günstig. Die Verleihung jener Rechte würde natürlich die Macht der Organisationen zunächst bedeutend steigern und würde sie in Zeiten steigender Konjunkturen zu einer übermütigen Kraftprobe verführen. Leider ist die Besserung der Geschäfte heute noch in weitem Felde. Bis sie wirklich eintritt, werden die Gewerkschaften auch wieder verständiger geworden sein. Daß die Lohnkämpfe künftig ganz vermieden werden könnten, glauben wir natürlich nicht. Aber sie werden statt des wilden Guerillakrieges in den Formen der Lineartaktik ausgefochten werden. Welche von beiden Kampfweisen als die langwierigste und verwüstendste gilt, ist bekannt. Inzwischen zeigt die schon erwähnte, von der englischen Regierung herausgegebne Labour Gazette, welchen Nutzen der Staat für statistische Zwecke, überhaupt für eindringende Kenntnis von dem Leben und den Bedürfnissen der arbeitenden Klassen sowie von der Lage des ganzen Gewerbes aus dem Bestehen gut organisirter, lebenskräftiger Gewerkschaften zu ziehen vermag.

Die Gesindenot. In unsern Aufsätzen über die Landarbeiterfrage ist nicht besonders von der Gesindenot die Rede gewesen, und doch verdient auch der Gesindemangel Beachtung; ist er doch die einzige Erscheinung im Reiche, auf die man sich mit einem Scheine von Recht berufen kann, wenn man den Mangel an Arbeitsgelegenheit bestreiten will, denn sie tritt auch in Gegenden hervor, die nicht, wie einige Kreise der östlichen Provinzen, künstlich entvölkert worden sind. Die bekannten „psychologischen Momente“ hätten für sich allein die Gesindenot sicherlich nicht erzeugt. Was soll denn das heißen, die Leute strömten in die Stadt, um dort „ungebundner“ zu leben? Wo lebt man denn ungebundner als auf dem Lande? Bei der ländlichen Arbeit bewegen sich die Leute viel freier als in der Fabrik; wenigstens gilt das vom bäuerlichen Gesinde, hinter dem kein Wirtschaftsinspektor mit der Reitpeitsche steht. Was insbesondre den geschlechtlichen Verkehr anlangt, an den man ja doch bei den Worten Ungebundenheit und Zügellosigkeit vor allem denkt, so habens in diesem Stück die Knechte und Mägde in allen deutschen Landschaften von den Alpen bis an die Eider mindens „so gut“ wie die Fabrikarbeiter der Großstädte und Industriebezirke, nur daß freilich der Pferdejunge von den Mägden ausgelacht und von den Knechten durchgewalkt wird, wenn er mitthun will, denn auf Rangordnung und Altersunterschiede halten sie noch auf dem Dorfe. Die Arbeitzeit ist allerdings im Sommer sehr lang, jedoch bei Arbeiten, die nicht unangenehm sind und meistens in fröhlichster Stimmung verrichtet werden, und dafür können die Leute im Winter ausruhn und ausschlafen. Insofern allerdings hat sich die Lage der Leute seit einigen Jahrzehnten verschlimmert, als ihnen ihre Erholung verkürzt wird. Volkstümliche Vergnügungen werden vielfach als „grober Unfug“ verboten, Tänze im Freien oder auf der Tenne giebts nicht mehr, das Tanzen im Kretscham wird nur vier- oder sechsmal im Jahre gestattet, und der Bauer ist zu vornehm geworden, um den Knechten und Mägden für ihre Unterhaltung an Winterabenden eine Stube zur Verfügung zu stellen. Aber so weit geht der Verdruß über diese ungünstige Änderung gewiß nicht, daß er einen Knecht bestimmen könnte, in eine Spinnfabrik zu kriechen, einen Knecht, der seinem Herrn den Haber stiehlt, um seine Lieblinge rund und fett zu füttern, und der stolz wie ein König auf dem Bocke sitzt, wenn er des Sonntags mit seinem prächtigen Gespann den Herrn zur Kirche fährt oder im Winter in wilder Schlittenjagd über den Schnee dahinknallt; nein, so dumm ist kein Knecht! Eine Kutscherstelle bei einer Stadtherrschaft allerdings, die verschmäht er nicht, und zu einer solchen verhilft ihm oft genug das Militär. Die moderne Abneigung endlich gegen das Dienen überhaupt hat sich nur dort eingenistet, wo das Land schon ganz mit städtischen Elementen durchsetzt ist, und wo es gar keine richtige Bauernschaft mehr giebt; den Bewohnern rein ländlicher Bezirke ist diese Empfindung des „freien Staatsbürgers“ fremd; freilich schrumpfen diese Bezirke immer mehr zusammen.

Ein wenig anders steht es beim weiblichen Geschlecht. Hier handelt es sich nicht um das Staatsbürgerbewußtsein, das dem freien Manne verbietet, ein Herrenknecht zu werden, sondern um die Eitelkeit; das Mägdlein will eine Dame werden, wie die ihr bekannten „Fräuleins“ aus der benachbarten Stadt, und darum greift sie nach der Filetnadel und zieht zum Ausgehen Handschuhe an; eine Hand aber, die einmal Glacehandschuhe getragen hat, rührt keine Mistgabel mehr an.

Indes das alles sind doch nur Miturſachen; die Haupturſache ist, daß der Stand zusammenschmilzt, aus dem das Gesinde hervorgeht. Ehedem war das der Bauernstand insgesamt. Jeder Bauer mußte gewärtig sein, daß einige seiner Kinder zum Gesindedienst auf dem Hof gezwungen wurden, und auch ungezwungen

gingen die Söhne und Töchter des kinderreichen Bauern zu andern Bauern in Dienst, die wenig Kinder hatten. Dieses wechselseitige Dienen, diese Gewohnheit des jungen Bauern, sich in den Stellungen des Ochsenjungen, Pferdejungen, Klein- und Großknechts auf die Bewirtschaftung des väterlichen Gutes vorzubereiten, hat auch nach Aufhebung der Leibeigenschaft noch fortgedauert, so lange, als die Landleute einen einzigen Stand bildeten und sich alle unter einander duzten. Aber in der Mitte des Jahrhunderts begann die Differenzirung, die jetzt so ziemlich vollendet ist. Der größere Bauer ist ein vornehmer Herr geworden, der in seiner Equipage fährt, nicht mehr mit dem Gesinde speist, auch nicht mit arbeitet, sondern nur noch „als Betriebsleiter fungirt.“ Zur Kirmes wird ein Koch oder eine Köchin aus der Stadt bestellt, und die Gäste werden mit einem „Menu“ bewirtet. Bei einer Bauernhochzeit in der Nähe meines Wohnorts waren vierzig Personen zu Tisch, und das Gedeck war beim Gastwirt zu sechs Mark bestellt; der Wein entsprach dem Essen. Diese Hochzeit hat aber nicht etwa Aufsehn erregt, es war nur das gewöhnliche, ich erwähne sie nur, weil ich zufällig von einem Bekannten, der mit dabei war, die Einzelheiten erfahren habe. Zur Ausstattung bekommen die Bauerntöchter die feinste gestickte Wäsche in zahlreichen Dutzenden. Die Frauen sind meistens noch nicht ganz „Dame,“ aber sie bemühen sich, ihre Töchter dazu zu machen. Kommt da neulich so ein Weiblein mit breitbändriger Kappe in einen Putzmacherladen, sieht sich spähend um und fragt dann: „Wos kust denn su a Hutt?“ Der wird Ihnen wohl zu teuer sein; vierundzwanzig Mark; es ist eine Straußenfeder drauf. „Nu, do war ich 'n nahmen. Ich hoa der Tochter — se ies sechzen Johr — a Kleed vo bloem Sommte gekost, do gehiert doch o a schiener Hutt derzu.“ Die Söhne dieser Herren besuchen ein paar Gymnasialklassen oder wenigstens die landwirtschaftliche Winterschule, und würden gleich ihren Eltern die Zumutung, als Ochsenjunge in Dienst zu treten und bis zum Großknecht aufzusteigen, als Beleidigung empfinden. Das also sind die eigentlichen Bauern. Die Zahl der kleinen Besitzer aber, die noch Gesinde stellen, schmilzt zusammen; eben durch den Ankauf von eingestreuten Ackerstellen werden die großen Wirtschaften immer größer. Und bei dieser Lage der Dinge mag allerdings die Stimmung einwirken; mancher Häusler wird seinen Sohn lieber zum Handwerker in die Lehre geben oder in die Fabrik schicken, als daß er ihn beim Nachbar Bauer in Dienst treten ließe, den er in der Jugend als seinesgleichen zu behandeln pflegte, und der nun als großer Herr auf ihn herabsieht So wird also das Rekrutirungsgebiet des Gesindes von beiden Seiten mehr und mehr eingeengt. Natürlich steigert das verminderte Angebot den Preis, und alle Berichte stimmen darin mit einander sowie mit unsern persönlichen Erfahrungen überein, daß es unter allen ländlichen Arbeiterklassen das bäuerliche Gesinde am besten hat. Als übertrieben kann die Lohnsteigerung trotzdem nicht bezeichnet werden. In der Gegend, die ich im Auge habe, ist in den letzten vierzig Jahren der Lohn des Großknechts von 60 auf 180, der der Großmagd von 32 auf 100 Mark gestiegen. Da die freie Station bei guter Kost doch auf mindestens 200 Mark geschätzt werden muß, so haben wir also eine Steigerung von 260 auf 380 und von 232 auf 300 Mark, d. h. von ungefähr 40 Prozent. Es mag sein, daß verschuldete Bauern diesen höhern Lohn nicht zahlen können, aber überschuldeten Gutsbesitzern, mögen sie nun Ritter oder Bauern sein, ist eben nicht zu helfen. Auch daß sich ein Knecht besser steht als ein kleiner Besitzer, kann nicht als Beweis für eine besondre Notlage angesehen werden; bei sehr geringen Mitteln ist das Leben des selbständigen Unternehmers in allen Berufsarten beschwerlicher als das des Lohnarbeiters.

Übrigens darf man die Klage, daß es „kein Gesinde mehr“ gebe, nicht tragischer nehmen als die Betenerung vieler Kaufleute, daß sie an ihren Waren „rein nichts“ verdienten. Wie in diesem Falle das „nichts“ ein kleines etwas bedeutet, so ist mit dem „kein“ im andern Falle nur gemeint, daß das Angebot viel zu schwach ist, als daß an Lohndruck gedacht werden könnte, und daß ein Herr, der sein Gesinde schlecht behandeln wollte, schwer welches finden würde. Wer das Landesübliche ohne Umstände zahlt und sich nicht unangenehm macht, der hat stets Gesinde genug, und zuverlässiges dazu. Jüngst war ich bei einem Bauer, dessen Wirtschaft als eine Musterwirtschaft gilt, und der seit dreißig Jahren eine Rolle im Kreise spielt. Wir kamen aufs Spazierengehen zu sprechen, und ich bemerkte, das habe er nun nicht nötig, im Sommer wenigstens nicht. „Wieso?“ fragte er. Nun, da laufen Sie doch den ganzen Tag auf dem Felde herum! „Nicht doch,“ erwiderte er lachend, „ich sitze den ganzen Tag an meinem Schreibtisch. Den Leuten gebe ich an, was sie zu machen haben, und der Großknecht leitet die Ausführung.“ Machen denn die Leute alles richtig? fragte ich. „Was angeordnet ist,“ erwiderte er, „das machen sie auch. Natürlich muß man hie und da einmal nachsehn, und bemerkt da wohl einen Fehler; ists ein kleiner, so übersieht man ihn, denn über jede Kleinigkeit reden, das taugt nichts; ists ein bedeutender, so rügt man ihn.“ Nebenbei bemerkt: wie die ordentlichen und tüchtigen Bauern nicht übers Gesinde oder Gesindemangel klagen, so klagen sie auch nicht über die Not der Landwirtschaft. Natürlich wären ihnen hohe Getreidepreise*) lieber als niedrige, und niedrige Gesindelöhne lieber als hohe, aber daß sie bei den jetzigen Preisen und Löhnen zugrunde gehen müßten, davon wissen sie nichts, wenn es ihnen nicht gesagt wird. Gesagt wird es ihnen nun freilich, und sie treten ja auch dem Bunde der Landwirte bei, „weil man doch eben mitmachen muß, wenn was los ist,“ wie die rührigern sagen, und weil es thöricht wäre, den gnädigen Herrn Baron abzuweisen, wenn er so freundlich mit einem redet und die größten Vorteile verspricht. Aber was die Herren vom Bunde zusammenreden und schreiben, das würde nie aus eines Bauern Munde oder Feder kommen. Hat doch der eine geschrieben: wenn uns die Regierung nicht zu Willen ist, dann müssen wir alle Sozialdemokraten werden! Ein zweiter fordert Prohibitivzölle fürs Getreide und meint: die Städter würden dann wohl einen Aufstand erregen, aber „den schlagen wir eben nieder.“ Und ein dritter hat jetzt eben aufs neue die Parole: fort mit Caprivi! ausgegeben und die Bundesbrüder aufgefordert, ihm das Regieren so schwer wie möglich zu machen. Eine alte Bäuerin sagte dieser Tage: „Manche klagen zwar, aber ich weiß nicht, was die Leute wollen; das Futter ist freilich knapp, aber sonst ist die Ernte doch gut; wir haben ja schon viel schlechtere Jahre gehabt.“ Diese Leute sind noch so naiv, die Jahre mit guten Ernten gute und die mit schlechten Ernten schlechte Jahre zu nennen.

Zur Vorbildung der Eisenbahnbeamten. Unter dieser Überschrift hat der Eisenbahndirektor de Terra in Schmollers Jahrbuch eine Studie veröffentlicht, die der Regierung nicht dringend genug zur Beachtung empfohlen werden kann. Es heißt darin: „Mit dem Überwiegen der wirtschaftlichen Aufgaben und Thätigkeiten der Eisenbahnverwaltung steht die gegenwärtige, in der Hauptsache formal juristische Vorbildung ihrer administrativen höhern Beamten nicht im Einklang.

*) Die Preise für Fleisch, Milch und Butter sind hoch, die für Eier so hoch wie noch nie, die für Kartoffeln nicht gerade niedrig; nur Roggen ist billig, und Weizen ist sehr billig.

Ganz abgesehen davon, daß gegen die Art des heutigen juristischen Studiums [oder Nichtstudiums] an sich von sachkundiger und berufner Seite schwer wiegende Bedenken erhoben worden sind, haben seit langer Zeit hervorragende Fachmänner und Gelehrte, bisher leider vergeblich, darauf hingewiesen, daß eine rein oder überwiegend juristische Vorbildung keineswegs geeignet sei, Beamte für den höhern Verwaltungsdienst heranzubilden, dessen vorwiegend wirtschaftlichen Aufgaben gerecht zu werden." Der Verfasser schließt sich demnach einem Gutachten des vortragenden Rats im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Ulrich, an, wonach für den Verwaltungsdienst eine besondre Vorbildung geschaffen werden müsse, aber er will nicht, daß die Eisenbahnbeamten gemeinschaftlich mit den übrigen Verwaltungsbeamten vorgebildet werden, sondern fordert für sie eine besondre Fachbildung, abweichend von Ulrich, der es dabei belassen möchte, daß nur die Beamten der Forst- und der Bergverwaltung einer solchen teilhaft werden; die Gründe, die Ulrich gegen die Abzweigung der Vorbildung für den Eisenbahndienst anführt, werden von de Terra ausführlich widerlegt.

Der zweite Teil der Arbeit beschäftigt sich mit den mittlern und untern Beamten des Fachs, und hier stellt er nun die verheerenden Wirkungen dar, die die Nötigung anrichtet, „vorzugsweise, zum Teil ausschließlich zivilberechtigte Militärpersonen" im Eisenbahnbetrieb zu verwenden. Nach seiner Ansicht — er begründet sie ausführlich — schadet die Praxis der Militärverwaltung, sich die erforderliche Zahl von Unteroffizieren durch die Aussicht auf Zivilversorgung zu verschaffen und so einen Teil der Militärkosten auf die übrigen Verwaltungszweige abzuwälzen, dem Heere nicht weniger als den verschiednen Zweigen der Zivilverwaltung, unter denen allerdings die Eisenbahnverwaltung am meisten zu leiden habe. Die Kritik wird durch positive Vorschläge sowohl für die Eisenbahnverwaltung wie für die Heeresorganisation ergänzt. Die Bedeutung der in diesem zweiten Teile entwickelten Gedanken geht weit über den Bereich des in Rede stehenden Fachs hinaus. Möchten doch die großen Zeitungen von ihrer löblichen Praxis, wichtige Abhandlungen der Fachzeitschriften vollständig oder auszugs- oder bruchstückweise abzudrucken, auch in diesem Falle Gebrauch machen, um diesen Reformplänen den Beistand der öffentlichen Meinung zu sichern!

Die Lebensversicherungen und die besitzlosen Klassen. Die deutschen Lebensversicherungsgesellschaften wachsen von Jahr zu Jahr an Zahl und Bedeutung, und der unermüdlich deklamirende Versicherungsagent, der durch seinen Phrasenschwall sein Opfer zur Verzweiflung bringen kann, ist schon so populär geworden, daß er mit Erfolg als ständige Possenfigur benutzt wird. Und doch bietet die Gestalt des Agenten zur Heiterkeit eigentlich wenig Anlaß; denn unter dem harmlos erscheinenden komischen Mäntelchen birgt sich der Pferdefuß der Volksausbeutung.

Man verstehe mich nicht falsch; ich gebe gern zu, daß durch die Lebensversicherungen manches zur Bekämpfung sozialer Übel geschehen kann: v. Schorlemer-Alst bezeichnete sie in der „Versammlung katholischer Edelleute Deutschlands" als wirksames Mittel zur Erhaltung der Majorate; auch in mittlern Beamtenkreisen läßt sich die segensreiche Wirkung der Lebensversicherungen nicht verkennen, weil diese Klassen durch ihre Schulbildung vor Übervorteilung geschützt sind.

Ein andres Bild zeigt sich uns aber bei den Gesellschaften, die ihre Mitglieder in den tiefern Volksschichten, beim kleinen Beamten, Handwerker und Arbeiter suchen. Jüngst kam zu mir Hilfe suchend ein Schuhmacher, der mir folgendes erzählte.

Vor einem Vierteljahr redete ihm ein Agent dringend zu, er solle doch einen seiner Enkel versichern lassen; er brauche wöchentlich „nur" sechzig Pfennige zu zahlen. Um endlich vor dem Deklamator Ruhe zu haben, verpflichtete sich der Schuster durch seine Unterschrift zum Eintritt, ohne vorher die Statuten gelesen zu haben! Er entrichtete denn auch mehrere Wochen seinen Beitrag. Als aber der älteste Sohn, der bis dahin die Stütze der Familie gewesen war, zum Militär ausgehoben und eingezogen wurde, da wollte auf dem berühmten „goldnen Boden des Handwerks" nicht einmal das kärgliche tägliche Brot mehr wachsen, geschweige denn ein Pfennig für Versicherungszwecke. Der Schuster zeigte deshalb seinen Austritt an, erfuhr aber zu seinem Schrecken, daß er „statutengemäß" zur Strafe zwei Jahresprämien (!) zahlen müsse, d. h. sechzig Mark, ohne die Zinsen.

Die Bestimmung wäre einigermaßen berechtigt, wenn der betreffenden Anstalt, die sich „Volksversicherung der Viktoria" nennt, aus der Aufnahme eines Mitgliedes irgend welche Kosten erwüchsen. Dies ist aber, wie ich nachträglich aus den Statuten sehe, durchaus nicht der Fall; denn die Kinder (es handelt sich hier um eine Kinderversicherung) werden ohne jede ärztliche Untersuchung aufgenommen, und die „Mühwaltung" des Agenten wird durch die Eintrittsgebühr (1 Mark 20 Pfennige) hoch genug bezahlt. Mit welchem Recht preßt man also dieses Blutgeld heraus? Der erzählte Fall wiederholt sich hundertfach, da die Gesellschaft nur in unbemittelten, geschäftlich unerfahrnen Kreisen ihre Profitchen sucht!

Beweis: die höchste Versicherungssumme beträgt 1500 Mark!

Wie diesem Treiben, das ich in eine Reihe mit dem Geldwucher stelle, Einhalt geboten werden kann, weiß ich zur Stunde noch nicht, aber geschehen muß es.

L. F.

Nochmals die Postdirektoren. In Heft 38 der Grenzboten ist die Stellung der Postdirektoren im deutschen Reich einer Betrachtung unterzogen, die manches Zutreffende hat, in wesentlichen Punkten aber auch Irrtümer birgt. So ist es z. B. nicht richtig, wenn angenommen wird, daß zu Postdirektoren teils die unfähigern Beamten, teils solche Beamte ausersehen würden, die irgend etwas auf dem Kerbholz haben, oder die sich durch irgend etwas das Mißfallen ihrer Vorgesetzten zugezogen haben; solche Beamte werden entweder überhaupt nicht zu Postdirektoren, oder wenigstens doch nur zu Vorsteherstellen kleiner Postämter befördert. Ferner ist es unzutreffend, wenn es heißt, daß die Beförderung zum Postinspektor eine Sprosse auf der Stufenleiter zu höhern Stellungen: Postrat, Oberpostdirektor, Geheimer Postrat u. s. w. bilde. Die meisten Postinspektoren werden nach vier, fünf und sechs Jahren zu Postdirektoren befördert und dann meistens erst mit der Verwaltung eines Postamts mittlern Umfangs (Gruppe 2) betraut. (Es bestehen etatsmäßig drei Gruppen von Postämtern erster Klasse, mit verschiednen Gehaltssätzen.) Die Postdirektoren der ersten Gruppe beginnen, wie die Posträte, mit einem Gehalt von 4200 Mark und bilden gewissermaßen eine Parallelklasse zu den Posträten, wie denn auch den meisten bereits der Rang der Räte vierter Klasse beigelegt worden ist. Daß ein Teil der Postinspektoren statt zu Postdirektoren zu Posträten befördert werden muß, ist ja ganz natürlich, da es sonst sehr bald an Räten des Oberpostdirektors und an Ersatz für ausscheidende Oberpostdirektoren fehlen würde. Leider aber kann gegenwärtig nur etwa jeder fünfte Postrat nach einer Reihe von Jahren zum Oberpostdirektor aufrücken, während die übrigen zeitlebens in ihren Stellungen bei den Oberpostdirektionen verbleiben müssen, gewissermaßen also „kaltgestellt" werden. Ob dies einen Reiz für diese Beamten bilden

kann, lassen wir unerörtert: jedenfalls ist die Stellung eines Postdirektors selbständiger.

Von den Anarchisten. Der Beschluß des Pariser Gerichts, das Bild des Buben, der den serbischen Gesandten angefallen hat, nicht der Öffentlichkeit preiszugeben, ist sehr erfreulich. Erstens als eins von den Zeichen, daß man endlich gewillt ist, sich in Verteidigungsstand zu setzen gegen die über alle Länder verzweigte Mordbrennerbande, die beansprucht, als politische Partei zu gelten, weil sie sich das von Halbverrückten erfundne Schlagwort Anarchist angeeignet hat. Es war aber auch die höchste Zeit. Über uns ist ein Kriegszustand hereingebrochen, wie ihn die Welt noch nicht gekannt hat, und auch hartgesottene Doktrinäre werden zugeben müssen, daß die für friedliche Verhältnisse gemachte Gesetzgebung auf Menschen nicht anwendbar ist, die mit viel größerm Recht als die Kannibalen den Namen Wilde verdienen. Mit dem Franktireur, der doch seinem Vaterlande zu dienen meint, wird kein Federlesens gemacht, und viel feigere, viel heimtückischere, viel gefährlichere Mordgesellen, die der ganzen Gesellschaft den Krieg machen, sollen eine andre Behandlung verdienen? Es sollte länger geduldet werden, daß dieser Krieg in Wort und Schrift gepredigt wird? Will man die Rotte Wahnsinnige nennen, immerhin, aber Wahnsinnige müssen unschädlich gemacht werden, und wir haben nicht Tollhäuser genug für das Anarchistengesindel.

Wie die Seuche entstanden ist, läßt sich leicht nachweisen, und die jetzt am meisten bedrohte Bourgeoisie hat vollen Grund, sich an die Brust zu schlagen. Wie das ancien régime vor der großen Revolution spielte sie, als sich das Entsetzen über die Pariser Greuel abgeschwächt hatte, mit den gefährlichsten Grundsätzen. Die Bluthunde von 1793 wurden „tugendhafte" Männer, lächelnd folgte man der raffinirtesten Kritik aller Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, bewunderte die eiteln, vorwiegend semitischen Schriftsteller, die in solcher Kritik ihren Scharfsinn leuchten ließen, und die materialistische Weltanschauung fand die begeistertste Zustimmung in den Kreisen der Gebildeten und Besitzenden. Alle die neuen Lehren sollten nur Waffen gegen die Übermacht der Staats- und Kirchengewalt sein, allein durch tausend Kanäle drangen sie rasch genug in die Massen, die ihnen ganz andre Deutungen gaben. Und wird nicht fort und fort in die Köpfe der Halb- und Ungebildeten und Besitzlosen die ärgste Verwirrung getragen?

Auch diesen Punkt berührt der erwähnte Entschluß. Wir thun uns etwas darauf zu gute, daß die Geschichten vom Schinderhannes und Rinaldo Rinaldini nicht mehr unter die Volksbücher eingereiht werden, aber eine viel schlimmere, alle Rechtsbegriffe untergrabende Lektüre wird fast täglich in unzähligen Blättern aufgetischt. Aus den nur auf den Lesepöbel berechneten Wischen hat sich eine ganz verwerfliche Behandlung von Gerichtsverhandlungen nach und nach in große Zeitungen eingeschlichen, und die Zahl der publizistischen Organe, die auch in dieser Beziehung ihrer Würde eingedenk bleiben, wird immer kleiner. Alltäglichere Fälle werden wie Possenszenen dargestellt, Angeklagte und Zeugen lächerlich gemacht, und es ist vorgekommen, daß zu dem Zwecke ganze Gerichtsverhandlungen erfunden wurden, wenn kein brauchbarer Stoff vorlag. Jeder Kriminalfall aber ist ein Fest für die niedrigste Reportergattung. Alle Umstände des Verbrechens werden aufs allergenaueste berichtet, Lokalität und Mordwerkzeuge haarklein beschrieben, womöglich abgebildet, der Verbrecher ist der Held des Tages, bis er von einem neuen abgelöst wird. Es ist möglich, daß dann und wann die Zeitungsnotizen zur Entdeckung des Thäters beitragen, öfter werden sie dazu dienen, diesen davon zu unterrichten, ob die Po-

lizei auf der richtigen Spur ist oder nicht. Und unter keinen Umständen sollte man uns einreden wollen, daß die Mitteilungen im Interesse der Rechtspflege gemacht werden. Es gilt, den Heißhunger des dummen Teils des Publikums gleichzeitig zu stillen und neu zu reizen. Dann kommt die Prozeßverhandlung, bewährte Berichterstatter werden an Ort und Stelle geschickt, und ihnen entgeht kein „packendes, sensationelles Moment." Der Leser erfährt ganz genau, mit welcher Schlauheit der Verbrecher zu Werke gegangen ist, und welches Versehen er hätte vermeiden müssen, um nicht entdeckt zu werden; die Reden frecher Verteidiger, die für jede Schändlichkeit Entschuldigungen bereit haben, werden wörtlich abgedruckt u. s. w. In dem vorliegenden Falle wird darauf hingewiesen, daß der Zeitungsruhm auch für Verbrechernaturen etwas berauschendes hat. Aber diese Art der Berichterstattung wird zur förmlichen Schule für verkommne Subjekte.

Dieser Zusammenhang lag längst klar vor Augen, doch war der Respekt vor den sogenannten Organen der öffentlichen Meinung viel zu groß, als daß man gewagt hätte, den Unfug zur Sprache zu bringen. Jetzt ist es geschehen, und wir dürfen hoffen, daß es nicht bei diesem ersten schüchternen Versuche sein Bewenden haben, und daß das Beispiel des republikanischen Frankreichs Nachfolge finden werde. In den Händen der Presse liegt es, zu verhindern, daß die notwendigen Schutzmaßregeln zur Beeinträchtigung einer verständigen Preßfreiheit ausschlagen. Vielleicht werden die Geschäftsblätter, denen der Skandal jeder Art willkommen ist, wenigstens durch die Erwägung, daß die Bombenwerfer auch einmal Redaktionspaläste zum Ziele wählen könnten, sich zu einiger Enthaltsamkeit bestimmen lassen. Sollten sie jedoch auch bei den gegenwärtigen Zeitläuften an dem ebenso unpassenden, wie beliebten Vergleich der Presse mit dem Speer, der die Wunde wieder heilt, festhalten, so werden sie sich nicht beklagen dürfen, falls die Zügel etwas zu straff angezogen würden.

Ein enystischer Dichter. In Wien hat man entdeckt, daß zu wenig Bücher in deutscher Sprache erscheinen, und deshalb hat sich eine Anzahl bekannter und unbekannter Herren zusammengethan, um unsterbliche Werke, die keinen Verleger finden, drucken zu lassen und nach dem Muster des Vereins für deutsche Litteratur, der in Berlin ein beschauliches Dasein führt, zu verbreiten. Der Anfang soll mit einer Schöpfung einer Frau v. Suttner gemacht werden, die sich vorgenommen hat, die kampffrohen Germanen durch Romane einzuschläfern. Der Generalsekretär, also wohl die Seele der neuen Gesellschaft, nennt sich Fritz Lemmermeyer. Man hüte sich wohl vor der Frage: „Wer ist Lemmermeyer?" denn sie würde einen argen Mangel an Bildung verraten. Herr Lemmermeyer hat sich nämlich, wie wir durch eine Buchhändleranzeige erfahren, durch verschiedne Schriften „rühmlichst" bekannt gemacht und soeben eine Gedichtsammlung herausgegeben, „ernste schicksalsvolle (!) Weisen von edler Lebensauffassung zeigend" [österreichisch für „zeugend"] u. s. w.; „manche der Gedichte haben einen enystischen und symbolistischen Charakter." Hier gestehen wir rückhaltlos unsre Unbildung ein. Hängt enystisch mit der Kriegsgöttin Enyo oder mit dem Enystron, dem vierten Magen der Wiederkäuer, zusammen? Oder mit ἔνυδος, wässerig? Oder sollte der Verfasser der Ankündigung, der dem Verfasser der Gedichte sehr nahestehen dürfte, undeutlich schreiben und „mystisch" gemeint haben? Wer kanns wissen! Vielleicht bringt uns die Wiener Gesellschaft eine neue enystische Dichterschule, deren Schöpfungen von „durchaus eigenartiger und reicher Individualität" — zeigen.

Litteratur

Den klassischen Philologen an unsern höhern Schulen ist doch nach der Dezemberkonferenz ein heilsamer Schreck in die Glieder gefahren, wenn sie sich auch nach außen hin gern etwas darauf zu gute thun, daß die Schulreform verpufft sei. Da werden zur Beförderung der Anschauung Bilder mit in die Schule gebracht, da wird von Reisen nach Italien und wohl auch nach Griechenland erzählt, wenns hochkommt, vergleicht sogar ein verständiger Lehrer, während er mit seinen Sekundanern eine von den Reden des Lysias liest, die attische Gerichtsverfassung mit unsrer heutigen, kurz, wer nur irgend dazu imstande ist, sucht über das bloße Wortverständnis hinaus zu einer Erkenntnis nicht bloß von Ereignissen und Charakteren – das wäre nichts neues —, sondern auch von geistigen und den ihnen zu Grunde liegenden materiellen Zuständen und Zusammenhängen zu gelangen.

Der Buchhandel hat diese Wendung begriffen, und zwei Unternehmen sind ihr mit Geschick beigekommen. Das eine ist die von Pohlmey und Hoffmann in einer längern Reihe von Heften herausgegebne Gymnasialbibliothek (Gütersloh, Bertelsmann). In dem Prospekt dazu heißt es: „Es wird bei etwa verringerter Stundenzahl für die alten Sprachen und für die alte Geschichte immer schwieriger werden, lediglich im Unterricht dem Schüler auch nur annähernd eine Gesamtanschauung über (über?) die wichtigsten Seiten der antiken Kultur zu vermitteln. Darum schien es wünschenswert, die häusliche Lektüre des Schülers in Beziehung zu bringen zu dem Gedankenkreise seiner Schullektüre und manches, was im Unterricht nur vereinzelt oder gelegentlich berührt werden kann, zusammenzufassen, übersichtlich zu ordnen und ergänzend auszuführen.“ Gut und richtig. Nur haben sich die Herausgeber den Rahmen zu weit gesteckt. Was soll der Primaner mit geographischen Forschungen und Märchen aus griechischer Zeit machen, wie sie in dem einen Hefte zusammengestellt sind? Was fängt er mit einer Geschichte der altgriechischen Kolonisation auf ziemlich hundert Seiten voller Namen und Zahlen an? Hefte, die gute Dienste thun werden, sind die Abhandlung von E. Weißenfeld: Die Entwicklung der Tragödie bei den Griechen und die treffliche kleine Arbeit von H. Schreyer: Das Fortleben homerischer Gestalten in Goethes Dichtung, die dem tiefsten Zweck des humanistischen Gymnasiums am nächsten kommt: das, was unsre geistige Kultur der Antike verdankt, auch den heranwachsenden Geschlechtern zu sichern.

Eine andre Ergänzung des klassischen Unterrichts in dem oben angedeuteten Sinne, nämlich die Anschauung von der äußern Kultur der Griechen und Römer, wird heute am besten geboten in dem eben in sechster, umgearbeiteter Auflage bei Weidmann in Berlin erschienenen Leben der Griechen und Römer von Guhl und Koner, jetzt von Professor R. Engelmann neu herausgegeben. Das alte gute Buch ist äußerlich kaum wieder zu erkennen, es erscheint in größerm Format und um eine stattliche Reihe schöner Abbildungen vermehrt. Auch der Text ist wesentlich erweitert (besonders durch die Ergebnisse der Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts) und durchgängig verbessert worden. Die Mängel der alten Anordnung haften ihm freilich noch heute an, wenn auch der neue Herausgeber durch Zusammenschließung mehrerer kleiner Paragraphen zu größern Abschnitten einen leidlich zusammenhängenden Text geschaffen hat: es ist eben halb ein Wörterbuch, halb eine Geschichte der materiellen Kultur.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Worte oder Thaten?

Im deutſchen Reichstage wird viel, ſehr viel geredet. Aber unter der Menge des Geredeten leidet nicht ſelten ſeine Güte. Darum kann man unbedenklich die Bemerkung unterſchreiben, die der Reichskanzler am letzten November im Reichstage machte: „Der Abgeordnete Liebknecht hat das Wort von Oxenſtierna zitirt, daß es wunderbar ſei, mit wie wenig Weisheit die Staaten regiert werden können. Ich glaube, wenn wir den Geiſt des alten Oxenſtierna heute heraufbeſchwören und in dieſe Verſammlung hätten bringen können, ſo würde er bei den Reden der beiden letzten Redner ſich vielleicht dahin ausgedrückt haben: es iſt wunderbar, mit wie wenig Weisheit Reden im deutſchen Parlament gehalten werden können.“ Nur würden wir unſre Unterſchrift von der Bedingung abhängig machen, daß uns der Reichskanzler erlaubte, die Bemerkung diesmal auch auf ſeine eigne Rede auszudehnen. Denn was der leitende Staatsmann über die neueſte Bewegung unſers Geſellſchaftslebens geäußert hat, ſcheint wirklich keine weſentlich höhere Staatsweisheit zu ſein, als die Abgeordneten verzapfen. Im Verlauf ſeiner Rede führte nämlich der Kanzler aus, der Antiſemitismus ſei eine Vorfrucht der Sozialdemokratie. „Alles Ausſäen der Unzufriedenheit kommt heute nur der Sozialdemokratie zu gute, ſie hat den breiteſten Strom, und all die kleinen Bäche, die von Ihnen [zu den Antiſemiten] ausgehen, fließen in dieſen Strom. Sie ſind nicht die Männer, dieſe Bewegungen, wenn es auch nur kleine Bäche ſind, aufzuhalten. Die Bewegung geht weiter, und die große Unzufriedenheit, die in den Sammelbaſſins aufgeſpeichert wird, kommt ſchließlich den Sozialdemokraten zu gute. Ihre Bewegung begann mit einer Agitation gegen die Juden. Dabei ſind Sie aber nicht lange ſtehen geblieben; Sie hatten dann nicht nur die Juden vor, ſondern Sie ſuchten nach einem, der einen jüdiſchen Vater hat oder eine jüdiſche Frau, dieſe verfolgten Sie

bis ins dritte und vierte Glied zurück. Es fingen an sich zu verwischen Religionsantisemitismus und Rassenantisemitismus, und was übrig blieb, war der Kapitalantisemitismus, und das ist das Gefährliche der Agitation. Das Gefährliche ist, daß zuletzt nicht mehr unterschieden wird, und die Kreise, an die Sie sich so vielfach wenden, sind nicht geneigt oder vielleicht nicht geeignet, dies wohl zu unterscheiden. Diese Kreise erkennen nur: hier geht es gegen das Kapital. Vielfach sind Interessen durch das Kapital verletzt worden, und das hat sie aufgebracht; es geht ihnen schlecht, sie sehen andre Leute mit Kapital besser und bequemer leben. Also der Haß, die Abneigung der Menschen richtet sich gegen das Kapital, und die Bewegung wird, wenn sie überhaupt weiter in Gang kommt, vor dem jüdischen Kapital nicht stehen bleiben können, sondern sie richtet sich gegen das Kapital überhaupt. Das haben Sie mit der Sozialdemokratie gemeinsam."

Das ist ja recht schön und gut, aber ist das alles? Wenn die Regierung weiter nichts darüber zu sagen hat, so muß man ihr doch erwidern: Gewiß ist die wüste Agitation ein schlimmes Übel, die sich an jede neue Strömung im Gesellschaftsleben eines Volkes knüpft. Aber sie ist vielleicht nur ein notwendiges Übel, und zehnmal schlimmer als die wüsteste Agitation ist eine Regierung, die in brennenden Tagesfragen immer nur zu reden und nicht zu handeln weiß. Der Reichskanzler hat in derselben Rede auch gesagt, wenn jemand „die Absicht habe, im Reichstage über auswärtige Politik zu sprechen, so müsse er einige historische Kenntnisse haben." Dagegen sind wir der Meinung: wenn sich jemand überhaupt mit Politik befassen will, so helfen ihm die tiefsten historischen Kenntnisse allein gar nichts. Sonst müßte der gelehrteste Geschichtsprofessor der fähigste Staatsmann sein, eine Annahme, die man freilich schon mit bloßen historischen Kenntnissen widerlegen kann. Aber für den Politiker reicht die bloße Kenntnis der Vergangenheit nicht aus, er muß auch seine Weisheit für die Gegenwart fruchtbar machen können. Nur wer aus den abgeschlossenen Ereignissen zu erkennen vermag, wie sich die werdenden gestalten, ist berufen, die Geschicke eines Volkes lenken — zu helfen. Denn sie selbständig zu lenken, dazu gehört noch einiges mehr. Herr von Caprivi hätte aus der Geschichte unsers Jahrhunderts wohl lernen können, daß eine Regierung, die zu den brennendsten Tagesfragen keine andre Stellung findet, als daß sie schöne Reden darüber hält, gleich wie ein Rohr ist, das vom Winde hin und her bewegt wird. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. waren die deutschen Einheitsbestrebungen die Tagesfrage, und sie waren mindestens von ebenso unangenehmen Erscheinungen begleitet, wie heute der Antisemitismus. Aber blutiges Elend und heillose Verwirrung entstanden doch nur dadurch, daß die preußische Regierung für diese Tagesfrage so wenig Verständnis hatte, wie heute die Reichsregierung für die Zeichen der Zeit, daß sie sich erst die Liberalen und dann die Reaktionäre über den Kopf wachsen ließ und weder den

Mut noch das Geschick hatte, die Leitung der Bewegung in die Hand zu nehmen. Licht ward es erst wieder in Deutschland, als der Mann der That berufen wurde und alsbald mit fester Hand die Zügel ergriff. Er hat nicht viel gewimmert über Agitation und Unzufriedenheit in der Menge, im Gegenteil, das Wimmern besorgte die große Menge oder doch ihre Vertretung, der das Reden ja auch besser ansteht, als den leitenden Männern. Und als man ihm einmal zu viel vorwimmerte, da rief er in dem stolzen Bewußtsein seiner überlegnen Kraft und Einsicht aus: „Der Konflikt wird zu tragisch aufgefaßt und von der Presse zu tragisch dargestellt.... Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen —, sondern durch Blut und Eisen!"

Man wird es Bismarck nicht bestreiten können, daß er seine Zeit besser begriffen hat als die buntscheckige Menge. Mag man das Reich, das er geschaffen hat, für zu groß oder für zu klein halten — beides wird ja behauptet —, er *hat* doch etwas geschaffen, er hat die blind durch einander wogenden Strömungen der Zeit zusammengefaßt und in *ein* breites Bett geleitet, in dem sie achtunggebietend dahinfluten können zu gemeinsamem Ziele. Aber weil die Schöpfung Bismarcks fest gegründet dasteht, darum bedarf es des Blutes und Eisens wohl nicht mehr, um die Fragen der Zeit zu lösen, dann wenigstens nicht, wenn die Regierung auf diese Fragen eingeht und ihre Lösung anbahnt und leitet. Denn die Fragen, um die es sich hier handelt, sind *innere* Angelegenheiten des Reichs, und die sollten in einem gesunden Staatswesen nicht gewaltsam gelöst werden. Aber es macht den Eindruck, als ob sich die Reichsregierung dessen gar nicht bewußt wäre, daß den Nachfolgern des Reichsgründers notwendig die Aufgabe zufallen mußte, den innern Ausbau des Reichs zu leiten und zu fördern. Wie könnte man sonst so viel klagen über Verhetzung, Agitation und Beunruhigung der Massen! Man faßt die Lage wieder „viel zu tragisch" auf. Was sollen die Klagen helfen? Hier heißt es: frisch zugreifen. Aber freilich, wer in die Speichen eines Rades eingreifen soll, muß wissen, wohin das Rad rollt. Und die Regierung scheint für die Ziele, denen unsre Zeit zudrängt, völlig blind zu sein. Wie könnte der leitende Staatsmann sonst versuchen, den alten Leuten, die im Reichstage sitzen, mit der Sozialdemokratie gruslig zu machen! Gerade die Entwicklung der Sozialdemokratie sollte ihn doch darüber belehren, daß man eine innere Gährung der Gesellschaft nicht gewaltsam zurückdrängen darf, weil sie in einer häßlichen und gemeingefährlichen Form zu Tage tritt, sondern daß es die Aufgabe des Staats ist, ihr eine Form zu geben, in der sie sich der Gesamtheit des Staatslebens einfügt. An der Sozialdemokratie sah man zu Anfang auch nur das lärmende Äußere, die überkluge Agitation, die sich geberdete, als hätte sie dem Herrgott über die Schulter gesehen, als er den Schöpfungsplan entwarf. Daß sich in diesem Geschrei und Getöse ein Drang Luft machte, der

die notwendige Folge des Jahres 1848 und seiner Zugeständnisse an das gebildete Bürgertum war, der Drang des ungebildeten Arbeiterstandes nach Besserung seiner Lage und Vertretung seiner Interessen, das bemerkte man nicht oder wollte es nicht bemerken. Aber ein Begehren, das Millionen Kehlen in die Luft hinausschreien, läßt sich nicht durch Gesetze knebeln und noch weniger durch Reden im Reichstage beschwichtigen. Und man hüte sich doch ja vor dem Irrtum, die Stärke der antisemitischen Bewegung sei mit der Zahl der antisemitischen Stimmen bei der letzten Reichstagswahl gegeben. Gerade die wüste Agitation dürfte manchen abgehalten haben, sich offen zu dieser Partei zu bekennen. Wer möchte auch an einem Seile ziehen, das durch Ahlwardts Hände gegangen ist! Aber wenn es wahr ist, daß man die Stimmen wägen soll und nicht zählen, dann sind es gerade die bessern Leute, die sich bei der Wahl zurückgehalten haben, die Leute, denen es nicht darum zu thun ist, eine mittelalterliche Judenhetze in Szene zu setzen, sondern die freie Bahn schaffen wollen für eine gesunde innere Entwicklung unsers Volks. Dazu gehört auch die Beseitigung der Schäden, die der modernen Geldwirtschaft anhaften, und an diesem Punkte berühren sich die volkstümlichen Bestrebungen, wie sie sich auch immer nennen mögen, mit der Sozialdemokratie. Aber der Kern ihres Wesens scheidet sie himmelweit von der vaterlandslosen Sozialdemokratie, denn dieser Kern, das ist des deutschen Volkes starker Wille zum Leben, der zur großen Verwunderung unsrer Büreaukraten endlich wieder die Flügel zu regen beginnt. Man muß im Aktenstaub blind und taub geworden sein, um das nicht zu erkennen. Es ist hohe Zeit, daß sich die Regierung den Schlaf aus den Augen wischt und Anstalten macht, die Zeichen der Zeit ohne Brille zu studiren. Das ist jedenfalls eine würdigere Aufgabe, als seinen Beruf darin zu suchen, wie man neue Steuerquellen erschließt, besonders wenn dabei nach den liebenswürdigen Grundsätzen des ehemaligen Oberbürgermeisters von Frankfurt verfahren wird. Der Wein ist für vier Fünftel der Bevölkerung doch nur ein Genußmittel, was geht es diese vier Fünftel an, wenn man ihn besteuert? so lehrt dieser edle Menschenfreund. Nur weiter auf dem Wege, es ist der richtige. Weil die bessern Genußmittel, Wein, Tabak und Bier, der größern Masse weniger leicht zugänglich sind, darum muß man sie gleich so hoch besteuern, daß das Volk die Hoffnung aufgiebt, sie möchten ihm jemals zugänglich werden. Dann wird sich ja am ehesten im Volke die wohlthätige Erkenntnis festsetzen, daß das einzige Genußmittel, auf das es Anspruch hat, der Schnaps sei. Das ist die Quintessenz von Herrn Miquels Steuerweisheit.

Nun ist es vielleicht nur eine Ansicht, daß die antisemitische Agitation ein Teil sei von jener Bewegung, die von der unverwüstlichen Lebenskraft unsers Volkes getrieben wird, eine Ansicht, die man teilen oder verwerfen kann. Die Männer aber, die die Geschicke unsers Volkes lenken wollen, haben

nicht das Recht, sie zu verwerfen, ohne demgemäß zu handeln. Auch Bismarck war einmal der Meinung, die Sozialdemokratie sei kein notwendiges, sondern ein recht überflüssiges Übel. Da aber ließ er der Erkenntnis die That auf dem Fuße folgen, und setzte seine ganze willensgewaltige Persönlichkeit ein, das Übel zu unterdrücken. Nun denn, wenn die Reichsregierung so fest davon überzeugt ist, die antisemitische Agitation sei ein so gemeingefährliches Übel, wie Herr von Caprivi behauptet hat, dann handelt die Regierung unverantwortlich, wenn sie dieses Übel auch nur einen Tag länger fortwuchern läßt. Lieber würden wir es sehen, wenn die Männer der Regierung fähig wären, die Leitung der Bewegung in die Hand zu nehmen. Können und wollen sie das aber nicht, dann haben sie die Pflicht, sich der Bewegung mit aller Kraft entgegenzustemmen. Denn alle Thätigkeit, auch die bloß verneinende, kann gute Früchte tragen, nur an der Unthätigkeit haftet der Fluch der Unfruchtbarkeit. Dem Antisemitismus könnte es kaum etwas schaden, wenn er in die harte Schule von Ausnahmeverordnungen genommen würde. Da müßte es sich bald zeigen, ob sein Kern lebensfähig ist oder nicht. Ist er es, so wird er geläutert aus dieser Schule hervorgehen. Ohne Zweifel würde das Vorgehen der Regierung gegen den Antisemitismus einen Kampf heraufbeschwören, der unser Volk im Innersten erschüttern würde. Aber wenn eine friedliche Entwicklung nicht möglich ist — und sie ist nicht möglich, wenn die Regierung die Führung der Bewegung nicht übernehmen will —, so ist ein ehrlicher Kampf immer noch besser als die faule Ruhe, die nur die Angstmeier nicht gestört haben wollen. Die Regierung möge also den Fehdehandschuh hinwerfen, wir glauben, er wird ohne Zögern aufgenommen werden. Nur mit ihren Klageliedern über Beunruhigung und Unzufriedenheit möge sie uns endlich verschonen. Wer am sausenden Webstuhl der Zeit arbeitet, dem schenkt man das Reden gern, wenn er uns nur Thaten sehen läßt.

Mehr Kreuzer!

Von Georg Wislicenus

Wie das Heer die Landherrschaft sichert, so soll die Flotte die See beherrschen oder doch wenigstens die Seewege freihalten und beschützen, damit nicht dem Vaterlande die Zufuhr über See abgeschnitten werden, das schwimmende Eigentum der Landsleute nicht vom Feinde gekapert werden kann.

Diese Aufgabe der Flotte ist groß und schwierig; denn sie liegt auf einem

Gebiete, das an der eignen Küste beginnt und alle befahrnen Gewässer der Erde umfaßt. Legt sich der Feind im Kriege mit einer mächtigen Panzerflotte vor die Mündungen der Elbe und der Weser, deren Küsten durch Festungswerke, Panzerkanonenboote, Minensperren und Torpedoboote aufs beste verteidigt sein mögen, so sind die Geschütze Kuxhavens, Geestemündes und Helgolands nicht imstande, die Fahrstraßen der Elbe und Weser für unsre Handelsschiffe freizuhalten. Was bleibt also da übrig? Entweder die deutsche Flagge während der Kriegszeit vom freien Meere verschwinden und sich in die Mauselöcher des Seehandels, die man neutrale Häfen nennt, verkriechen zu lassen, wie es 1848 und 1870 nötig wurde, oder den Feind von den Thoren der eignen Seeplätze zu verjagen. Das zweite läßt sich aber nur mit einer kräftigen Panzerflotte ausführen, das sollte eigentlich jedem Binnenländer ohne weiteres klar sein. Und doch, welch Geschrei erhoben vor zwei Jahren unsre Landratten, als die Marineverwaltung mehr Panzerschiffe forderte! „Uferlose Flottenerweiterungspläne" nannten die klugen Reichsboten, unter denen freilich nur ein alter Admiral, ein Reeder und früherer Handelskapitän und ein Schiffskoch die einzigen „Sachverständigen" waren, jene ganz natürlichen Forderungen. Im jüngsten Reichstage aber ist von diesen Seeleuten nur noch der Reeder übrig geblieben; d. h. Deutschland, dessen Handelsflotte mit Rücksicht auf die Zahl und die Größe ihrer Dampfer die zweitgrößte der Erde ist, hat einen, sage und schreibe einen Seemann in seinem Reichstage! Die Herzkammern des deutschen Seewesens, Hamburg und Bremen, die fast allein den ganzen überseeischen Handel Deutschlands betreiben — denn die unbedeutenden preußischen und mecklenburgischen Seehäfen leben fast nur vom Küstenhandel —, also die Heimathäfen unsrer eigentlichen Hochseehandelsflotte, sind ohne sachkundige Vertreter geblieben!

Mit Rücksicht auf unsre wahrscheinlichen Gegner ist zunächst die Frage zu beantworten: Soll sich Deutschland, dessen überseeischer Handel mindestens doppelt, vielleicht sogar dreimal so groß ist, wie der Hochseehandel Frankreichs und Rußlands zusammengenommen, im Kriegsfalle vom Seeverkehr zurückziehen und die zwei Drittel seiner Handelsflotte, die außerhalb der Heimat auf allen Meeren schwimmen, den Feinden überlassen oder nicht? Ein Rückzug vom Meere wäre ebenso schädlich wie kläglich. Der Schaden bestünde darin, daß 15- bis 20000 an Gefahren gewöhnte Seeleute der Landesverteidigung entzogen würden, daß Milliarden deutschen Eigentums verloren gingen, daß die Zufuhr von See aus abgeschnitten, überhaupt der Seehandel gänzlich lahm gelegt werden würde. In Hamburg allein führte der durch die böse Krankheit im vorigen Jahre verminderte Schiffsverkehr täglich einen Verlust von mehreren Millionen herbei; darnach kann sich jeder einen Anschlag machen, welchen Schaden die Absperrung des Seehandels für Deutschland bei einem Kriege von mehreren Monaten anrichten würde.

In neueſter Zeit taucht bei einzelnen Optimiſten der Gedanke auf, die engliſche Flotte könnte ja, wie ſie es früher im Auslande zuweilen im Verkehr mit den Völkern zweiter und dritter Sorte gethan hat, auch bei einem europäiſchen Kriege den Schutz der Seewege und unſrer Handelsflotte übernehmen. Die guten Leute, die ſo denken, vergeſſen nur, daß das engliſche Volk gegenwärtig das unkriegeriſchſte unter allen Völkern erſter Sorte iſt. Make money iſt in England die Loſung; ſie tritt zwar dort noch nicht ſo offen zu Tage, wie in Amerika, beherrſcht aber dafür die Volksſeele um ſo vollſtändiger. England wird ſich hüten, ohne die zwingendſten Gründe dem Dreibunde beizutreten; denn es entginge ihm dabei die gute Gelegenheit, in einem großen Kriege durch Lieferung von Kohlen, Schiffen, Waffen und allerlei Zubehör mit den kriegführenden Mächten Geſchäfte zu machen, während es die eignen Kriegskoſten ſpart. Welche Vorteile brächte es daher dem ſchon längſt auf Deutſchlands wachſenden Seehandel eiferſüchtigen Briten, wenn die deutſche Flagge einige Zeit vom Meere verſchwinden müßte! Solche Freunde, wie die Engländer, gehen ein Dutzend aufs Lot; wollen wir ſicher gehen, ſo dürfen wir nicht auf Englands Flotte rechnen. Dazu kommt, daß die Engländer von heute einen ganz bedenklichen Reſpekt vor der franzöſiſchen Flotte haben, wie man aus vielen Zeichen erkennen kann. Freilich, die Schlacht bei Trafalgar wurde vor achtundachtzig Jahren geſchlagen. Man leſe nur z. B. die von W. Laird Clowes verfaßte Geſchichte aus der nächſten Zukunft: Der Kommandant der Mary Roſe. Sie behandelt eine plötzliche kriegeriſche Verwicklung mit Frankreich, bei der gleich in den erſten Tagen mehrere ſtattliche engliſche Panzergeſchwader von den Franzoſen vollſtändig vernichtet werden.*)

Auch das erſcheint ſehr zweifelhaft, wie weit Englands Freundſchaft für Italien geht; die Sendung eines engliſchen Geſchwaders in die italieniſchen Häfen, als Gegengewicht gegen den Beſuch des ruſſiſchen Geſchwaders in Toulon, iſt noch kein Beweis, daß es in einem Kriege für Italien eintreten werde. Bei der augenblicklichen Gewitterluft im Mittelmeere liegt es ſehr nahe, daß England für ſeine eignen Zwecke, zum Schutze des Suezkanals und zur Unterſtützung ſeines ausgedehnten Seehandels mit der Levante ſeine Mittelmeerflotte verſtärkt. Rußland und Frankreich hüten ſich vorläufig, John Bulls Kreiſe zu ſtören; ſie werden auch ein Auge zudrücken, wenn es plötzlich heißen ſollte: England hat die Gelegenheit der allgemeinen Unruhe benutzt und ſich eine neue Flottenſtation im Mittelmer, z. B. die Beſikabucht „erworben.“ Dafür befeſtigt Frankreich ungeſtört Bizerta, einen Platz, der für unſre italieniſchen Bundesgenoſſen eine weit unbequemere Lage hat, als für uns der jüngſte

*) Dieſes Zukunftsbild eines Seekriegs enthält reiche Belehrung für Laien und Fachleute, deshalb ſei hier darauf aufmerkſam gemacht. Eine Überſetzung erſcheint ſoeben in der deutſchen Marine-Rundſchau (Berlin, Mittler und Sohn).

russische Kriegshafen Libau. Wie gering die allgemeine Kenntnis von Marineangelegenheiten ist, beweist das lächerliche Geschrei, Frankreich wolle den Russen eine Marinestation im Mittelmeer abtreten, und wenn dies geschähe, so würde Italien Deutschland den Hafen von Syrakus oder Agostino zur Verfügung stellen. Und dieser Unsinn scheint nicht einmal bloß Journalisten Kopfschmerzen zu machen! Es ist doch wohl „unter Kameraden" ganz gleichgiltig, wem der Hafen gehört; in Kriegszeiten wie in Friedenszeiten wird der Bundesgenosse, der Freund doch stets im Hafen des Freundes gut aufgenommen, geschützt, neu ausgerüstet und verpflegt werden. Was zum Teufel hätte es also zu bedeuten, im Mittelmeer, wo französische und italienische Flottenstationen „mit allem Komfort der Neuzeit" vorhanden sind, auch noch russische oder deutsche anlegen zu wollen? Mit England liegt die Sache deshalb anders, weil dieses Land überhaupt in der angenehmen Lage ist, auf eigne Rechnung und Gefahr für sich allein zu handeln.

Die Flotten unsrer jetzigen Bundesgenossen Italien und Österreich werden im Kriegsfalle so reiche Beschäftigung im Mittelmeer finden, daß auf ihre Hilfe zum Schutze unsrer Handelsflotte nicht zu rechnen ist. Man bedenke nur, welche großen Küstenstrecken Italien zu verteidigen hat! Da die russische Marine allein schon jetzt ungefähr über eine gleiche Zahl von Panzerschiffen verfügt, wie Deutschland, so ist Frankreich in der Lage, etwa zwei Drittel seiner Angriffsflotte im Mittelmeer gegen unsre Bundesgenossen zu verwenden. Wenn nun auch Italien in dem letzten Jahrzehnt eine stattliche Panzerflotte gebaut hat, so hat es doch den sehr berechtigten Wunsch, nicht den Hauptstoß der französischen Flotte auf sich allein nehmen zu müssen.

Das deutsche Volk, insbesondre sein Parlament, versteht leider herzlich wenig von den Aufgaben der Kriegsflotte. Heere lassen sich im Notfalle heutzutage aus dem Boden stampfen, aber keine Kriegsschiffe und keine Seeleute. Bei wirklichem Verständnis für die Sachlage müßte unsre Volksvertretung die Forderungen der Marineverwaltung aus eignem Antrieb erhöhen, wie es im Jahre 1891 die französische Marinebudgetkommission gethan hat.

Aber es fehlt der Kriegsflotte nicht bloß die Stütze in der Volksvertretung. „Es ist — sagt Admiral Batsch in seinem neuesten Buche Deutsch Seegras — nicht zu leugnen, daß die Popularität der Flotte heutzutage nur eine oberflächliche Erscheinung ist. Man halte Umschau in der Litteratur, und man wird finden, daß für Bücher, die Marinesachen in ernstem Tone behandeln, kein Markt ist. Noch heute ist die Flotte nur ein Gebiet der deutschen Lyrik. Wer heute mit dem herrschenden Teile der öffentlichen Meinung Freundschaft schließen will, erklärt eine wirkliche Flotte für Utopie. Das ist der Ausdruck, dem man in den Erzeugnissen der Litteratur — selbst der fachmännischen — nicht selten begegnet; und mit dem einflußreichen Teile der öffentlichen Meinung auf gutem Fuß zu stehen, ist für alle Fälle bequem."

Woran liegt es, daß sich Deutschlands Männer, trotz einer ziemlich verbreiteten oberflächlichen Flottenschwärmerei als Überbleibsel aus der achtundvierziger Zeit, so wenig ernsthaft mit den Flottenfragen beschäftigen? Wie es scheint, hauptsächlich an dem durch die letzten Kriege bestärkten Vorurteil, daß die Entscheidung eines Feldzuges allein beim Landheere liege. In zweiter Reihe scheint der Umstand mitzuwirken, daß Deutschland in frühern Zeiten, mit der einzigen Ausnahme des alten Hansebundes, niemals zur See mächtig gewesen ist. Aber man sollte doch meinen, das Studium der Geschichte müßte jeden dahin bringen, die Wichtigkeit der Seeherrschaft einzusehen. Wem sonst als ihren Flotten verdankten die alten Griechen, die Phönizier und die Karthager die größten Erfolge? Selbst im Römerreiche spielten Flottenkämpfe oft die wichtigste Rolle. Wie reich an thatkräftigem Handeln ist die Geschichte des kühnsten Seemannsvolkes, des normannischen! Venedig und Genua, Portugal und Spanien wurden durch ihre Kriegsflotten und ihren Seehandel zur höchsten Blüte gehoben; als ihnen der Dreizack Neptuns entrissen wurde, ging ihre Macht schnell verloren. Hollands und Englands Seeherrschaft erdrückte die Hanse. Das großartigste Beispiel aber liefert Holland. Welche überraschenden, fast unglaublichen Erfolge hat diese kleine niederdeutsche Landschaft zur See gehabt! Die Befreiung vom spanischen Joch führten hauptsächlich die wetterfesten Seeländer, die Meergeusen aus. Dann verbreiteten sich dieselben Seeleute schnell über alle Meere der Erde und brachten Spaniens Weltreich zum Wanken, indem sie dem spanischen Seehandel überall schweren Schaden zufügten und selbst große und leistungsfähige Länder eroberten. Schließlich nahmen Niederlands Admirale, die größten Seehelden aller Zeiten, siegreich den Kampf mit den Flotten Englands, Frankreichs und Spaniens auf. Selbst England vermag nicht so großartige Thaten zur See aufzuweisen. Aber auch Englands Seeherrschaft hat Napoleon in seinem Siegeslaufe aufgehalten. Von der Ohnmacht Deutschlands gegen das kleine Dänemark im Jahre 1848 habe ich schon gesprochen; in dem letzten französischen Kriege wurde es Frankreich nur durch seine Seemacht möglich, den Krieg auf dem Lande in die Länge zu ziehen, weil sie ihm die freie Zufuhr von Lebensmitteln, Waffen und andern Kriegsvorräten gewährte. Es gehören wahrlich keine großen strategischen Kenntnisse dazu, einzusehen, welchen Einfluß es auf den Lauf eines zukünftigen Krieges haben würde, wenn sich die deutsche Flagge auf den Meeren nicht mehr sehen lassen dürfte, und wenn einer der norditalienischen Häfen in französische Gewalt fiele.

Wer sich genau und möglichst zuverlässig über die Wehrkräfte zur See und insbesondre über die Größe, Bewaffnung, Panzerung, Schnelligkeit und Besatzungsstärke jedes Kriegsschiffes der Erde unterrichten will, der nehme den Almanach der Kriegsflotten (Wien, Gerolds Verlag, 1892) zur Hand. Trotz der (oft übertriebnen) Geheimniskrämerei mancher Marinebehörden findet man

in diesem Büchlein so ziemlich alle Angaben, die nötig sind, um sich einen Begriff von dem Gefechtswert der Schiffe zu machen. Da alle heutigen Seewaffen noch gar nicht im Kriege erprobt sind, so kann sich natürlich selbst der Fachmann nur einen annähernden Begriff von ihren voraussichtlichen Leistungen machen. Für den Laien genügt es, bei Panzerschiffen die Größe und Anzahl der Geschütze, die Dicke und Anordnung des Panzers, bei Kreuzern und Avisos die Geschwindigkeit, den Kohlenvorrat und die Zahl der Geschütze, endlich bei den Torpedofahrzeugen die Anzahl zu wissen. Er wird dann finden, daß die französische und die russische Panzerflotte zusammen ungefähr denselben oder einen etwas größern Gefechtswert haben, als die Panzerflotten des Dreibundes. Dabei ist die französische Panzerflotte reichlich doppelt so stark wie die russische; von der Panzerflotte des Dreibundes sind etwa vier Neuntel italienisch, drei Neuntel deutsch und zwei Neuntel österreichisch. Die deutsche Flotte würde also gegen die ganze russische und die halbe französische Angriffsflotte einen sehr schweren Stand haben. Wenn der Nordostseekanal als Zwickmühle dienen könnte, würde freilich die Lage für uns etwas günstiger sein; doch darf man nicht vergessen, daß eine so enge Fahrstraße durch eine feindliche List, z. B. durch das „zufällige" Versenken eines feindlichen Handelsschiffes plötzlich für längere Zeit gesperrt werden kann. Von unsrer eignen Panzerflotte könnten wir jedenfalls kein Geschwader abgeben, um die Franzosen durch Bedrohung ihrer eignen Küste zu zwingen, wenigstens die Hälfte ihrer Panzerflotte gegen uns bereit zu halten. Um trotzdem unsre Pflicht gegen den italienischen Bundesgenossen erfüllen zu können, der in der schwierigen Lage ist, eine sehr ausgedehnte Küste gegen Angriffe schützen zu müssen, würden wir wohl unsre besten ungepanzerten Schiffe, zu mehreren Kreuzergeschwadern vereinigt, gegen die französischen Küsten des Kanals und die Bucht von Biskaya aussenden müssen. Dann bleiben aber nur ein paar kleine Kreuzer für den Schutz unsrer ganzen Handelsflotte frei.

Soll die deutsche Flagge nicht wieder vom Meere hinweggefegt werden, so bedarf sie des Schutzes durch eine Kriegsmacht, die feindliche Kreuzergeschwader anzugreifen vermag. Eine „Defensive" giebt es auf hoher See nicht; die Kampfweise ist von beiden Seiten offensiv; der Schwächere entflieht dem Kampfe. Wir müssen also eine Angriffsflotte haben, wenn wir unsern Seehandel schützen wollen. Indem man fortwährend mit dem Landheere Vergleiche anstellte, hat man sich in Deutschland ganz merkwürdige Begriffe von der Flotte gemacht. Namentlich hat man das Schlagwort von der Defensivflotte erfunden. Als von einer Angriffsflotte die Rede war, fürchtete man, der Eifer der Fachleute wolle Deutschland eine Marine ersten Ranges schaffen, so verderblich hatte der verkehrte Begriff „Defensivflotte" gewirkt.

Um ein Bild zu erhalten, in welcher Weise bei den fünf Seestaaten, um

die sichs hier handelt, für den Schutz der Handelsflotte gesorgt ist, habe ich die von den Regierungen dieser Staaten veröffentlichten Signallisten der Kriegs- und Handelsmarine für 1893 (nur von Rußland für 1892) benutzt. Diese Listen, die nicht geheim sind, enthalten bei den Kriegsschiffen die Angabe des Namens und der Schiffsgattung, bei den Handelsschiffen verschiedne weitere Angaben, unter anderm auch den Tonnengehalt, und bei Dampfern die Pferdekräfte der Maschine. Der österreichische Flottenalmanach und die neuern Marinezeitschriften enthalten außerdem noch Angaben über die Geschwindigkeit und die Bewaffnung der Kriegsschiffe. Um mit einiger Sicherheit die zahlreichen kleinen Küstenfahrer, die keines Schutzes bedürfen, weil sie sich in den heimischen Gewässern befinden, von den wirklichen Seeschiffen, die auf allen Meeren kreuzen, zu trennen, habe ich nur die Segler und die Dampfer von wenigstens vierhundert Registertonnen Nettoraumgehalt gezählt. Diese Größe scheint mir, wie auch den Sachverständigen von der Handelsmarine, die ich befragt habe, die richtige Grenze für die Hochseeschiffe zu sein; zwar fahren noch kleinere Segler über See, doch wird das dadurch ausgeglichen, daß manche Dampfer von etwas über vierhundert Tonnen nur dem Küstenverkehr dienen. Um zu ermitteln, wie es mit dem Schutz bestellt ist, darf man nämlich nur nach der Zahl der Handelsschiffe, die auf hoher See fahren, fragen, nicht nach ihrer Größe. Ein kleines Schiff, das zufällig eine wertvolle Ladung hat, ist eine ebenso gute Prise für den Feind, wie ein großes Schiff, das mit Ballast segelt oder altes Eisen geladen hat; und Anspruch auf Schutz hat doch wohl der Kleine so gut wie der Große. Verkehrt erscheint es mir, den Gesamttonnengehalt der Handelsmarine bei einem solchen Vergleich zu Grunde zu legen, wie es H. L. Swineburne gethan hat. Nach meiner Zählung hat nun Deutschland 1108 Hochseehandelsschiffe, darunter 583 Dampfer. Ohne den Schutz der deutschen Küste, sowie deren Blockadefreiheit zu gefährden, kann nach meiner Ansicht die deutsche Flotte in ihrem jetzigen Bestande nur siebzehn Kreuzer und vier Kanonenboote auf den Schutz der Handelsflotte verwenden. Nach einem Aufsatz von Raineri in der Rivista Nautica (Nr. 11 und 12 von 1893): Gli incrociatori mercantili sollen außerdem noch sieben Hilfskreuzer vorgesehen sein, und zwar die vier neuen hamburgischen Schnelldampfer und die drei besten bremischen Schnelldampfer.

Diese sind in der That wohl die einzigen deutschen Dampfer, die man trotz ihres hohen Preises und trotz ihres starken Kohlenverbrauchs heutzutage als Hilfskreuzer brauchen könnte. Denn weil sich die Hilfskreuzer mit den meisten Kriegskreuzern nicht messen können, so müssen sie gute Maschinen haben, um den schnellsten Kriegskreuzern entlaufen zu können; dazu gehört eine Geschwindigkeit von wenigstens neunzehn Seemeilen, und nur die von Raineri angeführten Dampfer haben diese Geschwindigkeit. Zur Verteidigung der Seewege für unsre 1108 Hochseehandelsschiffe würden also im gün-

stigsten Falle 28 Kreuzerschiffe verwendbar sein. Das heißt, es ist für je 39 Handelsschiffe (oder, wenn jene 7 Schnelldampfer nicht kriegsbrauchbar sein sollten, für 52,8 Handelsschiffe) ein Kreuzer vorhanden! Von der Bewaffnung und Größe der Kreuzer sehe ich ab, weil es hier unnötig ist und zu weit führen würde, diese Eigenschaften bei den einzelnen Marinen gegen einander abzuwägen. Der Gefechtswert der Kreuzerflotten hängt im großen und ganzen von der Zahl und der Schnelligkeit der Kreuzer ab. Von den deutschen Kriegskreuzern haben nur 4 die Geschwindigteit von 18 Seemeilen und darüber; 5 haben etwa 16 Seemeilen Geschwindigkeit, die übrigen sowie die Kanonenboote müssen wegen ihrer Langsamkeit zu den minderwertigen Kriegsschiffen gerechnet werden.

Frankreichs Flotte hat 55 Kriegskreuzer, die für den Hochseekreuzerkrieg bestimmt sind. Darunter sind 5 Panzerkreuzer, von denen zur Zeit noch zwei ausgerüstet werden, 2 sind noch im Bau, ferner 10 Batteriekreuzer, 12 Kreuzer erster Klasse, 14 Kreuzer zweiter Klasse, 7 Kreuzer dritter Klasse und 7 Torpedokreuzer. Unter diesen Kriegskreuzern sind nicht weniger als 23, die 18 Seemeilen und mehr laufen; 8 andre laufen 16 und 17 Seemeilen. Dazu kommen noch 15 seegehende Kanonenboote. Von der großen Zahl von Marinetransportschiffen, die die französische Marine hat, im ganzen etwa 40, sind zum Kaperdienst, d. h. zum Angriff auf die feindlichen Handelsschiffe, nur die 8 Transportschiffe erster Klasse und die 18 Transportavisos geeignet. Zu Hilfskreuzern hat Frankreich 13 Schnelldampfer mit mehr als $17^1/_2$ und 18 Seemeilen Geschwindigkeit ausgerüstet. Die französische Hochseehandelsflotte, d. h. die Schiffe von wenigstens 400 Registertonnen netto, hat nur 507 Schiffe, darunter 359 Dampfer. Zu deren Schutz sind im ganzen 109 Kreuzerschiffe vorhanden, d. h. 4 bis 5 französische Handelsschiffe werden von einem Kreuzer geschützt.

Ein klugredender Reichsbote sagte am 4. Mai 1893: „Allerdings in Frankreich sind die Aufwendungen für die Marine größer als bei uns; dort hat aber die Marine auch ganz andre Aufgaben zu erfüllen.“ Welche Aufgaben das sein sollen, darüber schwieg er. Sehen wir uns einmal seine Behauptung etwas näher an. Frankreich hat seine starke Flotte den schlimmen Erfahrungen zu danken, die in den vielen Seekämpfen früherer Jahrhunderte mit England gesammelt worden sind. Damals waren England und Frankreich natürliche Feinde, weil sie in allen Erdgegenden im Wettkampf um den Ländererwerb mit den Köpfen zusammenstießen. Man denke nur an die Kämpfe zwischen beiden Staaten in Nordamerika, um den Besitz Kanadas. Diplomatische und dynastische Ränke trugen dazu bei, das Feuer zu schüren. Will der kluge Reichsbote etwa behaupten, daß es Frankreich heutzutage nötig habe, vor englischen Angriffen auf der Hut zu sein? Heutzutage hat England vor Frankreichs friedlichem Wettbewerb im Welthandel nicht viel zu fürchten; das

französische Volk ist auch ohne großen Seehandel zufrieden, sein eignes Land liefert ihm reichliche Lebensgüter. Grund zur Handelseifersucht liegt also nicht mehr vor. Warum sollten nun beide Völker in einen ernsthaften Krieg mit einander geraten? Man blicke doch zurück in die Geschichte: die blutigsten und hartnäckigsten Kriege und namentlich Seekriege entstanden aus Handelseifersucht, obwohl an andern Gründen zum Kriegführen kein Mangel war. Nach meiner Ansicht ist es wahrscheinlicher, daß im Laufe der kommenden Jahrzehnte England und Deutschland an einander geraten werden; denn die Zunahme des deutschen Seehandels und der deutschen Schiffahrt, die Tüchtigkeit der deutschen Seeleute und Kaufleute, das alles wird von dem Engländer mit wachsendem Mißbehagen betrachtet. Wie es eine Zeit gab, wo den Engländern die Hanseaten lästig wurden und sie öfter die Stahlhofkaufleute bedrohten, weil die hansischen Islandfahrer englische Handelsübergriffe nicht geduldet hatten, so kann auch eine Zeit kommen, wo die Handelseifersucht zwischen den Kaufleuten beider Völker wieder zu Anmaßungen und Streitigkeiten führt. Kurz, in Bezug auf den Schutz des Seehandels sind die der deutschen Flotte zufallenden Aufgaben dieselben, wie die der französischen; dabei hat aber die deutsche Marine mehr als doppelt so viele Hochseehandelsschiffe zu schützen.

Vielleicht hat der Reichsbote die Nebenaufgaben einer Kriegsflotte gemeint: Küsten- und Kolonialschutz. Nun giebt es aber wahrscheinlich in keinem andern Lande so viele und gute Küstenbefestigungen, wie in Frankreich; darüber geben die Karten und die militärtechnischen Werke genügende Auskunft. Um die vielen sehr nahe am Meere liegenden Häfen zu schützen, ist freilich eine Flotte von Küstenverteidigern ebenso gut nötig, wie bei uns zum Schutz der Ostseeküste. Aber eine tüchtige Zahl weittragender Kanonen auf dem Lande und eine Anzahl von Torpedobooten für die Nachtverteidigung würde nötigenfalls diese Aufgabe auch übernehmen können. Der beste Schutz der französischen wie der deutschen Kolonien liegt in der völligen Reizlosigkeit, die sie auszeichnet. Uns brächten die französischen und den Franzosen brächten unsre Kolonien keinerlei dauernden Vorteil. Übrigens hat Frankreich seinen Kolonialbesitz, wenigstens die für den Kreuzerkrieg wichtigen Stützpunkte, mit Festungswerken versehen; zur Verteidigung der besten Plätze sind überdies Kolonialtruppen vorhanden. Genug, weder die ausgedehnte Landesküste, noch der Kolonialbesitz machen Frankreichs stärkere Flotte nötig. Sogar seine Herrschaft im Mittelmeer und der ungestörte Seeverkehr mit seinen wichtigsten Besitzungen in Algier und Tunis ist für Frankreich — volkswirtschaftlich betrachtet — keineswegs von größerer Bedeutung, als für uns die Möglichkeit einer ungestörten Fortsetzung unsers Seehandels während eines längern Kriegs. Es läge im Interesse unsers Vaterlands, wenn einmal ein Sachverständiger die Notwendigkeit des Schutzes unsers Seehandels vom volkswirtschaftlichen Standpunkt ausführlicher begründen wollte.

Den geschichtlichen Überlieferungen und ihrem stark ausgeprägten Nationalgefühl verdanken die Franzosen die Stärke ihrer Kriegsflotte. Damit haben sie es erreicht, daß ihre Flagge selbst den Engländern auf allen Meeren Achtung einflößt. Ihr Stolz erträgt es nicht, auf den freien Meeren die Flagge zu streichen. Obgleich Frankreich für sein Landheer größere Ausgaben macht, als wir für das unsre, so bringt es doch alljährlich ein doppelt so hohes Opfer als wir für seine Kriegsflotte!

Wie steht es nun bei den andern Seestaaten unsers Festlandes? Rußlands Kreuzerflotte hat 33 Kriegskreuzer, darunter 8 Panzerkreuzer und 5 durch Panzerdeck geschützte Kreuzer erster Klasse, 14 meist ältere Kreuzer zweiter Klasse und 6 sehr schnelle (über zwanzig Seemeilen laufende) Torpedokreuzer. Außerdem sind zum Kreuzerkrieg 17 seegehende Kanonenboote, 20 bessere Transportdampfer und 6 schnelle Hilfskreuzer (Handelsdampfer) geeignet. Das macht zusammen 76 Kreuzer. Diese haben nur 216 Handelsschiffe, darunter 115 Dampfer, von mehr als 400 Tonnen Nettoraumgehalt zu schützen. Hier kommen also gar nur 34 Handelsschiffe auf einen Kreuzer. Rußlands Ausgaben für die Marine sind um ein gutes Viertel größer als die Deutschlands. Das Land verdankt seine Flotte Peter dem Großen; er hatte in Holland und England mit scharfem Blick die Notwendigkeit einer Seemacht erkannt. Traurig genug, daß für uns noch heute fast dasselbe gilt, was Giovannini von Memmingen, der Verfasser einer Flugschrift zur Hebung des Seewesens, 1754 sagte: „Wer hätte es zu den Zeiten, als man in Teutschland die Moskowiten noch unter die Barbaren rechnete und Unchristen schalt, geglaubt, daß eben diese Nation dereinst so mächtig und zwar ungleich mächtiger zur See werden sollte, als die Teutschen selbst? Und gleichwohl zeugen die russischen Flotten heutzutage von dem Gegenteil und von der Russen vorzüglicher Gewalt auf dem Meere. Dieser einzige Umstand dürfte vielleicht hinlänglich und der Mühe wert seyn, daß das gesamte Reich die auf der See wieder herzustellende Hoheit des teutschen Reichs auf allgemeinem Reichstage in nähere Betrachtung zöge, Ihro kayserliche Majestät hierunter geziemende Vorstellung thäte und zu gedeylicher Ausführung dieses wichtigen Projekts alle diensame Mittel an die Hand gäbe."

In undenkbar kurzer Zeit hat sich Italien eine tüchtige Flotte geschaffen. Das Land, dessen Bevölkerung nur fünf Achtel der deutschen beträgt, und dessen Volkswohlstand gewiß nicht auf der Stufe des unsrigen steht, hat in seinem letzten Haushalt 78 Millionen Mark, 1888/89 sogar 126 Millionen Mark für seine Kriegsflotte ausgegeben. Seine Kreuzerflotte setzt sich zusammen aus 7 ältern Kreuzern, 14 sehr schnellen und geschützten Torpedokreuzern, 14 ebenfalls sehr schnellen Torpedorammkreuzern (ariete torpediniere), 6 seegehenden Kanonenbooten, 10 Transportschiffen und 8 schnellen Hilfskreuzern. Diese 59 italienischen Kreuzer verschiedner Gattung haben 722

Handelsschiffe, darunter 149 Dampfer von mehr als 400 Tonnen Nettoraumgehalt, zu schützen, d. h. für je 12 Handelsschiffe ist ein Kreuzer vorhanden. Aber damit nicht genug: Italien baut gegenwärtig noch 4 Panzerkreuzer und 4 Kreuzer zweiter Klasse. Was für eine geringfügige Macht bildet unsre Kreuzerflotte dagegen!

Österreich, dessen Haushalt für 1894 nur $12^1/_2$ Millionen Gulden für die Flotte auswirft, und dessen Hochseehandelsflotte nur ein Fünftel der unsrigen beträgt, hat dennoch eine Kreuzerflotte, die an Zahl und Güte der Schiffe der deutschen gleichkommt. Es sind 2 alte Fregatten, 8 alte Kreuzerkorvetten, 3 starke und sehr schnelle geschützte Kreuzer, von denen der Rammkreuzer Maria Theresia noch nicht ganz fertig ist, und 7 Torpedokreuzer, von denen 3 mehr als 18 Seemeilen Geschwindigkeit haben. Dazu kommen noch 6 seegehende Kanonenboote und 2 als Kreuzer geeignete Transportschiffe. Für den Dienst als Hilfskreuzer hat die österreichische Handelsflotte meines Wissens keine brauchbaren Dampfer. Die österreichische Handelsflotte besteht aus 236 Schiffen, darunter 101 Dampfer von mehr als 400 Registertonnen Nettoraumgehalt; es kommt also ein Kreuzer auf 8 bis 9 Handelsschiffe.

Der Dreibund insgesamt hat 2066 Handelsschiffe, darunter 833 Dampfer, mit 115 Kreuzern verschiedenster Art zu schützen, während Frankreich und Rußland mit 185 Kreuzern nur 768 Hochseehandelsschiffe, darunter 474 Dampfer, zu decken braucht. Die Zahl allein giebt ja nun freilich nicht den Ausschlag. Die großen Erfolge, die der verwegne Kaperkapitän des schnellen südstaatlichen Kreuzers Alabama errang, beweisen zur Genüge, daß der feindliche Seehandel schon mit geringen Mitteln zu stören ist. Um für die Schädigung unsrer Handelsfahrt einigermaßen Vergeltung üben zu können, würden schon einige sehr schnelle, sehr zweckmäßig eingerichtete und mit großem Glück geführte Kreuzer genügen. Frankreich würde es im Kriege um die Vernichtung unsers Seehandels zu thun sein, das beweist die Ausrüstung seiner starken Kreuzerflotte; uns ist an der Vernichtung des französischen Seehandels viel weniger gelegen, als am Schutze des eignen. Unsre Kreuzer würden in erster Reihe die Aufgabe haben, den feindlichen Ruhestörern zu Leibe zu gehen, um sie unschädlich zu machen. Dabei würde natürlich die Zahl der beiderseitigen Kreuzer und ihre Kampfmittel wesentlich mitsprechen.

Um ungefähr eine Vorstellung zu bekommen, wie sich auf diesem Kriegsschauplatz von 340 Millionen Quadratkilometern Fläche (dabei sind die Eismeere nicht mitgerechnet) ein Kreuzerkrieg abspielen kann, betrachte man eine Übersichtskarte der Erde. Man bezeichne darauf die feindlichen Kolonien, deren Häfen als Stütz- und Sammelpunkte feindlicher Kreuzergeschwader geeignet sind. Im Atlantischen Meere ist der befestigte Hafen der Fischerinsel St. Pierre bei Neufundland ein guter Schlupfwinkel für die feindlichen Kreuzer, die unsre Nordamerikafahrer abfangen wollen. Die Antilleninsel Guadeloupe mit dem

stark befestigten und guten Hafen von Pointe à Pitre, ferner der Hafen Fort de France auf Martinique bedroht unsre Westindienfahrer. Cayenne ist ebenfalls befestigt und als Kohlenplatz für jene Kreuzer passend, die unsern Dampferverkehr mit Nordbrasilien stören sollen. Unter dem Kap Verde, also in nächster Nähe der gleichnamigen Inseln, liegt die gut befestigte Reede von Gorée; der Hafen von Libreville im Gabunflusse hat Bedeutung als Kohlenplatz. Im Indischen Meere sind die befestigten Ankerplätze der Insel Réunion, besonders St. Denis von Bedeutung; als Kohlenplätze eignen sich die Komoreninsel Mayotta und Nozzi-Bé an der Nordwestküste Madagaskars. Auch die Insel Neu-Amsterdam, die kürzlich von den Franzosen in Besitz genommen worden ist, kann als Kohlenplatz dienen. Von den indochinesischen Häfen ist das gut befestigte Saigon der wichtigste Platz. Gleichen Wert hat die starke Seefestung Wladiwostok für die sibirische Flotte Rußlands. In der Südsee hat Frankreich noch zwei befestigte Häfen, den von Numea auf Neukaledonien und den von Papiete auf Tahiti. Wir haben keine brauchbaren oder gar geschützten Kohlenplätze in unsern Kolonien. Das schadet auch nichts; denn wir können mit großer Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß uns England und die meisten andern neutralen Staaten den Kohlenkauf in allen Häfen, freilich zu erhöhten Preisen, erlauben werden.

Nun zeichne man sich auf der Übersichtskarte die Seewege ein, die von den Dampfern und Seglern der Handelsflotten eingeschlagen werden. Bei den Dampfern ist der Weg übers Meer meistens die kürzeste Entfernung zwischen den Endpunkten, für große Strecken also auf der Merkatorkarte nicht etwa eine gerade Linie, sondern die Kurve des größten Kreises. Man benutze einen Globus und einen Zwirnfaden, um sich das klar zu machen. Für die Segler beeinflussen die herrschenden Winde den Weg; deshalb ist z. B. der Seglerweg nach Ostindien ein ganz andrer, als der der rückkehrenden Ostindienfahrer. Genaue Routenkarten für Segler und Dampfer findet man in den Segelhandbüchern des atlantischen und des indischen Ozeans, die von der deutschen Seewarte herausgegeben worden sind.

Am Ausgange des englischen Kanals zwischen den Scilly-Inseln und der Insel Ouessant ist der Knotenpunkt aller Seewege. Dort wird also der Seeraub, den man höflicher Kaperei nennt, am einträglichsten sein. Vorsichtigerweise haben die Franzosen in nächster Nähe dieses Fangplatzes ihren stärksten Kriegshafen, Brest, angelegt. Wollen wir uns so nahe bei dieser Seefeste zeigen, daß wir unsre rückkehrenden Handelsschiffe, von denen viele noch ein Vierteljahr nach dem Ausbruch eines Kriegs von der Gefahr nichts ahnen, schützen können, so muß es schon mit einem sehr kräftigen Geschwader sein; denn hier sind die besten feindlichen Kreuzer zu bekämpfen. Dazu sind schnelle und stark bewaffnete Panzerkreuzer erforderlich, die auch dem Kampfe mit einem feindlichen Panzergeschwader nicht auszuweichen brauchen. Je mehr Panzer-

kreuzer vor dem Kanal thätig sind, um so geringer werden die Verluste unsrer Handelsflotte sein. Freilich kostet ein Panzerkreuzer etwa sieben Millionen Mark; aber man bedenke, daß dieses Geld im Lande bleibt und unserm Schiffbau, der jetzt besonders ungünstige Zeiten durchzumachen hat, zu gute kommt. Keine Eisenplatte, kein Nietbolzen wird vom Auslande gekauft. Und noch etwas, was doch wohl auch in die Wagschale fällt: jeder Panzerkreuzer, der nur zwei Postdampfer oder etwa vier Frachtdampfer vor der Kaperung bewahrt, deckt damit seine Anschaffungskosten! Der Verlust jener Dampfer würde nicht allein den Reeder schädigen, sondern noch alle die, deren Lebenserwerb von der Bearbeitung der überseeischen Einfuhr und Ausfuhr abhängt. Ganz Deutschland würde schweren Schaden erleiden, wenn bei einem monatelangen Kriege der Warenaustausch mit dem Auslande gehemmt würde. Ein Geschwader von sechs Panzerkreuzern dagegen, denen noch etwa vier sehr schnelle kleine Torpedokreuzer zum Kundschafterdienst beigegeben wären, würde vor dem englischen Kanal unsern Handelsdampfern den freien Verkehr und den Seglern das Aufsuchen von Schutzhäfen ermöglichen. Um den Einbruch feindlicher Kreuzer in die Nordsee zu verhindern, wo der Verkehr mit den englischen Häfen gesichert werden muß, würden an der Nordostspitze Schottlands und der Südostküste Englands Kreuzergeschwader wachen müssen, denen bei stärkern Angriffen die Panzerflotte Hilfe zu leisten hätte. Acht bis zehn schnelle Kreuzer zweiter und dritter Klasse sind für diesen Zweck erforderlich.

Eine dritte, sehr wichtige Aufgabe ist es, den Seeweg nach Nordamerika, besonders den für die Newyorkfahrer, zu überwachen und feindliche Kreuzer, die dort kapern wollen, zu vernichten. Hierzu ist ein Geschwader von etwa sechs Kreuzern zweiter Klasse erforderlich, die schnell laufen können und großen Kohlenvorrat haben. Ob man dabei besser thun wird, die Kauffahrteidampfer in Flotten von je zwölf Dampfern über den atlantischen Ozean zu „konvoyiren," oder ob man die Kreuzer paarweise die transatlantische Straße „abpatrouilliren" lassen soll, darüber sind die Ansichten der Fachleute verschieden. Nur der Erfolg kann darüber entscheiden. Zum Schutz unsers lebhaften Dampferverkehrs mit Westindien und mit dem Karaibischen Meere, wo Frankreich in Pointe à Pitre und Fort de France treffliche Flottenstationen hat, wird ein Kreuzergeschwader von vier tüchtigen Kreuzern zweiter Klasse nur dann genügen, wenn es mit großem Geschick gegen die dort zu erwartende Übermacht handelt. Über die Azorengruppe führen die Wege der Westindienfahrer und der aus allen Weltgegenden heimwärts laufenden Segler. Hier, wie bei den Kapverdischen Inseln, über die die Dampferwege der Südamerikafahrer und die Kurse aller südwärts nach dem Kap Horn oder nach dem Kap der guten Hoffnung laufenden Segler führen, würde je ein Kreuzergeschwader von neun guten Schiffen am Platze sein.

Zieht man die Summe, so zeigt sich, daß allein für den nordatlantischen

Ozean unter Hinzurechnung der Nordsee etwa 36 schnelle, tüchtige Kreuzer erforderlich sind, um die gefährlichsten Punkte zu decken. Will man zur größern Sicherheit eine ganze Wegstrecke, etwa vom Kap Lizard bis zur Höhe des Wendekreises des Krebses „abpatroulliren" lassen, so sind noch mehr Kreuzer nötig. Man messe nur die Länge der zu schützenden Strecken und bedenke, über welche Zahl von angreifenden Kreuzern Frankreich verfügt. Jenseits der Linie laufen die Schiffswege nach verschiednen Richtungen aus einander; hierdurch wird die Gefahr kleiner, da es im südatlantischen Ozean für den Feind nicht mehr so lohnend ist, auf Handelsschiffe Jagd zu machen. Aber auch dort giebt es Punkte, wo wir Kreuzer brauchen könnten, namentlich für den Schutz des Dampferverkehrs an der südamerikanischen Küste. Unsre alten Kreuzer, die im Frieden vollzählig in allen Meeren verteilt sind, werden sich natürlich dort, wo sie gerade sind, so gut als möglich am Schutze des Handels beteiligen. In diesem Jahre ist ein Geschwader von drei Kreuzern dritter Klasse unterwegs, das verschiedne Meere besucht; in Westafrika ist ein Kreuzer vierter Klasse und ein Kanonenboot. In Ostafrika ist ein Kreuzer vierter Klasse stationirt, einer ist auf dem Wege dorthin. Den Gewässern Ostasiens aber haben nur zwei Kanonenboote zugeteilt werden können, die natürlich gegen die russischen und französischen Kreuzerflotten dort ganz ohnmächtig sind. Was soll also im Kriege aus unserm regen Handelsverkehr mit China, mit Japan, mit den indischen Reishäfen werden? Gerade dort in Ostasien ist auf einem kleinen Raume eine bedeutende Zahl von deutschen Dampfern und Seglern beschäftigt. Hätten wir mehr Kreuzer, so würde diese wichtige Station schon in Friedenszeiten mit einem kräftigen Geschwader gedeckt sein; denn der weite Weg macht eine solche Fürsorge nötig. Unsre Südseebesitzungen werden zur Zeit von zwei Kreuzern vierter Klasse bewacht, eine Macht, die kaum für den Frieden ausreicht. In den südamerikanischen Gewässern ist nur ein Kreuzer dritter Klasse vorhanden. Ein Mitarbeiter der Grenzboten hat vor kurzem einmal (1892 IV. S. 241) unsrer Marine den Vorwurf gemacht, daß sie ihre Pflichten im Frieden, den Schutz deutscher Interessen im Auslande, nicht gehörig erfülle. Hätte er die Flottenliste zur Hand gehabt und die Verteilung unsrer wenigen alten Kreuzer studirt, so würde er gefunden haben, daß die schwache Vertretung der deutschen Flagge sowohl in Chile, wie bei den kolumbischen Festlichkeiten nur an der Schwäche unsrer Kreuzerflotte lag. Es wäre also richtig gewesen, diesen Vorwurf den Reichsboten zu machen, die jahraus jahrein die Kreuzerkorvetten oder, wie sie jetzt heißen, Kreuzer dritter Klasse, nur als geduldige Streichobjekte betrachten.

Im Mittelmeer werden hoffentlich unsre Bundesgenossen imstande sein, die feindlichen Kreuzer- und Panzerflotten mit solchem Erfolge zu bekämpfen, daß der Verkehr unsrer Handelsdampfer durch den Suezkanal nicht gestört wird. Vielleicht wird ein italienisches Kreuzergeschwader auch noch den Schutz

im Roten Meere und bis zum Kap Guardafui übernehmen können. Aber dort laufen die Ostafrikafahrer südwärts, während die nach Ostasien und Australien bestimmten Reichspostdampfer auf Ceylon zuhalten. Für sie sowohl wie für die Reisschiffe, die durch den Indischen Ozean fahren, würden einige deutsche Kreuzer noch zu brauchen sein. Dasselbe gilt für den Südseehandel.

Es würde zu weit führen, hier noch eine Übersicht über die Erfordernisse des Kreuzerkriegs zu geben. Es sollte hier nur gezeigt werden, daß eine Kriegsflotte für Deutschland eine Notwendigkeit und kein Luxus ist, wie so viele Unkundige immer wieder behaupten. Im Verhältnis zu Deutschlands Seehandel und zu dem Verluste, der durch die Zerstörung dieses Seehandels herbeigeführt werden würde, sind alle Forderungen unsrer Marineverwaltung bisher erstaunlich bescheiden gewesen; und doch sind sie stets beschnitten worden.

Über die Anforderungen, die an die Kreuzer gestellt werden, hier nur folgendes: Ein Kreuzer muß große Geschwindigkeit haben, um überraschend auftreten und Ort und Zeit seines Angriffs wählen zu können. Er muß also schneller sein als die Schiffe, die ihm überlegen sind an Kraft, also schneller als die Panzerschiffe. Er muß ein gutes Seeschiff sein, da er häufig lange Zeit allein auf See sein muß; deshalb muß er Platz für einen großen Kohlenvorrat, für Lebensmittel und Munition haben. Schnellfeuernde Geschütze mittlern Kalibers machen die Bewaffnung aus. Die empfindlichsten Teile, Maschine, Steuerapparate, womöglich auch die Geschützstände sollten bei den großen Kreuzern durch Stahlpanzer gedeckt werden. Zu viel Panzer beschwert das Schiff, verkürzt die Geschwindigkeit. In den europäischen Gewässern sind Panzerkreuzer, die auch feindliche Seehäfen beschießen können, nötig, zum Schutz des transozeanischen Seehandels genügen kleinere, leichtere Kreuzer mit großem Kohlenvorrat. Denn, „was der Hafer für die Kavallerie, das ist die Kohle für den Kreuzer," sagt Batsch.

Man hat auch die Behauptung aufgestellt, daß es an Mannschaften fehlen würde, wenn auch die Schiffe vorhanden wären. Da der beste Ersatz der Kriegsflotten die Matrosen der Handelsmarine sind, so hängt es natürlich von den Handelsverhältnissen ab, wie viele Schiffe gerade beim Ausbruch eines Krieges in den Heimathäfen liegen und ihre Leute abgeben können. Kann man verhüten, daß die auf Handelsschiffen zurückkehrenden Leute in Feindeshände fallen, so wird bald der Bedarf gedeckt sein. Aber allerdings beginnt mit der Zunahme der Dampferfahrt der Matrosenmangel in der Handelsmarine schon fühlbar zu werden. Die Dampfer brauchen verhältnismäßig wenig Matrosen, weil sie nur eine kleine Takelung haben. Um aber den Matrosenbedarf für die Kriegsflotte auch für eine allmähliche Vergrößerung zu sichern, giebt es zwei Mittel. Das eine ist die Einführung des Schiffsjungenzwangs, d. h. der Verpflichtung für den Reeder, je nach der Größe seines Schiffes eine bestimmte Zahl von Schiffsjungen, also Lehrlingen für den See-

mannsberuf, einzuführen; damit könnte zugleich eine genaue Bestimmung verbunden werden, wie viel Ausländer ein Schiff als Matrosen annehmen darf. Das zweite Mittel ist die staatliche Unterstützung der Hochseefischerei; hierdurch allein ist Frankreich imstande seine große Flotte jederzeit vollzählig zu bemannen. Die französische Island- und Neufundlandfischerei ist die Pflanzstätte der tüchtigsten Kriegsschiffmatrosen. Wenn Deutschland dieses Beispiel in einer für unsre Verhältnisse passenden Weise nachahmte, so könnte es damit nicht nur eine große Zahl tüchtiger Seeleute erziehen, sondern auch die darauf verwendeten Kosten dadurch decken, daß nicht mehr Millionen dem Auslande für Seefische gezahlt zu werden brauchten, die wir uns dann selbst fangen würden.

Diese Andeutungen mögen genügen. Wenn erst die Schiffe da sein werden, dann wird auch der Bedarf an Mannschaften gedeckt werden. Krupp baut heutzutage Schnellfeuerkanonen mittlern Kalibers für Kreuzer, die gerade halb so viel Bedienungsmannschaft fordern, wie die alten Geschütze gleichen Kalibers auf unsern alten Kreuzerkorvetten. Auch durch den Wegfall der Takelung wird auf den neuen Kreuzern eine große Kopfzahl gespart. Wenn nur die Geldfrage ihre Lösung findet, an den Seeleuten wird es nicht fehlen.

Gervinus Selbstbiographie

Zwei Jahrzehnte nach dem Tode von Georg Gervinus und bald nach dem Abscheiden seiner Witwe, Frau Viktoria Gervinus, geborner Schelver, tritt die Selbstbiographie, die der Historiker und Litterarhistoriker im Jahre 1860 niedergeschrieben, seiner Frau gewidmet und zur spätern Veröffentlichung bestimmt hat, aus langem Verschluß hervor: G. G. Gervinus Leben. Von ihm selbst. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) Sie bringt außer den völlig neuen Mitteilungen aus dem Jugendleben des Gelehrten die in den Text eingeschaltete Charakteristik und Apologie seines Lehrers Friedrich Christoph Schlosser, einen Anhang, der die „Grundzüge der Historik“ (vom Jahre 1837) und von Gervinus poetischen Versuchen und Anläufen den Probegesang aus einer Gudrun in Hexametern, Übersetzungen aus arabischen Dichtern und eine kleine Gruppe von Xenien enthält. Das Ganze ist ein Buch, das nicht bloß zu der pietätvollen Erinnerung derer, die mit Gervinus gelebt haben, sondern auch zum

jüngern Geschlecht, soweit es ernsten Sinn für die Vergangenheit hat, spricht, es hat vollen Anspruch auf Beachtung, es vervollständigt das Bild des energischen und streitfertigen Geschichtschreibers um eine Reihe seiner Züge, es ist offenbar von dem Geiste strenger Wahrhaftigkeit erfüllt und söhnt dadurch mit seiner herben Selbstgerechtigkeit wenigstens bis auf einen gewissen Punkt aus, es ist endlich das letzte Zeugnis eines in Groll wider sein Volk und den Verlauf der politischen Entwicklung aus dem Leben gegangnen, dem keiner große Verdienste um die Wissenschaft und ein warmes Herz für sein Vaterland absprechen wird. Als eine ernste Mahnung schlagen die letzten Worte der Widmung an unser Ohr: „Dem Menschen, der einmal in irgend einer Weise an die Öffentlichkeit gezogen ward, geht die engherzige Sprödigkeit mit den Geheimnissen seiner Personalien nur allzu bald verloren. Es ist verzeihlich, wenn er lieber ganz als halb gekannt sein möchte. Ein einziges Heiligtum giebt es, meine Viktoria, in dieser Lebensbeschreibung: die Geschichte unsrer Verbindung, die Erzählung jener innersten Herzensgeheimnisse, die nur von Seele zu Seele gelebt sein sollten, was mir schwer wird mit dem andern auf die Straße zu werfen, wo man nicht weiß, wer es aufhebt. Und doch gehört es so wesentlich zu dem Gemälde dieser seltsamen Persönlichkeit, die dem einen als ein gelehrter Pedant und dem andern als ein leidenschaftlicher, neuerungssüchtiger Mann des Umsturzes gilt, zu zeigen, daß er weit edlere Güter kannte als Bücher, daß ihm Friede lieber als Krieg war, und daß er einen Herd besaß, an dem er der Stürme des öffentlichen Lebens lachen konnte. Wenn ich übrigens bis dahin vorgedrungen bin, so wirst du diese Handschrift, die dein gehört, wohl im stummen Verschlusse des Pultes halten, bis uns beide der Verschluß der Erde birgt. Dann mag es mit dem übrigen eines Weges wandern, und es wird da und dort vielleicht eine Stätte finden, wo es uns in guten Herzen ein freundliches Andenken gründet.“ Gewiß, man fühlt sich um so mehr gedrängt, dieser Persönlichkeit und ihrer Entwicklung mit Anteil, mit beständiger Erinnerung an die gewaltige Arbeitskraft, die großen Anschauungen und das sittliche Pathos, die Gervinus bewährt hat, gegenüberzutreten, je schmerzlicher man sich der Opposition erinnert, die Gervinus zwischen 1866 und 1870 der Neugründung unsers deutschen Reichs entgegengesetzt hat. Will es doch heute scheinen, als ob damals, in dem ersten Glücksrausch des langersehnten Erfolgs, manches berechtigte in den Kassandrarufen des Heidelberger Historikers überhört worden sei, als ob man die drohenden Wolken, die Gervinus an unserm nationalen Himmel aufsteigen sah, gar zu sehr für leichte Flöckchen erachtet habe, als ob mit einem Worte der Verlauf der Zeit Gervinus in einzelnen Punkten nachträglich Recht gegeben habe. Freilich würde auch dann das Unerfreuliche in unsrer politischen Entwicklung den hochmütigen Eigensinn nicht rechtfertigen, in dem sich der isolirte Mann gefallen hat, denn die Pflicht, das Vaterland über alles zu setzen, ist auch für den nicht aufgehoben, der Unheil

vorausſieht. Um ſo lebhafter aber mußte man wünſchen, daß die Jugenderinnerungen, die Gervinus aufgezeichnet hatte, nur an ſeine großen und lichten Seiten gemahnen und das traurige Zerwürfnis, in das er faſt mit allen ſeinen Geſinnungs- und Strebensgenoſſen geraten war, vergeſſen machen möchten, und um ſo mehr muß man bedauern, daß auch in dieſen Aufzeichnungen der alte Doktrinarismus, der den Dornbuſch zwingen will, Feigen zu tragen, das große Wort hat.

An eigentümlichem Reiz und intereſſanten Einzelheiten fehlt es der Jugendgeſchichte des Mannes, der hier ſeine eigne Entwicklung ſchildert, natürlich nicht; die farbenreiche Schilderung ſeiner Darmſtädter Schuljahre, wie ſeiner Lehrjahre in der Kaufmannſchaft geſellt ſich zu den beſten unter den Entwicklungsgeſchichten, die wir in unſrer autobiographiſchen Litteratur haben. Ein hochbegabter, phantaſievoller Knabe, der durch Familienverhältniſſe in eine geſchäftliche Laufbahn geführt wird, ſich aber in dieſer Laufbahn mehr und mehr in ſeinen geiſtigen Neigungen befeſtigt, wie es in ſolcher Lage natürlich iſt, nach allen Seiten hin ſtrebt und ohne Wahl alles genießt, was der erſehnten Welt der Poeſie und des Ideals anzugehören ſcheint, der ſchließlich eben noch zu rechter Zeit in die Wege der Wiſſenſchaft einlenkt, hat für den deutſchen Sinn immer neue Anziehungskraft. Nun kommen aber bei Gervinus noch ganz beſondre Umſtände hinzu. Die ſchwüle und teilweiſe ungeſunde Atmoſphäre der Reſtaurationsjahre und der ausklingenden Romantik hatte ſtarken Einfluß auf ihn, aber neben den ſchöngeiſtigen poetiſirenden Neigungen ging ein dunkler Thatentrieb, er hielt die Fühlhörner nicht ſo eingezogen, daß ihn die Vorgänge der großen äußern Welt gar nicht berührt hätten, er nahm an den Freiheitskämpfen in dem ſpaniſchen Amerika und in Griechenland leidenſchaftlich Anteil, wovon man die Nachwirkung noch in der Breite zu verſpüren meint, mit der dieſe beiden Erhebungen in ſeiner „Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts“ behandelt ſind. Auch beim Beginn ſeiner Univerſitätszeit noch unklar über ſeine Ziele, wurde er in Heidelberg ein begeiſterter Schüler Schloſſers. „Das Reich des Wiſſens — ſagt er —, deſſen Durchwanderung Schloſſers Beiſpiel ſtillſchweigend wie zur Aufgabe ſetzte, erhielt vor meinen Augen eine unermeßliche Ausdehnung; des Mannes allgemein beſtaunte Gelehrſamkeit und mehr noch die ſichere Beherrſchung ſeines Wiſſens warf mich in neues Verzagen. Bang und ſtutzig, wie mich die Wirkungen von Schloſſers Lehre vor meiner Zukunft machten, mit meiner Vergangenheit drängten ſie mich unter ſchmerzhaften Kämpfen und Krämpfen zum völligen Bruch.“ Der ſchöngeiſtige Polyhiſtor wurde zum ernſten Geſchichts- und Litteraturgeſchichtsforſcher, und es wird ihm nie vergeſſen werden, welchen Anſtoß er mit ſeiner „Geſchichte der deutſchen Dichtung“ gegeben, und wie tief er auf die geiſtigen Entwicklungen der dreißiger und vierziger Jahre eingewirkt hat. Gleichwohl macht ſich in dieſer Schilderung von Gervinus Selbſtentwicklung der maßloſe, ver-

steifte Dünkel, der seitdem an unsern Universitäten so ins Kraut geschossen ist, bedenklich geltend. Es unterliegt zwar nach allem, was diese Selbstbiographie offenbart, nicht dem leisesten Zweifel, daß Gervinus für sich das Rechte gewählt hatte, als er seinen poetischen Träumen, hinter denen keine echte Poetennatur stand, den Abschied gab. Und es steht ebensowenig in Frage, daß er auf seinem besondern Pfade mannhaft nach dem Höchsten gerungen hat, daß ihm seine Leistungen selbst dann einen Platz in der Geschichte der Wissenschaft sichern werden, wenn die eigentümlichen politisch-sozialen Verhältnisse, die seiner Geschichte der deutschen Litteratur ihren ersten stärksten Erfolg sicherten, bis auf den letzten Rest hinter uns liegen werden. Überdies ist längst kein Streit mehr darüber, daß die Wendung zur strengen Wissenschaft, wie zur praktischen Arbeit der Nation wohlthätig und gesund waren. Und der Anteil, der Gervinus an dieser Wendung gebührt, soll gleichfalls nicht karg bemessen werden. Das schlechthin Unerträgliche aber, das auch in dieser Autobiographie wieder peinlich zu Tage tritt, ist die subjektive Ausschließlichkeit, mit der der Historiker die Wendung, die in ihm selbst vorgegangen war, ohne Bedenken zu einem Gesetz erhob, künstlerisches Leben und künstlerischen Sinn befehdete und verwehmte. „Der erste Stoß des neuen Prinzips war gegen mich selber gegangen, der zweite ging gegen meine Freunde [die schneidende Verurteilung des liebenswürdigen Architekten F. M. Hessemer in dieser Autobiographie ist ein Nachstoß zum zweiten Stoß], diese Vorgänge fuhren fort, was schon in meiner Knabenzeit beginnen sollte, das Leben meiner reifern Jahre vorzubilden. Der Kampf gegen die Poetenmanie, gegen den romantischen Lebensekel, gegen das epikureische Untersinken in geistigen Luxus, den ich gegen mich und meinen Freund gefochten, hatte ich später gegen das junge Deutschland, gegen die Litteratur der Verzweiflung, gegen die belletristischen Epigonen, die Deutschland in dem ausgelebten Zustand einer erschöpften Litteratur für die Ewigkeit festbannen wollten, gerade nur fortzukämpfen." Weil Gervinus überzeugt war, daß die flaue Poesie und Belletristik am wenigsten geeignet sei, die „Trägheit der Seelen," die „Herzensfeigheit," den „Charaktermangel" zu heilen, auf die er im Leben stieß, schrieb er aller Poesie das Todesurteil und verriet damit, daß er, trotz seines Wissens und trotz seines scharfen Urteils, über die innerste Beschaffenheit der echten poetischen Natur im Unklaren war, daß er einem heillosen Alexandrinismus und Byzantinismus, der nur vom vergangnen Schönen leben will, das Wort redete, einem Geist, der, wenn er wirklich seit der Mitte der dreißiger Jahre geherrscht hätte, unsre Litteraturzustände noch viel trostloser erscheinen lassen würde, als sie ohnehin sind. Wenn man sich heute, dem Ende des Jahrhunderts nahe, vergegenwärtigt, daß Gervinus Theorie seit dem Jahre 1835 Praxis geworden wäre, daß man „die Krankheit der schlechten Poeterei [und „schlecht" ist ihm alle nachgoethische Dichtung] durch ein drastisches Abführungsmittel aus der Natur des Volkes

entfernt hätte," daß seit 1835 absolut nichts poetisch Neues entstanden wäre, so erschrickt man vor der hartnäckigen Selbstüberschätzung des Mannes, der im Jahre 1860 noch diesen Parteisatz, diese Ausgeburt eines vollkommen der Natur entfremdeten Katheder-hochmuts mit soviel Wohlbehagen als den Angelpunkt seines Denkens darzustellen wagt. Dieser Geist war einmal so geartet, daß er seinem eignen Genuß und seiner eignen Anschauung die Bedeutung von Weltgesetzen und Kunstgesetzen geben mußte. Wer zweifelt daran, daß ihm in Shakespeare und Händel eine Quelle geistigen Genusses, ein unversiegbarer Born des Trostes und der reinsten Erquickung floß, wer priese den nicht glücklich, dem Muße ward, sich an die Lieblingsheroen wieder und wieder, mit immer wachsender Einsicht und immer wachsender Beglückung hinzugeben? Aber wen fröstelt es nicht bei dem Gedanken, daß Gervinus daraus das Bedürfnis erwuchs, Shakespeares Dramen zu lebentötenden Idolen zu erheben, daß sich der Bewunderer der großen Musik Händels gedrungen fühlte, unsrer Instrumentalmusik das Lebensrecht abzusprechen und Mozart, Beethoven und Schubert aus dem Ehrenbuche unsers Volkes zu streichen? Im Ernst kann doch dergleichen gar nicht widerlegt werden, die bloße Existenz solcher Anschauungen aber ist bezeichnend für einen Hochmut, der in dieser besondern Form, als Piedestal für das eigne Selbstgefühl, die eigne Geltung, von dem Verfasser dieser Selbstbiographie auf so viele vererbt worden ist.

Die Kapitel „Wanderjahre" und „Die Hausgründung" (mit Gervinus durch Dahlmann vermittelter Berufung nach Göttingen und seiner Heirat schließen die Aufzeichnungen aus seinem Leben) sind gewinnender, als die immer wiederholte Doktrin von der nationalen Dreifelderwirtschaft und die vom Gange der Dinge seitdem beinahe grausam widerlegte Forderung, daß das Leben des deutschen Volkes in der liberalen Parteipolitik aufzugehen habe. Die Geschichte seiner Liebe zeigt den schroffen und herben Mann von seiner erquickendsten Seite, berührt uns am besten von allem, was er erzählt. Es ist ein Stück echter deutscher Liebespoesie, was in diesen Blättern lebt, und dieses Jugendglück wird gekrönt von einem vollen Lebensglück, von einer Ehe, wie es wenige giebt. Die Verbindung, in der Gervinus dieses Glück zu teil wurde, war unter schwierigen Umständen und vielen Hindernissen zum Trotz geschlossen worden, Gervinus hat für sich selbst das gute Recht einer edeln und echten Leidenschaft in Anspruch genommen; man darf freilich nicht daran denken, wie herb er unter gleichen Umständen eine gleiche Leidenschaft bei andern beurteilt hätte. Sein eignes starkes Empfinden schildert er mit kurzen Worten, doch so, daß noch ein Hauch von Jugendkraft und Jugendglück hindurchgeht, und daß man wohl fühlt, wie unser Mann „am eignen Herde der Stürme des öffentlichen Lebens lachen" konnte.

Alles in allem ist es eine groß angelegte, im Kern edle Natur, die uns

aus den Blättern dieses Lebens anschaut, und man darf schließlich nicht allzusehr mit ihr rechten, daß ihr das Geschick zu hundert guten Gaben die Milde und die heitere Beweglichkeit des Geistes versagt hatte.

Das Raimundtheater in Wien

Man hat die Beobachtung gemacht, daß sich die Zahl der Theater in Wien während der letzten hundert Jahre nicht dauernd hat vermehren können: die beiden Hoftheater und die Theater in der Leopoldstadt, an der Wien und in der Josefstadt, diese fünf bilden den bleibenden Bestand; was sonst dazu kam, verschwand immer wieder bald, so das Treumanntheater, das Harmonietheater, das Ringtheater unglückseligen Angedenkens, das Stadttheater. Als darum vor drei Jahren auf dem Weghubergrund das Volkstheater errichtet wurde, versprachen ihm Ortskundige keine lange Dauer. Nun aber hält dieses nicht nur immer noch gut aus — obwohl es von seinem ursprünglichen Programm stark abgewichen ist —, sondern man hat sogar den Mut gefunden, noch ein siebentes großes Theater zu gründen, das Raimundtheater. Am 28. November ist es eröffnet worden, nachdem kaum ein Jahr zuvor der Grundstein dazu gelegt worden war.

Das neue Theater, von dem Wiener Architekten Roth einfach, aber solid und mit Geschmack gebaut, liegt auf dem Boden des alten Vorstadtgrundes Gumpendorf; es ist aber nicht ganz richtig, wenn es im Prolog, mit dem das Theater eröffnet wurde, heißt, es befinde sich da, wo die Wiege Raimunds gestanden habe, denn Raimund war in Mariahilf geboren, und Gumpendorf gehört nur heute zu dem sechsten Gemeindebezirk, dem man den Namen Mariahilf gegeben hat. Es ist sehr weit von dem Mittelpunkte der Stadt entfernt; man braucht eine starke halbe Stunde, um zu Fuß von der Ringstraße hinzukommen. Aber das ist ganz gut, denn das Wiener Leben bedarf der Dezentralisation. Auch dehnt sich gerade in dieser südwestlichen Richtung das Stadtgebiet sehr weit aus: auf Gumpendorf folgen jenseits des alten Linienwalles noch ein paar stark bevölkerte Industriebezirke, die mit ihren letzten Ausläufern beinahe Schönbrunn erreichen. Auf die Bewohner der umliegenden Stadtteile, denen es zu weit und umständlich und vielleicht auch zu teuer ist, andre Theater zu besuchen, rechnet denn auch das Unternehmen vor allem, die Preise sind so niedrig angesetzt, wie in keinem andern Wiener Theater, ausgenommen etwa das kleine, unbequeme Josefstädter, wo nur Lokalpossen gegeben werden; der

teuerste Sperrsitz kostet zwei Gulden, Logen giebt es gar nicht, für die Garderobe und den Theaterzettel zahlt man nur die Hälfte von dem, was sonst gefordert wird. Endlich ist das Theater so gebaut, daß Parkett und Parterre von den Galerien nur zum kleinen Teil oder auch gar nicht gesehen werden können: das Publikum also, das nur ins Theater geht, um gesehen zu werden, findet seine Rechnung nicht, der Mangel an Logen wird auch keinen Toilettenluxus aufkommen lassen.

In diesem Theater nun, so gelegen, so gebaut und so eingerichtet, sollen gute Volksstücke, hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich heimischen Ursprungs, bisweilen auch klassische Stücke gegeben werden. Der Leiter der Bühne, früher Theaterreferent der Wiener Deutschen Zeitung, hat es dem sogenannten Deutschen Volkstheater wiederholt zum schweren Vorwurf gemacht, daß es, entgegen dem ursprünglichen Plane, dem modernen Sensationsstück einen breiten Raum gegönnt und auch ganz wertloses Possenzeug nicht verschmäht habe. Davon will er sich nun vor allem freihalten. Auch soll nicht, wie es jetzt fast in allen Wienern Theatern der Fall ist, der Schauspieler die Hauptsache sein, sondern das Stück: wenn das Karltheater von seinen Blasel und Knaack, das Theater an der Wien von seinem Girardi, das Volkstheater von seiner Sandrock lebt, so soll das Raimundtheater von den Dichtern getragen werden; den Ehrgeiz also, einen „Stern" zu besitzen, hegt es nicht und spart damit die hohen Gagen, die anderwärts niedrige Eintrittspreise unmöglich machen.

Man wird gestehen, daß das Programm des neuen Theaters sehr schön ist; auch bietet die Persönlichkeit des Leiters mehr Bürgschaft, daß es auch werde eingehalten werden, als dies seiner Zeit im Volkstheater der Fall war. Denn was auch ernsthafte Gegner oder Spötter gegen Müller-Guttenbrunn einzuwenden haben, eines muß man ihm doch lassen: es ist ihm Ernst um die Sache, er hat Überzeugungstreue und Mut. Ob er auch die an solcher Stelle notwendige Thatkraft und Ausdauer hat, wird freilich erst die Zeit lehren; es ist aber kein Anlaß, von vornherein zu bezweifeln, daß wirklich die feste Absicht bestehe, das, was man sich öffentlich zum Ziel gesetzt hat, auch zu erreichen.

Eine andre Frage ist, ob das Publikum das thun wird, was man von ihm erwartet, ob es das wird thun können. Denn mehr als ein andres Theater ist dieses nun darauf angewiesen, ein volles Haus zu haben. Das Theater an der Wien kann sich damit begnügen, in der Woche etwa zu zwei Dritteln gefüllt zu sein, und kann vier Monate im Jahre feiern, seine Preise sind darnach; das Raimundtheater kann das nicht. Ob aber die Bevölkerung jener äußern westlichen Bezirke genug Geld und genug Sinn hat, ein Theater, ein Theater mit solchem Programm allabendlich zu füllen, das ist nicht über jeden Zweifel erhaben. Wir wünschen es und hoffen es.

Der Eröffnungsabend brachte einen Prolog von Alfred von Berger, den Fräulein Barsescu sprach, und das Originalzauberspiel von Raimund: Die

gefesselte Phantasie. Wir gestehen, daß wir der Aufführung mit einigem Bangen entgegensahen. Wie alle Werke Raimunds, birgt ja auch dieses einen edeln poetischen Kern, aber es setzt noch mehr als jedes andre seiner Theaterstücke beim Zuschauer eine gewisse kindliche Naivität voraus, die sich an einem sehr veralteten Zauberwesen und an mehr als harmlosen Späßen zu vergnügen imstande ist. Nun ist zwar in Wien dieser Sinn vielleicht immer noch mehr zu Hause als in irgend einer andern großen Stadt, aber doch nicht in dem Publikum einer Eröffnungsvorstellung. Wer an Ibsen, an Gerhard Hauptmann und Sudermann Gefallen findet, dem muß die Raimundische Welt unfehlbar Langeweile erregen. Zum Glück war das naivere Element am Eröffnungsabend gut vertreten, die „Modernen" waren in wohlwollender Stimmung, die Ausstattung endlich war sehr schön — viel schöner, als wir es erwartet hatten, und so lief alles gut ab. Gespielt wurde ganz so, wie es einem solchen Theater gemäß ist: niemand war besonders hervorragend, aber alle, die wichtigere Rollen hatten, waren gut. Hermione, die Königin der Insel Flora, die den Hirten Amphio liebt und ein Wettsingen um ihre Hand veranstaltet, aus dem sie ihren Geliebten zuversichtlich als Sieger hervorgehen zu sehen hofft, bestach durch ihre edle Gestalt und ihr schönes, sanftes Antlitz, sie bewegte sich mit Anstand und sprach mit Gefühl; der beglückte Amphio, der sich zuletzt als Sohn des Fürsten von Atunt entpuppt, bewegte sich in den herkömmlichen Formen und Tönen eines jugendlichen idealen Liebhabers, ohne gar zu langweilig zu werden, der Hofpoet bemühte sich mit Erfolg, seine Rolle, die leicht zur Karrikatur verleiten kann, diskret humoristisch zu gestalten, Oberpriester und Höflinge vermieden mit Geschick die ihnen besonders drohende Klippe der Lächerlichkeit, der sich die beiden Zauberschwestern Vipria und Arrogantia an einigen Stellen — freilich ohne ihre Schuld — bedenklich näherten. Die Phantasie endlich, durch ein reizendes Liedchen eingeführt, war anmutig in der Freiheit und in Banden: auch sie hütete sich, sich operettenhaft vorzudrängen, und verdiente den starken Beifall, den sie einheimste, besonders durch die Bescheidenheit, die sie auch im Übermute nicht verlor; wir hätten der Darstellerin (Fräulein Leuthold) eine solche Zurückhaltung kaum zugetraut. Von der stärksten Wirkung waren auch diesmal die Szenen, in denen der Harfenist Nachtigall auftritt. Es ist dies eine Rolle, in der Raimund selbst nicht nur in Wien, sondern auch in München, Hamburg und Berlin großen Erfolg gehabt und die nach ihm u. a. Nestroy gespielt hat. Herr Fröden aus Graz, der sich damit in Wien einführte, zeigte sich dieser großen Vorgänger nicht ganz unwürdig. Aber nicht nur diese Hauptfigur, auch alle Personen des Zwischenspiels, dessen Schauplatz eine Wiener Vorstadtschenke ist, waren in der äußern Erscheinung, in Ton, Sprache und Ausdruck vortrefflich. Sehr zu loben war es auch, daß die Rolle des Apollo, der zuletzt auf dem Sonnenwagen über dem Meer erscheint und ein paar Entscheidungs- und Schluß-

worte zu ſprechen hat, nicht einem Statiſten, wie man hätte fürchten können, ſondern einem ſtattlichen Sprecher zugeteilt worden war. Wie er die Arme erhebend ausrief: „Die Götter wachen über euer Los,“ da war es, als ſpräche er einen Segenswunſch über das neue Haus, wo die luſtige Phantaſie mit den goldnen Flügeln nun Tag für Tag ihr zartes Spiel treiben ſoll.

Die Flüchtlinge

Eine Geſchichte von der Landſtraße

(Schluß)

13

Als Lucie aus ihrer Betäubung erwachte, befand ſie ſich im Zimmer. Sie ſaß auf einem Stuhl neben dem Tiſche, und Franz hielt ſie im Arm. Ihre Blicke ſuchten angſtvoll das Geſicht der Mutter, die neben ihr ſtand. Sie wollte aufſpringen, ſich an ihre Bruſt flüchten und dort Ruhe ſuchen für ihr gequältes Herz, aber ſie hatte keine Kraft, ſich zu erheben, ſie war müde zum Sterben. Und während ſie noch mit ihrer Schwäche kämpfte, kam wieder das Bewußtſein ihres ganzen Elends über ſie, ſie fühlte, daß ſie auch am Herzen dieſer Frau keine Rettung und Hilfe finden könne, und ſie legte den Kopf auf beide Arme und ſchluchzte laut.

Franz verſuchte ſanft ihren Kopf von dem Tiſch aufzuheben. Was iſt geſchehen, Lucie? fragte er ängſtlich. So rede doch! Aber ſie wehrte ihn von ſich ab.

Die Mutter betrachtete ſie mit Verwunderung. Mein Gott, was für ein ſeltſames Mädchen! dachte ſie und begann noch einmal ihre Geſchichte zu erzählen, in der Hoffnung, Lucie würde ſich wohl zufrieden geben, wenn ſie alles wüßte; aber das Mädchen wurde nicht ruhiger.

Wir haben ſie in unſrer Selbſtſucht vergeſſen, und ſie hat ſich verlaſſen gefühlt, ſagte die Mutter endlich zu Franz, der, als alle ſeine Verſuche, Lucie zu beruhigen oder wenigſtens zu einer Ausſprache zu bringen, nichts fruchteten, ans Fenſter getreten war und bekümmert hinausſah.

Lucie ſtand plötzlich auf und eilte zur Thür.

Was haſt du vor? fragte Franz, indem er ſich erſtaunt umwandte.

Sie antwortete nicht, ſondern ſchlug die Hände vor das Geſicht.

Franz trat auf ſie zu, ergriff ihre Hände und ſah ihr voll Liebe und Sorge in die Augen. Du meinſt ſicher, ich hätte dich vergeſſen gehabt, ſagte er warm, aber gewiß, ich habe in jedem Augenblick an dich gedacht. Du haſt es ja ſelbſt gewollt, daß ich dich allein laſſen ſollte. Faſſe dich, Lucie, haſt du nicht gehört, was die Mutter erzählt hat?

Ich habe alles gehört, Franz, und ich wünſche dir Glück, antwortete ſie leiſe.

Du wünſcheſt mir Glück? Geht das Glück nicht auch dich an, Lucie?

O laß mich! rief sie verzweifelt. Quäle mich nicht, frage mich nicht. Laß mich gehen, Franz. Ich bringe dir kein Glück.

Aber wohin willst du denn? fragte er ganz ratlos.

Halte mich nicht, Franz! Ich muß fort, ich kann hier nicht bleiben!

Nun dann komm, so wollen wir zusammen gehen.

Du nicht, Franz!

Gewiß, Lucie. Wenn du gehst, so gehe ich mit dir. Ich weiß nicht, was über dich gekommen ist, aber ich verlasse dich nicht. Du hast alles mit mir ertragen, ja mehr als ich selbst, und alles um meinetwillen. Du bist mit mir gegangen in die Dunkelheit und Ungewißheit meines Lebens hinein, ohne zu fragen, wohin mein Weg führte, so ist auch jetzt dein Weg der meinige. Aber was treibt dich denn? Es wird ja jetzt alles wieder gut, so gut, wie wirs nie zu hoffen gewagt haben.

Die Mutter, die bisher dem Auftritt in steigender Verwunderung zugesehen hatte, trat nun heran und sagte: Laß mich mit ihr reden, Franz.

Sie faßte Lucie an der Hand und führte sie wieder zu dem Stuhle, auf dem sie vorher gesessen hatte. Lucie ließ es geschehen und setzte sich mit gesenktem Kopfe nieder.

Sieh mich an, Lucie, sagte die Mutter, indem sie die Hand auf die Schultern des Mädchens legte. Lucie hob auch gehorsam ihr Gesicht empor, aber sie ließ es schnell wieder sinken.

Was fehlt dir, Kind? fragte die Mutter. Sage mirs doch, du darfst zu mir Vertrauen haben. Sieh, ich stehe hier an Stelle deiner Mutter, die dich liebt, und ich habe dich auch lieb. Ich hatte es mir schon lange vorgenommen, dir eine gute, treue Mutter zu werden, als Franz so viel Schönes und Gutes über dich zu schreiben wußte. Es ist anders gekommen, als wir gehofft hatten, ihr habt beide Unrecht gethan und schwere Tage über uns alle gebracht. Aber auch jetzt noch will ich dir eine gute Mutter sein, trotz allem, was geschehen ist. Du sollst alles vergessen, was hinter dir liegt, und mit Gottes Hilfe wirst du auch noch einmal glücklich werden. Doch nun rede, damit wir wissen, was dir fehlt.

Aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich, und sie erhielt keine andre Antwort als Thränen. Endlich wurde sie ungeduldig.

So kann es nicht weitergehen, sagte sie streng. Unbesonnen hast du angefangen, und elend willst du enden. Es ist Zeit, daß eine feste Hand dich wieder zur Ordnung zwingt.

O laßt mich gehen! rief Lucie wieder.

Was drängt dich denn hinaus? antwortete die Frau erregt. Ihr habt bisher wahrlich genug nach Laune und Wunsch gehandelt, ohne darnach zu fragen, ob ihr nicht andrer Leute Glück freventlich vernichtetet. Eure Liebe ist wie der Wirbelwind, der, wo er hinfährt, zerstört. Du hast meinen Sohn dahin gebracht, daß er alles vergessen hat, was in seiner Familie an Stolz und Ehre überliefert ist. Hast du noch nicht genug daran? Willst du ihn ganz und gar verderben?

Lucie erhob das Gesicht und sah die Zürnende schmerzlich an.

Mutter! rief Franz bittend. Sprich nicht so!

Aber sie achtete nicht darauf, aller Groll und Schmerz der letzten Wochen kam nun mit einemmale zum Durchbruch.

Was drängt dich denn hinaus? rief sie von neuem. Ist es die Scham, die dich jetzt erfaßt, weil du in ehrlicher Leute Haus bei dunkler Nacht einkehren mußtest, und ist dein Gewissen endlich wach geworden? Oder hast du schon solche Lust am

Umherstreifen gewonnen, daß es dir in einem ruhigen Hause nicht mehr wohl ist? Meinetwegen, ich kanns nicht ändern. Zunächst bleibst du aber hier, bis dein alter, tiefgekränkter Vater über dich entschieden hat. Giebt er dich auf, dann geh, wohin du willst. Aber mein Sohn bleibt hier, seine Irrfahrt hat ein Ende. Noch gebiete ich über ihn, und er hat mir zu gehorchen. Und will er meinen Worten nicht folgen, dann reiße ich das Fenster auf und rufe seinen Namen in die Nacht hinaus, daß ihn die Leute halten.

Lucie stand auf. Ich will reden, sagte sie mit leiser Stimme. Und nun erzählte sie von dem Elend, in das sie geraten war, seitdem sie das Elternhaus verlassen hatte. Sie schilderte ihr Leben unter den Kindern der Straße. Wie die Figuren eines Schattenspieles ließ sie die einzelnen Gestalten, unter denen sie gelebt hatte, vor den Augen der mit tiefer Bewegung zuhörenden Frau vorüberziehen.

Du hast nun gehört, wie es uns ergangen ist, Mutter, schloß sie, nachdem sie ihr dunkles Gemälde vollendet hatte, und ich fühle es, wie sehr du erschrocken sein mußt. Mir selbst will alles wie ein böser Traum erscheinen, wenn ich es überdenke. Aber es mußte ja so werden, nachdem wir den ersten Schritt auf unsrer abschüssigen Bahn gethan hatten. Alles ist aus dem einen gekommen, daß ich voreilig die Hand eines Mannes ergriff, von dem mein Herz nichts wußte. Ich wollte Kindesliebe üben und brachte Unheil über uns alle. Ich vergaß, daß wohl die Pflicht von uns fordern kann, zu entsagen, daß sie uns aber niemals dahin bringen darf, an die Stelle der Wahrheit eine Lüge zu setzen. Dennoch würden wir dieses Haus und in ihm den Frieden gefunden haben, wenn nicht jener falsche Mann gewesen wäre. Er stellte sich uns in den Weg und schlug seine Zähne in unser Glück. Wie rollende Steine hat er uns in die Tiefe getrieben! Du hast an ihn geschrieben, Mutter, und nachdem ich dich gesehen habe, weiß ich, daß wir beiden armen Menschen Freudenthränen vergossen haben würden, wenn wir deinen Brief nur zu sehen bekommen hätten. Aber der Mann hatte dich betrogen, und wieviel mehr betrog er uns! Und doch hatten wir ihm kein Leid zugefügt, sondern ihm Vertrauen geschenkt und mit ihm geteilt, was wir hatten. Mutter, weißt du, was das heißt, wenn man mit jedem Tage tiefer in den Jammer und die Verzweiflung hineingerät? Wer weiß, was schließlich noch aus uns geworden wäre, wenn wir uns nicht losgerissen hätten. Bitten und Thränen halfen nichts. Es gab nur ein Mittel, von ihm frei zu werden — Gewalt!

Der Stuhl, auf dessen Lehne Franz seine Hand gelegt hatte, schlug hart zu Boden. Er selbst stand wie erstarrt. Die Mutter war in einen Stuhl gesunken. Dort saß sie regungslos und wie gebrochen.

Erschrick nicht, Mutter, fuhr Lucie fort, ich habe ihn nicht selbst getötet. Gott hat mich davor bewahrt, daß ich Hand an ihn legte, aber ich habe ihn in den Tod getrieben, und das ist ein und dasselbe. Du warst hilflos, Franz, so mußte ich für uns beide kämpfen. Ach Mutter, wenn du wüßtest, wie ich mit ihm gesprochen und wie ich mich vor ihm gedemütigt habe, ohne etwas andres als Hohn und Schmach zu ernten, dann würdest du vielleicht verstehen, wie in meiner Verzweiflung der schreckliche Gedanke über mich gekommen ist, vor dem er in seinem bösen Gewissen zurückwich und in den Abgrund stürzte, der hinter ihm lag.

Sie hielt einen Augenblick inne und sah schmerzlich nach der Frau, die ihr Gesicht abgewandt hatte, sodaß ihre Züge in dem tiefen Schatten, der darüber lag, nicht mehr erkennbar waren.

Sieh, Mutter, fuhr Lucie fort, es war der letzte Versuch, aus dem Sumpf, in dem unsre Füße standen, herauszukommen. Die Brücke hinter uns war nun

einmal zerstört, wir mußten vorwärts, wenn wir nicht vollends verloren gehen wollten. Es läßt sich ja für meine That keine einzige Entschuldigung finden, ich sehe es jetzt ein, daß wir überall den schlimmsten Weg eingeschlagen haben, uns zu retten. Und das ist es, was mich jetzt so trostlos macht, daß die That, mit der ich meine Seele befleckt habe, so ganz unnötig war. Ich glaubte, unser Geschick sei so fest mit der Schuld verflochten, daß keine menschliche Hand den Knoten wieder zu entwirren vermöchte. Und nun hat sich alles von selbst gegeben, alles war umsonst, alles war zwecklos. Als damals das Schreckliche geschehen war, meinte ich, mein Herz müßte brechen vor Weh. Jetzt, wo ich höre, wie furchtbar uns der Mann hintergangen hat, fühle ich auch keine Reue mehr, nur blutigen Schmerz.

Ihre Lippen zitterten, als sie fortfuhr: Ich würde dieses Geheimnis still in mich verschlossen haben, wenn wir beide hier unser Glück für immer verloren hätten und beide unsre Zuflucht in einer fernen Welt hätten suchen müssen. Das ist nun anders geworden.

Franz bewegte die Lippen. Er wollte widersprechen, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Ja das ist nun anders geworden, fuhr sie fort, indem sie ihm ihr blasses Gesicht zuwandte. Du kannst noch einmal frei werden und nach deiner Irrfahrt hier ausruhen. Und mit den Jahren werden dir die Erlebnisse dieser Wochen entschwinden, die Erinnerung daran wird verblassen, und auch das dunkle, schreckliche Haus wird nur noch selten in deine Träume hineinragen. Bei mir ist es anders. Ich rüttle an meinen Ketten, aber ich fühle es, sie werden nie zerbrechen. In ganz neuen Verhältnissen, so hoffte ich, in einem Kampf, der alle meine Sehnen angespannt hätte, würde ich vielleicht auch noch einmal haben vergessen können. Man läßt ja so manches Gute und Schöne zurück, warum sollte es denn unmöglich sein, auch einmal das Böse aus dem Gedächtnis zu verlieren? Aber hier wird das nie geschehen können. Jeder Bettler, der hier einkehrt, würde mir eine dunkle Gestalt vor Augen stellen, deren Anblick mir entsetzlich ist, und würde mich an das erinnern, was ich so gern vergessen möchte. Und käme vielleicht einmal ein Bekannter aus jener finstern Zeit in dieses Haus, dann würde mein Name auf die Straßen hinausklingen, und sie würden kommen von allen Seiten und den Stachel stets tiefer in meine Seele drücken.

Die Mutter richtete sich auf, sie atmete schwer.

Das ist aber noch nicht das schlimmste, fuhr Lucie fort. Es ist möglich, daß er am Leben ist. Wir glauben es, und ich weiß es fast. Sonst würde die Kunde seines Todes unter das Wandervolk gelangt und auch zu uns gekommen sein. Weißt du, was das bedeutet? Es bedeutet, daß ich keine Heimat mehr haben darf. Er wird meiner Spur folgen und mich aus diesem Hause hinausjagen. Vielleicht erscheint er schon bald, um seine Rache zu suchen, in der Furcht, daß ich ihm sonst entrinnen möchte, und das wäre noch nicht das schwerste. Aber ich glaube, er wird Geduld haben. Er wird mich im Auge behalten und warten, bis ich mein Glück in den Händen halte, dann wird er hier erscheinen, und es mir zerstören. Er wird fragen, und ich könnte nicht leugnen, und wo mein Mund verstummte, würde mein erbleichendes Gesicht reden, und doppelt unglücklich würdet ihr dann durch mich werden. Es wäre das vielleicht die Stunde, wo man mir den Brautkranz auf das Haar setzte, und vom Turme die Glocken festlich läuteten. Oder noch später, wenn ich mich schon in mein Glück eingelebt hätte, und mich nicht mehr von ihm trennen könnte. Hinaus wird man mich dann schleppen, und ich werde mein Gesicht bedecken müssen, um niemand in der Stunde zu sehen, in der

ich alles, was ich lieb habe, verlassen muß. Begreifst du nun, wie mich der Gedanke, hier zu bleiben und täglich die Erfüllung meines Geschickes zu erwarten, quälen und martern würde? O nein, Mutter, ich gehe nicht fort, weil mich das Leben da draußen noch lockte, sondern weil ich mir einen Winkel aussuchen will, in dem ich meine Wunde ungesehen ausbluten lassen kann.

Das Licht flackerte auf.

Sie alle schraken zusammen, es vergingen einige Minuten, ohne daß eines von ihnen ein Wort sprach. Nur die eintönigen Pendelschläge der Uhr durchbrachen die Stille.

Endlich erhob sich die Frau und ging mit schweren Schritten in das Nebengemach. Als sie nach einiger Zeit wiederkehrte, trug sie in der Hand ein Kästchen, dem sie mit zitternder Hand eine Anzahl Scheine entnahm.

Nimm sie, sagte sie zu Franz. Es ist das Geld, das ihr fürs erste braucht. Versucht, ob ihr nach Holland kommen könnt, und schreibt mir, wenn ihr euer Ziel erreicht habt. Wir werden euch noch einmal sehen.

Dann trat sie zu Lucie und schaute ihr ernst in die Augen. Du sollst gehen, sagte sie weich. Ich will dich nicht halten, auch wenn ich dich vielleicht vor manchem bewahren könnte, was du jetzt fürchtest. Aber nicht allein sollst du gehen. Wehre nicht ab! Du würdest Franz eine Schmach anthun, wenn du ihm zumuten wolltest, dich zu verlassen. Wohin auch solltest du gehen? So zieht denn weiter, ihr unglücklichen Kinder, und Gott helfe euch aus eurer Not. Ich bin eine alte Frau und werde es schon überwinden, meine Jahre vergehen. Ihr aber seid noch jung, und wenn denn wirklich euer Glück da draußen liegt, ich will euch nicht entgegen sein.

Da wich die steinerne Ruhe, die die ganze Zeit über, während sie sprach, über Luciens Gesicht gelegen hatte, und sie weinte sich in den Armen der Frau aus. Endlich löste sich die Mutter von ihr los, und sie setzten sich zusammen, um zu besprechen, was zunächst zu thun sei. Die Mutter nahm an, daß Luciens Eltern, wenn die Flucht gelungen wäre, mit ihr die weite Reise unternehmen würden, um ihr Kind noch einmal zu sehen und sie mit Franz zu vereinigen.

Während sie so mit ihren Gedanken an die Thore der Zukunft klopften, ließ die Aufregung, die vorher ihre Herzen bis zum Zerspringen angespannt hatte, allmählich nach, und Ruhe kehrte wieder bei ihnen ein. Die Kraft der Jugend, auch nach dem tiefsten Schmerz neue Hoffnungen zu schöpfen, bewährte sich auch an den Flüchtlingen, und die Mutter hörte ihnen mit wehmütiger Teilnahme zu. Dann schrieb Lucie einen Brief nach Hause.

Die Mutter trug das Kästchen wieder in die Kammer und blieb lange allein. Als sie endlich zurückkehrte, hatten sich ihre Züge verändert, denn sie hatte Gewalt über sich und wußte sich zu bezwingen, um ihren Kindern die Stunde des Scheidens nicht zu erschweren.

Ihr wollt doch jetzt nicht schon gehen? fragte sie, als sich die Flüchtlinge nun erhoben. Das geht nicht an, das dürft ihr mir nicht anthun. Ihr sollt erst etwas essen.

Ich habe keinen Hunger, antwortete Lucie wehmütig. Wie soll ich in einer solchen Stunde an Essen und Trinken denken? Und doch, Mutter, gieb mir ein Stück Brot und laßt uns noch einen Augenblick bei einander sitzen. Wo ist der Platz, auf dem die Hausfrau sitzen müßte? Da will ich sitzen, einmal im Leben. Vorher aber hätte ich eine Bitte. Ich sehe so verkommen aus, daß ich mich vor mir selbst schäme. Hast du ein Kleid, das mir passen könnte, so schenk es mir.

Die Mutter sah sie forschend an.

Ich möchte gern, daß du mich noch einmal anders sähest, fuhr Lucie fort. Ich möchte gern einen freundlichen Eindruck bei dir hinterlassen. So, wie ich jetzt bin, will ich nicht in deinem Gedächtnis bleiben.

Du gefällst mir auch so gut, antwortete die Mutter ernst. Ich habe in deine Augen hineingeblickt, und die sind rein. Doch komm. Ich habe noch ein Kleid, es ist zwar aus der Mode, aber du wirst es anthun können. Ich habe es als Braut getragen und lange gehütet, nun sollst du es mitnehmen. Ich glaube, daß dich gerade diese Gabe freuen wird, denn sie sagt dir, wie lieb ich dich habe, und wie ich an dich glaube.

Lucie bebte am ganzen Körper. Sie stürzte vor der Mutter nieder und küßte ihr die Hände.

14

Die Morgendämmerung schwebte schon über den Bergen, als die Flüchtlinge das Dorf verließen. Sie waren nun wirklich heimatlose Menschen. Ein grauer Schleier lag über dem Gefilde, und kühl wehte ihnen der Wind entgegen. An dem Fenster ihrer Kammer aber stand die alte Frau und horchte auf die Schritte ihrer Kinder, bis sie in der Ferne verhallten.

Als die Flüchtlinge die Burg erreicht hatten, flog das Morgenlicht über die Bergeskuppen und zündete die Flammen des Lebens an. In der Warte wurde es lebendig. Die Dohlen rüsteten sich zum Weiterzug. Schwärme von ihnen flogen um das Gemäuer, als wollten sie ihre Fittiche prüfen. Wie der Blitz tauchten sie in den Morgennebel des Thales und stiegen dann wie ein aufgeschossener Pfeil wieder empor. Darauf ließen sie sich im Innern des Turms und im Geäst der Burglinde nieder, während andre Scharen sich zum Fluge erhoben.

Sie rüsten zur Fahrt, sagte Lucie. Ihr Pfad geht durch das Blau des Himmels, wir aber wandern in der dunkeln Tiefe.

Du bist jetzt traurig, Lucie, tröstete sie Franz. Aber laß nur die Sonne hervorbrechen und das Gewölk verscheuchen, dann wirst du wieder helle Augen bekommen. Sieh, wie die Vögel fröhlich mit den Flügeln schlagen. Sie haben auch die Heimat verlassen, die grünen Thäler, über die sie hingeflogen sind, und fliehen nun vor den Stürmen des Winters. Aber sie sind munter und guter Dinge.

Es ist nicht um meinetwillen, Franz, erwiderte sie. Ich denke an deine Mutter.

Laß sie, versetzte Franz kurz. Sie hat ein starkes Herz.

Nun traten sie auf den Burghof, dicht unter das luftige Heerlager. Die Schwärme umkreisten in sausendem Flug den alten Turm, bald ließen sie sich tief hinab in den Grund und umschwirrten die mächtigen Eichen, die auf einer nahen Bergeshalde standen, bald kehrten sie zurück und flatterten rufend und lockend um die Trümmer der Burg. Der Dämmerschein ging mehr und mehr in Tageslicht über, und die zunehmende Helligkeit mehrte die Aufregung des fahrenden Volks. Der Aufbruch war offenbar beschlossen, aber die Schwärme schienen sich nicht von der Turmwarte trennen zu können.

Trotz ihres Abschiedsschmerzes blickten die Flüchtlinge neugierig in das Treiben hinein und entdeckten auch bald die Ursache der Zögerung. Auf einem Vorsprung der Mauerwand saßen zwei Dohlen, die sich niemals dem Schwarm anschlossen, sondern, wenn dieser herankam, scheu in einem Winkel niederduckten. Zogen die Genossen aber wieder ab, dann lief die eine von ihnen mit gesträubtem Ge-

sieder über die Mauerkrone, während die andre sich über den Turm erhob und dann wieder auf ihren Platz zurückkehrte.

Was mag das bedeuten? fragte Lucie.

Es sind vielleicht einheimische, die sich nicht von ihrem Wohnsitz trennen können, antwortete Franz.

Lucie blickte wieder scharf hinauf. Das Ab- und Zufliegen wiederholte sich. Nun sah sie, daß eine der Dohlen, die immer so furchtsam that, verwundet war. Der Flügel hing kraftlos nieder, und sie quälte sich vergeblich, ihn emporzuheben.

Franz sah es auch und meinte: Die andre hat Lust, sich dem Zugvolk anzuschließen, aber ihre Anhänglichkeit ruft sie immer wieder zurück. Ich bin neugierig, was schließlich die Oberhand gewinnt, die Natur, die sie zum Wandern treibt, oder die Liebe, die sie zurückhält.

Da kam es über Luciens Herz wie eine Erleuchtung, und sie mußte aussprechen, was ihr fortwährend auf den Lippen gelegen hatte. Ich muß dich um etwas bitten, Franz, sagte sie. Laß es uns als ein Wahrzeichen nehmen, wie es kommen soll. Dort unten im Dorf regt auch ein trauriges Herz seine Schwingen, um mit uns in die unbekannte Ferne zu ziehen, aber es vermag es nicht. Sieh, Franz, Mutterliebe ist doch die schönste und reinste Liebe, und dennoch, welch bitterer Lohn wird ihr oft zu teil!

Franz sah sie fragend an. Er verstand nicht, wo sie mit ihren Worten hinaus wollte. Sie legte ihren Arm um seinen Nacken, während sie mit weicher Stimme fortfuhr: Ich denke an deine Mutter, sie mir will nicht aus dem Sinn. Ihr Herz möchte dich festhalten, aber unsre Liebe zersprengt wie eine wilde Naturgewalt die Fesseln. Laß es uns als ein Wahrzeichen nehmen, Franz, bleiben die beiden dort oben im Turm zurück, dann laß mich meinen Weg allein suchen. Der Abschied sei unsre Sühne. Reißen sie sich doch schließlich los, dann wollen wir mit einander gehen. Gieb mir das Versprechen.

Nie!

Doch, bat sie, du mußt es mir geben!

Du bist abergläubisch, sagte er unwillig.

Nein, gewiß nicht! Und doch! Es wäre mir ein freundliches Zeichen, wenn die Entscheidung zu unsern Gunsten ausfiele.

Er antwortete nicht, und sie nahm sein Schweigen für eine Zusage.

Während sie jetzt ins Thal hinabblickten und nach den Musikanten ausschauten, kehrten die Vögel nochmals zurück und ließen sich innerhalb des Zwingers nieder. Es trat eine auffallende Stille ein. Mit einemmale rauschten die Flügel, und der ganze Schwarm hob sich wie eine finstere Wolke empor. Die beiden Dohlen waren auch diesesmal zurückgeblieben, aber sie liefen aufgeregt über den Mauersims und schrieen ängstlich. Die Wolke senkte sich wieder langsam herab und überschattete einen Augenblick die verwitterte Zinne, dann wirbelte sie kraftvoll in die Höhe. Dem windschnell dahinsegelnden Wandervolk flatterte jetzt ein einzelner Vogel mit unruhigem Flügelschlage nach. Das Gemäuer war leer, aber im Gebüsch am Fuße des Turmes wurde das Geräusch eines niederfallenden Körpers hörbar.

Nun ergriff Lucie des Geliebten Hand. Das Zeichen ist geschehen, sagte sie zärtlich. Wohlan denn, Liebster, auf gut Glück!

In diesem Augenblick drangen aus der Tiefe Klänge hervor. Die Flüchtlinge horchten.

Die Freunde melden sich, rief Franz erfreut.

Still, sagte Lucie. Was ist das für ein Lied? Ist das nicht unsre Warnung?

Sie lauschten.

Sie ists, sagte Lucie erbleichend.

Vielleicht denken sie nicht an die Bedeutung, meinte Franz. Sie sahen sich ängstlich an.

Plötzlich schrie Lucie auf.

Sieh dort! rief sie mit bebender Stimme.

Franz wandte sich rasch um und sah in der gewiesenen Richtung in die Tiefe. Die Büsche bewegten sich unter ihnen, und zuweilen blitzte eine Helmspitze auf; einmal war auch die ganze Gestalt eines Gendarmen zu erblicken. Vorsichtig schlich er den Felsenpfad herauf und duckte sich unter die Büsche.

Es ist vorüber, Franz, wir sind verloren!

Franz stand unbeweglich, nur seine Brust atmete schwer.

Noch nicht, rief er endlich, sich aufraffend. Er hat uns noch nicht gesehen und ist noch weit unten. Wir sind noch zur rechten Zeit gewarnt worden. Schnell, wir entkommen noch.

Sie sprangen nach der andern Seite des Burghofs, um einen Pfad zu gewinnen, der fast in gerader Richtung in den Wald hinabführte. Aber nach wenigen Schritten stieß Franz einen dumpfen Schreckenslaut aus und riß Lucie zurück. Auch dieser Weg war ihnen versperrt worden. Lucie lehnte ihr Haupt matt an die Mauer, große Thränen rollten über ihre Wangen.

Ergieb dich, Franz, sagte sie mit klangloser Stimme.

Franz stand wie gebrochen vor ihr. Mit zitternder Hand fuhr er sich über die Augen. Dann reckte er sich straff empor. Seine Schläfen hämmerten vor Aufregung.

Nein, rief er. Noch gilt das Zeichen, Lucie! Einen Pfad wissen sie nicht, wir aber können uns vielleicht auf ihm noch retten. Als Junge bin ich oft auf ihm hinabgeklettert, aber man braucht Mut und Ruhe dazu. Hast du Mut, Lucie? Traust du dirs zu?

Alles, Geliebter! antwortete sie.

Sie liefen in das Gewölbe hinab und traten von da aus auf einen fußbreiten Felsenstieg. Lucie schloß die Augen, als sie in die schwindelnde Tiefe blickte, und die Knie wankten ihr bei den ersten Schritten auf dem furchtbaren Weg, aber sie wurde bald mutiger. Allmählich kamen sie auch von dem nackten Felsen ins Gebüsch und konnten sich nun an den Zweigen festhalten. Die Dornen drangen ihnen zwar in die Hände, aber sie ließen nicht los, es galt ja das Leben. Die Büsche hemmten ihre Blicke, sodaß sie immer nur ein kleines Stück des Weges vor sich sahen und weniger von den Schrecken der gähnenden Tiefe zu leiden hatten.

Wie ist dir? fragte Franz.

Ganz gut, Liebster, antwortete sie mit fliegendem Atem.

Nur ruhig bleiben! bat er. Das Schlimmste ist hinter uns, wir sind bald im Thal.

Uber ihnen wurde es lebendig. Sie hörten die Stimmen der Verfolger, die die Burg durchsuchten. Es waren viele Schlupfwinkel vorhanden, und so dauerte es eine Weile, bis die Männer das Gewölbe entdeckten. Lucie hatte ein Tuch drin liegen lassen, das sie getragen hatte.

Er ist hier gewesen, rief einer, aber er ist entkommen.

Der andre beugte sich vor und sah den Berg hinab.

Halt, ihr da! rief er. Halt!

Die Männer schrieen ihnen nach, dann wurde ein Schuß abgefeuert.

Fürchte dich nicht, sagte Franz. Laß sie nur schießen, hier herunter treffen sie nicht. Sie wollen uns auch nur erschrecken. Bleibe nur ruhig, wir sind gleich im Thale. Bist du ruhig?

Ganz ruhig, Geliebter.

Und so arbeiteten sie sich weiter durch das Gestrüpp, indem sie mit der Hand einen Stützpunkt suchten, sich festklammerten und dann ihren Körper weiter hinabließen. Sie hörten schon das Rauschen des Mühlbachs, der am Fuße des Berges über das Gestein floß.

Noch einen Augenblick! bat Franz. Schau nicht unter dich, es ist das letzte. Nur einen Augenblick noch Ruhe, dann sind wir gerettet.

Er brach plötzlich ab. Von unten herauf klang ein heiseres Lachen, und zugleich war es ihm, als ob neben ihm etwas vorbeiglitt. Ein eisiger Schauer ging durch seinen Körper. Sich mit den blutenden Händen festhaltend, wandte er den Kopf: der Platz neben ihm war leer. Sein Gesicht wurde farblos, gewaltsam richtete er sich auf und sah nun den Körper der Geliebten unter sich über die Felsenböschung niederrollen. Noch sah er, wie ein Strauch ihr Kleid festhielt und so den Fall hemmte. Schon war er ihr nahe gekommen und streckte die Hand nach ihr aus, da ließen die Äste nach, und sie stürzte hinab.

Die Steine rollten neben ihm ins Thal, während er unbekümmert um die drohende Tiefe rasend vor Verzweiflung hinabsprang.

* * *

Lucie lag zwischen den Steinen, ihr Kopf hing nach unten und war auf Rasen gebettet. Mit einem Wehschrei warf sich Franz neben ihr nieder.

Ihnen zur Seite saß auf einem Steinhaufen der Vagabund. Um den Kopf trug er eine Binde, und sein Gesicht war voll frisch verheilter Risse. Mit feindseligen Blicken betrachtete er die Flüchtlinge, aber er hielt sich schweigsam. Bald darauf sammelten sich auch die Männer um sie, die er zu ihrer Verfolgung herbeigerufen hatte. Doch als sie sahen, was geschehen war, standen sie achtungsvoll von ferne. Auch die Musikanten kamen herzu und hielten das Haupt entblößt. Es herrschte eine bange Stille.

Endlich stand der Vagabund von seinem Platze auf und kam mit schlürfenden Schritten heran. Er legte seine Hand auf die Schulter des Flüchtlings.

Franz wandte den verstörten Blick auf den Alten und zuckte zusammen.

Es thut mir leid, daß es so gekommen ist, sagte der Vagabund. Aber Recht ist ihr geschehen. Es ist ihr ergangen, wie es mir ergehen sollte. Vor dem Betteln hat sie sich gescheut, aber sie ist nicht davor zurückgeschreckt, eine —

Er kam nicht weiter. Eine feste Hand ergriff ihn und schleuderte ihn zur Seite. Zornig erhob er sich wieder. Aber die Hand packte ihn von neuem und drängte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt über den Rain hinaus auf die Landstraße, dort ließ sie ihn los. Der Alte drehte sich wütend um und blickte in das finstre Gesicht des Musikanten.

Das war dein schlechtester Streich, Vater, raunte ihm Stiefel zu. Sieh mich nicht so groß an, ich kenne dich, und wenn du mein Gesicht genau ansiehst, dann kennst du vielleicht auch dein eigen Blut. Ich hätte mein Leben für das Mädchen hingegeben, du aber hast sie getötet, und nicht erst hier hast du sie deine Mörderfaust fühlen lassen. Ich rate dir, mach dich fort von hier! Hier ist die Straße, alter Mann, dein Weg, da schleiche hin, verflucht und verloren. Und präge dir meine Gesichtszüge genau ein, damit du mir von jetzt an aus dem Wege gehen kannst.

Der Alte stand starr vor ihm; er beugte den Kopf vor, und während er den Musikanten ansah, nahmen seine Züge langsam einen andern Ausdruck an. Die Wut, die sie eben noch verzerrt hatte, verging. Er machte eine Bewegung nach dem Musikanten hin, er wollte sprechen, aber seine Lippen brachten nur ein undeutliches Stammeln hervor.

Stiesel betrachtete die verfallene Gestalt vor ihm, er merkte, wie es im Herzen des alten Mannes arbeitete, und es kam über ihn wie ein leises Mitleid. Aber dieses weichere Gefühl verschwand sogleich wieder, und brennender Zorn erfaßte ihn. Wieder streckte er seine Hand nach dem Vagabunden aus, der ihm in seiner zitternden Aufregung nahegekommen war, schüttelte ihn heftig und stieß ihn von sich.

Der Alte flog einige Schritte rückwärts und taumelte in den Staub der Straße. Mühsam raffte er sich wieder auf, und während er sich langsam emporrichtete, hingen seine Augen fortwährend an dem Gesichte des Sohnes. Dieser stand unbeweglich. Nur als der Vagabund Miene machte, sich ihm wieder zu nähern, streckte er die Hand aus und zeigte auf die Straße.

Der Alte blieb stehen. Dann bückte er sich und hob den Stock auf, der noch zu seinen Füßen lag. Wieder blickte er dem Sohne ins Gesicht, kein Zug hatte sich darin verändert. Da ballte er die Faust und wandte sich hinkend davon.

Als Wiesel zu den andern zurücktrat, öffnete Lucie die Augen, und ihr Blick traf Franz. Sie schaute ihn lange an.

Dann sagte sie mit leiser, erlöschender Stimme: Die Wandertage sind zu Ende, Franz, ich fühle es, daß ich sterbe. Wir haben das Zeichen falsch verstanden. Ich bin es, die fortzieht, und ich lasse dich zurück. Meine Seele zieht es hinauf in das lichte Blaue über mir. Ich möchte bleiben, und muß doch von dir gehen. Aber es ist so am besten; ich hätte doch kein Glück mehr gefunden. Ja, es ist so am besten. Grüße mir alle, Vater und Mutter, sie sollen mir vergeben. Lebe wohl, Liebster, Gott sei mit dir.

Sie drückte ihm schwach die Hand und schloß die Augen. Die Spielleute richteten aus Baumzweigen eine Tragbahre her, breiteten Kleidungsstücke darüber und legten die Ohnmächtige vorsichtig darauf. Dann trugen sie ihre Bürde langsam dem Dorfe zu.

Nun erhob sich auch Franz; er trat zu den Männern und bot ihnen die Hände, daß sie ihn fesselten.

Wilhelm Speck

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals die Aussichten der Reichssteuern. Im 47. Hefte der Grenzboten ist über die Aussichten der Reichssteuern ein höchst bemerkenswerter Aufsatz erschienen, der in mehr als einer Hinsicht geeignet ist, zu einer weitern Betrachtung des „aktuellen“ Stoffes anzuregen.

Wir stimmen dem Verfasser unbedingt darin bei, daß die Geldbedürfnisse des Reichs irgendwie beschafft werden müssen. Auch darüber sind wir vollkommen

mit ihm einverstanden, daß kein steuerfähiger deutscher Mann von der Steuerpflicht befreit sein, und wer es auf Grund bestehender Rechte gegenwärtig noch ist, auf diese Rechte aus Vaterlandsliebe freiwillig verzichten sollte.

Entschieden widersprechen müssen wir aber der Folgerung, die aus der Überzeichnung preußischer Staats- und deutscher Reichsanleihen auf das Vorhandensein flüssigen, Anlage suchenden Geldes und, davon ausgehend, auf die noch sehr anspannungsfähige Steuerkraft des deutschen Volks gezogen wird. Wer hinter die Kulissen der Börse sehen kann, der weiß, wie es mit solchen Überzeichnungen zugeht, und was davon zu halten ist. Das sind einfach spekulative Manöver der großen und kleinen Börsenleute von Fach, zu dem Zweck in Szene gesetzt, die Kurse zu steigern und die Anleihen dem Privatkapitalisten dann mit größerm Gewinn zu verkaufen.

Weiter müssen wir die Methode der Statistik bekämpfen, die Steuerleistungen auf den Kopf der Bevölkerung zu berechnen. Richtiger wäre schon die Berechnung auf den Kopf der wirklichen Steuerzahler, am richtigsten aber wäre die in Prozenten des steuerpflichtigen Einkommens. Man würde da doch zu Zahlen gelangen, aus denen man berechtigte Schlüsse ziehen könnte, ob die mittlern und kleinern Einkommen eine weitere Steuerbelastung vertragen. Wir glauben diese Frage mit nein beantworten zu dürfen. Dagegen sind wir allerdings der Ansicht, daß die großen Einkommen viel stärker zur Steuer herangezogen werden müßten. Wer über sechs Millionen reines steuerpflichtiges Jahreseinkommen hat, kann davon bequem eine Million an den Staat abgeben, um so mehr, wenn er ein Großindustrieller ist, der seine Fabrikate fast ausschließlich an den Staat verkauft. Wer aber gerade nur das zum Leben notwendige erwirbt, für den bedeuten zehn Prozent Abzug von seinem Einkommen — und soviel betragen Staats-, Gemeinde-, Kirchen-, Gebäude- und andre Steuern mindestens zusammen — eine unerträgliche, oft wirklich unerschwingliche Last. Ein Beispiel mag das beweisen. In einer mittlern Provinzstadt zahlt ein uns bekannter Kaufmann von einem durchschnittlichen Jahresreingewinn von 4500 Mark a) 118 Mark Staatssteuer, b) 236 Mark (200 Prozent) Gemeindesteuer, c) 29 Mark 50 Pfennige (25 Prozent Zuschlag zur Staatssteuer) Kirchensteuer, d) 96 Mark Gewerbesteuer, e) 19 Mark 20 Pfennige, 10 Prozent hiervon als Gemeindesteuerzuschlag, f) 29 Mark 50 Pfennige Provinzialverwaltungs-, Landarmen- und Kreiskommunalkosten. Das sind in Summa 528 Mark 10 Pfennige oder nahezu $11\frac{3}{4}$ Prozent! Wie stellt sich nun aber gar die Sache in Städten mit 300, 400 Prozent und noch mehr Gemeindesteuerzuschlag? Sind diese Städte auch nicht sehr zahlreich, so giebt es ihrer doch. Die Steuer beträgt dann bei einem Einkommen von 4500 Mark allein für Staat und Gemeinde über 15 Prozent des Einkommens. Wer da noch keinen Steuerdruck anzuerkennen vermag, an dem ist ein Finanzminister verdorben. Bedenkt man, welche sonstigen Anforderungen gerade an einen Kaufmann in kleinern Städten gestellt werden, der dort zur obersten Gesellschaftsschicht gehört, welche Opfer er für Wohlthätigkeitsanstalten und jede Art gemeinnütziger Unternehmungen zu bringen hat, daß er stets auf beste Kleidung für sich und seine Familie halten, eine angemessene Wohnung haben, seine Söhne aufs Gymnasium schicken, jährlich mindestens einmal eine größere Gesellschaft geben muß, bedenkt man ferner, wie unendlich mühsam und mit welchem Risiko verbunden ein solcher Geschäftsbetrieb ist, bei dem Verluste durch unredliches Personal oder infolge von Kreditgewährungen nicht ausbleiben, bedenkt man endlich, daß bei einem Kaufmann und Gewerbetreibenden von einer andern Altersversorgung als durch Ersparnisse (Glücksfälle, Erbschaften u. s. w. können dabei

nicht in Betracht kommen) niemals die Rede sein kann, so wird man selbst als sanguinischer Steuerschwärmer zugeben müssen, daß die heutige Steuerhöhe für die mittlern und kleinen Einkommen beinahe den Charakter der Vermögenskonfiskation erlangt hat.

Nach dem Grenzbotenartikel, in Heft 47 müssen im deutschen Reiche 3718 Millionen Mark direkte Staatssteuern von 4055000 Steuerzahlern aufgebracht werden. Rechnen wir hierzu bloß durchschnittlich 200 Prozent Zuschlag für Gemeinde- und andre direkte Abgaben, so ergiebt das die Summe von 11 154 Millionen Mark, die zum allergrößten Teile von Steuerzahlern aufgebracht werden, deren Einkommen sich zwischen 900 und 3000 Mark bewegt, nämlich von 3529000! Würden diese reichlich 11 Milliarden Steuern von den 4055000 Zensiten im deutschen Reiche gleichmäßig getragen, so käme auf den Kopf eine Steuerlast von 2750 Mark. Die Statistik aber, die zwei wandernden Handwerksburschen, von denen der eine zum Frühstück ein halbes Pfund Wurst gegessen hat, während der andre mit hungerndem Magen zusehen mußte, je ein viertel Pfund aufs Konto schreibt, diese Statistik verteilt die Steuern nach demselben Prinzip auf etwa 53 Millionen Deutsche, also auch auf die Säuglinge und Almosenempfänger mit. Da kommt sie freilich zu so kleinen Zahlen, daß einem Finanzminister das Herz im Leibe lacht ob so winziger Belastung und der Möglichkeit immer weitern Anziehens der Steuerschraube. Wird nun, wie es von den Lobrednern neuer Steuern geschieht, ein Vergleich mit andern Ländern gezogen, so ergiebt sich beispielsweise bei einem Vergleich mit Frankreich mit seiner geringen Kinderzahl und seiner durchschnittlich viel größern Wohlhabenheit ein ganz falsches Bild. Will die Statistik eine gerechte Steuerbelastung ermitteln, so muß sie ausrechnen, wie viel in Prozenten des reinen steuerpflichtigen Einkommens von den einzelnen Steuerstufen *getragen wird* und wie viel von ihnen *ertragen* werden *kann*. Dann würde sich auch nicht der Unsinn ergeben, daß jemand, der 900 Mark Einkommen wirklich hat und wirklich angiebt, davon, gering angenommen, 30 Mark Steuerabzug erleidet, für sich also nur 870 Mark behält, während ein andrer, der 895 Mark Einkommen hat und daher steuerfrei ist, sich um 25 Mark besser steht.

Stammesverschiedenheiten. In dem Aufsatz über die Landarbeiterfrage versprachen wir, ein paar Stimmungsbildchen nachzuschicken. Wir wählen aus den Berichten des Vereins für Sozialpolitik nach dem Buche Frankensteins (S. 51—65) einige Angaben und Schilderungen aus, die deswegen merkwürdig sind, weil in ihnen gewisse Stammeseigentümlichkeiten sehr kräftig hervortreten. Die Landarbeiter Oberhessens sowie in den Industriebezirken der Rheinprovinz werden als höchst unwirtschaftlich geschildert; sie sind genußsüchtig, kaufen unnützes Zeug und leben, unbesorgt um die Zukunft, aus der Hand in den Mund. Dagegen wird den Arbeitern der Regierungsbezirke Koblenz, Trier und Aachen Sparsamkeit und Genügsamkeit nachgerühmt. In Oberhessen, schreibt ein Berichterstatter, seien die geschulten Tagelöhner gänzlich verschwunden. „Die vielen Dreschmaschinen nahmen die Arbeit zur Winterszeit, in den Industriebezirken aber war solche das ganze Jahr über zu finden, und so begann in der Mitte der siebziger Jahre die Auswanderung nach dem Siegener Lande, nach Westfalen, Belgien, Paris, dann aber namentlich nach Amerika, Australien, Argentinien, um dort »das Glück zu versuchen.« Und offen gestanden, nicht wenige haben es dort auch gefunden. Diese veranlaßten die ihnen bekannten guten Elemente, nachzukommen. An deren Stelle sind die sogenannten verheirateten Knechte getreten, ein Sammelsurium aus aller

Herren Ländern: Schweizer, Ost- und Westpreußen, Polen, Oberschlesier, Schweden u. s. w.; teils verschrieben und importirt, teils freiwillig zugewandert, stellen sie im Durchschnitt eine vollständig verkommne, rohe Bande dar, die mit der Hefe der Wanderarbeiterinnen in wilder Ehe lebt, dem Trunk ergeben ist und ohne Berufsgeschick, Intelligenz und Treue ..... gegen hohen Lohn stets Dienste findet." Diese liederlichen Leute sind nun zwar eben keine Hessen, aber auch hier scheinen doch Herrschaften und Gesinde einander wert zu sein; von den größern Gütern wenigstens gilt das unzweifelhaft. Obgleich nämlich beim Bauer die Kost besser ist als bei den Großgrundbesitzern, ziehen die Knechte doch lieber zu diesen, weil hier — ein Teil des Arbeitslohns (20 bis 30 Mark) in Branntwein ausgezahlt wird. Die Herren brennen nämlich alle selbst und verwerten auf diese Weise einen Teil ihres Fusels. Dabei haben sie noch den Vorteil, daß es die Knechte bei ihnen niemals verschlafen; sie sind nämlich so schlau, den Branntwein für den Tag morgens zwischen drei und vier Uhr verteilen zu lassen: da bekommt jeder Arbeiter ohne Unterschied des Alters einen Viertelliter! Man denke sich diese Leute, sechzehnjährige Jungen einbegriffen, mit der vollen Schnapsflasche in den kalten Morgen hinausgeschickt! Daß auch diese Herren in das Geschrei über die Trunksucht des Volkes einstimmen, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden.

Anders sind die Leute auf dem Westerwald und den angrenzenden Bezirken des Dillkreises und des Oberlahnkreises. Diese Gegend vermag nicht alle ihre Einwohner zu beschäftigen. Ein Teil der überschüssigen Jugend nährt sich nun durch hausiren. Die Leute werden von Unternehmern angeworben, empfangen an gewissen Plätzen, wie in Leipzig, ihre Waren und ziehen damit in die Welt. Die Burschen und Mädchen erhalten außer dem Lebensunterhalt jährlich 300 bis 400 Mark, und da sie ihre Ersparnisse den Eltern zu übergeben pflegen, so bessert sich die wirtschaftliche Lage der Dörfer, die Hausirer stellen. Die Mädchen zwar leiden in sittlicher Beziehung, von den Burschen aber wird gesagt, daß sie etwa angenommne üble Gewohnheiten daheim bald wieder ablegen und nach Landessitte sparsam und nüchtern weiter leben. Hier haben wir also Leute, die nicht einmal bei jahrelangem Herumtreiben auf der Straße liederlich werden. Ohne Zweifel ist der dortige Volksstamm dem benachbarten kernhaften Stamme der Niedersachsen verwandt, dessen Arbeiterschaft, wie sich erwarten ließ, von dem Berichterstatter über Westfalen, Ostfriesland und Oldenburg das Zeugnis musterhafter Wirtschaftlichkeit ausgestellt wird, nur daß einige von den Gewährsmännern über beginnende Zersetzung der alten Sitte klagen. Merkwürdigerweise erfährt man aus den Berichten nichts über die sogenannten Solinger, die doch wohl eine andre Klasse von Hausirern sind oder waren als die vom Westerwald, Mädchen wenigstens waren nicht darunter; soviel wir wissen, stammten sie auch nicht aus der Gegend von Solingen, sondern aus Westfalen. Vielleicht ist dieser Zweig des Hausirhandels eingegangen; es ist wohl schon fünfzehn Jahre her, daß uns kein solcher beredter Mann mit dem Paket in Wachstuch und dem gutturalen ch mehr besucht hat. Vor fünfundzwanzig Jahren lernten wir zufällig einen schönen Brauch dieser Solinger kennen. Zu Weihnachten sammelten sich die Hausirer einer Provinz in einer ziemlich im Mittelpunkt gelegnen Stadt und begingen das Fest mit einander. In der Christmesse, nachts um zwölf, gingen sie zur Kommunion; es war ein schöner Anblick, diesen Zug tannenschlanker Männer und Jünglinge zum Altare gehen zu sehen. Auf die jüngern hatte die Körperschaft ein wachsames Auge und widmete ihnen väterliche Fürsorge. Als einmal einer der Knaben erkrankte, wurde er in anständiger Wohnung in gute Pflege gebracht, und da er trotzdem leider starb, so

kam die ganze „Provinz“ zu seinem Begräbnis und bezeugte aufrichtige Trauer. Wie unverwüstlich ist doch so ein uraltes kernfestes Volkstum! Aber unbegrenzt ist freilich auch seine Widerstandskraft nicht, und den vereinigten Anstrengungen der Büreaukratie, des Großkapitals und der Vertreter des technischen Fortschritts wird es schon schließlich gelingen, auch die Nachkommen Armins, Widukinds und Ratbods in Lumpengesindel zu verwandeln.

Berufung und Schöffengericht. In der Thronrede wurde dem jetzt versammelten Reichstage zugesichert, daß er, außer der Erledigung der großen Steuervorlagen, der sogenannten kleinen Handelsverträge und des Seuchengesetzes, mit gesetzgeberischen Aufgaben von größerer Bedeutung verschont werden solle. Nun heißt es doch, auch die Vorlage über Reform des Strafprozesses solle noch in dieser Session an Bundesrat und Reichstag gebracht werden. Über ihren Inhalt verlautet, daß an der bestehenden Gerichtsverfassung (Schöffengericht, Strafkammer, Schwurgericht) nichts geändert und nur die Berufung gegen die Urteile der Strafkammern eingeführt werden solle. Bloß darüber bestehe noch Streit, ob die Entscheidung über dieses Rechtsmittel den Landgerichten oder den Oberlandesgerichten übertragen werden solle.

Wir würden es beklagen, wenn die Reform diesen und nicht vielmehr den umgekehrten Weg einschlagen sollte. Die Meinungen über die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Berufung gehen in der Wissenschaft und Praxis heute noch weit aus einander. Dagegen besteht, wenigstens unter den deutschen Juristen, gegenwärtig eine selten dagewesene Übereinstimmung darüber, daß die Strafkammer und das Schwurgericht durch das mittlere und große Schöffengericht zu ersetzen seien. Wir gehen auf die oft erörterten innern Vorzüge dieser auf alte einheimische Überlieferungen gegründeten Gerichtsverfassung hier nicht ein. Thatsache ist, daß die Strafkammer, einst unter der Zange des Kompromisses geboren, das freudlose Dasein eines siechen Kindes führt, dem jedermann prophezeit, daß es ja doch nicht zu seinen Jahren kommen werde, daß das englisch-französische Schwurgericht nur noch mit Hilfe politischer Vorurteile sein Leben fristet, und daß nur das kleine Schöffengericht breite Wurzeln im Volke geschlagen hat. Es ist zu bedauern, daß gerade in den Volkskreisen, die das Laienpersonal für den Gerichtsdienst der Schöffen und Geschwornen zu stellen haben, so wenig Interesse dafür vorhanden ist, durch Wort und Schrift an der Lösung der gerade sie so nahe angehenden Frage nach der Vervollkommnung der deutschen Gerichtsverfassung mitzuarbeiten. Zu dem wichtigen Kapitel, ob sie bei Ausübung des Richteramts in der Form des Schöffen- oder der des Geschwornengerichts größere Befriedigung finden, sind sie sogar maßgebendere Sachverständige als die zünftigen Juristen, denen sie gleichwohl allein in der Presse das Wort lassen. Auch ist kaum zu befürchten, daß ihr Gutachten hierbei durch Rücksichten der Bequemlichkeit beeinflußt werde. Die aufopfernde Bereitwilligkeit, mit der gerade der Gerichtsdienst von den Laien geleistet wird, wird von allen Seiten rühmend anerkannt. Übrigens müssen die großen und mittlern Schöffengerichte bei richtiger Besetzung zusammengenommen nicht mehr Laienmaterial verbrauchen, als jetzt die Schwurgerichte allein. Nach der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung haben im Jahre 1892 in Preußen 3513 Hauptverhandlungen vor den Schwurgerichten und 60237 Hauptverhandlungen vor den Strafkammern stattgefunden. Rechnet man auf den Schwurgerichtstag durchschnittlich je eine Verhandlung und multiplizirt man damit die vom Gesetz anwesend verlangten dreißig Geschwornen (daß jedesmal achtzehn von ihnen, nachdem ihnen

der Tag verdorben worden ist, so und so viel Meilen weit wieder nach Hause gehen dürfen, darf außer Betracht bleiben), so ergeben sich jährlich 105390 Geschwornentage. Wir nehmen ferner an, künftig werde das mittlere Schöffengericht mit zwei Richtern und drei Schöffen, das große Schöffengericht mit drei Richtern und vier Schöffen besetzt sein. Dann ergeben sich, wenn man für die jetzigen Strafkammersachen nur durchschnittlich drei Verhandlungen auf den Tag rechnet, künftig 60237 Schöffentage für das mittlere und 14052 für das große Schöffengericht, für beide zusammen also nur 74289 Schöffentage. Selbst wenn man, entsprechend dem Verhältnis von eins zu zwei beim kleinen Schöffengericht, künftig vier Laienrichter für das mittlere und sechs für das große Schöffengericht verlangen sollte, stünden immer erst künftig 101394 Schöffentage den 105390 Geschwornentagen gegenüber. Wahrscheinlich also eine bedeutend geringere, unter keinen Umständen eine stärkere Belastung, als jetzt allein auf dem Geschwornendienst liegt. Daß Kollegien von fünf und sieben Richtern vollauf genügen, um gerechte und sachgemäße Richtersprüche zu gewährleisten, ja daß eine größere Mitgliederzahl nur vom Übel ist, hat jüngst erst v. Bülow wieder in der lesenswerten Schrift: „Die Reform unsrer Strafrechtspflege“ (Berlin, Heymanns Verlag) nachgewiesen. Der Justiz- und der Finanzminister eines bekannten deutschen Großstaates müßten die Gelegenheit, ihren vollen Bedarf an Richterstellen ohne jede Mehrbelastung, ja vielleicht selbst mit Ersparnissen im Staatshaushalt aufzubringen, eigentlich mit beiden Händen ergreifen.

Amtliche Umfragen zur Vorbereitung von Gesetzentwürfen sind bei den deutschen Gesetzgebern leider nicht sehr beliebt. In der Kommissionsberatung über die famose lex Heinze stellte sich seinerzeit heraus, daß man über die beabsichtigten schweren Verschärfungen der Strafvollziehung nicht einmal die Gefängnisverwaltungen gehört hatte. So wird wohl auch diesmal amtlich nichts geschehen, um die Meinung der an der Sache lebhaft mit beteiligten Laienrichter einzuholen. Professor Wach in Leipzig veranstaltete vor mehreren Jahren eine Privatenquete über den Zivilprozeß, die über Erwarten wertvolle Ergebnisse lieferte. Sollte sich nicht eine deutsche Juristenfakultät oder ein Juristenverein oder auch eine Gruppe von Privatpersonen finden, die es in die Hand nähme, etwa durch Fragebogen an die Obmänner der Schwurgerichte einmal nachzuforschen, wie man denn eigentlich in den Kreisen der Geschwornen, namentlich derer, die auch schon als Schöffen gearbeitet haben, über die Veränderung der Gerichtsorganisation denkt? Wir sind optimistisch genug, zu glauben, daß ihr Wahrspruch weit überwiegend zu Gunsten eines einheitlichen Schöffengerichts ausfallen würde. Sollte es in Verbindung mit einigen von Bülow vorgeschlagnen kleinen, aber praktisch sehr wichtigen Änderungen des Verfahrens vor der Hauptverhandlung auch dem einheitlichen Schöffengericht nicht gelingen, sich Vertrauen zu erwerben, so wäre es immer noch Zeit, auf die Berufung zurückzukommen. Flickt man aber der bisherigen Organisation der Gerichte nur die Berufung gegen die Urteile der Strafkammern, von einem büreaukratisch besetzten Richterkollegium an ein andres auf, so wird sich, fürchten wir, die heute schon vorhandne Mißstimmung nur verdoppeln. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß sie eben in dieser rein büreaukratischen Zusammensetzung des mittlern Strafgerichts ihre eigentliche Wurzel hat.

Einiges Christentum. Mit der vom Herrn von Egidy ins Werk gesetzten Bewegung haben wir uns bisher nicht befassen mögen, weil Ziel und Mittel zu unklar sind, um für die Besprechung eine Unterlage darzubieten. Im allge-

meinen ist es freilich klar genug, was die Männer wollen, die sich um die Fahne „Einiges Christentum“ geschart haben: es soll ein Hirt und eine Herde, und alle Christen sollen gute Menschen werden. Aber ganz dasselbe haben die christlichen Kirchen, freilich mit einem dogmatischen Christentum, erstrebt, so lange sie bestehen, und auf der dogmenlosen Grundlage, die Herr von Egidy vorzieht, versuchen es seit mehr als hundert Jahren die Freimaurer, ohne mehr erreicht zu haben, als daß sie die vorhandnen Sekten um eine vermehrten. Am 5. November hat Professor Lehmann-Hohenberg in Kiel vor einer zahlreichen Versammlung die egidianischen Ideen entwickelt und darauf seinen Vortrag unter dem Titel: „Bericht über die Religionsversammlung in Kiel“ (Verlag der Volksschrift „Einiges Christentum,“ Kiel, Falckstraße 9) herausgegeben. Auch diese Broschüre enthält noch nichts, was uns veranlassen könnte, aus unsrer Zurückhaltung herauszutreten. Aber sie verdient Beachtung, weil sie zeigt, welcher Wärme der Empfindung, welcher edeln, uneigennützigen Begeisterung wackere Männer auch in unsrer einerseits am marasmus senilis, andrerseits an wüsten selbstsüchtigen Leidenschaften kranken Zeit noch fähig sind, und für uns ist sie noch aus einem andern Grunde interessant: Professor Lehmann-Hohenberg steht der Sozialdemokratie genau so gegenüber wie wir; er verwirft ihre Ziele, pflichtet aber ihrer Kritik der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung bei und fordert entschieden und schleunig Abhilfe der unerträglichen Notstände. Was er S. 5 sagt: „Liberal sein in dem bisherigen Sinne nützt heute nichts mehr, wir müssen radikal sein, d. h. wir dürfen unsre Kraft nicht mit dürftiger Flickarbeit verzetteln, sondern müssen dem Übel bis an die Wurzel gehen,“ das soll sowohl für die religiöse wie für die soziale Frage gelten. S. 31 bis 32 führt er aus, daß für jeden ein menschenwürdiges Dasein zu fordern sei, große Unterschiede des Besitzes und Einkommens aber bestehen bleiben dürfen und sollen; so lange jedoch nicht die Notdurft aller sichergestellt sei, könne der gute Mensch seines etwaigen Überflusses nicht froh werden. „Ich halte mich — fährt er dann fort — gar nicht erst mit einer Nachrechnung der mir vorgehaltnen Summe auf, die eine derartige Sicherstellung für den Kopf erfordern könnte. [In Berliner Zeitungen hat man ihm solche Berechnungen entgegengehalten.] Ich versuche gar nicht einmal, dies Erfordernis in Geld umzusetzen. Geld gab der Schöpfer seiner Menschheit nicht mit auf den Weg. Geld ist nur ein Verkehrserleichterungsmittel von eingebildetem Wert. Eine mit unermeßlichen Gütern ausgestattete Erde wies der Schöpfer seiner Menschheit an; mit Vernunft und Willen begabte er uns. An uns ist es, mit dieser Vernunft und mit diesem Willen die Herrlichkeiten der Gotteserde derart zu verwerten und derart zu verteilen, daß niemand unter uns Not leidet.“ Wenn die egidianische Bewegung den Erfolg hat, die Ideen der Sozialreform in Kreise zu tragen, die sich ihnen bisher verschlossen haben, dann begrüßen wir sie als befreundete Macht; was für die Befreiung vom Dogmenzwange dabei herauskommt, können wir dann mit Gleichmut abwarten.

Pro domo. Unter diesem Titel hat Oskar Jäger selber eine Sammlung von Reden und Aufsätzen veröffentlicht, um damit die Anfechtungen derer zurückzuweisen, die ihn, den begeisterten Vorkämpfer des humanistischen Gymnasiums, unter der Bezeichnung „Stockphilologe“ gleichsam zum alten Eisen zu legen gedenken. Der Beweis, daß für eine derartige Bezeichnung nicht der geringste Anlaß vorliegt, erscheint uns, auch wenn uns nicht von andrer Seite die unverwüstliche Naturfrische der Jägerschen Pädagogik bekannt wäre, in glänzender Weise gelungen, und wer sich in dem heftig entbrannten Streit um die beste aller Schulen und

um die zweckmäßigste aller Methoden ein unbefangnes Urteil bewahrt hat, wird uns beipflichten, wenn wir behaupten, daß es um die nationale Erziehung der deutschen Jugend wohl stünde, wenn die sogenannten Modernen ihre Lehrthätigkeit mit demselben Geschick wie jener „Stockphilologe“ in den Dienst der nationalen Aufgaben zu stellen wüßten. Seit einigen Jahren wird auf diesem Gebiete viel gesündigt, am meisten jedoch von denen, die des Guten zu viel thun. Der Leute, die katholischer sein möchten als der Papst, hat es bekanntlich immer gegeben, und seit auf der Berliner Schulkonferenz seligen Andenkens aus allerhöchstem Munde das geflügelte Wort gekommen ist, daß die Schule den Staat einige Jahrzehnte hindurch im Stich gelassen habe, scheint mancher Schulmann zu glauben, daß er nicht nur verpflichtet, sondern auch imstande sei, seinen Zöglingen ein Universalschutzmittel gegen die Bacillen moderner Irrlehren einzuimpfen. Jägers Scharfsinn und Ehrlichkeit widerstrebt das schellenlaute Treiben dieser Reklamepädagogik, und mit gutem Grunde hält er daran fest, daß sich Patriotismus und staatlicher Sinn eben so wenig züchten lasse wie Religiösität, das andre Edelgewächs, das der Vaterlandsliebe so nahe verwandt ist und ihr auch darin gleicht, daß ein Zuviel vonseiten der Erziehung, sobald der Zögling die Absicht merkt, der schließlichen Ernte mehr schadet als frommt.

Der Inhalt des Buches teilt sich in drei Gruppen, von denen sich die erste „Schule und Vaterland“ nennt. Schon die einzelnen Überschriften verraten den Geist, aus dem sie hervorgegangen sind. Aus dem Guten, dem wir hier begegnen, heben wir besonders hervor eine Rede über wahren und falschen Patriotismus, gehalten am 22. März 1871, eine andre aus Anlaß der Lutherfeier am 10. November 1883, und eine dritte über die französische Revolution und das preußische Königtum aus dem Jahre 1889. Die zweite Gruppe enthält eine Anzahl wissenschaftlicher Einzeluntersuchungen, meist aus der Geschichte der Griechen und Römer. Jäger ist hier zu Hause, aber das ist es nicht, was diese Abhandlungen in weitern Kreisen lesenswert macht, sondern daß er über dem Einzelnen niemals den Gedanken an das Ganze verliert und zugleich den Leser die Fäden merken läßt, mit denen das Vergangne an die Gegenwart heranreicht. Vorzüge dieser Art offenbaren sich namentlich in den „Homerischen Aphorismen,“ die, wie wir glauben, an vielen Stellen wie ein Wort der Erlösung wirken werden, wenn sie auch auf einen ungeteilten Beifall der Zunftgelehrten vielleicht verzichten müssen. Gegenüber einer Professorengelehrsamkeit, die fast seit hundert Jahren den Rattenkönig der homerischen Frage immer unentwirrbarer gestaltet hat, die auf dem besten Wege war, uns die Freude an den göttlichen Gesängen des Homer systematisch zu verleiden, übt die Arbeit Jägers, der neben dem Rüstzeug des Gelehrten ein liebevolles Verständnis für die geheimsten Regungen der Dichterseele mitbrachte, die Wirkung eines erfrischenden Bades. Uns will es scheinen, als ob ein großer Teil der Unzufriedenheit, die — ob mit Recht, haben wir hier nicht zu untersuchen — jedenfalls thatsächlich gegen den Betrieb der alten Sprachen auf unsern Gymnasien vorhanden war und zum Teil noch immer vorhanden ist, auf das Konto jener Universitätsphilologen gesetzt werden müsse, die ihre Aufgabe als Lehrer vor allem darin erblickten, eine Gefolgschaft haarspaltender Kritiker zu gründen. Wir erachten es als ein verdienstvolles Werk, daß ein Mann, wie Jäger, dessen Feindschaft gegen alles, was nach Dilettantismus riecht, bekannt ist, gegen eine Richtung auftritt, die des Unheils nachgerade genug gestiftet hat.

In der dritten Gruppe, für die Jäger den Namen „Pädagogische Gelegenheitsreden“ gewählt hat, finden wir manches, was unabhängig von den verschiednen

Gelegenheiten und Anschlüssen ein bleibendes Interesse beanspruchen darf. Das gilt besonders von einigen Reden aus den siebziger Jahren, in denen die Beziehungen der Schule zum öffentlichen Leben, zu Staat und Haus erörtert werden. In die pädagogisch-didaktischen Kämpfe der Gegenwart führen zwei Reden, von denen die eine, „Nach der Niederlage," auf der Osterversammlung rheinischer Schulmänner in Köln, die andre, „Bleibendes und Vergängliches am humanistischen Gymnasium," im Jahre 1891 auf der allgemeinen Philologenversammlung in München gehalten worden ist. Jägers Losung in diesem Kampfe ist bekannt; sie deckt sich im allgemeinen mit dem, was auch wir zum Besten der Nation unsrer Jugend für immer erhalten wünschen: dem Glauben an Ideale.

Litteratur

Diesem Hefte ist der Weihnachtskatalog von K. Thienemanns Verlag, Anton Hoffmann, in Stuttgart beigeheftet. Wir möchten auf eins hinweisen, was die Bücher dieses Verlags besonders auszeichnet, das ist, daß sie sämtlich eine sorgfältige Redaktion ihrer Texte aufweisen. Was hier der Jugend geboten wird, hat saubern Stil und reinliche Fassung; auch die neuen Auflagen der ältern Bücher — viele haben ja schon eine ganze Reihe von Auflagen erlebt! — zeigen, daß eine verständig bessernde Hand dafür gesorgt hat, daß die liebe Jugend ihre Kost in gutem Deutsch vorgesetzt erhält, und dem Verlag ist hohes Lob dafür zu spenden. Über den Reichtum des Inhalts der Bücher und die Pracht der Ausstattung brauchen wir nichts zu sagen; es ist bekannt, mit welcher Rührigkeit der Verleger bestrebt ist, immer Neues zu bringen, was die Kinderherzen erfreuen und belehren kann, und mit welchem Geschmack er für das Äußere der Bücher sorgt.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Dr. J. Conrad, Dr. L. Elster, Dr. W. Lexis und Dr. Edgar Loening. Fünfter Band. Jena, Gustav Fischer, 1893

Der vorliegende fünfte Band reicht von Nachdruck bis Statistik. Es wäre überflüssig, ein Werk, dessen Vortrefflichkeit anerkannt ist, und das keiner, der sich von Berufs wegen mit Staatsangelegenheiten zu befassen hat, entbehren kann, noch besonders zu empfehlen. Wo fände man zuverlässigere Auskunft über die brennenden Fragen bequemer als hier beisammen? Bezeichnet doch beinahe jede Überschrift eine brennende Frage, wie im neuesten Bande, um aufs Geratewohl einige herauszugreifen, die folgenden: Normalarbeitstag, Pacht, Papiergeld, Patentrecht, Polizei, Post, Preis, Preßgewerbe und Preßrecht, Prostitution, Recht auf Arbeit, Reichsfinanzen, Rentenkauf, Schiffahrt, Silberwährung, Sozialismus und Kommunismus, Staatsschuld. Wer das Werk braucht und noch nicht abonnirt hat, wird gut thun, das Versäumte bald nachzuholen, denn der Verleger macht bekannt, daß der geplante Umfang um 40 bis 50 Bogen werde überschritten werden müssen, und daß er daher nach Vollendung des Werkes den Preis zu erhöhen genötigt sein werde;

dagegen bleibt der für die ständigen Abnehmer und für die vor Abschluß des Werkes neu hinzutretenden Abonnenten der ursprünglich festgesetzte Preis von 100 Mark.

Das Handwörterbuch steht insofern einzig in seiner Art da, als es nicht gleich andern ähnlichen Werken abgeschlossene Ergebnisse mitzuteilen, sondern flüssige Dinge und Verhältnisse zu behandeln hat, daher die Wissenschaften, über die es Auskunft geben soll, erst mit schaffen hilft, und da diese Wissenschaften unmittelbar und tief ins Leben eingreifen, selbst in unser wirtschaftliches, soziales und politisches Leben gestaltend eingreift und im großen Stile Weltgeschichte macht. In dieser Hinsicht kann ihm nur das Unternehmen der französischen Encyklopädisten an die Seite gestellt werden, von dem es sich aber dadurch vorteilhaft unterscheidet, daß es nicht von dem Geiste auflösender Kritik erfüllt ist, sondern von einem Geiste, der aufbauen und schaffen will. Bei diesem gewaltigen Einfluß auf die Wirklichkeit liegt den Mitarbeitern die Pflicht ob, aufs gewissenhafteste zu erwägen, nach welcher Richtung sie ihren Einfluß wirken lassen wollen, und sich in zweifelhaften Fällen vorsichtige Zurückhaltung aufzuerlegen. Dieser Pflicht sind sie denn auch im allgemeinen eingedenk; hie und da jedoch würden wir doch noch größere Vorsicht wünschen. So z. B. in dem sonst vorzüglichen Artikel von Lexis über Naturalwirtschaft, der u. a. eine interessante Darstellung der altgriechischen Wirtschaft enthält, wie sie sich in der Odyssee spiegelt. Zuletzt erwähnt der Verfasser die Klagen über die Nachteile der Geldwirtschaft und schließt mit den Sätzen: „Aber die Naturalwirtschaft gehört dennoch einer niedrigern Phase der Kultur an, in der der technische Fortschritt gehemmt ist, und [bei der] es nicht möglich wäre, Bevölkerungen von der Dichtigkeit, wie sie die heutigen Kulturstaaten aufweisen, Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu verschaffen. Die Übel, welche die arbeitsteilige, geldwirtschaftliche und kapitalistische Produktion für die einzelnen mit sich bringt, müssen daher ertragen werden, sofern sie sich nicht durch Mittel, die der fortgeschrittnen Entwicklung angemessen sind, mildern lassen, da eine Rückkehr zu primitiven Formen ohne eine einschneidende Kulturvernichtung nicht möglich ist.“ Diesen Schluß hätten wir etwas weniger apodiktisch gewünscht. Giebt es denn kein mittleres zwischen reiner Natural- und reiner Geldwirtschaft, und entspricht nicht gerade die Mischform am besten allen Anforderungen der wahrhaft höchsten Kultur? Die Leiter und Mitarbeiter des Handwörterbuchs sind ja wohl sämtlich Mitglieder oder wenigstens Gesinnungsgenossen des Vereins für Sozialpolitik und wirken mit diesem für innere Kolonisation. Nun, was ist diese andres, als teilweise Wiederherstellung der Naturalwirtschaft? Jeder neue Bauerhof bedeutet eine jener Familien mehr, die ihre Bedürfnisse zum Teil aus der eignen Wirtschaft befriedigen. Oder würde es der Verfasser für einen Vorteil halten, wenn auch sämtliche Bauern bis zum kleinsten herunter rein kapitalistisch wirtschafteten, alle ihre Erzeugnisse verkauften und alles, was sie brauchen, einschließlich der Milch und der Butter, auf dem Markte kauften? Beinahe scheint es so, denn er verzeichnet unter den Merkmalen der fortschreitenden Geldwirtschaft auch das, daß die Bauern mehr und mehr davon ablämen, ihr Brot zu Hause backen zu lassen, lieber ihr ganzes Getreide verkauften und ihr Brot beim Bäcker kauften. Darin liegt aber ganz und gar kein volkswirtschaftlicher Fortschritt; das Brot wird bei dieser Art Arbeitsteilung nicht besser, sondern schlechter und namentlich weniger nahrhaft, und die im Bauernhause ersparte Arbeitszeit und Arbeitskraft wird nicht auf nützlicheres, sondern auf Tand verwendet. Wo die Bäuerin das Backen einstellt, da geschieht es lediglich aus dem Grunde, weil sie eine „Dame“ geworden ist und sich zu vornehm fürs Brotkneten

dünkt oder zu bequem dazu ist. Aus demselben Grunde geht auch — trotz aller „hühnerologischen“ Vereine — die Geflügelzucht und sogar die Schweinezucht hie und da zurück. Einen alten Amtmann hörten wir neulich klagen, daß sich heutige Gutsbesitzersfrauen nicht schämten, die Eier und die Hühner für ihren Tisch auf dem benachbarten Wochenmarkte zu kaufen. Damit ist gar kein volkswirtschaftlicher Vorteil gegeben, sondern es entspringt daraus ein großer Nachteil: die Schweine-, Geflügel- und Eierproduktion deckt je länger je weniger den Bedarf, und diese Nahrungsmittel werden immer teurer, Eier sogar unerschwinglich teuer.

Mit neuen Einrichtungen und Wirtschaftsformen verhält es sich nicht anders, als mit den Vorteilen in der Mechanik. Es hat nicht nur jeder Vorteil seinen Nachteil, der ihm als Schatten anhaftet, sondern auch eine Grenze, über die hinaus er nicht ausgenutzt werden kann, ohne vom Nachteil überwogen zu werden. Das gilt auch von der Geldwirtschaft; über eine gewisse Grenze hinaus ist sie nicht mehr vorteilhaft, und reine Geldwirtschaft würde gar nicht durchführbar sein, sie würde in Kommunismus umschlagen. Der Kommunismus ist nämlich die dritte Stufe, der die Geldwirtschaft zustrebt, und will man dieser entgehen, so muß man beizeiten umbiegen. In der Naturalwirtschaft produzirt jeder nur für sich und sein Haus; er versorgt sich selbst unmittelbar. Im Kommunismus produzirt jeder nur für die Gemeinschaft, die ihn versorgt oder doch versorgen soll. In der dazwischen liegenden Geldwirtschaft produzirt jeder nur für den Markt, der ihm Geld liefern soll; er versorgt die andern, um sich selbst mittelbar zu versorgen. Aber das geschieht nur ganz planlos ins Blaue hinein. Einigermaßen gesichert sind daher bei dieser Zwischenform nur solche, die, wie die Landwirte, wenigstens den hauptsächlichsten Teil ihrer Bedürfnisse selbst erzeugen, ferner solche, die von vornherein über bedeutende Geldmittel verfügen und damit den Markt beherrschen, endlich die Beamten, die der Staat oder die Gemeinde versorgt. Würde die Geldwirtschaft vollständig durchgeführt, so müßte die Mehrzahl aller Menschen durch die Planlosigkeit der Produktion, die den Markt bald überfüllt, bald leer läßt, durch ihre Existenzunsicherheit und durch die Entbehrungen, die ihnen ihre Abhängigkeit von den Kapitalisten auferlegt, zur Verzweiflung getrieben werden, und sie würden es unbedingt mit dem Kommunismus versuchen, gleichviel, was dabei herauskommt. Will man es also auf diesen gefährlichen Versuch nicht ankommen lassen, dann erhalte und erweitere man unser jetziges gemischtes System, sodaß die Mehrzahl stets in der Lage bleibe, sich wenigstens mit den allernotwendigsten Bedürfnissen selbst zu versorgen.

Novellen aus Österreich von Ferdinand von Saar. Zweite durchgesehene Auflage. Heidelberg, G. Weiß Verlag

Das Erscheinen einer wirklichen zweiten Auflage der „Novellen aus Österreich“ Ferdinand von Saars darf man zu den tröstlichen Begebenheiten der litterarischen Tageschronik zählen. Diese fünf Novellen, von denen die erste, „Innocens,“ in einer kleinen Separatausgabe weite Verbreitung gewonnen hat, die vier andern, „Marianne,“ „Die Steinklopfer,“ „Die Geigerin,“ „Das Haus Reichegg,“ nicht geringere Vorzüge haben; als „Innocens,“ zeichnen sich durch Feinheit der Empfindung, durch warme Lebendigkeit der Darstellung und Einfachheit des Stils höchst vorteilhaft vor der novellistischen Massenproduktion aus. Da es jedoch in der jüngsten Litteraturperiode als ein sicheres Kennzeichen der Inferiorität betrachtet wird, mit bescheidnerm Werkzeug zu arbeiten, als mit dem Hebebaum, der die Welt aus den Angeln hebt, und dem Schüreisen, daß die Flamme lichterloh empor-

schlagen läßt, so wird der simple, in sichern Linien geführte Stift Saars mit ungebührlicher Geringschätzung angesehen. Der österreichische Novellist teilt mit der Mehrzahl der modernen Dichter den Zug zu elegischer Stimmung und düsterer Weltbetrachtung. Seine Erfindungen sind trotzdem natürlich und einfach, seine Motivirung ist überzeugend und sorgfältig, seine Charakteristik zwar nicht gerade tief und überraschend, doch lebensvoll und anziehend, und auf alle Fälle verdient er auch außerhalb Deutschösterreichs besser gekannt zu sein, als es bisher der Fall gewesen ist. In der Geschichte der Litteratur werden Dichter wie Saar immer nur einen bescheidnen Platz beanspruchen können, weil von diesen Einsamen keine Nachwirkung und Nachahmung ausgeht; um so sicherer sollte er sich der Wirkung seiner feinen, stimmungsvollen Phantasiestücke auf die Mitlebenden erfreuen dürfen.

Schwarzes Bret

Seegerichtsspruch des hamburgischen Seeamts vom 21. November 1893: „Der Zusammenstoß des Dampfers Barmen mit der Galeas Cäcilie ist in erster Linie auf den zur fraglichen (!) Zeit herrschenden Nebel zurückzuführen. Die Kollision würde sich haben vermeiden lassen, wenn dem Art. 13 der kaiserlichen Verordnung vom 7. Januar 1880 gemäß bei Eintritt des Nebels die Geschwindigkeit des Dampfers gemäßigt worden wäre."

Die Zeit dieses Zusammenstoßes ist genau festgestellt worden, und es ist unbegreiflich, warum diese Thatsache dadurch verdeckt werden soll, daß man behauptet, die Zeit sei „fraglich" gewesen. Der Kern des Spruchs zeigt, daß auch dieser Seeunfall nur durch das von den Grenzboten schon öfter gerügte Schnellfahren der Dampfer bei Nebelwetter hervorgerufen worden ist.

In Nr. 315 der Leipziger Neuesten Nachrichten findet sich folgende Annonce: „Objets d'art de Venise, Auerbachs Hof, Gewölbe 15," und im redaktionellen Teile derselben Nummer unter der Marke „Aus dem Geschäftsleben" steht folgende Empfehlung: „Objets d'art de Venise. Unter dieser Spitzmarke inserirt Herr Max Rüdiger in Auerbachs Hof prächtige venetianische Glasarbeiten, wie Kronleuchter, Spiegel, Nippsachen ꝛc., zu sehr billigen Fabrikpreisen. Objets d'art de Venise eignen sich besonders zu Gelegenheitsgeschenken. Die Gegenstände sind aus den berühmten Ateliers von Fratelli Bottacin hervorgegangen."

Es ist zur Genüge bekannt, daß ein Teil unsrer Kaufleute immer noch glaubt, sich und ihre Waren besonders zu empfehlen, wenn sie zur Bezeichnung der feilgebotenen Sachen französische oder englische Bezeichnungen wählen, und es wird noch mancher Tropfen ins Meer fließen, bis derartige Albernheiten verschwinden. Auch geht es niemanden etwas an, wenn ein „deutscher Mann" wie Herr Max Rüdiger der staunenden Welt zeigt, wie er sich im Französischen auszudrücken versteht und sich bei jedem Gebildeten damit lächerlich macht, ebenso, wenn ein Hutmacher in der Katharinenstraße zu Leipzig den Minderbemittelten seine 3 Shillings hats durch Reklameschilder empfehlen zu müssen glaubt. Aber eine deutsche Zeitung sollte doch auf eine so abgeschmackte Annonce nicht noch im redaktionellen Teile ihre Leser besonders aufmerksam machen. Würde so etwas wohl in Frankreich oder England vorkommen?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Sozialdemokratie und Antiſemitismus

Nein — ſagte der alte Hoyns, wenn er abends aus dem Kreiſe der Freunde ſchied und dieſe ihn zu weiterm Verweilen bewegen wollten — nein, meine Zeit iſt um, ich muß heute Abend noch einen Artelorum ſchreiben. Wer Spielhagens Problematiſche Naturen geleſen hat, weiß ungefähr Beſcheid: der alte Hoyns, der übrigens damals noch gar nicht ſo ſehr viel Jahre zählte, war Anfang der ſechziger Jahre in Hannover Redakteur an der ſpäter eingegangnen Zeitung für Norddeutſchland. Er beſorgte den politiſchen Teil, und wer am andern Morgen den in Ausſicht geſtellten „Artelorum“ — er meinte damit einen Leitartikel — las, der mußte ſich, wenn er nur halbwegs zu den Geſinnungsgenoſſen der Norddeutſchen gehörte, nach allen Seiten hin in hohem Maße befriedigt fühlen. Denn er hatte eine Arbeit vor ſich, die ebenſo ſprachlich korrekt wie ſtilgerecht war und in der Vertretung der liberalen Ideen wie in der Bekämpfung der reaktionären hannoverſchen Regierung ſoviel Geſinnungstüchtigkeit und Mannesmut bewies, wie man nur irgend wünſchen konnte.

Es war damals in der Ära des um ſeine Rechte kämpfenden liberalen Bürgertums, die eigentlichſte Zeit der Leitartikel. Niemals vorher und niemals nachher haben die Leitartikel ſo in Blüte geſtanden. Keine Zeitung von einiger Bedeutung durfte frühmorgens erſcheinen, ohne mit dem Leitartikel geziert zu ſein. Es waren das Arbeiten von ganz beſondrer Art, häufig von ſchwerfälligem deutſchem Ernſt und deutſcher Gründlichkeit, meiſtens von langatmigem Doktrinarismus, aber doch auch nicht ohne das Feuer, das ſeine Nahrung aus den Ideen zieht. Jetzt iſt die Art zwar noch lange nicht ausgeſtorben, aber ſie iſt doch in der Umbildung begriffen. Die vormals zum Angriff bliesen, ſind jetzt in der Verteidigungsſtellung. Das nationale Carraccio, würde vielleicht Carlyle ſagen, ſteht nicht mehr in den Reihen einer

wasserblauen, sondern einer heißblütigen, roten Demokratie, die ihre Gründe nicht aus dem Altertum oder von England, sondern unmittelbar aus dem Herzen heraufholt. Dagegen kann die schulgemäße, buchgelehrte Beweisführung nicht ohne weiteres aufkommen. Auch hier muß warmes, rasch fließendes Blut pulsiren; wenn das Leben dem Tode gegenüber Recht hat, so muß in jenem selber das den Vorsprung haben, was die meiste Thatkraft entwickelt.

Auch im Leitartikelschreiben. Das hat die Mehrzahl unsrer Journalisten eingesehen, und aus diesem Grunde lesen sich die Zeitungen von heute ganz anders als die vor dreißig Jahren. Zwar giebt es auch jetzt noch, namentlich in unsern großen und reichen Provinzialstädten, alte, auf gutem Grunde ruhende Tagesblätter, die im Laufe der Jahre wenig von ihrem Äußern aufgegeben haben. Sie haben es nicht nötig, dem Zeitgeiste, den sie gern zur Mode stempeln möchten, nachzulaufen. Stolz auf ihren Liberalismus, den sie gewissermaßen in Erbpacht haben, sind die Leute, die dahinter stecken, im Grunde sehr konservativ. Respektabel vom Wirbel bis zur Sohle, tragen sie ihr steifleinenes Gewand wie Don Quixote sein Barbierbecken, das er für einen Turnierhelm hielt. Es geht nichts über den Ernst, mit dem sie sich selber einreden, daß der von ihnen angewandte Divisor ohne Rest in der Weltzahl aufgehe: was sollte über ihre Weisheit hinaus die Menschheit wohl noch zu denken oder zu sorgen haben?

Da konnte man vor einigen Wochen in einem dieser vornehmen patrizischen Blätter einen Leitartikel über den Antisemitismus lesen, der an Geradlinigkeit der Gesinnung hinter nichts zurückblieb, was jemals von dieser Seite zur Emanzipation der Juden gesagt worden ist. Daß die Gleichberechtigung der semitischen Rasse und ihrer Religion bei freisinnigen Leuten ein Axiom ist, auch ohne daß sie ihre Aufnahmefähigkeit in die Gemeinschaft des christlichen Staates nachgewiesen hat, darüber brauchen wir an dieser Stelle kein Wort zu verlieren. Der siegreiche Kampf gegen den absoluten Staat hat mit der bürgerlichen Freiheit auch die Gleichstellung der Juden gebracht, ohne daß sie dafür auch nur die geringste moralische Verpflichtung haben zu übernehmen brauchen.

Daß das so hat kommen können, daran ist nicht die Unanfechtbarkeit der liberalen Forderung schuld, sondern die Schwäche in der Stellung der konservativen Gegner. Es ist eine alte Wahrheit, daß Revolutionen niemals zustande kommen können, wenn die Zugeständnisse, die gemacht werden müssen, zur rechten Zeit gemacht werden. Die konservative Politik, die dem Ansturm unsrer Revolution entgegenstand, wollte alles behaupten, auch das, was sie nicht behaupten durfte, und deshalb verlor sie alles, auch das, was sie behaupten mußte. Der in der Wolle gefärbte Liberalismus hat natürlich davon keine Ahnung. Die Vorteile, die er in den mittlern Jahrzehnten unsers Jahrhunderts errungen hat, hat er nicht bloß mit großem Behagen in sein Gewinn-

konto eingetragen, sondern er betrachtet sie als einen Besitz, der niemals veräußert werden dürfe. Aber es hat von jeher Rechts- und Verfassungsrevisionen gegeben; darüber belehren uns die englischen Revolutionen, wie auch die große französische zur Genüge.

Noch eine andre Eigentümlichkeit haben alle Revolutionen gemein. Man kann kein Beispiel dafür anführen, daß gewaltsame Erhebungen gegen ein bestehendes Recht ohne Aufruf zur Teilnahme an das ganze Volk geschehen wären. Dennoch ist allen das charakteristisch, daß nur ein Teil dieses Ganzen mit der Beute durchgeht, und daß er obendrein der unerschütterlichen Überzeugung ist, die von ihm nun begründete Rechtsordnung sei für alle Zeiten maßgebend. Das Verfahren des deutschen Liberalismus hat hier, von allem andern abgesehen, zwei Fehler. Wie? höre ich fragen, der Liberalismus, im besondern der deutsche, könnte überhaupt Fehler begehen? Er, der Geist der Freiheit, der allen Erdenbewohnern Erlösung aus den Ketten schmählicher Knechtschaft verheißt, könnte sich selber untreu werden und auf Wege geraten, die, statt vorwärts in das Land des Lichtes, zurück in die Dunkelheit führen? Hierauf kann ich nur antworten, daß es mit dem Liberalismus genau so ist, wie mit allem andern Streben der Menschen, wohin es sich auch immer erstrecken mag. Um lebendig sein zu können, hat alles menschliche Denken und Fühlen die Form nötig, aber es ist nicht möglich, daß die einmal angenommene und unter einem bestimmten Zwang der Umstände notwendige Form für alle Zeit zur Fassung des Geistes ausreichend sei. Der Liberalismus war einmal die giltige Form für den freien Gedanken in den Hauptrichtungen des Menschenlebens, der Religion und der Politik; aber wie er sich im Augenblick giebt, und wie er auch von der großen Masse verstanden und aufgefaßt wird, ist der wahre Gehalt der Freiheit lange aus ihm gewichen und sucht andern Unterschlupf.

Als der Gedanke von der bürgerlichen Freiheit die Burg des Feudalismus stürmte, seine Mauern niederlegte, da vergaß er, das neue Haus, das er jetzt zu errichten hatte, gleich so auszubauen, daß alles Volk Platz in ihm fand. Das siegreiche Bürgertum dachte nicht daran, daß hinter seinen Reihen noch die unzählige Menge des arbeitenden Volks stand, der eine Verfassung mit der Gewährleistung gleicher Rechte keineswegs genügte. Die dachte, wenn auch vor der Hand noch träumend und in unartikulirten Lauten redend, nicht an das Recht und die Freiheit des Besitzes, denn den hatte sie nicht, sondern an das Recht und die Freiheit der Arbeit, denn die sollte sie zwar haben, aber ohne ein Wort zu ihrer Regelung sprechen zu dürfen. Aber aus dem unsichern Stammeln wurde bald ein festes, die Ziele klar bezeichnendes Reden. Hinter der Phalanx der Bürger marschierten unter der Führung bedeutender Männer alsbald die Arbeiterbataillone auf. So geschah, was zu aller Zeit an andern Orten auch geschehen ist. Als die athenischen Bourgeois, die in Attika Paraler

hießen, ihre Gegner, die Pediäer, besiegt hatten — der Begriff zur Bezeichnung der Aristokraten wird bei uns jetzt durch Agrarier wiedergegeben —, erschien sofort eine dritte Partei, die unter dem Namen der Diakrier nichts andres darstellte, als was in Rom die Proletarier waren und was sich bei uns jetzt „Genossen" nennt.

Gegenwärtig steht die Sozialdemokratie in sich fest und sicher und so stark gerüstet auf dem Plane, daß ihre Gegnerschaft alle Ursache hat, sich vorzusehen. Sich vorzusehen nicht bloß in der Herrichtung von Verteidigungsmitteln, sondern auch in der rückhaltlosen Bewilligung der Forderungen, die die Sozialdemokratie mit Recht stellt. Das liberale Bürgertum hätte der Gefahr, in der es sich im Augenblick befindet, vorbeugen können, wenn es in seinem Siege nicht bloß an sich gedacht hätte, sondern auch an die, die hinter ihm standen. Das Leben vollzieht sich nicht bloß in der Politik, es beruht auch, und zwar in erster Reihe, auf einer guten wirtschaftlichen Lage. Das weiß zwar die Bourgeoisie selber am besten, aber sie hat die Arbeiterschaft nur mit der Theorie vertröstet. Was hilft aber eine Theorie, die auf der einen Seite richtig ist und auf der andern ins Gegenteil umschlägt? Denn die unbeschränkte Bewegungsfreiheit des Kapitals muß mit Naturnotwendigkeit die Unterdrückung der Arbeitsfreiheit herbeiführen. Mit Recht hat deshalb auch die Sozialdemokratie den Kampf für die menschenwürdigere Stellung des Arbeiters nicht nur aufgenommen, sondern sie wird ihn auch siegreich zu Ende führen. Aber es ist nicht gleichgiltig, wie dieser Sieg gewonnen wird. Die vom Christentum gepredigte Gleichheit aller darf doch nicht in alle Ewigkeit eine bloße Phrase bleiben. Der Sozialismus verlangt, daß der erste Schritt zur Annäherung an ein hohes Ideal gethan werde. Der Staat hat unter Führung seiner Kaiser mit großen Gesetzen in die gewiesene Bahn eingelenkt, aber der Freisinn bis tief in die Reihen der Nationalliberalen hinein steht diesen Gesetzen mindestens widerwillig gegenüber. Sie mögen Fehler haben, das Klebegesetz mag sogar in sehr hohem Grade verbesserungsbedürftig sein, aber dann gehe man frisch und fröhlich an die Arbeit, nur widersetze man sich nicht. Je heftiger der Widerstand ist, desto größer ist die Gefahr, daß mit einem erzwungnen Siege auch das verloren oder doch gemindert wird, was nicht die geringste Schwächung ertragen kann. Man sehe sich also vor und gebe mit Liebe. Je bereitwilliger die Zugeständnisse gemacht werden, um so vorteilhafter wird die Lage auf Seiten der Besiegten sein, um so besser wird sich auch das Ganze befinden.

Aber es sieht nicht darnach aus, als ob man sich in der Umgebung des Freisinns so bald auf diese Wahrheit besinnen würde. In dem schon erwähnten Leitartikel belehrt der angeschlagne Ton darüber so gut, wie es ganze Bände nicht thun könnten. Dieser süffisante Ton des Alleinwissens und des hochmütigen Aburteilens, verbunden mit jener steifnackigen, in der Form aufgehenden

Patrizierrespektabilität läßt bis auf den Grund der Seelen blicken und läßt erkennen, daß hier auf keine Einkehr zu rechnen ist.

Der zweite verhängnisvolle Fehler, den der Liberalismus gemacht hat, ist der, daß er dem Judentum im Staate ohne Rückhalt die völlige Gleichberechtigung mit den andern Unterthanen zuerkannt hat. Die Durchführung dieser Sache ist ihm dadurch so leicht gemacht worden, daß seine Gegner nicht mit dem Inhalt, sondern mit der Form gekämpft haben. Wenn die orthodoxe Kirche dem Ansturm der Feinde nur das Dogma entgegenhielt, so stellte sie sich auf thönerne Füße und schwang hölzerne Waffen im Streite, die ihr nur zu bald aus der Hand geschlagen waren. Es ist dem Freisinn gar nicht zum Bewußtsein gebracht worden, daß es nicht die äußere Hülle, sondern der lebendige Inhalt des Christentums ist, zu dem das Judentum nicht paßt. Nach keiner Seite hin, wenn wir die Rassenfrage hier nicht hereinziehen wollen. Denn die altgläubige Judenschaft steht noch mit demselben Haß der Religion der Liebe gegenüber, wie einst Ahasver, als er den Herrn von seiner Thür stieß, und die, die auf die Satzungen der Väter nichts zu geben behaupten, sind nicht besser als ihre Vorfahren, die zu Christi Zeiten die Tempelhallen mit ihrem Schachergeschrei erfüllten und die geweihte Stätte zu einer „Mördergrube" machten. Der Geist der Liebe hat sie einst aus dem Tempel vertrieben, aber es ist nicht derselbe Geist, der sie in unsrer nationalen Gemeinschaft zugelassen hat.

Unbesehen sind sie hereingelassen worden, und nun sind sie da, durch nichts abgehalten, das Böse, das in ihrem Charakter liegt, nach jeder Seite hin wirken zu lassen. Sie sind da, und in wenig Jahren ist es an vielen Orten dahin gekommen, daß das Erbteil, das den Kindern gebührt, in die Hände der Fremdlinge gelangt ist. Vieles ist schon unter der Herrschaft des jüdischen Geistes verloren gegangen, aber es ist Gefahr, daß noch mehr und wertvolleres verloren geht. Diese Gefahr hat man endlich im Volke zu erkennen begonnen, und damit ist auch die Bewegung dagegen riesengroß angeschwollen. Wer Verständnis für ihr eigentliches Wesen hat, kann sich nicht wundern, sondern wird sich sagen, daß die Wirkung genau im Verhältnis zur Ursache steht. Mit etwas Wesenlosem kann das Volk nicht bis in seine Tiefen erschüttert werden. An der Respektabilitätspresse geht allerdings diese Wahrheit spurlos vorüber. Für sie ist die ganze antisemitische Bewegung nichts als eine Mache, künstlich von einigen unruhigen, vielleicht auch ehrgeizigen Köpfen mit hungrigen Magen in die Menge geworfen, eine Kinderkrankheit, die kommt und geht, ohne Spuren zurück zu lassen. Man kann dem Ding mit der Gelassenheit des Arztes zusehen, der kein andres Interesse dran hat, als es sich ausheilen zu lassen.

Was können denn auch ein verflossener Hofprediger, ein gemaßregelter Offizier und ein mit Schimpf entlassener Rektor für Bedeutung haben? An dem einen haftet noch immer der Vorwurf einer absichtlichen öffentlichen Lüge,

von der Ehre eines entlassenen Offiziers wollen wir lieber schweigen, und was gar den Rektor aller Deutschen angeht, so hat sich der Mann selber gerichtet. Waren nicht alle seine Anklagen eine ununterbrochne Reihe von horribeln Lügen? Daß seine öffentlichen Reden auf nichts andres als auf Bauernfang ausgingen, beweisen die Tellersammlungen, und wie auf die Dauer ein Mann im Volke Halt haben sollte, der in anständiger Gesellschaft nicht einmal seine Toilette in Ordnung halten kann, das mögen andre verstehen, wir können es nicht. Wir sind steifleinen auswendig und inwendig und können auch nur steifleinenes Wesen verstehen. Antisemitismus ist nichts andres, als ein vom Neid eingegebnes rohes Auflehnen gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, die unübertrefflich und unbesiegbar ist, weil sie mit der Stempelmarke bürgerlicher Respektabilität versehen ist.

Es ist unglaublich, wie wenig man sich bei diesen Leuten auf den im Leben des Volkes gehenden Pulsschlag versteht. Wo in dem erwähnten Leitartikel von den Zielen des Antisemitismus die Rede ist, da wird — durchaus nicht unklar — die Versicherung gegeben, daß man sich darüber keine Unruhe zu machen brauche. Wie die Sozialdemokraten nicht anzugeben vermöchten, welche Gestalt der von ihnen angestrebte Staat haben werde, so könnten auch die Antisemiten über das, was sie eigentlich wollten, nichts verraten. Als Beweis muß Stöcker herhalten. Als der Hofprediger einst über die Ziele der antisemitischen Bewegung befragt worden sei, habe er, schließlich in die Enge getrieben, die Antwort gegeben, die Juden müßten bescheidner werden. Über diese Antwort natürlich helle Freude im Lager Israels. Das also war des Pudels Kern? Um diesen Pfannkuchen so viel Spektakel? Nur größere Bescheidenheit wird verlangt? Nun, damit können wir zufrieden sein. Sind wir doch respektable, gesittete Leute, und Bescheidenheit ist überall eine Zier, sowohl auf der Straße, als im Hause, nicht nur in Gesellschaft andrer, sondern auch in der Familie bei Tische. Weshalb, Herr von Liebermann und Herr Hofprediger — den Namen Ahlwardts wollen wir gar nicht nennen —, weshalb müssen Sie denn diesen Appell durchaus nach auswärts richten? Wäre es nicht besser, zunächst bei sich selber Einkehr zu halten und dann viel eindringlicher durch das Beispiel zu wirken?

Dergleichen höhnische Erwiderungen konnte man seinerzeit zur Genüge zu lesen bekommen, und auch jetzt noch sind sie an der Tagesordnung. Die Variationen darüber sind dem liberalen Philister die liebste Musik, ein Ohrenschmaus, den er morgens beim Kaffee, des Mittags beim Wein und des Abends nach dem Skat mit unendlichem Behagen genießt. Aber es ist wie überall auch hier eine Wahrheit, daß es darauf ankommt, wie und von wo aus man eine Sache ansieht, und daß, je höher der Standpunkt der Betrachtung ist, desto umfangreicher das Ergebnis sein muß. Bescheidenheit giebt es nicht bloß in den Dingen, in denen Vater und Mutter ihre Kinder anleiten,

sondern auch in viel wichtigern, ja in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens. Maßlose, weder durch Mitleid, noch durch irgend eine andre menschliche Tugend eingeschränkte Ansammlung von Geld, Ausbeutung des Volks durch Schacher und Wucher, renommistische Zurschaustellung des Reichtums in allen Dingen des Lebens, die nicht innerlich sind, brutale Nichtachtung der Ehre und ebenso brutale Unterdrückung der Rechte andrer kann man nicht gerade bescheiden nennen. Sollen wir noch andre ebenso unliebenswürdige Eigenschaften Israels nennen, Eigenschaften, die schon den Ägyptern unleidlich waren und den heiligen Zorn ihrer eignen Propheten erregten? Wir können aller andern entraten, nur an die jüdische Unduldsamkeit andern Bekenntnissen gegenüber mag hier noch einmal erinnert werden. Der Freisinn pflegt über diesen Punkt mit Stillschweigen hinwegzugehen, weil bekanntlich den Weisen der Welt die Thatsache eine Thorheit ist. Aber sie wird hierdurch nicht aus dem Wege geschafft, auch verliert sie deshalb nicht an Bedeutung. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß allen Bethätigungen christlichen Lebens der eine Teil der Judenschaft mit Hohn und Spott, der andre mit einer Feindschaft begegnet, der es nur an der Möglichkeit fehlt, alsbald die Verfolgung mit der Schärfe des Schwerts zu beginnen.

Die Juden müssen bescheidner werden, hat Stöcker gesagt. Vielleicht ist an diesen Worten nur die Bescheidenheit des Ausdrucks zu tadeln. Was hätte er im übrigen sagen sollen? Sollte er sagen, sie müßten demütiger, gerechter, maßvoller, weniger eitel, sie müßten enthaltsamer in ihren Lüsten und in der Anhäufung von Geld werden, sie müßten vor allem auch zurückhaltender in der Betonung ihres nationalen und sittlichen Wertes werden? Gewiß, alles dieses und noch mehr hätte er sagen können, aber man wollte eine bündige Antwort, und in dem Begriffe „bescheiden“ liegt alles andre umschlossen. Sprachlich ist der Hofprediger den Herren vom Freisinn ohne Zweifel über, denn sonst hätten sie sich doch wohl besonnen, bevor sie sich einer so unzeitgemäßen Spottlust überließen. Man darf sich den Stöckerschen Ausdruck dreist zu eigen machen. Die Juden müssen wirklich bescheidner werden. Das deutsche Volk steht vor der Wahl, entweder Zwang auf die fremden Eindringlinge zu legen oder sich selbst aufzugeben.

Aber was für einen Zwang? Der Freisinn möchte ohne Zweifel gar zu gern, daß wir dabei an mittelalterliche Judenverfolgung dächten. Aber wir thun ihm den Gefallen nicht. Nicht einmal das ist unsre Meinung, die liberale Gesetzgebung wieder aufzuheben und den Juden die ihnen vom Staate gewährleisteten Rechte zu nehmen. In den aufgeregtern Elementen des Antisemitismus, denen das Herz mit dem Kopfe davonläuft, mögen solche Gedanken rumoren, aber man braucht gar kein Mitglied dieses Bundes zu sein, um seinen Mitgliedern die Versicherung geben zu können, daß es nicht das ist, was als dauernde Frucht aus der Bewegung übrigbleiben wird. Der Libera-

lismus folgert zur Beruhigung der eignen Gemüter also: Es ist ein in der Völkergeschichte stets wiederkehrendes Gesetz, daß in allen Erregungen, von denen von Zeit zu Zeit das Gemüt das Volkes ergriffen wird, nur die die Führung behaupten können, die am lautesten schreien und den Massen die tollsten Hirngespinste vormachen. Wendet man dies auf den Antisemitismus an, so kann man sich schon zufrieden geben; je wilder die gestellten Forderungen sind, um so eher werden sie sich den Augen aller als Utopien erweisen, und um so früher wird die Bewegung im Sande verlaufen sein.

Soll man darauf wirklich noch etwas ernsthaftes erwidern? Überall, wo es sich in der Geschichte um Erregungen der Volksseele gehandelt hat, wo es in Wirklichkeit ein Leiden war, das die Volksseele in Sorge, Not und Angst versetzte, hat sich das Gesetz offenbart, daß, wie sich bei einer jeden Gärung das Unklare, Unreine zu Boden schlug, das Wesentliche aber, das Reine und das Gute nach oben trat. Die Freiheitsbewegung der mittlern Stände gegen den Feudalismus hat viel Vortreffliches zu Tage gefördert, aber es ist eine Thorheit, zu glauben, daß damit der Prozeß zu Ende sei. Kann der überhaupt zu einem andern als einem vorläufigen Abschluß gelangen? Es bleiben immer Reste, und der Rest, den die Bourgeoisie gelassen hat, ist sehr groß. Um diesen handelt es sich, wenn in neuerer Zeit die Sozialdemokratie auf den Kampfplatz getreten ist, und wenn sich ihr in der neuesten Zeit die christlich-soziale Partei zugesellt hat.

In dem Kampfe um eine vollkommnere Ausgestaltung des Menschenlebens in der Form des Staats ist der Antisemitismus die naturnotwendige Ergänzung der Sozialdemokratie. Er verhält sich zu ihr, wie das Herz zu dem Kopfe. Diese kämpft um ein Ideal, aber das läßt sich nicht mit dem Verstande allein erreichen. Wenn es möglich wäre, so müßte sich durch formalen Zwang allein auch der sozialdemokratische Staat mit seinem Kommunismus und mit der Aufhebung alles Individualismus verwirklichen lassen. Aber er wird immer eine Unmöglichkeit bleiben, weil er gerade den Einzelwillen und damit alle Voraussetzung jedes Lebens aufhebt. Die Sozialdemokratie läßt eine große Lücke, aber in diese springt der Antisemitismus ein. Während die Sozialdemokratie bis dahin nur für die materielle Hebung des Arbeiterstandes eingetreten war, denn in ihrem Zukunftsstaate soll Religion „Privatsache“ sein, holt dieser die vernachlässigte sittliche Seite nach und stellt sie sogar in den Vordergrund. Die „Genossen“ bekämpfen den Kapitalismus, das heißt die ins System gebrachte Geldmacht zur Erwerbung weiterer Mittel, die Antisemiten den Mammonismus, das heißt das selbstsüchtige Leben und Hasten der Menschen im Gelde zur Schädigung andrer und um der eignen Lust zu fröhnen.

Man könnte noch an andern Punkten darthun, wie sich in den Bestrebungen der zwei Parteien die beiden Seiten alles menschlichen Lebens zeigen,

aber wir wollen zu Ende kommen mit dem zusammenfassenden Gedanken, daß die Sozialdemokratie, über berechtigte Forderungen hinausschießend, mechanisch von außen her den Staat mit Gesetzparagraphen neu gründen will, der Antisemitismus dagegen den gewordnen Staat lebendig von innen heraus mit Anordnungen reformiren wird, die in einem von wirklichem Lebensblut zeugenden Zusammenhang mit dem Wesen unsrer Nationalität und dem der Religion der Liebe stehen. Wie diese Anordnungen im besondern aussehen werden, darüber wird ebenso wenig von Herrn Stöcker irgend jemand den Herren vom Freisinn etwas verraten können, aber dessen können sie schon jetzt versichert sein, daß es Gesetze sein werden, die, ohne den Charakter der Duldsamkeit zu verleugnen, doch den Juden und ihresgleichen den Zwang auferlegen, sich vor dem Geist unsers Glaubens und unsers Volkstums zu beugen.

Indische Zustände

(Schluß)

4

Die Verhältnisse der englischen Herrschaft in Indien sind so einzig in ihrer Art, die innern politischen, sozialen und religiösen Zustände der indischen Bevölkerung so verwickelt, daß die Zukunft des anglo-indischen Reichs ohne Zweifel das schwierigste Problem ist, das sich in unsrer Zeit der politischen Spekulation bietet. Aber es ist zugleich eins der wichtigsten Probleme für die gesamte Menschheit, da es die weitern Geschicke einer bildungsfähigen Bevölkerung von 260 Millionen Seelen betrifft, und es ist im besondern auch bedeutungsvoll und anziehend für uns Deutsche, die wir begonnen haben, auf dem Gebiete der Kolonisation dem Vorgange der Engländer zu folgen. Treten wir also diesem Problem etwas näher.

Die englische Regierung in Indien stützt sich, wie wir gesehen haben, in erster Linie auf das Heer, und von diesem Heer bestehen volle zwei Drittel aus einheimischen Söldnern, die mit ihren Herren durch keine Bande des Bluts oder Glaubens verbunden sind, sondern deren Treue allein auf ihrem kriegerischen Ehrgefühl und ihrer Dankbarkeit gegen ihre Lohnherren beruht. Nun kann es zwar nicht bezweifelt werden, daß es die Engländer ausgezeichnet verstanden haben, diesen Sepoys einen echt militärischen Geist anzuerziehen. Ein

Jahrhundert ununterbrochner Siege weckt natürlich den Stolz des Kriegers auf seine ruhmreichen Fahnen; ein kameradschaftlicher Ton, eine warme Fürsorge und eine vorbildliche Tapferkeit gewinnen dem britischen Offizier die persönliche Zuneigung seiner Untergebnen; und die langerprobte Zahlungsfähigkeit und Zahlungswilligkeit der englischen Regierung fesselt den Söldner mit seinem eignen Interesse an ihre Seite.

Aber wer möchte deshalb behaupten, daß die Treue der Sepoys niemals wanken könnte? Noch hat jede Regierung, die sich auf fremde Söldnertruppen stützte, über kurz oder lang deren Unzuverlässigkeit erfahren. Schlechte Behandlung weckt den Unmut des Mietlings, gute leicht seinen Übermut, und es ist schwierig für den Führer, immer das richtige Maß zu treffen, besonders schwierig in Indien, wo die Verschiedenartigkeit der Anschauungen, Gefühle und Sitten dem britischen Offizier das Verständnis für die wechselnden Stimmungen seiner Untergebnen trübt. Das Wesen des Sepoys ist schwer zu ergründen; dem Auge des Europäers zeigt er meist nur die offner zu Tage liegenden Lichtseiten seines Wesens. Aber wer kann wissen, was in der Tiefe schlummert? Ferner: das Blut des Inders ist rasch erregt, und seine religiösen Gefühle sind leicht verletzt. Mag auch die Ruhe heute nicht bloß scheinbar sein, wer bürgt dafür, daß sie morgen nicht gestört wird? Man denke an die gefetteten Patronen von 1857 und an die prophetischen Worte, die der neuernannte Vizekönig Lord Canning 1856 vor seiner Abreise nach Indien sprach: „An dem indischen Himmel, mag er noch so klar sein, kann plötzlich eine kleine Wolke aufsteigen, die, zuerst nicht breiter als eine Hand, rasch größer und größer wird und uns zuletzt mit Unheil zu überschütten droht.“ Schon früher einmal hatten die Sepoys in Südindien gemeutert (muting of Vellore 1796). Der große Aufstand von 1857 ist bekannt genug. Wer wollte behaupten, daß sich dergleichen nicht wiederholen könnte?

Eine Meuterei unter den einheimischen Söldnern ist immer möglich, und deshalb haben die Engländer Vorkehrungen getroffen, ihr besser begegnen zu können als 1857. Die britische Regierung hat die Lehren jenes furchtbaren Jahres nicht vergessen. Der Aufruhr verbreitete sich damals so rasch über die gesamte Bengalarmee, weil sich diese in der Hauptsache aus einer bestimmten Klasse rekrutirte. Fast die ganze Infanterie bestand aus Brahmanen und Radschputen von Audh und den Nordwestprovinzen, also aus Leuten verbunden durch Gemeinsamkeit der Interessen und Anschauungen und mehr als andre unter dem Einfluß von religiösen Gefühlen und Kastenvorurteilen. Heutzutage ziehen die Madras- und Bombayarmeen ihre Rekruten aus vielen verschiednen Stämmen und Kasten des Dekkan und mischen sie in den Regimentern durch einander, während in der zahlreichern und wichtigern Bengalarmee die verschiednen Rassen, Religionen und Kasten meistens kompagnieweise getrennt gehalten werden, sodaß z. B. ein Regiment zwei Kom-

pagnien Sikhs, eine Kompagnie Brahmanen, eine Kompagnie Radschputen, zwei Kompagnien muhammedanische Pundschabis, eine Kompagnie Pathans und eine Kompagnie Dogras hat. Wie in den neuern Kriegsschiffen der Ausbreitung des Wassers beim Leckwerden durch die wasserdichten Abteilungen, so wird in dem indischen Heere dem Umsichgreifen einer Meuterei durch die Trennung der verschiednen sozialen Elemente vorgebeugt.

Daneben ist die militärische Stellung der Engländer in Indien auch sonst bedeutend verstärkt worden. Bei der Reorganisation nach Unterdrückung des großen Aufstandes wurde der Grundsatz festgehalten, daß das Verhältnis zwischen einheimischen und europäischen Truppen das von 2 : 1 niemals bedeutend übersteigen und daß die gesamte Artillerie ausschließlich von Europäern bemannt werden solle. So standen 1856 den 232000 Sepoys nur 39000 Europäer gegenüber, jetzt dagegen den 141000 Sepoys 71000 Europäer. Alle größern Festungen des Landes sind heute von britischer Artillerie besetzt, alle Arsenale von britischen Truppenteilen bewacht, und alle schweren und Feldbatterien werden von Europäern bedient. Außerdem stellt eine Truppe von 71000 Europäern jetzt an und für sich eine weit größere Truppenmacht dar, als vor fünfunddreißig Jahren. Damals waren die britischen Truppen in kleinen Abteilungen über das Land zerstreut, und es war schwierig, zeitraubend und kostspielig, auch nur eine kleine britische Streitmacht an irgend einem Punkte Indiens zu sammeln. Als der Aufstand ausbrach, waren kaum 650 Kilometer Eisenbahnen fertig, während augenblicklich 27000 Kilometer in Betrieb sind. Alle größern Garnisonen, Festungen und Arsenale sind jetzt mit einander und mit der Küste durch Schienenwege verbunden. Während 1857 ein Regiment drei bis vier Monate brauchte, um von der Küste nach dem Pundschab zu marschieren, kann es jetzt in einer Woche von Kalkutta nach Lahore gebracht werden. Verstärkungen von England, die damals um das Kap herum drei Monate unterwegs waren, landen jetzt in Bombay binnen dreißig Tagen nach der Abfahrt von Plymouth. Schließlich darf auch das Volunteerkorps nicht vergessen werden. Aus Europäern und Eurasiern bestehend, etwa 25000 Mann stark, zwar nicht hervorragend ausgebildet, aber gut bewaffnet, könnte sich dieses Korps im Falle eines Aufstandes für Verteidigungszwecke sehr nützlich erweisen und würde jedenfalls die Wiederkehr der schlimmsten Unglücksfälle des Jahres 1857 verhüten. Nach alledem kann es nicht zweifelhaft sein, daß eine Meuterei der Sepoys heutzutage weit rascher niedergeschlagen werden würde als vor dreißig Jahren. Und im allgemeinen kann auch die Regierung auf die Treue ihrer einheimischen Truppen zählen, denn die erwähnten Aufstände von 1796 und 1857 bilden doch nur einige dunkle Flecken in dem hellen Bilde eines ganzen Jahrhunderts von treuen Diensten.

Aber die Macht der britischen Regierung in Indien beruht nicht allein auf dem Heer. Der immer wachsende Einfluß des Staates auf alle Gebiete

des öffentlichen Lebens hat in allen ziviliſirten Ländern die Stellung der Regierung gegenüber revolutionären Beſtrebungen ungeheuer verſtärkt. Durch ein Heer von hohen und niedern Beamten ſtreckt ſie ihre Fühler nach allen Richtungen aus, hat ihre Verbindungen in allen Schichten der Bevölkerung und wird immer über die Bewegungen und Pläne aller feindlichen und umſtürzleriſchen Elemente unterrichtet. Sie beſitzt die Einheit der Leitung, die ihren Gegnern abgeht. Sie beherrſcht die Knotenpunkte der Straßen, die Eiſenbahnen und Telegraphen. Sie verfügt endlich über unerſchöpfliche Geldmittel. In Indien kommt noch hinzu, daß ſie in der See eine unangreifbare Baſis hat, daß ſie mit Hilfe ihrer Flotte die Meere beherrſcht, das Land wirkſam gegen außen abſperren und die Einfuhr von Waffen, Munition u. dgl. gänzlich verhindern kann. Das ungeheure auf der Halbinſel angelegte engliſche Kapital, der gewaltige Handel zwiſchen den beiden Ländern hat neue Bande um England und Indien geſchlungen. Die Verbindung zwiſchen ihnen wird von Jahr zu Jahr feſter. Die räumliche Ausdehnung der indiſchen Halbinſel, die früher jeden Verſuch einer politiſchen Vereinigung verhinderte oder im Keime erſtickte, wird dem anglo-indiſchen Reiche nicht mehr verderblich werden. „Denn dem Umfange der Staaten ſind heute kaum noch Grenzen geſteckt, wo Dampf und Elektrizität den politiſchen Körpern einen neuen Blutumlauf in Geſtalt der Eiſenbahnen und ein neues Nervenſyſtem in Geſtalt von Telegraphen gegeben haben.“

Von den Unterthanen freilich kann die engliſche Regierung eine thatkräftige Unterſtützung feindſeligen Beſtrebungen gegenüber nicht erwarten. Die Engländer herrſchen in Indien nicht durch den Willen des Volkes, und da wäre es doch wunderbar, wenn der Inder für die Erhaltung der engliſchen Herrſchaft ſein Gut und Blut einſetzen ſollte. Man hört wohl von engliſcher Seite verſichern, daß ſich die Unterthanen aus Dankbarkeit und in der richtigen Erkenntnis ihres eignen Nutzens um ihre britiſchen Herren ſcharen würden. Kann denn der Hindu anders, heißt es, als die fühlbaren Segnungen der engliſchen Herrſchaft mit den Greueln der frühern Anarchie vergleichen? Muß er ſich nicht ſagen, daß mit dem Sturz dieſer Herrſchaft die alte Verwirrung unvermeidlich wiederkehren würde? Gewiß muß er das. Aber dabei vergißt man nur, daß die großen Maſſen leider meiſt nicht von der Vernunft, ſondern von der Unvernunft geleitet werden. Man iſt durchaus im Irrtum, wenn man glaubt, daß ſich irgend ein Teil der indiſchen Bevölkerung durch Rückſichten auf das Gemeinwohl in ſeinen Handlungen beſtimmen laſſen würde. Gemeinwohl iſt dem Inder ein ebenſo unbekannter Begriff wie Vaterland, Patriotismus u. dgl. Der Einzelne fragt ſich nicht, welche Folgen die britiſche Herrſchaft für das ganze Land hat, ſondern jede einzelne ſoziale Gruppe überlegt, wie ihre eigne Stellung, ihre Sonderintereſſen dadurch beeinflußt worden ſind. „Nun kommen aber die Wohlthaten, die die Engländer dem Lande im allge-

meinen erwiesen haben, indem sie der furchtbaren Verwirrung, der Räuberwirtschaft, der Säbelherrschaft ein Ende machten, namentlich einer Klasse zu gute, die, wenn auch bei weitem die zahlreichste, doch wenig politischen Einfluß und ein kurzes Gedächtnis hat, nämlich den kleinen Landleuten (ryots)." Je länger die englische Herrschaft besteht, desto mehr werden die frühern Leiden vergessen, denen sie ein Ende machte. Und gesetzt auch, sie würden nicht vergessen, gesetzt, der Ryot bliebe sich stets der ihm von seinen jetzigen Herren erwiesenen Wohlthaten bewußt, so ist doch kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß sich im Falle einer Bedrohung der englischen Herrschaft von andrer Seite dieses Gefühl der Dankbarkeit auch in Thaten umsetzen würde. Der indische Bauer ist seit Jahrtausenden zu sehr gewöhnt, den Wechsel seiner Herrscher stumm über sich ergehen zu lassen, und es wäre sehr zu verwundern, wenn ihm jetzt auf einmal der Gedanke käme, er könne eigentlich die politischen Geschicke seines Landes selbst mit bestimmen und sich zum Herrn setzen, wer ihm gefiele. Die große Masse dieser Landbevölkerung kommt aber auch so wenig in unmittelbare Berührung mit den Engländern, steht ihrem Wesen so fremd gegenüber und hat so wenig eigentliches Verständnis für ihre Politik, daß es gelegentlich gar nicht einmal schwer wäre, die Absichten ihrer britischen Herren bei ihr zu verdächtigen. Neben der kleinen Landbevölkerung ist es vor allem der Handelsstand, der den augenscheinlichsten Vorteil von der jetzigen Ordnung zieht, und da er im allgemeinen aus leidlich urteilsfähigen Menschen besteht, so wünscht er gewiß den Bestand der englischen Herrschaft. Leider wird es nur auch bei ihm meistens bei dem Wünschen bleiben. Kein Zweifel: „die Klassen, die den ewigen Kriegen früherer Zeiten, der Bedrückung, dem Raube, dem Morde preisgegeben waren, sollten ihre Befreier segnen, aber es ist wenig wahrscheinlich, daß die Bedrücker, Räuber und Mörder dasselbe thun; und diese bilden, wenn auch eine kleine Minderheit, doch den einflußreichsten Teil der Bevölkerung" (Seeley). So sind wirklich feindselig gesinnt zunächst die zahlreichen militärischen Abenteurer und Glücksritter meist zentralasiatischer Abkunft, die seit Jahrhunderten in den indischen Heeren und an den indischen Höfen die allgemeine Verwirrung für ihren persönlichen Ehrgeiz auszunutzen pflegten, und deren Treiben die feste Ordnung der englischen Herrschaft ein Ende gemacht hat. Ferner die Angehörigen abgesetzter Dynastien samt ihren Gefolgsleuten. Dann überhaupt die höhern Schichten der Muhammedaner, die unter der mongolischen Dynastie als die Vertreter der herrschenden Religion alle einflußreichen Posten monopolisirten, und die Brahmanen, deren soziale Stellung durch das Eindringen europäischer Bildung und Aufklärung allmählich untergraben wird. Alle diese früher herrschenden Klassen schreiben mit Recht das Schwinden ihres Einflusses auf Rechnung der „bauernfreundlichen" Politik der Engländer und würden den Sturz der jetzigen Machthaber mit Freuden begrüßen. Glücklicherweise entspricht aber ihre Macht nicht ihren

bösen Absichten. Gegenseitige Eifersucht hindert sie an gemeinsamem Handeln, die Unterstützung der Massen fehlt ihnen, und das starke Heer der Regierung schreckt von vereinzeltem Vorgehen ab. Gern würden sie wieder gelegentlich, wie 1857, die Mißstimmung der einheimischen Söldner für ihre Zwecke auszubeuten suchen, aber die jetzige Zusammensetzung der Sepoyregimenter macht diese solchen Umtrieben weniger zugänglich, und schließlich zeigt gerade der Ausgang jenes Aufstandes, daß eine Meuterei ihrer indischen Truppen der englischen Regierung noch nicht gefährlich wird, solange sie nicht den Charakter einer nationalen Erhebung trägt und als solche bei den Massen Unterstützung findet. Es ist nicht anders: solange die indische Bevölkerung in ihrer jetzigen Zersplitterung und politischen Bewußtlosigkeit verharrt, ist die Herrschaft der Engländer gegenüber ihren innern Feinden fest und sicher gegründet.

Wie aber, wenn in diesen Verhältnissen ein Wechsel einträte? Für gewöhnlich vollziehen sich freilich solche Änderungen in dem gesellschaftlichen Leben großer Volksmassen nur langsam und unmerklich. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Indien gewissermaßen ins Schlepptau genommen worden ist von Europa, wo wir jetzt mit Volldampf vorangehen. Es ist wahrscheinlich, daß unter dem Hochdruck europäischen Fortschritts und dem Einfluß fester Ordnung Indien rasch durch Entwicklungsstufen hindurchgeführt werden wird, die in dem Leben andrer Völker Jahrhunderte in Anspruch genommen haben. „Der Hindu macht jetzt in zwei Tagen eine Reise, die vor einem Menschenalter einen Monat in Anspruch nahm, weil die Engländer Eisenbahnen gebaut haben, ehe er selbst sich nur gepflasterte Wege geschaffen hatte; und so wird die geistige Entwicklung des Hindu vielleicht auch fortschreiten mit Überspringung von Zwischenstufen.“ Wie, wenn sich Indien, dem demokratischen Zuge des Westens folgend, unsre Ideen von dem souveränen Volk und dem Selbstbestimmungsrechte der Massen aneignete? Die britische Herrschaft muß den Volksgeist unwillkürlich in diese Richtung drängen. Die Gedanken des Ryots sind nicht ausschließlich durch die schwere Sorge für den täglichen Unterhalt und die fortwährende Angst um Leib, Weib und Gut in Anspruch genommen. Die friedliche Ordnung, die bessern Erwerbsbedingungen geben ihm Muße, auch über die Grundlagen seiner gesellschaftlichen Existenz nachzudenken. Die Sicherheit des Lebens und Eigentums, die Fürsorge einer wohlwollenden Regierung, die stets betonte Rücksicht auf sein Wohl erschienen ihm zuerst und erscheinen ihm wohl auch noch jetzt als etwas neues, seltsames, unverständliches. Aber wie bald wird er sich gewöhnen, sie als selbstverständlich hinzunehmen, wie bald sie als sein Recht fordern, wie bald lernen, daß die Regierung um seinetwillen, nicht er um der Regierung willen da ist! Obendrein bemühen sich noch einige halbgebildete Inder, diesen natürlichen Entwicklungsgang zu beschleunigen. Unter dem Namen eines Nationalkongresses haben sich ein paar hundert unklare und schwatzhafte Köpfe zusammengethan, um auf eine

für Indien so außerordentlich zeitgemäße parlamentarische Vertretung hinzuwirken. Unter die großen Kinder des Landes werden zu Tausenden und Hunderttausenden politische Bibeln verteilt, und die ganze einheimische Presse — über vierhundert Zeitungen — befleißigt sich, den Ryot möglichst mit seinen bürgerlichen Rechten, nicht aber mit seinen bürgerlichen Pflichten bekannt zu machen. Wenn auch glücklicherweise zur Zeit nur wenige die phrasenhaften Ergüsse jener Volkstribunen zu lesen vermögen, so wird es doch nicht lange dauern, bis die Massen etwas zum politischen Selbstbewußtsein erwachen.

Aber muß denn eine solche Entwicklung notwendig der englischen Herrschaft gefährlich werden? Gewiß nicht, solange sie nicht Hand in Hand geht mit einer nationalen Einigung der Bevölkerung, denn mit der wachsenden Erkenntnis müßte auch das Verständnis für die Segnungen der englischen Herrschaft wachsen, und wenn sich trotzdem der Wunsch nach deren Beseitigung einstellen sollte, so würde doch die Ausführung an den innern Feindschaften scheitern. Ist aber eine nationale Einigung in absehbarer Zeit zu erwarten? Wir haben als Haupthindernis der ethnischen Verschmelzung der indischen Bevölkerung die rasche Folge der Invasionen und die dadurch gegebne Fortdauer der allgemeinen Verwirruug erkannt. Diese Hindernisse sind beseitigt. Die englische Herrschaft hat der tausendjährigen Anarchie ein Ende gemacht, und Indien ist in eine Periode friedlicher Entwicklung eingetreten. Ist es nicht wahrscheinlich, daß diese, wenn sie länger andauert, zur Bildung einer indischen Nation führen wird? Nein, denn Jahrtausende haben jetzt ihren Stempel auf die innern Gegensätze gedrückt. Die einzelnen Bestandteile der indischen Bevölkerung haben die Lebensstufen überschritten, wo sich solche Verschmelzungen leicht vollziehen. Sie haben die Formbarkeit der Jugend verloren. Sie haben sich — wenigstens die wichtigern unter ihnen — im Laufe der Zeit jede eine feste Schriftsprache geschaffen mit einer hochentwickelten Litteratur, als einen nicht mehr zu verwischenden Ausdruck ihres eigentümlichen Wesens, als eine stete Mahnung an ihr Recht und ihre Pflicht, ein Sonderdasein zu führen. Vielleicht mögen sich in den einzelnen Landesteilen verschiedne kleine Nationalitäten ausbilden; sie würden aber dann immer noch durch ihre gegenseitige Eifersucht den Bestand der englischen Herrschaft ermöglichen. Doch ebensowenig wie Franzosen und Spanier, wie Engländer und Deutsche werden Marathen und Tamulen, Bengalis und Pathans jemals zu einer einheitlichen Nation zusammenwachsen.

Weit eher als auf ethnischem wäre eine Konzentration auf religiösem Gebiete möglich. Die religiösen Anschauungen der Massen sind ein Ausdruck oder Spiegelbild ihrer politischen und sozialen Geschichte durch viele Geschlechter. Die wilde, unstete und unsichere Existenz, die die indische Bevölkerung Jahrhunderte oder Jahrtausende hindurch geführt hat, ist die Ursache des zerrissenen und ordnungslosen Zustandes des populären Brahmanismus. Nur so, aus

den politischen Wechselfällen und ewigen Katastrophen der indischen Geschichte, erklärt es sich, daß ein Land, das schon vor zweitausend Jahren zwei so große volkstümliche Religionen, wie Brahmanismus und Buddhismus, hervorgebracht hatte, noch heutigestags mit religiöser Anarchie kämpft. Jetzt aber hat die englische Herrschaft die ganze gesellschaftliche Atmosphäre, in der der Brahmanismus lebt, von Grund aus verändert, und wir müssen erwarten, daß sich über kurz oder lang in Indien große Wandlungen auf religiösem Gebiete vollziehen werden. Vor dem hellen, frei hereindringenden Lichte der modernen Wissenschaft müssen die rohen, abergläubischen Vorstellungen der Massen verschwinden; in der milden, gleichmäßigen Wärme des britischen Friedens wird sich der Hinduismus unter neuen Glaubensformen, die vorherzusagen unmöglich ist, voraussichtlich befestigen, er wird der innern Anarchie Herr werden und dadurch nach außen hin an Widerstandskraft gewinnen. Gleichzeitig aber hat der indische Islam, vom politischen Gebiete mehr auf das religiöse zurückgedrängt und durch die Vernichtung des Sikhreiches wieder mit der übrigen muhammedanischen Welt in unmittelbaren Zusammenhang gebracht, Veranlassung gefunden, mehr zu der ursprünglichen Reinheit der Lehren Muhammeds zurückzustreben und die in vergangnen Jahrhunderten aus dem Brahmatum übernommnen Glaubenssätze und Gebräuche abzustreifen. Daraus muß sich notwendigerweise eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen Hindus und Moslim ergeben, also ein wirksames Gegengewicht gegen die Gefahren, die sonst aus großen religiösen Bewegungen in Indien für die Herrschaft einer christlichen Regierung erwachsen müßten.

Wir wenden uns nun von der Betrachtung der innern zu der etwaiger äußerer Gefahren. Die Grenze Indiens bildet in ihrer größern Hälfte die See; hier droht der englischen Herrschaft in Indien keine Gefahr. Albion wird wohl noch für lange Zeit die Herrin der Meere bleiben. Zwar kann die englische Flotte nicht mehr wie einst gegen die ganze Welt einstehen: die vereinten Flotten allein zweier Großmächte, z. B. Frankreichs und Italiens, sind ihr vielleicht schon gewachsen; aber keine denkbare Koalition von feindlichen Mächten würde imstande sein, ein Heer nach Indien zu werfen, das mit den anglo-indischen Truppen den Kampf aufnehmen könnte, oder auch nur die Verbindung zwischen England und Indien wirksam zu unterbrechen. Denn von Gibraltar, Malta, Cypern, Ägypten, Perim und Aden aus beherrscht Großbritannien die Straße durch das Mittelmeer, den Kanal und das Rote Meer; von St. Helena, dem Kap und Mauritius aus ebenso den Weg um die Südspitze Afrikas.

Zu Lande folgt die Grenze Indiens dem Zuge der Gebirge. In einer Breite von etwa fünfzig Meilen, in einer Länge von ungefähr vierhundert Meilen und in einer Kammhöhe von mehr als 4500 Metern ziehen sich die gewaltigen Ketten des Himalaja am Süden jenes großen Hochlandes hin, das

uns als der Kern des asiatischen Festlands erscheint, und umgeben die indische Halbinsel gegen Norden mit einem unüberschreitbaren Wall. Während die Gebirge Europas den Verkehr wohl haben hemmen, aber nicht dauernd hindern können, besteht zwischen dem Tafellande von Tibet und den Ebnen Hindustans kein Handel, und keine moderne Armee würde den Marsch von dem Thale des Ganges nach den Hochflächen von Innerasien ermöglichen. Gegen China hin wird die Abschließung Indiens durch die südöstlichen Ausläufer des Himalaja vervollständigt. Im Westen ziehen sich zwar die Ketten des Suleiman bis hinab an den Arabischen Meerbusen und trennen die Ebene des Indus von dem Plateau von Iran. Aber der Gebirgszug ist hier weniger hoch als im Norden und Nordosten und von mehreren für größere Heere gangbaren Pässen durchbrochen. Hier im Nordwesten liegt das Thor Indiens, und hier sind durch den Khaiber-, den Bolan- und andre Pässe zu wiederholten malen fremde Eroberer eingedrungen. Von den Völkerwanderungen drawidischer, arischer und scythischer Stämme abgesehen, können wir sechs größere Invasionen rechnen, von denen drei einen staatengründenden, drei einen rein zerstörenden Charakter hatten. Aus Alexanders des Großen Heereszug (327 v. Chr.) ging die baktro-griechische Herrschaft über Nordwestindien hervor; die Unternehmungen Muhammeds von Ghazni (1001 n. Chr.) und seiner Nachfolger legten den Grund zu dem ersten muhammedanischen Reiche in Hindustan (Tughlaks) und der Einfall Babers (1524) zu dem zweiten (Großmoguln). Diesen beiden muhammedanischen Staatenbildungen versetzten die Raubzüge Timurs (1398) und Nadir Schahs (1739) den Todesstoß; die Einfälle Ahmed Schahs (1760) brachen die aufstrebende Macht des Marathenbundes. Indien hat also zu Lande nur einen verwundbaren Punkt, aber auf diesem Punkte scheint es ganz besonders leicht verwundbar zu sein, denn zwei Jahrtausende hindurch sind die politischen Geschicke der Halbinsel hauptsächlich durch Angriffe auf diese Stelle bestimmt worden. Es fragt sich nun: droht für die englische Herrschaft von dieser Seite her eine Gefahr?

Es war um die Wende unsers Jahrhunderts, als die britischen Staatsmänner am Hugli zum erstenmale ihre Augen über die Nordwestgrenze Indiens hinaus lenkten. Zunächst störte Bonapartes Zug nach Syrien ihre Ruhe, und als diese ziemlich eingebildete Gefahr vorüber war, begannen der Druck des russischen Kolosses auf Persien und die Ausdehnung der russischen Herrschaft in Zentralasien allmählich auch in Indien sich fühlbar zu machen. Die Engländer lernten bald jeden Fortschritt der Heere des Zaren und jede Bewegung seiner Diplomatie mit eifersüchtigem Auge und mit einer gewissen nervösen Aufregung verfolgen. Zweimal schon hat das Erscheinen eines russischen Gesandten in Kabul und die übertriebne Besorgnis vor einem Übergreifen des russischen Einflusses auf Afghanistan die britischen Heere über den Suleiman geführt. Zweimal hat England den Schah befehdet, weil dieser

unter russischen Einflüsterungen zur Belagerung von Herat schritt. Aber während Großbritannien so der geheimen Minirarbeit russischer Diplomatie an den Höfen von Kabul und Teheran oft mit einem überflüssigen Aufwande von Energie gegenübertrat, hat es den russischen Waffen in Zentralasien einen Widerstand entgegenzusetzen weder den Mut noch die Berechtigung gefunden. Und so haben sich denn die russischen Grenzen immer weiter gegen Indien vorgeschoben. Nach einander sind die Kirghisen, die Khanate von Kokand, Buchara und Chiwa und schließlich auch die Turkomanen von Geok-Tepe und Merv den Heeren des Zaren erlegen. Nur Afghanistan liegt noch als einziger unabhängiger Staat zwischen Rußland und Anglo-Indien. Und schon sind sich der Kosak und der Sepoy an den Ufern des Herirud begegnet, diesmal noch zur friedlichen Festsetzung einer streitigen Grenze. Wann werden sie im Kampfe aufeinanderstoßen? Rußland drängt nach dem offnen Meere, dem Indischen Ozean zu, und England kann um der innern Ruhe seiner indischen Besitzungen willen eine solche Nachbarschaft nicht wünschen. Beide Reiche streben nach der Vormachtstellung über ganz Asien, und die Rivalität zwischen ihnen besteht unvermindert weiter. Sie könnten recht gut in Frieden nebeneinander leben, ein jedes zufrieden im eignen Besitz. Aber ist es wahrscheinlich, daß sie es thun werden?*)

Im Fall eines Kampfes um die Vormachtstellung in Asien hat Rußland nur einen Weg, eine für sich günstige Entscheidung zu erzwingen, nämlich den Angriff auf Indien. Es müßte ein Heer nach Hindustan hineinwerfen, um dort die englische Herrschaft zu erschüttern. Wenn nun Anglo-Indien gegenüber einer solchen russischen Invasion allein in seinen eignen Streitkräften Schutz suchen sollte, so wäre es wahrlich schlecht darum bestellt. Denn diese Kräfte sind verschwind gering gegenüber denen des nordischen Gegners. Rußland hat die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Bei einer Bevölkerung von ungefähr 100 Millionen zählt sein Heer auf Friedensfuß über 800000 Mann und kann im Kriege auf mehr als 4000000 gebracht werden. Gegen etwaige englische Landungsversuche braucht nur ein kleiner Bruchteil bereit gehalten zu werden; und wenn auch Rußland seine Westgrenze durch drei Millionen Soldaten gegen unvorhergesehene Fälle deckt, so bleiben doch immer noch mehr als eine Million zur Verwendung auf dem asiatischen Kriegsschauplatz übrig. Die erste Staffel bilden die transkaspischen Regimenter mit einer Kriegsstärke von 20000 Mann und das turkestanische Korps von 70000 Mann. Dahinter stehen in zweiter Linie die Garnisonen des Kaukasus, deren Friedensstärke verschieden auf 100000 bis 150000 Mann angegeben wird, während auf Kriegsfuß ihre Zahl auf 300000 Mann anschwillt; und hinter diesen wieder die gewaltigen

*) Das Folgende im Anschluß an des Verfassers Studie „Rußland und Anglo-Indien." Militärwochenblatt, Nr. 106 ff.

Truppenmassen des europäischen Rußlands. Anglo-Indien verfügt nur über 71000 Mann englische Truppen und 141000 nicht immer zuverlässige einheimische Söldner. Aber selbst von diesen 212000 Mann kann nur ein Teil gegen außen verwendet werden. Denn die anglo-indische Armee ist nicht so sehr eine Armee zur Verwendung gegen einen äußern Feind, als eine militärisch organisirte Polizeitruppe, deren Hauptaufgabe die Aufrechterhaltung der Ruhe innerhalb des Reiches ist. Wenn wir annehmen, daß zur Verteidigung der Nordwestgrenze eine Feldarmee von 100000 Mann aufgestellt werden könnte, so haben wir wohl eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. Auch das Mutterland könnte keine bedeutenden Verstärkungen abgeben, da seine eignen Verteidigungsmittel gegenüber der Gefahr einer französisch-russischen Verbindung keineswegs besonders stark sind. Ein so ungünstiges Zahlenverhältnis wird auch nicht einmal zum Teil durch eine moralische Überlegenheit der anglo-indischen Truppen ausgeglichen. Denn eine überlegne Tapferkeit kann jedenfalls nur den britischen Soldaten zugeschrieben werden, nicht auch dem Sepoy, und dem stehen auf russischer Seite gegenüber eine größere Genügsamkeit und Gewöhnung an Entbehrungen bei dem gemeinen Mann, eine bessere Disziplin, eine mehr modernen Verhältnissen angepaßte Taktik und größere Übung der Generale in der Führung großer Truppenkörper.

Die Engländer können aber auch nur mit wenig Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, in Asien Bundesgenossen zu finden. Ein Asiat, der zwischen der Bundesgenossenschaft Rußlands und der Englands zu wählen hat, wird sich unbedingt folgende zwei Fragen vorlegen: Wer ist der Stärkere? und wo kann ich am meisten gewinnen? Und es ist wohl kaum zweifelhaft, wie die Antwort ausfallen würde. Beginnen wir zunächst mit Persien. Wenn der Schah Vertrauen auf die Stärke und Bundestreue Englands haben könnte, so würde er wahrscheinlich dessen Partei ergreifen. Aber wo viel zu gewinnen ist, da ist auch viel für ihn zu verlieren. Und die Aussichten auf Gewinn sind nicht günstig. Auch ist der Schah schon einmal von England in der Stunde der Gefahr vertragsbrüchig im Stich gelassen worden. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß die besten Kenner Persiens erklären, das beste, was England hoffen könne, sei eine Neutralität des Schahs, ein Bündnis mit Rußland aber sei durchaus nicht unwahrscheinlich. Schließlich würde eine feindselige Haltung Persiens gar nicht so gefährlich für Rußland sein, wie die Engländer meistens annehmen. Die persische Provinz, von der aus allein die Flanke und die Rückwärtsverbindungen einer gegen Indien rückenden russischen Armee bedroht werden könnten, ist Khorassan. Aber diese große nordöstliche Provinz hängt, gemäß der Lage der großen Sandwüste, mit den westlichen und südlichen, bewohnten Teilen Persiens nur durch einen schmalen Streifen im Südosten des Kaspisees zusammen. Die politische Verbindung, die stets nur lose gewesen ist, kann von Rußland mit einem Schlage durch die Besetzung von

Astarabad gelöst werden. Khorassan ist dann ganz in seiner Hand, und jede von Teheran ausgehende Unternehmung läßt sich von Astarabad aus leicht vereiteln.

Von größerer Bedeutung ist die Haltung der Afghanen, weil sie die Zugänge zu den Suleimanpässen besetzt halten. Aber auch hier hat England wenig zu hoffen. Wohl bemüht es sich, durch regelmäßige Zahlung von Subsidien den Amir auf seiner Seite zu halten und seine Zentralgewalt zu verstärken. Aber Afghanistan hat nie eine feste monarchische Regierung gehabt und kann sie nie haben. Die Nation besteht aus einer Vereinigung von mehr oder weniger unabhängigen Stämmen, deren Hauptzug ein starkes, zügelloses Freiheitsgefühl ist. Und selbst wenn der Amir treu zu England hielte, so würde das von wenig Gewicht sein, wenn nicht die Masse seiner Unterthanen zu derselben Seite hinneigte. Das ist aber kaum anzunehmen. Rußland erscheint als der angreifende, folglich als der stärkere Teil. England hat sich durch zwei ungerechte Kriege die rachsüchtigen Afghanen zu Feinden gemacht. Und vor allem: „Der Afghane wie der Turkomane ist ein berufsmäßiger Freibeuter. Er hält es für löblicher, sich zu bereichern durch Mord und Plünderung als durch Fleiß und Arbeit; und man kann sich leicht den Triumph und die Freude dieser angenehmen Gesellschaft vorstellen, wenn es dem weißen Zaren an der Newa in den Sinn kommen sollte, einen Zug nach Indien zu unternehmen und sie zur Teilnahme aufzufordern.“

Auch die turkomanischen Freischaren, die sich dem Heere des Zaren anschließen werden, sind nicht zu unterschätzen. „Das nomadische Element hat immer einen großen Teil der Heere gebildet, die in Indien vom Nordwesten einfielen, und wenn diese Nomaden zur Zeit des Nadir im Felde erschienen, gedrillt im Geiste der militärischen Organisation Altasiens, so wird Rußland Sorge tragen, daß die mit ihm marschierenden in allen Beziehungen den modernen Ansprüchen an eine Miliz dieser Art nachkommen werden“ (Vambéry). Die Russen haben, nach Vambérys Bericht, auch schon begonnen, die Turkomanen als irreguläre Kavallerie nach dem Muster der Kosaken zu organisiren. Und daß sich Rußland der Hilfe dieser fliegenden Scharen bedienen würde, dafür bürgen die Worte General Skobeleffs. Im Jahre 1878, als der Ausbruch eines russisch-englischen Krieges drohte, legte der Held von Plewna der russischen Regierung einen Plan für einen Zug gegen Indien vor, der auch zur Ausführung gekommen sein würde, wenn der Berliner Kongreß erfolglos geblieben wäre. Darin heißt es: „Es wird schließlich unsre Pflicht sein, Massen asiatischer Kavallerie zu organisiren, sie unter der Losung von Mord und Plünderung nach Indien hineinzuwerfen, gleichsam als eine Avantgarde, und so die Zeiten eines Tamerlan zu erneuern.“ Aber alle diese Nachteile werden durch die Gunst der natürlichen Lage aufgewogen. Nicht in seiner eignen Militärmacht, nicht in der Bundesgenossenschaft andrer Staaten oder

Völker findet Anglo-Indien seinen besten Schutz, sondern in seiner geographischen Abgeschlossenheit. Wir haben schon gesehen, daß die indische Halbinsel von der Landseite nur im Nordwesten zugänglich ist. Aber selbst hier an dem „Thore Indiens" ist der Zugang sehr erschwert. Die wohlwollende Natur hat, nicht zufrieden, die reichen Ebnen Hindustans durch die wilden, 3000 Meter hohen Ketten des Suleimangebirges zu schützen, diesem breiten Gebirgswall auf der Außenseite noch das rauhe Gebirgsland von Afghanistan und die öde Hochebne von Belutschistan in einer Breite von 500 Kilometern vorgelegt. Von diesen ist die letztere wiederum von Westen her durch die Wüste von Mekran gänzlich unzugänglich gemacht, sodaß in der That nur der Teil der indischen Nordwestgrenze angreifbar ist, der zwischen dem 28. und dem 34. Grad nördlicher Breite liegt. Der Marsch eines größern Heeres über das in der letzten Zeit so viel genannte Pamirplateau ist bei der Höhe, Breite und völligen Unwirtlichkeit der betreffenden Gebirgsmassen sicher ein Ding der Unmöglichkeit; dieses entlegne Gebiet verdankt überhaupt seine Bedeutung nur dem Umstande, daß es der russischen Diplomatie ein geeignetes Feld für ihre beliebte politische Maulwurfsarbeit bietet.

Indien kann nur auf dem Wege durch Afghanistan betreten werden. Auf Afghanistan aber drückt Rußland von zwei Seiten her, von Turkestan und vom Kaspisee aus. Von diesen beiden verdient der Kaspisee unbedingt den Vorzug als Basis für größere militärische Unternehmungen wegen seiner viel bessern Verbindungen mit dem europäischen Rußland (Wolga, ciskaukasische Bahn, Schwarzes Meer mit der Anschlußbahn Batum-Tiflis-Baku) und wegen der Nähe der starken Kaukasusgarnisonen. Natürlich würde bei einem Kriege gegen Indien die Mitwirkung einer von Samarkand aus operirenden Armee schwer in die Wagschale fallen, aber der Hauptstoß würde nicht von Turkestan, sondern vom Kaspisee erfolgen, nicht auf der Linie Balkh-Kabul, sondern auf der Linie Herat-Kabul oder Herat-Kandahar.

Wegen der natürlichen Schutzwälle Indiens und insbesondre wegen der Rauheit des afghanischen Berglandes, die die Unkenntnis noch in phantastischer Vergrößerung erscheinen ließ, hat man einen solchen Heereszug oft für unmöglich gehalten. Sehr mit Unrecht. Der Marsch eines ansehnlichen Heeres von dem Kaspisee nach dem Indus ist entschieden ausführbar. Wenn Alexander, wenn Timur, Dschingis Khan und andre große Armeen über Herat-Kandahar sowie über Balkh-Kabul nach Lahor führen konnten, warum soll es für die Russen unmöglich sein? Der Zweifler wird einwenden, jene alten Eroberer hätten keine Geschütze mit sich zu schleppen gehabt. Aber dieser Einwurf kann uns nicht beirren, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß 1837 eine persische Armee von 35000 Mann und 50 Geschützen vom Kaspisee nach Herat gezogen ist; daß 1880 Ajub Khan 30000 Mann und 30 Geschütze von Herat nach Kandahar geführt hat; und daß schließlich die Engländer von Indien

aus wiederholt nach Kandahar marschiert sind. Also auf der ganzen Strecke sind schon früher Kanonen gefahren. Gewiß dürfen die Schwierigkeiten der Gebirgsmärsche nicht unterschätzt werden. Die weiten Entfernungen, die Höhe der Pässe, die Rauheit der Gebirge, die dünne Bevölkerung der Gegenden, der niedere Kulturzustand des Landes und die damit verbundne schleche Beschaffenheit der Wege, der kriegerische Sinn der wilden Gebirgsstämme — das alles bildet eine Reihe von Hindernissen, deren Überwindung sehr hohe Anforderungen an Führer und Truppen stellt. Aber in der Genügsamkeit des russischen Soldaten, in seiner Gewöhnung an Entbehrungen und an Unbilden des Klimas sind die hauptsächlichsten Voraussetzungen zur Bewältigung der gestellten Aufgaben gegeben. Schon wiederholt haben russische Heere durch derartige Marschleistungen Bewunderung erregt. Suwarows Winterzug über die Alpen stellte jedenfalls höhere Ansprüche an die physische Leistungsfähigkeit der Truppen, als ein Sommermarsch über den Hindukusch und den Suleiman. Und auch die langjährigen Bergkämpfe im Kaukasus legten den Regimentern des Zaren außergewöhnliche Strapazen auf.

Aber die Verpflegung! Hat nicht Wellington, das große militärische Orakel der Engländer, zu Beginn dieses Jahrhunderts einmal von Afghanistan gesagt, daß „eine kleine Armee darin vernichtet werden, eine große darin verhungern müsse“? Nein, auch die Verpflegung eines größern Heeres ist möglich; hat sie sich doch früher als möglich erwiesen. An 100000 Mann hat einst Alexander vom Kaspisee über Merv (Margiana), Herat (Alexandria), Farah (Pharazana), Kandahar (Alexandropolis), Kabul (Cabura) und Balkh (Baktra) nach dem Jaxartes geführt und von dort zurück über Balkh, Kabul nach Lahor (Taxila). Und mehrere von den Heeren späterer Eroberer zählten über 80000 Mann und bestanden aus asiatischen Aufgeboten, die gewöhnlich ebenso viel zerstörten, wie sie verzehrten. Freilich darf nicht außer Acht gelassen werden, daß diese zum großen Teil Nomaden waren, die bei der Menge ihrer Transportmittel eine ungeheure Schnelligkeit entfalten konnten und in ihren Herden eine Art wandelnden Magazins besaßen. Aber diese Vorzüge können durch eine geregelte Verpflegung ausgeglichen werden. In Khorassan und dem Thale von Herat dürften überhaupt keine Schwierigkeiten entstehen. Weiterhin auf dem Marsche durch Afghanistan findet sich Wasser überall, während die saftigen Gebirgswiesen hinreichendes Futter für die Pferde liefern. Die Mitführung von Eßwaren für die Menschen ist durch die Erfindung der komprimirten Nahrungsmittel ungemein erleichtert worden. „Kann doch ein einziges Kamel den Bedarf für 1000 Mann und ein roher Wagen, der nur zehn Zentner Tragfähigkeit hat, den für 2000 Mann für einen Tag fortschaffen.“ Natürlich bleibt die Verpflegung größerer Massen auf dem langen Marsche immer eine äußerst schwierige Aufgabe.

Daß also der Marsch eines größern Heeres vom Kaspisee zum Indus

möglich ist, lehrt die Geschichte. Aber die Verpflegung der Truppen bietet gewaltige Schwierigkeiten, und daß sich die russische Heeresleitung, deren schwächste Seite gerade die Intendantur ist, diesen gewachsen zeigen würde, ist zweifelhaft. Auf keinen Fall kann Rußland hoffen, seine Überlegenheit in der Zahl auf dem Schlachtfelde auszunutzen. Wenn es ihm gelänge, ein der anglo-indischen Feldarmee (100000 Mann) gewachsenes Heer nach Indien zu werfen, so hätte es sehr viel erreicht.

Nehmen wir nun einmal an, daß all die geschilderten Schwierigkeiten glücklich bewältigt wären, und das russische Heer den Weg bis zur indischen Grenze zurückgelegt hätte. Ob dann die Engländer die Richtung des letzten Vorstoßes früh genug erkennen würden, um sich rechtzeitig vor den Pässen sammeln und den Feind beim Hervorbrechen angreifen zu können, läßt sich natürlich nicht vorher bestimmen. Aber auch wenn den Russen der Einbruch in die Ebne gelungen wäre, würden sie immer noch ein großes Hindernis im Indus zu überwinden haben. Gerade zu der Zeit, wo allein die Ankunft des russischen Heeres erfolgen könnte, d. h. im Spätsommer, ist der Fluß besonders breit und reißend.

Der Verteidiger würde mit frischen Truppen in starker Stellung hinter einem mächtigen Strome stehen. Er könnte verschanzte Lager errichten nach dem Muster von Plewna, zu deren Bewältigung der Angreifer nur über Feldgeschütz verfügen würde. Mit einem fruchtbaren Gebiet, gewerblichen Hilfsquellen und Eisenbahnen in seinem Rücken brauchte er keinen Mangel an Munition oder Lebensmitteln zu befürchten. Für den Entscheidungskampf würden also immer noch die materiellen Vorteile auf Seiten der Engländer sein, das moralische Übergewicht dagegen auf Seite der Russen. Denn die Engländer würden fechten unter dem Eindrucke des trotz aller Schutzwälle erfolgten Einbruchs des feindlichen Heeres; sie würden kämpfen, den Aufruhr im Rücken und vielleicht Gährung im eignen Lager. Wie anders ihre Gegner! Führer und Truppe aneinander gekettet durch die Erinnerung gemeinsam bestandner Gefahren, gemeinsam überwundner Hindernisse; das Vertrauen in die eigne Kraft gehoben durch das Bewußtsein vollbrachter Großthaten, würden sie durch die Begeisterung über die Erreichung des weiten Zieles angespornt werden, durch eine letzte Anstrengung den Preis für alle frühern Mühen zu pflücken. Der Ausgang würde natürlich von der beiderseitigen Führung abhängen. Eine Niederlage des britischen Heeres aber würde das anglo-indische Reich bis in den Grund erschüttern. Sie wäre, wenn nicht das Ende, sicher der Anfang vom Ende.

Ein russischer Angriff also, verbunden mit einer gleichzeitigen Erhebung ihrer innern Feinde, ist die einzige Gefahr, die in absehbarer Zeit die englische Herrschaft auf der Halbinsel ernstlich bedrohen könnte. Mit dieser Möglichkeit sollten die Engländer rechnen, mehr rechnen, als sie es thun. Die Briten

sollten suchen, Anglo-Indien wirklich unangreifbar zu machen, nicht, indem sie, wie schon so oft, Millionen über Millionen in die bodenlosen Taschen der Afghanen und Perser versenken, sondern durch Vermehrung ihrer eignen Streitkräfte. Der Stärke eines Invasionsheeres ist ja durch die natürlichen Verhältnisse eine Grenze gesetzt, und es liegt somit in der Macht des Verteidigers, sich auch die Überlegenheit der Zahl zu sichern. Aber die Masse des britischen Volks wiegt sich nach wie vor in dem Traume, daß es im Falle eines Kriegs immer noch früh genug sei, die nötigen Heere zu schaffen. Sie glaubt wirklich mit einem ihrer besten Geschichtschreiber, daß, „wenn sich die russischen Adler dem Indus näherten, die indischen Truppen im Augenblick auf eine halbe Million vermehrt werden könnten.“ Die große Wahrheit, daß in unsrer Zeit das Geheimnis kriegerischer Erfolge in der organisatorischen Arbeit des Friedens liegt, ist dem englischen Geiste noch nicht aufgegangen. Vielleicht behält jener alte britische General Recht, der uns, seinen deutschen Freunden gegenüber, stets wiederholte: „Wir werden nicht klug, ehe wir nicht einmal tüchtige Prügel bekommen haben!“

Eine neue Karte des deutschen Reichs

Gewiß haben viele Leser der Grenzboten im letzten Sommer die Worte des Franzosen mit dem unfranzösischen Namen über deutsch-französische Geistesbeziehungen ebenso interessant gefunden, wie der Verfasser dieser Zeilen. Wenn aber Herr Ruyssen sagt: Nous passons pour ne pas savoir la géographie: nous avons pourtant si bien profité des méthodes de Kiepert et de Justus Perthes qu'une maison allemande négocia l'an dernier avec un institut cartographique français la confection d'une carte de l'Allemagne, so wird der zweite Teil des Satzes bei uns einigem Kopfschütteln begegnen; ja was sind wohl die geographischen Methoden des seligen Justus Perthes?

Es hat eine Zeit gegeben, wo mit einigem Recht die Geodäsie und die anschließenden Fächer, praktische Astronomie (geographische Ortsbestimmung) und Kartographie als science toute française bezeichnet werden konnten. Aus der Zeit, da sich die französische Akademie durch die beiden großen Gradmessungsexpeditionen nach Peru und nach Lappland unvergänglichen Ruhm erwarb, stammte besonders jenes französische Übergewicht in der Geodäsie. Die wenig spätere Karte von Frankreich von Cassini de Thury, ein staunens-

wertes Werk, wenn man bedenkt, daß es ein Privatunternehmen war, hat jenes Übergewicht auf die description géometrique der Länder und topographische Karten ausgedehnt, bei denen auch der französische Geschmack der Darstellung förderlich war. Lange bevor noch die napoleonischen Stürme das Interesse für topographische Karten in einer für uns unbequemen Art praktisch förderten, hat Cassini große Teile von Deutschland triangulirt, wobei er, der ausländische Privatmann, vielfach ein Entgegenkommen der Behöden fand, um das ihn mancher Geodät, der heute im Dienste des Staats ähnlichen Aufgaben obliegt, beneiden kann. Und wenn wir auch im vorigen Jahrhundert Männer wie Hase, Tobias Mayer u. a. aufzuweisen haben, so ist doch für jene Zeit das Übergewicht Frankreichs auch in der kritischen Kartographie anzuerkennen.

Aber um die Wende des vorigen und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts hat sich die Sache geändert: ein Sachse, Lehmann, hat die richtige Bergschraffirung angegeben und damit der topographischen Zeichenkunst ganz neue Unterlagen verschafft, der Braunschweiger Gauß hat die Geodäsie in allen Teilen mächtig gefördert, der Baier Soldner, der Schwabe Bohnenberger haben sich der geodätischen Grundlagen der Vermessung ihrer Länder angenommen, und wenig später hat Bessel in Königsberg die Erdmessungsarbeiten, die Beobachtungskunst überhaupt auf eine bis dahin unbekannte Stufe der Genauigkeit gebracht. Und wenn noch Zach in seiner „Monatlichen Korrespondenz“ in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts unermüdlich darauf hinweisen durfte, daß in der Geodäsie und Kartographie die Franzosen unsre Lehrmeister seien, so war das bald nicht mehr richtig; der Umschwung in den folgenden Jahrzehnten war so gewaltig, daß die Franzosen bei sich die Geodäsie völlig ungestalten (refaire) mußten, was für Erdmessungsarbeiten z. B. der zu früh gestorbne Perrier in trefflicher Weise gethan hat, während in den andern genannten Zweigen, in Topographie und Kartographie überhaupt, in Frankreich immer noch einiges zu thun bleibt. Wenn ferner wirklich eine deutsche Verlagsbuchhandlung die confection einer Karte von Deutschland nach Paris verlegen wollte, so war dies angesichts der Leistungen in Ländern deutscher Zunge, von Giesecke und Devrient in Leipzig, von Petters in Hildburghausen, im kartographischen Kupferstich nnd Kupferdruck, von Wagner und Debes in Leipzig in Lithographie und Steindruck, des militärgeographischen Instituts in Wien in beiden Vervielfältigungsarten gewiß nicht notwendig, nicht einmal zweckmäßig, so gute Arbeiten auch z. B. Erhard Frères aufzuweisen haben.

Aber wo bleibt Justus Perthes? fragt der Leser. Schon im vorigen Jahrhundert sind bei uns „geographische Anstalten“ gegründet worden, deren Aufgabe besonders Bearbeitung, Stich und Vertrieb topographischer und geographischer Karten war. Die von J. Bapt. Homann in Nürnberg hat großen und berechtigten Einfluß gewonnen, und die „Homännischen Erben“ haben das

Geschäft, freilich mit immer sinkender Bedeutung, bis in unser Jahrhundert herein fortgesetzt. Das geographische Institut in Weimar, 1791 gegründet, hat ebenfalls viele brauchbare Karten geliefert und sein Dasein, zuletzt allerdings kümmerlich, bis in unsre Tage gefristet. Da in unserm Jahrhundert die topographische Darstellung der Kulturstaaten in vielblättrigen Kartenwerken bald als Aufgabe dieser Staaten erkannt wurde, so haben sich jene geographischen Anstalten bald fast ganz den geographischen Karten zugewandt, Atlaskarten und Handkarten von Ländern und Erdteilen. Keine der geographischen Anstalten hat mehr Nutzen gestiftet, als die von Justus Perthes († 1816) in Gotha gegründete, die uns den bis heute in fortwährender Umarbeitung, Ergänzung und Erneuerung begriffnen „großen Stieler," das standard work der wissenschaftlichen kartographischen Weltlitteratur gegeben, und die sich durch unermüdliche Verarbeitung und Verwertung aller neuen geographischen Aufnahmen in wenig erforschten Ländern den Ehrennamen des „Generalstabs der Erde" erworben hat: bei dem langjährigen wissenschaftlichen Leiter, August Petermann, dem „größten Agitator in Sachen der Geographie," haben sich „alle Nationen der Erde Rats erholt," wenn wichtige geographische Aufgaben an sie herantraten, und heute wie vor zwanzig, dreißig und vierzig Jahren, ist die Anstalt von Justus Perthes die hervorragendste geographische Zentralstelle.

Einer der Meister dieser Anstalt, die an der Fortführung der immer noch so genannten Stielerischen Kartensammlung arbeiten, Dr. C. Vogel, hat es im Verein mit dem geschäftlichen Leiter des Hauses, Hofrat B. Perthes, vor Jahren unternommen, die erste Karte des deutschen Reichs in größerm Maßstabe, nämlich im Längenmaßstab 1 : 500000 (1 km Feldlänge ist auf der Karte durch die Strecke 2 mm dargestellt) zu entwerfen, und sein Werk liegt nun in den in rascher Folge ausgegebnen 27 Blättern der in der Überschrift genannten Karte vor (in 14 Lieferungen zu je 3 Mark); ein volles Jahrzehnt ist ein ganzer Stab von Zeichnern und Stechern an diesem Unternehmen beschäftigt gewesen. In andern Ländern wurden und werden neben den großen topographischen Spezialkarten in den Maßstäben 1 : 20000 bis 1 : 100000 auch amtliche Übersichtskarten in kleinern Maßstäben von den Staatsbehörden ausgegeben: in Österreich-Ungarn z. B. wird im militärgeographischen Institut neben der großen, vor einigen Jahren beendigten und jetzt bereits „in Reambulirung begriffnen" Spezialkarte der Monarchie im Maßstab 1 : 75000 noch eine Generalkarte von Mitteleuropa im Maßstab 1 : 200000 und eine Übersichtskarte im Maßstab 1 : 750000 bearbeitet. Frankreich hat neben der Carte de France in dem Maßstab 1 : 80000 und der Karte in 1 : 100000 eine Militärkarte in 1 : 500000 und in 15 Blättern seit bald zwanzig Jahren; denselben Maßstab hat eine Übersichtskarte von Italien als Reduktion der schönen Spezialkarte in 1 : 100000, die das militär-

geographische Institut in Florenz vor einigen Jahren in 21 Blättern veröffentlicht hat. Im deutschen Reiche ist, dank unsern frühern politischen Zuständen, ein einheitliches amtliches Werk dieser Art bis jetzt nicht vorhanden; das einzige Kartenwerk, das in gleicher Ausführung das ganze Reich umfaßt und seiner Vollendung wenigstens nicht mehr gar zu fern steht, ist die „Karte des deutschen Reichs" im Maßstab 1 : 100000 und in 674 Blättern. Von Karten kleinern Maßstabs ist wohl noch die Reymannische im halben Maßstab da, die seit zwanzig Jahren ebenfalls von Staats wegen fortgesetzt wird, deren ältere Blätter aber heutigen Ansprüchen kaum genügen, während die Vollendung der ganzen Karte noch in weitem Felde steht. Fertige amtliche Generalkarten und Übersichtskarten in den Maßstäben 1 : 200000 bis 500000 besitzen nur die einzelnen süddeutschen Staaten; z. B. hat Württemberg schon vor Jahrzehnten eine Generalkarte im Maßstab 1 : 200000 und in 4 Blättern erhalten, die gegenwärtig durch eine schöne neue Karte in demselben Maßstab und 6 Blättern ersetzt wird, wobei nur leider fraglich ist, ob auch die Jüngern von uns den Abschluß erleben werden, und daneben giebt es noch ein gutes Übersichtsblatt in halb so großem Maßstab. Der preußische Generalstab hat freilich schon vor mehr als vierzig Jahren eine Militärkarte von Zentraleuropa in 1 : 500000 begonnen, die auf 30 Blätter berechnet war, aber nur zu einem Viertel dieses geplanten Umfangs gediehen ist.

Diese Lücke haben nun Perthes und Vogel und ihre Mitarbeiter ausgefüllt, und Reich und Volk haben Grund, mit dieser „Methode" zufrieden zu sein. Seien wir froh, daß wir, in der Zeit der Verstaatlichungen, ein Privatinstitut haben, das eine solche Aufgabe auf sich nehmen und in der Weise, wie es hier geschehen ist, durchführen konnte und wollte.

Eine Karte ist von zwei Standpunkten aus zu beurteilen: nach der Richtigkeit ihrer Darstellung und nach der Lesbarkeit, Deutlichkeit und Schönheit ihrer Darstellung.

Während bei einem Plan in großem Maßstab, z. B. 1 : 2000, der noch alle, auch die kleinsten Eigentumsstücke an Grund und Boden deutlich auseinander halten und die Oberflächenformen durch Höhenlinien von ganz beliebig weit zu treibender Genauigkeit darstellen kann, nur die geometrische Richtigkeit in Betracht kommt, und dieser Wertmesser, von Einzelheiten, wie den notwendig zu breit darzustellenden Straßen u. s. w. abgesehen, im ganzen auch noch z. B. für topographische Karten größten Maßstabs (1 : 25000) ausreicht, verlangt die „Richtigkeit" einer Karte kleinern Maßstabs noch andre Dinge: es handelt sich vor allem um richtige Verallgemeinerung der zu feinen Linienkrümmungen und richtige Auswahl des Lagenplans im Wege- und Flußnetz und ganz besonders um richtige Verallgemeinerung der in Karten größern Maßstabs enthaltnen feinen Modellirung der Bodenformen. Wenige Leser haben wohl eine richtige Vorstellung davon, welche Arbeit eine in dieser Be-

ziehung richtige, d. h. eine dem Maßstab entsprechende Verarbeitung der von den Landesaufnahmen gelieferten topographischen Karten größten Maßstabs zu Karten kleinern Maßstabs in Wirklichkeit verlangt. Eine mechanische Reduktion liefert nichts Brauchbares, es gilt, auf Grund selbständiger Anschauung und Auffassung des darzustellenden Geländes die richtige, durch den Maßstab vorgeschriebne naturwahre Mitte zwischen zu weit gehendem „Zerhacken“ und zu weit gehendem „Glattstreichen“ der Bodenformen zu treffen, das Entbehrliche des Lagenplans in richtiger Weise auszuscheiden.

In dieser selbständigen Verarbeitung der Landesaufnahmen leistet nun Vogels Karte ausgezeichnetes. Überall, in dem friesischen Poldergewirr wie im Mittel- und Hochgebirge, ist der Lagenplan trefflich gezeichnet. Das Netz der Verkehrswege unterscheidet bei Bahnen fünf Arten, bei Straßen aber richtigerweise nur drei Gattungen. Die Wohnplätze sind bis zu großen Weilern, ja wo es anging und von der Orientirung gefordert wurde, bis zu einzelnen Gehöften herunter eingetragen; dabei ist angedeutet, ob ein Dorf ein Pfarrdorf ist, ob es Telegraphenstation ist u. s. w. In der Bodenbedeckung und Bodenbenutzung sind außer Sümpfen und Mooren (und außer den Besonderheiten unsrer Meeresküsten in Gestalt von Marschen, Sandflächen und Watten) nur offnes Land und Wald durch die fein punktirten Grenzlinien der Waldflächen geschieden, während im übrigen natürlich nur politische Grenzen eingetragen werden konnten.

Es mag gleich hier erwähnt sein, daß die Karte in zwei verschiednen Ausgaben zu haben ist: auf der einen sind die politischen Grenz- und Einteilungslinien kolorirt, auf der andern sind dafür nur einzelne feine Farbstreifen angewandt, während die Waldflächen mit grünem Ton überlegt sind. Die Schriften der Karte sind alle vortrefflich gewählt und abgestuft. Ganz besondres Lob verdient aber — bei Vogel eigentlich selbstverständlich — der Ausdruck der Formen der Bodenoberfläche, die Bodenplastik, das „Terrain.“ Wie herrlich baut sich vor unsern Augen das Bergland Mitteldeutschlands auf, wie mächtig und naturwahr wirken die Mittelgebirge Vogesen, Schwarzwald, die böhmische Umwallung, wie majestätisch erheben sich die deutschen Alpen, wie spiegelt sich hier, um nur ein bestimmtes Beispiel zu nennen, die Naturpracht des Hochgebirgs in der Darstellung des Gebiets der Waldstätte oder der Gegend um den Welensee!

Aber wir haben uns bei dieser Betrachtung schon dem zweiten Standpunkte genähert, von dem aus die Karte zu beurteilen ist: ist die Karte lesbar, und ist die Karte schön? Man muß einen guten Abdruck eines Gebirgsblattes der Vogelschen Karte ganz ohne Situationszeichnung und Schrift gesehen haben, um Vorlage und Stich der Bergschraffen ganz zu würdigen; aber es ist zugleich das höchste Lob, das man der Zeichnung und Vervielfältigung der Karte im ganzen erteilen kann, daß von jener Wirkung durch den Zusammendruck

der beiden Platten nur sehr wenig verloren geht. Und dabei hat sich der Zeichner die leichte Lesbarkeit der Karte nicht durch das naheliegende Mittel leicht gemacht: enthält doch das Namenverzeichnis, das mit der letzten Lieferung ausgegeben wurde, weit über 50000 Namen auf den siebenundzwanzig mäßig großen Blättern! Die Karte ist in zweifarbigem Kupferdruck vervielfältigt, die Geländezeichnung braun, alles übrige schwarz (pechschwarz, d. h. mit einem starken Stich ins Braune), nur die Seen und größern Flüsse sind durch Handkolorit blau herausgehoben. Auch auf Gebirgsflächen bleibt die Karte in allen Einzelheiten gut lesbar. Was den Kupferstich selbst angeht, so wüßte ich wenig Karten zu nennen, die dieser Karte des deutschen Reichs an die Seite gesetzt werden könnten. Es verlohnte sich gewiß einmal, daß unsre Kunstgelehrten und Kunstfreunde, die den Kupferstich und die Radirung nur als Fine Art für sich oder als Ausdrucksmittel andrer Kunstgebiete kennen, auf diesen Blättern sähen und würdigten, was der Stichel des Kartenkupferstechers heute zu leisten hat und zu leisten vermag. Der Verfasser dieser Zeilen ist der letzte, der der Kartenbeurteilung allein oder einseitig vom künstlerischen Gesichtspunkte aus das Wort reden möchte, ja es giebt nichts ärgerlicheres, als eine Karte zu sehen, die mit sichtbarer Vernachlässigung der Naturwahrheit auf den Effekt hin gearbeitet ist, wie z. B. manche englische topographische Blätter, und von mancher künstlerisch tüchtigen Leistung kann man nur sagen: schade um die Sticharbeit, die an die ungenügende Karte verschwendet ist; es ist nicht zu verkennen, daß die breite und breitgetretene Ausstellerei ohne Ende der Erhebung des Scheins über das Sein auch hier Vorschub geleistet hat. Aber es ist doch auch eine große Freude, einem innerlich tüchtigen Werk eine würdige und schöne äußere Erscheinung verliehen zu sehen. Daß die geographische Anstalt in Gotha bei ihren umfangreichen Kartenwerken, z. B. in der großen Trias Stieler, Berghaus und Spruner, durchaus am Kupferstich festhält, ist aufs dankbarste zu begrüßen, freilich ist es fast unumgänglich notwendig, wenn an der löblichen und andern Anstalten gegenüber besonders ins Gewicht fallenden „Methode von Justus Perthes“ nicht gerüttelt werden soll, jede Karte in möglichst kleinen Zeitabschnitten aufs laufende zu bringen, sodaß sie zur Zeit ihrer Ausgabe auch den Stand unsrer Kenntnisse zu dieser Zeit darstellt. Dieses fortwährende Werden der Gothaer Kartenwerke würde kein andres System der Vervielfältigung so leicht zulassen, wie eben der anfangs allerdings teure Kupferstich. Und daß auch nur von Kupferplatten gedruckt wird, verleiht jedem Stück dieser Karten seine eigentümliche Schärfe und Klarheit, verleiht den Karten ihre Lesbarkeit.

Als in der geographischen Anstalt von Justus Perthes beschlossen wurde, die aus den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts stammende Stielersche Karte von Deutschland in fünfundzwanzig Blättern und im Längenmaßstab 1:740000, deren Nachführung schon wegen fortschreitender Überladung all-

mählich unmöglich geworden war, zu erneuern und zu vergrößern, mußte auch das Urteil der militärischen Autoritäten des Reichs angerufen werden. Schon Ende 1884 hat Moltke nach Gotha geschrieben, daß die baldige Vollendung einer derartigen Karte, „die bestimmt ist, eine sich bisher in der Kartenlitteratur empfindlich bemerkbar machende Lücke auszufüllen, auch vom militärischen Standpunkte aus mit Freuden begrüßt werden müßte"; und Anfang 1888, als ihm fast alle Probeblätter vorgelegt werden konnten, gab er seiner Genugthuung über die bald zu erwartende Ausgabe der Karte Ausdruck, indem er, der sein Lob so sorgfältig abwog, das Werk in warmen Worten willkommen hieß und Redaktion und technische Ausführung, Sichtung des Stoffs und Geländezeichnung rühmend anerkannte. Dem Unternehmen wurde dann auch dauernd Rat und Unterstützung der Behörden, der Generalstäbe in Berlin, München und Dresden zu teil.

Aber nicht das militärische Interesse allein soll und wird sich diesen schönen Blättern zuwenden. Auch für eine Menge andrer Zwecke kann die Karte, die für größere Reisen ebenso brauchbar ist, wie für die Geschäfts- und Verkehrswelt, Nutzen stiften, und die breitesten Schichten unsers Volkes haben Grund, der geographischen Anstalt zu Gotha für ihre Gabe, der man nationale Bedeutung zuerkennen muß, dankbar zu sein. Möge also Moltke auch Recht behalten mit seiner „Überzeugung, daß dieses Kartenwerk schnell in den weitesten Kreisen die beste Aufnahme finden und der Anstalt von allen Seiten die verdiente volle Anerkennung gezollt werden wird."

Stuttgart E. Hammer

Die gute Gesellschaft

Ich will es nur gestehen, daß ich mich fürs Leben gern zur „guten Gesellschaft" gezählt sähe. Als Inhaber eines siebensilbigen Titels und Besitzer eines mit niedlichem buntem Vorstoß geschmückten Knopflochs glaube ich, ein gewisses Recht darauf zu haben. Auf der andern Seite verschweige ich mir nicht, daß wir, noch dazu drei Treppen hoch, in der Nordvorstadt wohnen, die Frau Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Meyer neulich durchaus nicht als fashionable gelten lassen wollte, daß wir weder im Theater noch im Konzerthaus abonnirt haben, daß wir unsre jüngern Kinder nur zur Bürgerschule schicken, daß wir wenig in

Abendgesellschaften gehen, nur einmal in jedem Winter unsre Appartements zu einer großen Revanche mit nicht mehr als zwei Gerichten öffnen, daß mein schwarzes Gesellschaftsbeinkleid weder die reinen Konturen des Sacks, noch die breite schwarze Borte des Salonulanen aufweist, ja unter uns gesagt, ich habe nicht einmal einen chapeau claque, auch kein rotseidnes, unter den linken Shawl der weißen Weste hineingeheimnistes Taschentuch. Was könnte mir also willkommner sein, als meine Zugehörigkeit zur guten Gesellschaft durch feierliche Aufnahme in das große goldne Buch der deutschen „Aristokratie der Geburt und des Geistes," herausgegeben in Preußisch-Berlin, einwandsfrei, schwarz auf weiß gedruckt, bescheinigt zu sehen? Man kann sich denken, mit wie freudig zitternden Händen ich daher gestern eine Einladung des „Almanachs der Guten Gesellschaft Deutschlands, H. Senst. Berlin W 35, Lützowstraße 9" entfaltete, in der meine Hochwohlgeboren ersucht wurden, dem Herausgeber des Almanachs, dem „ein Stab einflußreicher und angesehner Männer, Professoren der Universität, Regierungsräte und andre hohe und höchste Beamte, weltbekannte Kaufleute und Vertreter des Adels redaktionell zur Verfügung stehen," einige Notizen über meine und meiner Gemahlin persönliche Verhältnisse auf vorgedruckten Fragebogen einzusenden. Einen Anflug falscher Scham, diese Verhältnisse der breiten Öffentlichkeit preiszugeben, kämpfte ich rasch nieder, als ich las: „Es ist eine Verkennung des historischen und soziologischen Charakters dieses Almanachs, wenn einzelne wenige Persönlichkeiten mit der Bekanntgabe ihrer Personalien zurückhalten." Ich schickte mich daher im Vollgefühl meiner Pflichten gegen die künftige Geschichtschreibung an, die vorgedruckten Rubriken alsbald auszufüllen. Merkwürdigerweise war keine Frage nach dem Glaubensbekenntnis und nach der Rasse gestellt. Darüber scheint also die Berliner gute Gesellschaft bereits erhaben zu sein. Aber durfte ich wagen, mich zu der Rubrik: „Militärverhältnis (mit Angabe des Regiments)" als Unteroffizier des Landsturms einzutragen und damit einzugestehen, daß ich es nicht zum Reserveoffizier gebracht habe? Auch die Frage: „Sind Sie Besitzer des Hauses?" klingt mir wie eine leise Mahnung, daß ich eigentlich der guten Gesellschaft schuldig bin, nicht zur Miete zu wohnen. Mit den „Orden und Ehrenzeichen" möchte es noch gehen, wenn mich nicht ein leergelassener Raum von fünf Centimeter Breite darüber belehrte, daß es mit einer einzigen Dekoration wohl kaum gethan sei. Dagegen beruhigte mich wieder, daß für „Orden und Auszeichnungen der Gemahlin" nur ein Centimeter Platz gelassen ist. Doch halt, was lese ich da? „Korpszugehörigkeit (z. B. Borussia in Bonn)?" Tief gebeugt lege ich die Feder nieder. Diese Frage spricht mir, als Aspiranten auf die gute Gesellschaft, das Todesurteil. Ich habe es ja oft und tief bereut, ich will es auch gewiß nie wieder thun, aber — ich bin vor dreißig Jahren nicht nur nicht Korpsstudent, sondern — es muß heraus — sogar Büxier gewesen! Mein Gott, ich glaubte zuweilen diese Jugendverirrung

durch gut konservative Gesinnung gesühnt zu haben. Nun soll ich selbst meine Schande wieder laut in die Welt hinausrufen? Einmal nicht Korpsstudent gewesen, und das Kainszeichen der Zugehörigkeit zur schlechten Gesellschaft bleibt meiner Stirn für immer aufgedrückt! Sei es drum. Ich bin um eine Hoffnung ärmer und muß mein Leid still zu tragen suchen. Nur eins gelobe ich: meine Jungen müssen einst Korpsstudenten werden, und wenn ich weder Schuster noch Schneider mehr bezahlen sollte.

Stumpf gleitet mein Blick über die letzten Rubriken. „Besitzverhältnisse (Fideikommisse, Herrschaften und sonstigen Grundbesitz)" — ach, ich habe ja keinen Ar und keinen Strohhalm. „Werke von Schriftstellern und Künstlern?" Ob mich eine gelegentliche Mitarbeiterschaft an den Grenzboten in Berlin hinreichend legitimiren wird, muß ich billig bezweifeln, um so mehr, als gebeten wird, „nur die wichtigsten, in Buchform erschienenen Werke aufzuführen." Zu den Künstlern, also den Malern, Bildhauern und Architekten, die ihre Werke „in Buchform" erscheinen lassen, gehöre ich nicht, und als Schriftsteller habe ich für mein Manuskript: „Fin de siècle im Lichte des führenden Berlinertums" noch keinen Verleger gefunden.

So ist denn der harte Schluß die Erkenntnis, daß mein Traum, auch ich gehörte der guten Gesellschaft an, doch eben nur ein holder Traum gewesen ist. Und doch, dem Versuch, die gesamte gute Gesellschaft Deutschlands einmal auf Druckpapier festzulegen, bleibt meine Sympathie gewidmet, selbst wenn er über meine Leiche schreitet. Ich maße mir deshalb an, noch folgende Vervollständigungen des Fragebogens anzuregen: „Hat Ihr Erkerfenster Butzenscheiben? Sind Ihre Möbel in Rokoko oder Empire gehalten, oder sind sie schlechthin stilvoll? Punzt Ihre Fräulein Tochter in Leder, oder brennt sie in Holz, oder malt sie Vasen? Wieviel Fox Terriers in Porzellan-Biskuit stehen auf Ihrem Kaminsims? Welche Bücher, außer Ebers und Felix Dahn, enthält Ihr Bücherschrank?" Und zuletzt: „Sind Sie auch genügend abgehärtet gegen die ungeheure Lächerlichkeit und die lächerliche Ungeheuerlichkeit, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Zugehörigkeit zur „guten Gesellschaft," zur „Aristokratie des Geistes" nach äußern Merkmalen, namentlich nach dem Militärverhältnis, der Korpszugehörigkeit und den Besitzverhältnissen bestimmen zu wollen?"

Bismarcks Schatten

Er selbst leider war nicht mehr zu sehn.

Französische Blätter hatten die alte Geschichte aufgewärmt von dem angeblichen Plan einer Überrumpelung Frankreichs im Jahre 1875 — wie die deutschen Zeitungen meinten, eine sinnlose Erfindung. Aber die Hamburger Nachrichten entdecken den Sinn, und wie sie ihn erklären, wird ihn jeder anerkennen. Es wirkt in den Franzosen das bekannte Bestreben, Irrtümer, die politisch nützlich sind, von neuem hervorzurufen und festzuhalten. Wird Rußland überzeugt, es habe 1875 Frankreich vor einem ruchlosen Überfall durch Deutschland gerettet, so wird es sich nach dem psychologischen Gesetz in der Entwicklung menschlicher Empfindungen in der Beschützerrolle Frankreich gegenüber weiterhin gefallen. „Es liegt in der menschlichen Natur, Wohlwollen für die zu haben, denen wir Wohlthaten erwiesen, wie Abneigung gegen die, von denen wir sie empfangen haben. Jedenfalls ist es für die französischen Bündnisbestrebungen nützlich, die Solidarität beider Länder schon von 1875 zu datiren." An die Erklärung schließt sich ein politisches Mahnwort an: es liege in unserm Interesse zu thun, was mit Anstand und Wahrheit geschehen könne, um das Bündnis zu verhindern. „Die Regierung hat das aktenmäßige Material in den Händen, um die 1875er Legende vollständig zu entkräften."

Wer hinter den Worten den handelnden Menschen sieht, wem der Sinn auch nur der jüngsten Geschichte in der Seele lebt, dem steigt aus diesen Sätzen ein mächtiges Bild entgegen. Er erblickt den Kanzler des deutschen Reichs vor versammeltem Parlament. Die deutschen Männer lauschen ihm, aber es ist Europa, zu dem er spricht. Er liest die mit dem russischen Ministerium des Auswärtigen gewechselten Depeschen des Jahres 1876 vor. Vor den zweifellosen Worten der offiziellen Dokumente verschwindet jede Möglichkeit der Legende. Die Schriftstücke, noch denselben Tag in den Zeitungen erscheinend, verbreiten die Wahrheit durch alle Welt. Den Empfindungen der Menschen ist die Möglichkeit genommen, in dem begünstigenden Dunkel nach Wünschen und Absichten zu schielen. Die Thatsachen zwingen sie nach dem Gesetze des Realen. Es ist mit der alten sichern Meisterhand auf die Imponderabilien in der Stimmung der Völker gewirkt, in deren bekannten unwägbaren Momenten sich vielleicht schwere Gewichte zu Ungunsten des deutschen Reichs bereiteten.

Ein solches Bild, wie es Bismarck zuweilen den Völkern bot, stellte wie in einem Symbol die Kräfte dar, durch die er uns zur Größe geführt und in der Größe behauptet hat. In seinem Kopfe trug er beständig das ganze reizbare und bewegliche Zusammenleben der Völker. Er war Psychолog wie keiner, Psychолog von Natur. Er kannte, was sich in den Empfindungen der Völker bewegt, aus Stammeseigentümlichkeiten und dem Begehren des Augenblicks gemischt, wie die Empfindungen wirken. Mit allem rechnete er, alles wirkte in seinen Gedanken nach, wie es wirkte bei dem Volke. Und er wußte auf der andern Seite, daß nur Thatsachen den Menschen bilden, erziehen und lenken. So wenn auch die kleinsten Ereignisse in seinem politischen Takt erwogen wurden nach ihrer Beziehung zum Gesamtzustande und dem Gleichgewicht der Nationen, stellte er bei Schwankungen des Zusammenlebens mächtig und weithin sichtbar die Thatsachen heraus, daß sich die Verhältnisse auf Realität gründeten und sich gestalten mußten nach realen Umständen. Er hatte als stete Nahrung der Kraft zu dem Bewußtsein der Übersicht und des Könnens das Bewußtsein des guten Gewissens, und er erzog die Deutschen zum Mitfühlen öffentlicher Dinge in einem großen nationalen Leben.

Das und nichts andres ist ja das merkwürdige Phänomen, das wir Genie nennen: daß ein Mensch wie ein Zucken am eignen Körper verspürt, was zu dem Lebenskreise seines Wirkens gehört. So fühlte Bismarck wie organische Stücke des eignen Lebens die Ereignisse in dem Zusammenleben der Völker. Wie sich aber — man weiß es aus zahlreichen Geschichten — in seinem persönlichen Benehmen die Schnelligkeit des Überblicks der Lage unmittelbar bethätigte in einer Handlung, die Recht und Würde der eignen Persönlichkeit wahrte, so hat er auch in der Geschichte geschaffen und gelebt. Ihm ging die Idee des deutschen Staates fest gegründet im Herzen Europas auf. Der politische Gedanke hat erst das befriedigte Gefühl der Vollendung, wenn er Thatsache unter den Menschen geworden ist. Und Bismarck durfte das Unvergleichliche erleben, daß sein Gedanke Volk ward.

Schon früh, schon von Frankfurt aus regte er in seinen Denkschriften den Gedanken an, die Fragen der auswärtigen Politik offen behandeln zu lassen im Parlament. Ihm war die auswärtige Politik die Seele der nationalen Existenz. Alle nationalen Kräfte sollten in Schwung kommen und sich gesund erhalten durch das Bewußtsein der Mitarbeit an der Größe des Reichs, das sich zu behaupten hatte unter den Völkern. Sie sollten zusammengefaßt werden in schöpferischer Arbeit, sie sollten den Lebensquell finden, sie sollten wach bleiben in dem Gefühl der Verantwortung vor dem Reiche und den großen Forderungen, die seine Stellung im Herzen Europes jedem ins Gewissen ruft. So begriff er Deutschland, und seine Kraft erhielt uns den festen Boden für alle Arbeit und allen Kampf. Und so viel sich auch der Gegensatz gegen den überragenden Mann regen mochte, alle fühlten, man war in einem Leben, das

im Bewußtſein ſeiner Kräfte ſicher und unaufhaltſam vorwärts ſtrebte, in dem nichts ſtockte, nichts verloren ging in haltloſem Schwanken, in planloſer Vielgeſchäftigkeit oder in ſinnloſer Vergeudung. Wenn nun in den letzten Reden die alte Forderung des Fürſten neugewandt wiederkehrt, daß in allen Organen, die das Volk hat, in den Landtagen der Einzelſtaaten, im Reichstag, überall laut und öffentlich geſprochen werden ſoll über die Lebensintereſſen der Nation, damit ſich nicht in büreaukratiſcher Schablone einengt, was friſche Bewegung des Volkes ſein ſoll — man wird in dieſen Reden das gleiche große Erſchauen einer deutſchen Nation erkennen, das früh in ſeiner ſchöpferiſchen politiſchen Phantaſie erſchien, und dem unſre nationale Exiſtenz entſtammt. Eine deutſche Nation in friſcher Bewegung aller Kräfte ſich ſelbſt begreifend unter den Völkern und wachend über ihr Leben. Nur eins wurde anders. So lange er das Bewußtſein Deutſchlands war, nahm er uns einen Teil der Arbeit ab. Jetzt müſſen wir ſelber wachen. Jetzt gilt es, im Bewußtſein des Volkes verwirklichen, was in Bismarcks Thaten angelegt war.

So ſpricht es uns aus der kleinen Notiz der Hamburger Nachrichten wie ein Hauch von dem Geiſte Bismarcks an. Man wird erkennen, an welche Adreſſe ſie gerichtet iſt. Man wird fragen, ob eine Beziehung in dem Worte liegt, daß auch für weniger einſichtige Politiker klar ſein müſſe, wie die Legende die Intimität Frankreichs und Rußlands fördern werde. Es iſt die Stimme, an der Europa gehangen, die wie ein Sturm die Wipfel der Nationen durchweht und gebeugt hat. Wie iſt ſie nun in den fernſten Blättern des Waldes faſt nur ein Liſpeln, an dem mancher achtlos vorübergeht! Wer aber Größe in der Seele trägt, wer für die Äußerungen eines vollen Lebens das feine Gehör bewahrt, dem iſt es die offenbarende Stimme noch wie einſt, und er vernimmt das verklingende Wehen einer großen Zeit.

Kanonier Schimansky

Eine Weihnachtsgeſchichte

So ſind denn nun meine Freunde, die zehn Höllenhunde, die morgen, am heiligen Abend auf Wache ziehen? Mal vortreten!

Feldwebel Ruhnke kannte ſie alle ganz genau; er blickte mit zuſammengekniffnen Augenbrauen die Front der aufmarſchierten Kompagnie hinunter und holte ſeine Lieblinge, einen nach dem andern, gleichſam mit den Augen aus den Gliedern heraus.

Da fehlt doch noch ein Mann! rief er, als nur neun vortraten. Schwerenot, es war doch noch einer von den Brüdern zur Strafwache beſtimmt, die wegen der Schlägerei mit den Füſilieren gemeldet waren.

Seine Augen flogen schnell von einem Gesicht zum andern.

Schimansky! schrie er endlich, nu seh doch einer, wie sich der Kerl dahinten im zweiten Gliede verkriecht! Natürlich mein alter, lieber Freund, du Seele der Kompagnie — scheren Sie sich raus aus dem Gliede, hierher!

Die zehn ausgewählten Kanoniere standen vor der Front, stramm, regungslos, und wagten kaum mit den Wimpern zu zucken.

Hm, hm, sagte der Feldwebel langsam in einem Tone, der seinen ganzen Ingrimm und seine ganze Menschenverachtung ausdrückte, wenn man euch zehn so eine Weile ansieht, da merkt man wirklich erst die Allmacht des Schöpfers, was der alles so fertig bringt. Na, wir werden euch den fehlenden Verstand und die nötige Kameradschaft schon noch beibringen. Euer Glück ist es, daß die Füsiliere bei dem Radau angefangen haben, sonst säßt ihr alle zu Weihnachten drin im Loch. Dankt euerm Schöpfer, daß ihr mit der Urlaubsentziehung und dieser Strafwache davonkommt. Ihr sollt schon noch lernen, euch auf der Straße anständig betragen. Geht den Raubies aus dem Wege, das habe ich euch immer gesagt. Aber wenn das Volk mit den Strunzelfunzeln getanzt hat, da ist es rein wie toll, da muß es drauf losgehen wie so ein Dorfbulle: und dieser Schimansky, der kaum ne Granate vom Schrapnell unterscheiden kann, der hält da noch große Reden auf der Straße, wie so ein Abgeordneter, daß das ganze Zivil das Maul aufsperrt, was soll das heißen?

Herre Feldwebbel, sagte Schimansky mit polnischer Aussprache, habbe ich nich getanzt mit Strunzelfunzel, wollte ich doch verresöhnnen Kameradden.

Nette Versöhnung das, wenn Sie dem einen Füsilier die ganze Nase kaput hauen. Es ist gar nicht zu glauben, was dieser Kerl der Kompagnie zu schaffen macht, das geht nun schon von Anfang an so. Erst die ewigen Reklamationen und Gesuche und Beschwerden, dann die infame Briefgeschichte mit seiner Frau. Warum muß das Volk schon vor dem königlichen Dienst in den Stand der heiligen Ehe treten! Nicht genug, daß der Kerl die ganze Kompagnie mit seinen zwei Rationen arm frißt, nu läßt sich der auch noch in eine Schlägerei ein. Na, die Strafwache am heiligen Abend wird euch gut thun. Jawoll! Da habt ihr Zeit, über eure Sünden nachzudenken. Der Schimansky kommt natürlich als Posten ganz hinten auf die Redoute Schwerin, da hinter dem Kirchhof, wo die Hunde mit dem Schwanze bellen. Da ist der Kerl unschädlich. Maul halten! Ich will nichts mehr hören. Tretet — weg!

Die Kompagnie war entlassen, und die Leute eilten in die Kaserne. Nur Kanonier Schimansky stand noch eine Weile unschlüssig da und starrte mit offnem Munde vor sich hin, dann folgte er langsam den andern.

Joseph Schimansky war mein Putzkamerad, und daher kannte ich seine ganze Leidensgeschichte. Er stammte aus einem Dorfe an der Tuchler Heide und gehörte zu den wenigen Soldaten der Kompagnie, die keine Schulbildung hatten und weder schreiben noch lesen konnten. Nach der ersten militärischen Musterung war er auf ein Jahr zurückgestellt worden; so war er denn als Ackerknecht bei dem Besitzer geblieben und hatte sich auch schleunigst mit einer fleißigen, drallen Kuhmagd verheiratet. Aber das Glück hatte nicht lange gedauert. Bei der zweiten Musterung war er für völlig brauchbar erklärt und trotz aller Gesuche und Reklamationen seiner Frau, des Pfarrers und des Besitzers eingezogen und als Rekrut in ein Artillerieregiment gesteckt worden. Bald darauf hatte seine Frau ein Kind bekommen, und die Gesuche an die Kompagnie um Freilassung und um Beurlaubung nahmen nun kein Ende. Das Aktenstück des Kanoniers Schimansky wuchs allmählich zu

riesigen Dimensionen an, und Feldwebel Ruhnke wetterte und schimpfte über die ewige Schreiberei und behauptete, er verliere alle Lust am Leben, wenn er Schimanskys Personalakten nur in die Hand nehmen müßte.

Gleich in der ersten Zeit war eine unangenehme Geschichte passirt. Da auch Kathinka, Schimanskys Frau, weder schreiben noch lesen konnte, so hatte es der Pfarrer im Dorfe übernommen, die Briefe an ihren Mann abzufassen. Diese Briefe wurden dann Schimansky von irgend einem Kameraden in einem entlegnen Winkel, hinter einer Trancheekarre oder in einer Ecke der Traversen vorgelesen. Aber trotz dieser Geheimnisthuerei sprachen sich die Briefe doch herum, und bald kannte die ganze Korporalschaft ihren Inhalt. Wenn dann die Leute abends um den großen Tisch in der Kasematte saßen, ihre Sachen putzten und dabei ihre Pfeife rauchten, so behandelten sie Schimanskys Familienangelegenheiten wie ihre eignen und machten in eingehender Beratung die nächste Antwort zurecht.

Die ersten Briefe, die aus dem Schoß der Korporalschaft geboren und an Kathinka gerichtet waren, zeichneten sich zwar nicht durch Klarheit und Schönheit aus, aber der Pfarrer im Dorfe konnte sie doch wenigstens der jungen Frau vorlesen und darauf ihre Antwort schreiben. Eines Tages aber übernahm einer von den Geriebnen, ein Berliner Junge, die Redaktion dieser litterarischen Arbeit. Er war des trocknen Tones satt, und nachdem er Schimansky eine ganz harmlose Fassung seines Schriftstücks, das sich nur um die Magenfrage drehte, vorgelesen hatte, schickte er an das junge Weib einen Liebesbrief, der mit so naturalistischer Kraft abgefaßt war, daß dem Pfarrer beim Lesen des Briefes die Augen aus dem Kopfe traten, und er in voller Entrüstung dieses „entsetzliche Dokument sittlicher Verwilderung“ an den Regimentskommandeur schickte. Glücklicherweise hatte der Oberst noch Sinn genug für Volkshumor; er lachte mit seinem Adjutanten über den Brief, und die Korporalschaft kam mit einer Verwarnung davon.

Aber Schimansky hatte seit dieser Geschichte das Vertrauen zu seinen Kameraden verloren und ging auf ihre neugierigen Fragen nicht mehr ein. Seitdem er mein Putzkamerad geworden war, vertraute er nur mir und meiner Wirtin, Frau Kiesewetter, seine Geheimnisse an. Nun las ihm Frau Kiesewetter die Briefe seiner Frau vor und beantwortete sie auch, so gut sie es konnte.

Der arme Kerl hatte an seiner vorzeitigen Verheiratung schwer zu leiden. Seine kleine Wirtschaft mit dem Kartoffelfelde, der Kuh, dem Schweine und den Hühnern ging ihm fortwährend durch den Kopf. Als wir einmal von einer anstrengenden Marschübung atemlos zurückkehrten, sagte er lachend zu mir: Hab ich unterwegs ausgerechnet, heut oder morgen muß Kuh unsriges kalben, wenn nur Jud infamigtes im Dorf nich wär und Kathink das Kalb wieder abschwindeln thät. Muß ich doch gleich Frau Kiesewetter sagen, daß sie möcht schreiben an Kathink.

Schimansky war übrigens ein ehrlicher, nüchterner Mensch, und man konnte nicht sagen, daß er ein schlechter Soldat sei, aber er war zu schwerfällig und zu beschränkt, um ein guter zu sein. Begriffe wie Deutschland, Staat, Volk, König, Kaiser, Heer waren ihm ganz unverständlich. Etwas Höheres und Mächtigeres als den Feldwebel Ruhnke und den Hauptmann Barnewitz konnte er sich nicht vorstellen. Sein ganzes Dasein hatte sich, bis er Soldat wurde, nur zwischen Pferdefüttern, Ackern, Essen, Verdauen und Schlafen abgespielt; mit Dingen, die über den Gutshof hinausgingen, hatte er sich nie beschäftigt. Nur von den Franzosen wußte er konfuses Zeug, davon hatte ihm sein Vater erzählt, der als Landwehrmann den großen Krieg mitgemacht hatte. Und gegen die Franzosen wollte auch Joseph gleich geführt werden, als der Unteroffizier die Rekruten in Empfang nahm.

Nu, losmarschiert uff de Franzosen! rief er wiederholt, bis ihm der Unteroffizier klar machte, daß er von nun an das Maul zu halten habe, daß er erst ordentlich gewaschen und rasiert und ihm die strähnigen Haare abgeschnitten werden müßten. Erst dann würde man mit dem Marschieren sachte anfangen. Bald verging Joseph Hören und Sehen. Vor dem Nachdenken hatte er immer eine geheime Scheu gehabt, und nun war er in eine Truppe gesteckt worden, wo er so viel denken und lernen und so viel behalten sollte: den Bau der Kanonen, die Zusammensetzung der Geschosse, der Zündungen, der Kartuschen, die Bedienung der Geschütze, das Exerzieren, das Schießen, den Batteriebau — du lieber Gott! Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, wenn man nur von der Instruktionsstunde sprach. Ich versuchte zuweilen, ihm das und jenes klar zu machen. Aber es war unmöglich; den Zusammenhang von Ursache und Wirkung verstand er einfach nicht.

Gleich bei der ersten Rekrutenbesichtigung verbreitete der Unglückliche Angst und Schrecken um sich. Als der inspizirende General in die Batterie trat, eilte Schimansky eben mit einer Granate auf dem Arm an ihm vorbei.

Halt, mein Sohn, sagte der General freundlich, was ist das für ein Geschoß?

Is sich funfzehn Centimetergranatte, Eckslenz.

Gut! Nun wirf mal das Ding auf die Erde, fuhr der General schmunzelnd fort, in der Voraussetzung, es würde nun die stehende Antwort folgen: Das darf ich nicht, das ist streng verboten.

Aber Kanonier Schimansky rief: Zu Befell, Eckslenz! und warf das Geschoß auf die Erde, daß der Sand nur so spritzte.

Der alte General sprang entsetzt zurück und wurde kreideweiß. Dann ging er schnell aus der Batterie, drehte sich aber noch einmal um und sagte scharf: Herr Hauptmann, Sie haben nun wohl selbst gesehen, daß die Leute nicht ausgebildet sind.

Seit dieser Unglücksstunde galt Schimansky als der böse Genius der Kompagnie, und wenn es irgend möglich war, so wurde er von nun an bei allen kritischen Tagen, bei Prüfungen und Besichtigungen abkommandirt, in die Küche gesteckt oder auf Wache geschickt. Aber der Arbeitsdienst war ihm ganz lieb, da war er in seinem Element, und es konnte in der That keinen bessern Kerl dabei geben als ihn. Er war kein Drückeberger, er griff den Gegenstand immer da an, wo er am schwersten war, und niemals zeigte er Unlust oder Ermüdung. Und wenn dann die Leute vom Arbeitsdienst im Drillichanzug nach Hause marschierten und ihre Lieder anstimmten von dem Fähnrich, der in den Krieg zog, von dem Mädchen im Schilderhause und von dem Major mit der roten Nase, dann ging es durch Schimankys Seele wie ein Hauch himmlischer Freude. Ja, es war doch nicht so ganz schlecht, Soldat zu sein. Er hatte ein gutes Bett, eine saubere, hübsche Kleidung, eine freundlichere Wohnung als seine Lehmhütte im Dorfe, ein ordentliches Essen und obendrein noch ein bischen Geld. Freilich, zuerst war er mit der Menge des Essens nicht zufrieden gewesen, und Kathinka hatte fortwährend Lebensmittel schicken müssen, bis der Pfarrer eines Tages an das Regiment schrieb, die Frau müßte alles entbehren, um den Kanonier in der Garnison satt zu machen; ob es denn nicht anginge, daß er bei der Kompagnie mehr zu essen bekäme. Das Gesuch ging dann vom Regiment ans Bataillon und vom Bataillon an den Stabsarzt, der untersuchte den Kanonier Schimansky gründlich und empfahl der Kompagnie, den Mann auf zwei Rationen zu setzen. So bekam Schimansky nun zwei Schüsseln voll Erbsen und Speck; aber trotzdem war er damit immer noch schneller fertig als die übrigen mit der einen.

Auch die saubere, blanke Uniform gefiel ihm sehr gut. Er mußte immer wieder daran denken, wie er zum erstenmale in seinem Dorfe auf Urlaub war und mit Kathinka in die Kirche ging, er, der einzige Soldat; und wie er sich mit seinem blitzenden Kugelhelm durch die Reihen der Kirchenbänke drängte, und alles sich umschaute und sich zuraunte: das ist Joseph Schimansky von der Atallrie. Und wie dann nach dem Gottesdienst der Pfarrer und der Inspektor und der Küster auf ihn zukamen und ihn vor allen Leuten freundlich begrüßten, ihm auf die Schulter klopften und die Hand drückten, und wie die Knechte und Bengel im Dorf einen Kreis um ihn bildeten und mit offnem Munde zu ihm aufschauten. Ja, das war schön! Aber das verdammte Exerzieren, das Turnen, der Parademarsch und die Uebungen am Geschütz, das alles war für Joseph eine entsetzliche Qual. Er war mit seinen paar Gedanken nie ganz bei der Sache und kam mit seinen Griffen bald zu früh, bald zu spät. Nur wenn die schweren Geschütze donnerten, daß selbst die kräftigsten Leute zusammenfuhren und den Nacken einen Augenblick einzogen, wenn in der Batterie alles so mit Pulverdampf angefüllt war, daß man keinen Vorgesetzten sehen konnte, wurde ihm leicht und wohl ums Herz. Dann packte ihn ein teuflisches Vergnügen, er feixte übers ganze Gesicht, rannte aufgeregt hin und her und konnte nicht schnell genug den Wischer oder den Ansetzer oder die Kartusche heranschleppen. Am liebsten hätte er nach jedem Donner einen Juchzer ausgestoßen, aber er kannte seinen Geschützunteroffizier, und so spielte sich denn sein ganzes Entzücken und seine ganze Zerstörungswut im Innern ab.

Noch lieber als das Schießen war ihm der Wachtdienst. So mutterseelenallein auf Posten stehn, das war köstlich für ihn. Da konnte er sich ungestört in Gedanken mit seiner kleinen Wirtschaft, mit seinem Kartoffelfeld, mit der Kuh, dem Schwein, den Gänsen und den Hühnern beschäftigen und das und jenes in Ruhe überlegen, was er Kathinka noch mitteilen wollte. Denn die Wirtschaft war für ihn die Hauptsache. Dann aber kam gleich Frau und Kind, er liebte sie sehr und sehnte sich im stillen nach ihnen. Oft fand ich ihn vor meinem Zimmer, wo er gewöhnlich meine Montirung putzte, traurig auf der Treppe sitzen, den Kopf in die Hände gestützt und vor sich hinstarrend. Wenn ich dann fragte: Joseph, was fehlt Ihnen? fuhr er zusammen und sagte: O niechts, niechts! Muß ich denken an Maschinka kleines — aber ist alles Unsinn, werd ich zu Weihnachten Urrlaub kriegen, und dann kann ich sehen Kleines und so machen — dabei machte er mit den Armen eine wiegende Bewegung, während ein glückliches Lächeln über sein breites Gesicht zog.

Und nun war die Schlägerei mit den Füsilieren dazwischen gekommen! Schimansky hatte den Streit schlichten wollen und war selbst dabei von der Wirtshauspatrouille abgefaßt und gemeldet worden. Mit seinem Urlaub zu Weihnachten war es nun nichts. Er war ganz gedrückt. Er hatte schon auf dem Weihnachtsmarkt eine blaue Schürze und ein Muttergottesbild für seine Frau gekauft und für Maschinka ein weißes Schäfchen. Das hatte er alles Frau Kiesewetter zur Aufbewahrung übergeben. Nun war ihm alle Freude an Weihnachten verdorben. Frau Kiesewetter mußte sein Mißgeschick und seinen ganzen Kummer nach Hause schreiben, und sie that es mit soviel Rührung, daß sie selbst Thränen dabei vergoß.

Is mich nu auch ganz recht, sagte Schimansky, indem er ein paar Thränen hinunterschluckte, daß ich heiliges Abend auf Wach komm, ganz hinden auf Rehdude Schwarin; hab ich doch kein Freid an Kompagniebaum.

Kaum aber war er am heiligen Abend abgerückt, als eine Postkarte vom Pfarrer an Frau Kiesewetter kam. Kathinka wäre trostlos, sie könnte es mit dem

Kinde vor Sehnsucht nicht aushalten, und wenn Joseph nicht käme, dann würde sie selbst kommen; Frau Kiesewetter möchte das Joseph mitteilen.

Da war nun nichts mehr zu machen. Man mußte warten, bis Schimansky am nächsten Tage wieder von der Wache zurückkehrte.

Es war ein stiller, prächtiger Winterabend, als Joseph auf seinen Posten nach der Redoute zog. Von dem Wachtlokal mußte die Ablösung etwa zwanzig Minuten marschieren, um die Schanze zu erreichen. Der Weg führte zuerst durch ein kleines Gehölz, dann ging es auf eine kahle, beschneite Landstraße, und von dort bog die Wache nach einer kurzen Strecke auf einen schmalen, mit Weiden besetzten Dammweg, der durch einen festgefrornen Sumpf führte. Bei stockfinsterer Nacht war das ein entsetzlicher Marsch, aber diesen Abend war Mondschein, und so konnte man den Weg nicht verfehlen. Er führte in gerader Linie nach der Schanze. Ein breiter Festungsgraben umschloß die Wälle, und über ihn ging eine hölzerne Zugbrücke, die mächtig erdröhnte, als die Wache darüberschritt. Durch ein eisernes offnes Thor gelangte man in das Innere der Verschanzung, in deren Mitte ein mit Kriegsgeräten angefüllter Holzbau stand.

Schimansky löste den Posten ab, ließ sich die vorschriftsmäßigen scharfen Patronen geben und stellte sich vor das Schilderhaus, während der aufziehende Gefreite mit der abgelösten Wache wieder abmarschierte. Schimansky hörte die Brücke unter seinen Füßen dröhnen, er hörte die festen, gleichmäßigen Tritte auf dem harten Dammwege, erst hell und bestimmt, dann immer dunkler und verschwommner, bis kein Laut mehr zu ihm drang. Er drückte sich den Helm fest auf den Kopf, schlug den Kragen des Wachtmantels auf und sah sich die sechs scharfen Patronen an. Er wog sie prüfend in der Hand und steckte sie schmunzelnd in die Patronentasche. Ein behagliches Gefühl von Ruhe und Sicherheit kam über ihn. Er hatte gewissermaßen vor sich selbst Respekt, solch eine Wache, das war doch noch eine Aufgabe: Leben und Tod lag jetzt in seiner Hand. Er wußte, es war ein verrufner Posten, auf dem er stand. Wiederholt hatten Strolche über den gefrornen Graben auf die Wälle zu klettern versucht und sogar den Posten angegriffen. Heute sollte nur einer kommen, er hätte sich keinen Augenblick besonnen, dem Halunken einen blanken Donnerkeil zwischen die Rippen zu knallen! Er fühlte sich als Höchstkommandirender der ganzen Redoute, und das Gefühl der Verantwortlichkeit hob seine Lebensgeister. Daher erfüllte er alles, was die Wachtinstruktion vorschrieb, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. Er ging überall umher, prüfte den Thürverschluß an dem Blockhause, sah nach, ob die Luken zuwaren, ging zwischen den Traversen nach den Geschützständen und überzeugte sich, ob das vorschriftsmäßige Zubehör, die Rohrdecken und die Mundpfropfen mit allen Lederriemen vorhanden waren. Dann betrat er den obern Teil des Walles.

Dort blieb er eine Weile regungslos stehen. Seine Blicke schweiften über die beschneite Ebene, die sich vor ihm ausbreitete, und die, wo die Wolkenschatten drüberzogen, in blau-grauer Farbe dalag, während sie an andern Stellen, wo das Mondlicht drauffiel, blendend weiß erschien und hier und da in funkelnden Strahlen glitzerte. Ganz hinten rechts sah er die Häuser der kleinen Garnison liegen. An der mit Pappeln besetzten Landstraße zogen sich ein paar vereinzelte Gehöfte hin, aus deren Fenstern helle Lichtstrahlen auf die Schneefläche fielen. An der einen Seite der Landstraße, nicht weit von der Schanze, lag ein Kirchhof, und durch die kahlen Büsche sah man hie und da auf kleinen Gräbern Tannenbäumchen, an denen Lichter brannten.

Is sich Kind totes, sagte Schimansky mitleidig, indem er sich bekreuzte und

dazu einen polnischen Spruch murmelte. Dann nahm er das Gewehr von der Schulter, stützte sich darauf und starrte eine Weile nach den zitternden Flämmchen. Er dachte an seine kleine Maschinka und an das warme Stübchen mit dem Herd aus Ziegelsteinen, vor dem Kathinka mit aufgestreiften Ärmeln stand, Kartoffeln kochte und Speck briet. Er saß in Gedanken auf der alten Ofenbank und hatte die Maschinka im Arm, und das Kind griff nach seinen blanken Knöpfen, lachte ihn an und bahlte. Dann hörte er die Kuh im Stalle brüllen, das Schwein grunzen und die beiden Gänse schnattern und schreien.

Allmählich gingen die kleinen gelben Lichter auf dem Kirchhofe eins nach dem andern aus, und das bläulich-weiße Mondlicht lag wieder einförmig über der Schneefläche. Da wurde ihm weh ums Herz, und er fuhr sich mit dem Faufthandschuh über die Augen. Dann nahm er wieder sein Gewehr auf die Schulter, rückte die Patronentasche zurecht und wollte weitergehen. Eben zog ein dunkler Wolkenschatten langsam über die Verschanzung, sodaß Joseph die Augen aufreißen mußte, um die Gegenstände zu unterscheiden!

Mit einemmale stutzte er. Waren das nicht leise Schritte auf der Brücke? Er hielt den Atem an und richtete die Blicke starr nach der Gegend des Thores. Es war ihm, als bewegte sich etwas hinter dem Blockhause. Er schluckte ein paarmal krampfhaft, dann rief er laut: Halt! Wer da?

Die Bewegung unten wurde lebhafter. Halt! Wer da? brüllte Joseph noch einmal durch die Totenstille, sodaß der Ruf von dem Kirchhof und den einzelnen Gehöften geisterhaft wiederschallte. Jetzt erkannte er deutlich eine menschliche Gestalt. Aber der Rondeoffizier war es nicht. Schnell ging er den Wall hinunter bis ans Schilderhaus. Dort riß er das Gewehr von der Schulter, öffnete hastig und klappernd den Verschluß und rief noch einmal: Halt! stehen, oder ich schieß!

Joseph! Joseph! ach, schieß doch nicht! schrie plötzlich eine helle Frauenstimme auf polnisch zurück. Ich bin es mit der Maschinka!

Schimansky taumelte zurück und ließ das Gewehr sinken. Jesus Maria! stammelte er. Aber ehe er noch weitere Worte finden konnte, war Kathinka schon auf ihn zugeeilt. Sie stellte einen schweren Handkorb vor ihn auf die Erde und schlug ihr schwarzes Kopftuch zurück. Dann küßte sie ihn unter einer Flut von polnischen Kosenamen.

Joseph stand eine Weile sprachlos und wie betäubt da. Endlich sagte er mit zitternder Stimme: Kathinka, das geht nicht, das geht nicht! Ihr dürft hier nicht sein, ihr müßt wieder fort, so schnell wie möglich. Ach Gott! was machst du bloß für Geschichten. Ich bin ja hier auf Posten, auf königlichem Posten!

Aber das junge Weib hörte nicht drauf. Sie ließ sich in ihrem Redefluß nicht stören und erzählte, wie sie vom Dorfe zu Fuß nach der Bahnstation gegangen und dort abgefahren und wie sie dann glücklich hier angekommen sei und von einem Soldaten mit schwarzem Kragen erfahren habe, daß Joseph auf Wache stünde. Der gute Soldat habe ihr auch den Weg gezeigt, und da sei sie nun hier und wolle mit ihm Weihnachten feiern. Er möchte doch nicht so böse thun, sie wäre ja so glücklich, daß sie den Vater nun wiederhätten. Das Christkind habe ihm auch was Schönes mitgebracht. Damit legte sie die kleine, in dicke, wollne Tücher eingewickelte Maschinka ins Schilderhaus, hob den Korb auf, holte Speck, Quark und Bücklinge heraus und lobte alles so umständlich, daß Joseph das Wasser im Munde zusammenlief. Aber er bezwang sich; er dürfe auf Posten nicht essen, sie solle nur selbst etwas nehmen und sich ein Stück Speck abschneiden.

Das geschah denn auch mit großem Behagen. Sie holte auch eine Flasche

hervor und sagte, hier schicke ihm der Pfarrer Kirschschnaps, er möge einmal probiren. Aber obgleich es Joseph eine große Überwindung kostete, wies er doch den Schnaps heldenmütig zurück; er dürfe auf Posten auch nicht trinken.

Allmählich kam aber doch eine stille Freude über ihn, eine glückselige Stimmung. Er stellte schließlich das Gewehr ans Schilderhaus und nahm das Bündel mit der schlafenden Maschinka auf den Arm, von der nichts weiter zu sehen war als das Näschen — denn das schaute wie ein kleiner roter Pfropfen aus den Tüchern heraus; und während das junge Weib noch ein paar Speckstücke abschnitt, wiegte der Kanonier glückselig das Kind auf seinen Armen. Die Maschinka wurde unruhig, wachte auf und fing an zu schreien. Aber die Mutter wußte schnell Rat, sie setzte sich auf das trockne Fußbrett des Schilderhauses, hakte ihr Kleid auf und legte unter dem Umschlagetuche das Kind an die Brust, und während das Kind mit Behagen schluckte, plauderte die junge Frau eifrig von ihrer Wirtschaft, vom Pfarrer und von den Neuigkeiten im Dorfe und lachte so vergnügt dazu, daß Joseph seine Wache ganz vergaß, den Helm abnahm, sich bequem ans Schilderhaus lehnte und mit verschränkten Armen zuschaute.

Plötzlich hörte er feste Tritte, wie von einer Patrouille, dann Sporenklirren und Säbelgerassel. Entsetzt fuhr er zusammen. Er ergriff hastig das Gewehr, stülpte sich den Helm auf und sagte zitternd: Die Ronde, das ist die Ronde! Kathinka, schnell hinein mit dem Kinde, ins Schilderhaus. Steh auf, schnell, schnell! Auch den Korb! Herr Gott, was wird nun kommen! Aber drinnen still, ganz still, nicht einen Sterbenslaut!

Im Nu war die Familie im Schilderhause verschwunden, und Joseph stellte sich breit davor.

Halt, wer da! schrie er aufgeregt, als er einen Helm blitzen sah.

Rondeoffizier! tönte es einförmig und schnarrend zurück.

Joseph stand stramm, präsentirte das Gewehr und verfolgte den Offizier in Helm und Schärpe mit den Augen, bis er vor ihm stand.

Is sich nichts Neues auf Posten, Herr Leitnant, meldete er.

Wie heißt die Parole?

Joseph lief es den Rücken kalt herunter, und er starrte den Rondeoffizier mit offnem Munde an.

Die Parole! wiederholte der Offizier unwillig.

Zu Befell, hab ich verregessen, Herr Leitnant.

Der Offizier musterte den Posten von oben bis unten.

Setzen Sie sich den Helm richtig auf! befahl er mit scharfer Betonung. Sie haben den Helm verkehrt auf — Sie haben auf Posten geschlafen!

Zu Befell, Herr Leitnant, hab ich nicht geschlafen.

Das wird sich finden. Wie heißen Sie?

Kanonier Schimansky von der achten Kompagnie.

Schimansky, na ja, natürlich! Ein mitleidiges Lächeln flog um die Mundwinkel des Offiziers. So also sieht der wundersame Kriegsknecht aus: der Wachtmantel voll Dreck, den Helm verkehrt auf, und die Patronentasche auf dem Hintern. Sie sind ja wohl der Kerl, der so verrückte Briefe an seine Frau schreibt. Das ganze Regiment kennt Sie schon. Sobald ich hier noch eine einzige Unordnung finde —

Plötzlich fing die kleine Maschinka im Schilderhaus an, kläglich zu weinen.

Der Leutnant sah sich verblüfft um: Nanu, was ist denn das für ein Gequieke hier?

Is sich Kind, Herr Leitnant!

Himmeldonnerwetter, ist der Kerl hier in die Wochen gekommen? Was soll das heißen? Was ist das für eine Zucht hier auf der Schanze?

Als der Offizier auf das Schilderhaus zutrat, erhob Kathinka ein lautes Zetergeschrei und weinte und schluchzte gottsjämmerlich.

Schimansky sah, daß der Offizier wütend losplatzen wollte, und sagte mit dienstlichem Eifer: Hab ich gearrettirt die Leite, Herre Leitnant. Ja woll, gearrettirt. Wollten stehlen hier an Kanonen, und hab ich sie gepackt und ins Schilderhaus gesteckt, zu Befell! Dabei trat ihm der Angstschweiß auf die Stirn, und er zitterte, daß er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte.

Nä, nä, is sich allens nich wahr, schluchzte Kathinka, als sie mit dem kleinen Kinde aus dem Schilderhause hervorkam. Schöner, gnädiger Herr, thun Sie Mann meiniges nichts. Bin ich Schuld an allem; wollten wir doch feiern heiliges Abend hier mit Vater. Sind gekommen so weit her vom Dorf, und das Kind — ach Gott! Sie konnte vor Schluchzen nicht mehr sprechen, und Maschinka setzte mit vollem Atem wieder in das Geschrei ein.

Der Leutnant stand vor dieser heulenden und jammernden Familie sprachlos. Er wußte im Augenblick nicht, was er thun sollte, und drehte unschlüssig an seinem Schnurrbart. Donnerwetter, dachte er, so was ist mir doch noch nicht passirt. Was macht man nu? Ich stehe da wie'n dummer Junge. Dies Geflenne kann ja Steine erweichen. Ich bitte mir nu aber Ruhe aus! rief er endlich. Sein Sie still, Frau, und halten Sie dem Balg das Maul zu.

Dann wandte er sich an Schimansky. Sie zittern ja am ganzen Leibe, Posten, Sie sind wohl krank?

Nein, Herre Leitnant.

Ich verbitte mir jeden Widerspruch! Posten, sind Sie krank oder nicht?

Zu Befell, Herr Leitnant, sagte Schimansky mit kläglicher Stimme, bin ich krank, serre krank.

Er war in der That zum Zusammenbrechen.

Ist gut. Der Offizier drehte sich um und rief nach der Patrouille. Die kam eiligst anmarschiert, und der Leutnant ließ Schimansky wegen angeblicher Erkrankung auf Wache ablösen.

Der neue Posten aber war der witzige Briefschreiber, der Berliner.

Na weeßte, Joseph, sagte er leise, als er den dicken Wachtmantel anzog, du hast noch mehr Jlück als Ver— jangnes Jahr. Du legst mir und die achte Kompagnie wieder schene rin. Feldwebel Ruhnke wird sich freuen. Aber dir hier am heiligen Abend als Vater zu sehn, im Kreise der Deinigen, det Verjniegen is ne Wache wert.

Der ganze Zug, der Rondeoffizier, die Patrouille und Schimankys Familie setzte sich nun in Bewegung nach dem Wachtlokal. Dort machte der Leutnant dem wachthabenden Unteroffizier die nötigen Mitteilungen, dann zog er mit Schimanskys zum Hauptmann Barnewitz. Während die Familie draußen in der Hausflur wartete, ließ sich der Leutnant melden und trat ein. In dem hellerleuchteten Zimmer stand der Hauptmann mit seiner jungen Frau in zärtlicher Umarmung vor dem brennenden Weihnachtsbaum. Als er den Offizier in Helm und Schärpe eintreten sah, ließ er seine Frau los und blickte ihn erstaunt an.

Herr Hauptmann, ich komme in einer dienstlichen Angelegenheit, sagte der Leutnant im Tone militärischer Meldung. Ich habe einen Posten ablösen müssen, einen Mann der achten Kompagnie. Es ist der Kanonier Schimansky.

Schimansky! rief der Hauptmann und hob verzweifelt die Arme in die Höhe,

Gott im Himmel! hat man denn nicht mal am heiligen Abend vor dem Kerl Ruhe! muß der einen bis untern Weihnachtsbaum verfolgen! Was ist denn nu wieder los?

Während der Leutnant den Fall vortrug, eilte die junge Frau Hauptmann aus dem Zimmer in die Hausflur und erfuhr dort von Kathinka die ganze traurige Weihnachtsgeschichte. Sie war gerührt und eilte sofort ins Zimmer zurück.

Ach, das ist ja entsetzlich! rief sie. Die armen Leute! Ich verstehe dich nicht, Rudolf! Wie kannst du den Mann heute, am heiligen Abend, auf Wache schicken!

Liebe Hedwig, sagte der Hauptmann abweisend, thu mir den Gefallen und mische dich nicht in dienstliche Angelegenheiten!

Ach, Herr Leutnant, fuhr Frau Hedwig fort, thun Sie doch etwas für die armen Leute, daß der Mann Urlaub bekommt.

Der Offizier verbeugte sich höflich und küßte ihr die Hand. Gnädige Frau, was ich als Rondeoffizier thun konnte, habe ich gethan. Urlaub geben, das kann nur der Herr Hauptmann.

Frau Hedwig richtete ihre großen braunen Augen bittend auf den gestrengen Gatten.

Der Feldwebel Ruhnke hat das angeordnet, und der wird schon seine Gründe haben, sagte der Hauptmann. Er versuchte seine militärische Würde Frau Hedwig gegenüber aufrecht zu erhalten, aber es gelang ihm nicht. Daß der Unglücksrabe der Kompagnie selbst unter seinen Weihnachtsbaum geflattert kam, das war doch nur von der heitern Seite aufzufassen.

Na, was sagen Sie denn dazu, Herr Leutnant? rief er halb ärgerlich, halb lachend. Es ist doch nicht zu glauben mit dem Kerl, man möchte gleich dreinschlagen!

Ja, ich kann nur sagen, was die gnädige Frau meint, das heißt, ich möchte nicht —

'S ist gut. Meinetwegen mag der Kerl hingehen, wo der Pfeffer wächst.

Frau Hedwig hatte sich an den Hauptmann gelehnt, sie sah ihm dankbar in die Augen, drückte ihm heimlich die Hand und sagte: Sieh, nun bist du lieb und gut! Nun müssen aber auch die Leute ins Zimmer kommen und sich unsern Weihnachtsbaum ansehen.

Sie eilte nach der Thür und forderte die angstvoll wartenden auf, einzutreten, und so kam denn nun Kanonier Schimansky mit Weib und Kind und stand wie geblendet, starr und steif vor dem Weihnachtsbaum des Mannes, von dem er glaubte, er käme gleich hinterm lieben Gott.

Frau Hedwig raffte alles zusammen, was sie an Kuchen und Zuckerwerk ergreifen konnte, und packte es dem jungen Weibe in den Korb; dann nahm sie die kleine Maschinka auf den Arm, wickelte das Köpfchen aus dem Bündel und küßte die kleine, rote Wange. Der Hauptmann reichte Schimansky die Hand und sagte: Im Grunde sind Sie doch ein braver Kerl, Sie Pechvogel. Sie können mit Ihrer Frau gleich abfahren, Sie haben acht Tage Urlaub.

Vierzehn Tage! unterbrach ihn Frau Hedwig, indem sie das Kind auf den Armen hin- und herbewegte und ihn bittend ansah.

Aber liebes Kind, na — meinetwegen vierzehn Tage!

Das war dem armen Kerl denn doch zu viel, und als sein Weib der jungen Frau Hauptmann den Saum des Kleides küßte, und er vor Überraschung und Freude taumelnd das Zimmer verließ, da rannen ihm die hellen Thränen über die Backen.

Nach wenigen Minuten war der Hauptmann und Hedwig wieder allein. Es war ganz still im Zimmer. Nur zuweilen knisterte hie und da ein Zweig am

Baum, in den eine Lichtflamme geschlagen war, die junge Frau sah lächelnd in glücklichen Gedanken vor sich hin, ohne ein Wort zu sprechen, und der Hauptmann ging eine Weile, die Hände auf dem Rücken, auf und ab.

Das war mal wieder so einer von deinen Mädchenstreichen! sagte er. Und nun hüllst du dich auch noch in Schweigen.

Aber sie legte die Arme um seinen Hals, schloß ihm den Mund mit einem Kusse und sagte leise: Ach nein, Liebster, ich mußte nur an die kleine Maschinka denken.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Anarchisten und Liberale. So erstaunliche Leistungen des liberalen Doktrinarismus wir schon erlebt haben, die Besprechung des Attentats in der französischen Kammer in einzelnen liberalen Zeitungen muß doch Staunen erregen. Überraschen konnte die Schandthat unmöglich noch, ja es lag eigentlich den Anarchisten als Partei viel näher, Bomben in eine gesetzgebende Versammlung zu schleudern, als unter unschuldige Theaterbesucher. Nun erkennt man auch Maßregeln zum Schutze der Gesellschaft als notwendig an. Aber um des Himmels willen nur nicht „Freiheiten" antasten! Wenn ein Mordgeselle ergriffen wird, wenn eine Zeitschrift ihre Leser auffordert, dem erhabnen Beispiele des Märtyrers zu folgen, so darf ihnen allerdings der Prozeß gemacht werden, doch selbstverständlich nur vor dem ordentlichen Gerichte und bei voller Öffentlichkeit! Dem Verbrecher muß gestattet sein, sich seiner That zu rühmen und die Genossen zur Rache aufzustacheln, seinem Verteidiger, den Angeklagten als einen Menschen zu schildern, der, von Menschenliebe erfüllt, das Los der Armen und Unterdrückten verbessern wollte und nur ein etwas zu energisches Mittel ergriff, weil er leider keinen Einfluß auf die Machthaber hatte, oder als einen Unglücklichen, der, durch die Schuld der jetzigen Gesellschaft verwahrlost, Mitleid, aber keine Strafe verdiene. Wohl giebt es Beispiele genug von Einschüchterung der Geschwornen, die keine Lust haben, für vogelfrei erklärt zu werden. Das ist freilich übel, muß aber hingenommen werden und ist immer besser, als Ausnahmegesetze bei Ausnahmezuständen. Wenn diese Freiheitsfreunde wenigstens konsequent wären und verlangten, daß die armen Anarchisten vor ein unparteiisches Gericht zu stellen seien, denn ein solches ist offenbar ein Schwurgericht keineswegs. Die Geschwornen sind Besitzende, Bourgeois, die natürliche Feinde der Anarchisten sind. Und denen will man die Verirrten ausliefern? Unmöglich! Auch sie haben das Recht, von ihren Peers abgeurteilt zu werden, also von vollgiltigen Anarchisten. Das ist unsrer Meinung nach überzeugend für jeden echtgefärbten Freisinnigen.

Das neue österreichische Geld. Der Finanzminister Steinbach wird, wie es scheint, so kurze Zeit er auch seinen wichtigen Posten eingenommen hat, ein dauerndes Andenken im Lande hinterlassen. Bekanntlich hatte seine Einführung der

Goldwährung ein Steigen des Goldpreises zur Folge, wie Österreich, das in solchen Dingen vielerfahrene und vielgeprüfte, es kaum während seiner unglücklichsten Kriege erlebt haben mag. Diese Kalamität scheint wieder einmal so ziemlich überwunden zu sein, da die Börsen ihre Genugthuung über den Rücktritt des kühnen Reformators gleich sehr deutlich zu erkennen gaben, und das Goldagio auch weiter langsam aber stetig sinken zu wollen scheint. Aber bleiben wird die vom Volke „Steinbacherl“ getaufte Münze, und sollte sie wieder eingezogen werden, so werden sich ohne Zweifel Kuriositätensammler ihrer bemächtigen. Denn sie kann füglich als Emblem der Taaffischen Regierungsperiode angenommen werden. Ob bereits Goldmünzen der neuen Währung geprägt worden sind, wissen wir nicht, gesehen haben wir noch keine. Dagegen bringen sich Reisende Kronen und Scheidemünze als Andenken mit: die berühmten Münzen ohne Schrift. Kupferstücke mit einer 1 — sollen im Verkehr gar nicht vorkommen, weil für einen Heller nichts zu kaufen ist —, Nickelstücke mit 10 oder 20, Silberstücke mit einer Krone. Dem Publikum zu sagen, wie diese Münzgattung heißt, wagte man nicht, weil Tschechen, Slowenen und andre Kulturnationen die deutschen Wörter Heller und Krone als eine Beleidigung ihrer Nation aufgefaßt haben würden, und die Münzen für alle in Österreich gesprochnen Idiome nicht Raum hätten. Zwar hatte dieselbe Regierung vor einer Reihe von Jahren das einfache Mittel gefunden, die Entrüstung der Herren Tschechen in einem ähnlichen Falle unschädlich zu machen: als sie die nur deutsch und ungarisch bedruckten Banknoten überschrieben und beschmierten, genügte die amtliche Bekanntmachung, daß fortan derartig verunzierte Noten von keiner Kasse angenommen werden dürften, dem Unfug ein Ende zu machen. Dasselbe Mittel würde sich gewiß auch bewährt haben, wenn man sich an den neuen Hellerstücken vergriffen hätte. Vor der Weigerung, solches Geld überhaupt zu nehmen, brauchte man sich bei den allbekannten Vorzügen gerade des tschechischen Volksstammes vollends nicht zu fürchten. Weshalb also diese merkwürdige Sprachlosigkeit? Sollte die Herren Taaffe und Steinbach etwa der Gedanke gekitzelt haben, durch einen Witz, einen Rebus ihre tschechischen Freunde um die Gelegenheit zum Skandalmachen zu bringen? Wie dem auch sein möge: die interessante Angelegenheit ist damit noch nicht erledigt. Bekanntlich hat Ungarn dieselbe Währung, und da das Land, wenn wir den geographisch-statistischen Handbüchern glauben dürfen, von mindestens ebenso viel verschiednen Völkerschaften bewohnt ist wie Deutschösterreich, Magyaren, Deutschen, Kroaten, Serben, Slowaken, Rumänen, Ruthenen, Zinzaren, Bulgaren, Armeniern, Griechen, Italienern, Juden, Zigeunern u. s. w., so sollte man dort dieselbe Verlegenheit beim Prägen der Münzen voraussetzen. Aber ein uns soeben zugekommnes ungarisches Zwanzighellerstück belehrt uns eines bessern. Da liest man nämlich auf dem Revers: 20 Fillér, und auf dem Avers um die ungarische Königskrone: Magyar Királyi Váltópénz. Auch ohne der Sprache mächtig zu sein, errät man die Bedeutung der Inschriften: Heller und Königlich ungarische Münze. Die dortige Regierung kümmert sich also nicht darum, ob die Legende auf den Landesmünzen dem oder jenem Bewohner des Landes zusagt oder nicht! Für eine Geschichte der Taaffischen Versöhnungspolitik dürfte sich die Abbildung der beiden Münzgattungen wohl als Vignette empfehlen.

Herr Karl Bleibtreu über Moltke. Unser heutiges deutsches Geistesleben treibt seltsame Blüten. Schriftsteller, die eine „Revolution der Litteratur“ in naturalistischem Sinne herbeiführen wollen, sind zwar nicht mehr selten und suchen einander in Plattheiten und Widerwärtigkeiten zu überbieten. Aber der

seltsamsten einer von dieser wunderlichen Kaste ist doch der fünfunddreißigjährige Sohn des bekannten Schlachtenmalers Georg Bleibtreu, Karl Bleibtreu in Charlottenburg. Dieser Herr hat sich ja durch seine dichterischen Leistungen, insbesondre auf dem neuen Gebiet der Schlachtennovelle, einen gewissen Namen erworben. Neuerdings aber hat er sich als militärischer Kritiker an die Charakterisirung großer historischer Persönlichkeiten gemacht und ist dabei auf einen Weg geraten, den man den begabten und mit einem nicht gewöhnlichen Wissen ausgestatteten Mann nur mit Bedauern gehen sieht. Herr Bleibtreu scheint das gute alte Sprichwort „Ein Lot Praxis ist mehr wert als ein Zentner Theorie“ nicht zu kennen. Er hat auch offenbar ohne Erfolg für sich gelesen, was der Verfasser des bekannten Buches „Rembrandt als Erzieher“ hierzu sagt: „Am Doziren hat die deutsche Bildung von jeher gelitten; denn der Deutsche ist nun einmal zum Übertreiben geneigt, sei es aus Gewissenhaftigkeit, sei es aus Mangel an Selbstbeschränkung; und dies ist der barbarische Zug in seinem Charakter.“

Diesen barbarischen Zug findet der deutsche Patriot in der neuesten Leistung des Herrn Bleibtreu, in der er es unternimmt, auf Grund seines theoretischen Wissens den Ruhmeskranz Moltkes eines Teils seiner Blätter zu berauben.

Was Moltke seinem Volke als Erzieher im Frieden, als Führer im Kriege und als Organisator des Sieges gewesen ist, wird die Dankbarkeit des Vaterlandes nie vergessen. Die Tafeln der Geschichte lehren, wie er seine Kunst der Kriegführung, gleichsam die berechnende Kriegskunst, mit dem Aufmarsch, der Anlage des Feldzuges und der Schlachten zur höchsten Vollkommenheit gebracht hat. Moltke hat eine neue Schule geschaffen. Die Kriegskunst unsrer Tage hat eben andre Voraussetzungen als die einfacherer Zeiten. Die Feldherren der Vergangenheit, für die es galt, den Augenblick zu erfassen und in kräftigem Draufgehen auszunützen, konnten kein Vorbild abgeben für den Meister der Kunst, erst zu wägen und dann zu wagen, des Geistes stille Arbeit und ein reiches Maß des Wissens im richtigen Augenblick in Thaten umzusetzen. Begreifliche Begeisterung hat Moltke neben oder gar über die ersten Heerführer gestellt, die die Geschichte kennt, über Hannibal, Friedrich den Großen und Napoleon. Er selbst ist dem stets entgegengetreten, aber nicht aus Scheu vor dem Wertvergleiche oder weil er einen solchen etwa für unmöglich hielt, sondern aus Bescheidenheit, wie es bei der sittlichen Größe des Mannes selbstverständlich war.

So steht Moltke in der Erinnerung des deutschen Volkes, und ihn darin zu verkleinern, das wird auch der „Kritik“ des ehrenwerten Herrn Karl Bleibtreu nicht gelingen. Glücklicherweise ist die Bedeutung dieses Herrn nicht derart, daß die Produkte seines „ungewöhnlichen Geistesfluges,“ wie es in einem Prospekt seines Verlegers von ihm heißt, einem großen Leserkreise zu Gesicht kämen. Der Aufsatz, den wir hier im Auge haben, „Napoleon und Moltke,“ ist abgedruckt in Nummer 65 bis 67 der Militärisch-Politischen Blätter vom 21., 28. Oktober und 4. November d. J. und von der Redaktion, für die als verantwortlich der Hauptmann a. D. von Hellfeld zeichnet, mit der Anmerkung eingeleitet, daß sie mit den Ausführungen des Verfassers nicht durchweg einverstanden sei. Im übrigen ist der Aufsatz, dessen Ton stark an den einer Schmähschrift streift, ohne weitern Vorbehalt abgedruckt, und das wundert uns von der Redaktion eines Blattes, das während des jüngsten Kampfes um die Militärvorlage so warm den nationalen Gedanken zu vertreten wußte. Es zeigt das, welche bedingungslose Hochachtung man einem solchen ruhmgekrönten Vertreter der modernsten Kunst und Wissenschaft schuldig zu sein glaubt. Denn mit dem Ziele des Aufsatzes wird die Redaktion

kaum einverstanden sein, da er nichts weniger bezweckt, als nachzuweisen, daß der große Kriegsmeister Moltke nicht seiner Kunst, sondern in erster Linie seinem unerhörten Glück die Erfolge von 1866 und 1870/71 zu verdanken gehabt habe und ohne sein Glück eigentlich mehr Niederlagen als Siege hätte davontragen müssen.

Mit seinem populär gewordnen Grundsatz „Getrennt marschieren, vereint schlagen" hat der Feldmarschall Herrn Bleibtreu mitten ins Herz gestochen. Denn dieser erleuchtete Kritiker, der sich „als echter Theoretiker" zwar sehr energisch dagegen verwahrt, „einseitigem Heroenkultus" zu huldigen, hat natürlich seinen Götzen, Napoleon I. Diesem zuliebe, den er für „ungeheuerlich herabgesetzt" erklärt, „wenn man ihn an die zweite und seinen Schüler Moltke an die erste Rangstelle des Feldherrntums einschmuggeln wolle," bricht er hier tapfer eine Lanze, mit der er wohl, nach seinen eignen Worten, „sehr vorbeihauen" könne, die einzulegen er aber doch der wissenschaftlichen Wahrheit und vor allem seinem selbstlosen Patriotismus schuldig sei. Herr Bleibtreu hat nämlich den genialen Einfall, daß man das deutsche Volk vor der „selbstverherrlichenden Eigenliebe," die er in der „systematischen Vergötzung" seines großen Strategen sieht, behüten müsse, da ja die „Großzüchtung eines nicht immer unanfechtbaren Prestige große Gefahren in sich berge." Wer dieser Befürchtung des Herrn Bleibtreu gegenüber einen leisen Zweifel äußern sollte, der wird sofort darauf gestoßen, daß ja auch bei unsern westlichen Nachbarn, wo stets jede kritische Antastung der Gloire „mit einem chauvinistischen Huronengeheul" begrüßt worden sei, gerade diese systematische Fälschung der geschichtlichen Wahrheit den Zusammenbruch von 1870 habe erzeugen helfen. Also diese „Moltke-Korybanten," wie der verehrte Herr sich auszudrücken beliebt, müssen unschädlich gemacht werden, und das unternimmt er, indem er ihren Heros Molke der „legendären Ruhmansprüche" entkleidet und mit der nüchternen Auffassung der wissenschaftlichen Kritik nachweist, wie unhaltbar eigentlich die Methode Moltkischer Kriegführung gewesen ist.

Napoleon, „dessen Genieproben zu gigantisch und überragend dastehen, der unerreichte und nie übertreffbare Meister der Strategie," hat den Zusammenschluß vor dem Feinde gelehrt, das genügt Herrn Bleibtreu, um die entgegengesetzte Methode Moltkes von 1866 und 1870, die äußern Linien sowie den Zusammenschluß im Feinde als das größte aller Übel hinzustellen und „theoretisch vor jeder Nachahmung zu warnen." Wir erfahren bei der kritischen Sichtung des Herrn Bleibtreu, daß die Generalstabswerke von 1866 und 1870 „das verwegne und in einzelnen Fällen für übelwollende Auffassung verworrene Operiren Moltkes auf der äußern Linie mit achtungswerter Deutlichkeit wiederholt betont haben." Vor Metz zwar, meint Herr Bleibtreu, hat Moltke „trotz der gefährlichen und schädlichen konzentrischen Ausführung" im Prinzip die innere Linie erstrebt, d. h. sich zwischen Bazaine und Paris eingedrängt; daher der Erfolg seiner Operationen an dieser Stelle. Über die gefährliche und schädliche Ausführung belehrt uns Herr Bleibtreu später. Moltke hätte sich, heißt es da, am 15. August die unentbehrliche Aufklärung durch richtige Verwendung der Kavallerie sichern müssen, und „am 17. überwog die traurige Sorge vor einer feindlichen Offensive, das untrüglichste Merkmal einer verfahrnen Situation." Aber am schlimmsten kommt Moltke bei Besprechung des 18. August weg, denn „die strategischen Maßnahmen zur Schlacht von Gravelotte verraten für jeden Unbefangnen nur ein allgemeines Schwanken sowohl des Zwecks als der Mittel," und „in Verabsäumung der Feldherrpflicht, in so überaus bedenklicher Lage selbst Umschau zu halten und rastlos auf Auskundungen der Kavallerie

zu bringen, war Moltke bis zum Mittag ungewiß, machte deshalb seinen Einfluß auf die Heerführer gar nicht geltend und verlor endlich von Mittag an jeden leitenden Überblick."

Den Patrioten wird es kalt überlaufen, wenn er so den „wahren Moltke" kennen lernt, er wird vielleicht in Bangigkeit und Scham sein Gesicht verhüllen und nichts weiter hören wollen. Aber mit unerbittlicher wissenschaftlicher Ruhe und Schärfe dozirt Herr Bleibtreu weiter, daß Moltke auch bei Sedan wieder den „ewigen Heilswahrheiten der innern Linie und Konzentration ins Gesicht schlug, indem er thatsächlich drei getrennte Armeen schuf, die jede einzeln bei ihrem konzentrischen Anmarsch von Mac Mahons innerer Linie aus durchbrochen werden konnten." Nur „die unglaublichen Schnitzer der französischen Heeresleitung" ermöglichten den erdrückenden Zusammenschluß dieser drei äußern Linien.

Armer Moltke! In den rauhen Forscherhänden des Herrn Bleibtreu zerflattert dein Ruhmeskranz wie Spreu vor dem Winde. Herr Bleibtreu aber, der es über seine deutsche Feder bringt, zu schreiben: „Die Verbündeten wurden 1814 trotz unvergleichlich günstiger Lage so genial von Napoleon gezüchtigt," verlangt auf „solche Versuche redlicher Forschung" hin das Zeugnis eines selbstlosen Patrioten, und erhobnen Hauptes wird er die Lorbeern entgegennehmen, die das staunende Volk eilen mag um seine Denkerstirn zu winden.

Aus Briefen Wilhelm von Humboldts. Auf dem Umwege über Frankreich erhalten wir einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntnis Wilhelm von Humboldts durch das in Paris und Nancy erschienene Werk: Guillaume de Humboldt et Caroline de Humboldt, lettres à Geoffroi Schweighaeuser. Schweighäuser, ein Sohn des bekannten Straßburger Hellenisten, war Hauslehrer in Humboldts Hause in Paris vor dessen erster spanischer Reise und erwarb sich Humboldts und seiner Frau Wohlwollen und Freundschaft in so hohem Grade, daß er auch später in dauernder Korrespondenz mit ihnen blieb. Der Herausgeber hat eine Auswahl aus den vorhandnen Briefen getroffen und sich die ziemlich überflüssige Mühe gemacht, die deutschen Originale ins Französische zu übersetzen. Da dies aber nun einmal geschehen ist, so scheint es angemessen, einige besonders interessante Stellen wieder aus dem Französischen zurückzuübersetzen.

Am 24. Oktober 1801 schreibt Humboldt aus Berlin: „In Tegel, meiner kleinen Besitzung, herrscht eine so bösartige Scharlachepidemie, daß ich es nicht wagen kann, meine Familie dorthin zu bringen. Ich muß also mehrere Monate in Berlin bleiben, was mir keineswegs angenehm ist: ist man einmal dazu verurteilt, in einer Stadt leben zu müssen, so ist und bleibt jeder Ort, außer Paris, unerfreulich. . . . In diesem Augenblick ist, wie ich anerkennen muß, ein häßlicher Stillstand in der Dichtung ebenso wie in der Philosophie eingetreten. Mit Ausnahme von dem, was Schiller und — selten genug — Schlegel schreibt, ist in der Dichtung nichts zu nennen. Wenn Suard*) und andre hörten, was

*) J. B. A. Suard, ein vielseitig gebildeter Mann, der seine unabhängige Gesinnung ebenso unter Napoleon wie früher während der Revolution und, obgleich leidenschaftlicher Anhänger der Monarchie, unter Ludwig XV. und XVI. zu bewahren wußte. Als ihn Madame Geoffrin einem einflußreichen Beschützer empfahl, und er sich dessen Hochmut nicht gefallen lassen wollte, sagte ihm die Geoffrin: Wenn man kein Hemde hat, muß man auch keinen Stolz haben. — Im Gegenteil, erwiderte er, dann gerade, damit man doch wenigstens etwas hat. — Durch seine Heirat mit der geistvollen und schönen Tochter des Buchhändlers C. L. F. Panckoucke, deren Salon von großer sozialer Bedeutung in Paris war, gewann er sehr an Einfluß.

man hier über Metaphysik spricht, besonders über die Kants und Fichtes, so würden sie laut lachen. Beide gelten nämlich, um die Wahrheit zu gestehen, für nichts als Grübler; ja viele halten Fichte sogar für einen Tollhäusler. Auch in der Geschichtschreibung ist nichts Hervorragendes zu erwarten: Gentz hat seine schriftstellerische Thätigkeit so gut wie aufgegeben, Woltmann hat nie etwas bedeutet und bedeutet jetzt weniger als je. Mit einem Worte, ich will glauben und vor allem hoffen, daß die deutsche Litteratur in Paris mehr gilt als in Berlin. Sie hat wahrhaftig heutzutage den Heiligenschein etwas nötig, in dem die Unwissenheit sie im Auslande strahlen läßt. Es schadet auch gar nichts, wenn dabei die verschiednen Epochen mit einander verwechselt werden, da die Gegenwart so arm ist.

Schillers Jungfrau von Orleans wird Ihnen sehr gefallen. Es ist ebenso wunderbar wie hinreißend, welches Leben er dem Stücke einzuhauchen verstanden hat. In diesem Stücke kommt er Shakespeare am nächsten: er zeigt darin eine Energie des Gedankens und eine Tiefe der Empfindung, die man in keinem seiner frühern Stücke findet.

Alles, was Sie mir über Villers*) schrieben, hat mich höchlich belustigt. Es ist unmöglich, daß sein Buch**) einen wirklichen Erfolg hat; höchstens wird es vorübergehend Aufsehen machen, wie das ja in Frankreich bei jeder neuen Erscheinung der Fall ist. Sein dithyrambischer Stil steht außerdem in einem zu starken Gegensatze zu dem hergelispelten Inhalte. Gérando,***) der mir über das Buch schreibt, spricht sich darüber ganz richtig aus. Nur ist es schrecklich zu sehen, daß Gérando selbst nach dem Erscheinen der Schrift von Villers noch immer keine Ahnung davon hat, daß Kants Philosophie etwas andres ist als die Lockes! Es wird mir immer klarer, daß es unendlich wenig Leute giebt, die ein Verständnis für das Wesen der Metaphysik haben. Philosophische Fragen werden in Wahrheit so behandelt, daß die wenigen Eingeweihten das große Publikum für blind, das Publikum dagegen die Eingeweihten für verrückt hält; auf diese Weise kommt der Streit nie zur Entscheidung. Ich selbst bin wie immer unparteiisch und weiß nicht, wem ich Recht geben soll; Unrecht hat auf alle Fälle, wer sich ohne Grund für einen Philosophen hält. Um bei meinem Vergleiche zu bleiben: solche Leute wollen für verrückt gelten, ohne es zu sein, diese Rolle kann aber nur jemand spielen, der übergeschnappt ist. Was die Franzosen anlangt, so haben sie nicht so ganz Unrecht: sie halten sich zwar für Philosophen, sobald man ihnen aber auseinandersetzt, was man unter Metaphysik zu verstehen hat, lassen sie ihren Anspruch fallen. Versprechen Sie mir, mich nicht zu verraten, so will ich Ihnen gestehen, daß Villers meiner Überzeugung nach zu denen gehört, die Unrecht haben, denn von eigentlicher Philosophie versteht er nicht mehr als der große Haufe, und seinen Lesern giebt er statt der Mandel nur die Schale. . . . .

Suard irrt sich, wie ich glaube, mit seiner Behauptung, daß sich die Franzosen im allgemeinen von Helvetius Systeme losgesagt hätten. Soviel Widerspruch

---

„Wissen Sie — sagte ihr Vater zu Voltaire —, daß, wenn alle Ausgaben ihrer Werke verloren gingen, eine im Gedächtnis meiner Tochter übrig bleiben würde?" „Ja, aber eine verbesserte Ausgabe," erwiderte Voltaire.

*) C. F. D. de Villers wanderte 1792 aus und wurde später Professor der französischen Sprache in Göttingen.

**) La Philosophie de Kant ou principes fondamentaux de la philosophie transcendentale, Metz, 1801.

***) J. M. Gérando, zuerst Seminarist, dann Soldat, darauf Schriftsteller und in der Napoleonischen Verwaltung in hohen Stellungen thätig; ein ebenso ausgezeichneter Beamter wie unbedeutender Philosoph.

es auch finden mag, so ist man doch, wie Sie mir wohl zugeben werden, heutzutage in Frankreich noch mehr als anderswo entweder ausgesprochner Naturalist oder entschiedner Spiritualist. Freilich herrscht bei keiner Nation ein System ausschließlich."

Auch als Humboldt als preußischer Geschäftsträger nach Rom gegangen war, setzt er die Korrespondenz fort.

Merkwürdig ist eine Äußerung von ihm in einem Briefe vom 29. August 1807. Er spricht „vom Abschluß des Friedens von Tilsit und beklagt die Erniedrigung Preußens, die jedoch vielleicht dereinst im Gesichtspunkte der allgemeinen historischen Entwicklung ihren Ausgleich finden wird (l'abaissement de la Prusse, qui aura peut-être ses compensations au point de vue de l'histoire universelle)": der patriotische Diplomat wollte offenbar dem französisch gesinnten Elsässer gegenüber eine Sprache führen, die ein Franzose nicht zu verstehen brauchte.

Wir schließen mit einem Zitat aus einem Briefe vom 4. November 1807. Humboldt spricht darin von litterarischen Plänen, die leider nicht zur Ausführung gekommen sind. „Mein Plan — sagt er — ist eine Geschichte des Verfalls und Untergangs der griechischen Republiken, und zwar deshalb zu schreiben, weil diese Epoche gleichsam der Mittelpunkt alles dessen ist, was wir von Weltgeschichte wissen. Denn mir scheint, daß ebenso, wie der Verfall des römischen Reichs der richtigen Gibbonschen Ansicht nach einen historischen Mittelpunkt für die Vorbereitung der gesamten äußern Zivilisation in Gesetzgebung, staatlicher Organisation und Religion bildet, der Untergang der griechischen Freistaaten dieselbe Rolle auf geistigem Gebiete, in Kunst und Philosophie, Wissenschaft und Gedankengehalt spielt.

Meine Arbeit zerfällt in drei Teile: Wie hat sich der griechische Geist entwickelt? Welchen Einfluß hat er erst auf die Römer, dann auf uns ausgeübt? Wie kann dieser Einfluß heutzutage nutzbar gemacht werden? Ich gestehe gern, bei dieser Arbeit vor allem an das arme, zerrüttete Deutschland zu denken, da meiner innersten Überzeugung nach die Befruchtung des deutschen Geistes durch den griechischen ihr Resultat haben muß, wenn erst der Menschheit die Möglichkeit gegeben ist, sich frei und ohne Hindernis weiter zu entwickeln.

Sie werden mir sagen, mein Lieber, daß dies das Werk eines ganzen Menschenlebens ist: gewiß, und ich würde mich freuen, ihm mein Leben widmen zu können. Auch will ich immer nur an einem Teile des Ganzen arbeiten und dann diesen Teil drucken lassen. Ich teile das Ganze in drei Perioden: erstens die Philipps und Alexanders, weil der Verfall der Republiken mit der Thronbesteigung Philipps beginnt; zweitens die Zeit der Herrschaft von Alexanders Feldherren, und drittens die römische Zeit bis zur Bildung der Provinz Achaja. Augenblicklich lege ich die letzte Hand an die erste Periode; da hierbei eine Einleitung vonnöten ist, die von Griechenland im allgemeinen und der griechischen Gedankenwelt in ihrem Ursprunge und ihren Eigentümlichkeiten handelt, so habe ich eine langwierige Aufgabe vor mir."

Der Druck des Französischen ist ebenso schön wie korrekt, was lateinische Zitate anlangt, so steht S. 140 mendationes statt emendationes, die griechischen dagegen sind fast sämtlich in geradezu scheußlicher Weise fehlerhaft.

Schwarzes Bret

Wir brachten kürzlich (Heft 48) am schwarzen Brete u. a. einen Satz aus der Illustrirten Frauenzeitung: „Thilde Weidner stand inmitten der sie herbeigelockten Schaar.“ Die Redaktion der Illustrirten Frauenzeitung teilt uns mit, daß hier ein Irrtum vorliege, die Stelle sei nicht aus ihrem Blatte.

Vielleicht sieht der Einsender noch einmal nach und schickt uns den richtigen Sünder.

Es sind uns in den letzten Wochen und Monaten so viele Zusendungen für unser schwarzes Bret zugegangen, daß wir ganze Hefte damit füllen könnten. Wir danken allen Einsendern, fügen aber zugleich eine Bitte hinzu. Die meisten Zusendungen — so ziemlich alle — waren Sprachdummheiten. Wir haben aber unser schwarzes Bret vor allem auch zu dem Zwecke errichtet, Sachdummheiten daran festzunageln. Auch diese bedürfen ja oft keiner großen Auseinandersetzung, es genügen oft zwei Zeilen, um sie nach Gebühr zu würdigen. Wir bitten daher unsre Leser, im neuen Jahr ihr Augenmerk vor allem nach dieser Seite zu richten.

An unsre Leser

Die Herausgeber der Grenzboten bitten auch diesmal wieder alle Freunde ihres Blattes, die dazu Gelegenheit haben, vor und bei Beginn des neuen Jahres recht eifrig für seine Verbreitung zu wirken, überall in ihren Kreisen, wo es bis jetzt noch nicht gelesen wird, darauf aufmerksam zu machen, auch in der Tagespresse darauf hinzuweisen. Wir dürfen wohl um so zuversichtlicher auf die Erfüllung dieser Bitte rechnen, als unsre Leser gewiß selbst den Wunsch hegen, daß die grünen Hefte überall hindringen. Die Grenzboten sind gerade in der letzten Zeit wieder so vielfach in der Tagespresse genannt worden, daß es in vielen Fällen nur einer kleinen Anregung bedürfen wird, um ihnen Kreise zu öffnen, die ihnen bisher verschlossen geblieben sind.

Wir sind gern bereit, an Adressen, die uns aufgegeben werden, Probehefte zu schicken, werden auch für alle Ratschläge zur Verbreitung dankbar sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Not to be
Taken from the
Library.

Die Grenzboten

OCT 13 189
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 40

Ausgegeben am 28. September 1893

Inhalt:

	Seite
Der neueste Stand der Homerulepolitik	1
Die Philosophie Paulsens	10
Das Königreich Westfalen	21
Gründeutschland	28
Die Münchner Ausstellungen. Von M. G. Zimmermann. 2	33
Maßgebliches: Vergißmeinnicht. Schülermißhandlung. Die Schlierseeer. Naturverschönerung und Städteverschönerung	41
Litteratur	44
Schwarzes Bret	48

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

MEYERS

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

152 Chromotafeln.

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf.
17 Bände zu je 8 Mk.

KONVERSATIONS-

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

LEXIKON

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Neueste Orts- und Landeskunde.

Soeben erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs,

dritte, von Direktor W. Keil neubearbeitete u. vermehrte Auflage, mit vielen Städteplänen, statistischen Karten, Wappenbildern ꝛc.

Ein Hilfsbuch ersten Ranges, enthält in ca. 70,000 Artikeln alle auf Deutschland bezüglichen topographischen Namen, sämtliche Staaten und deren Verwaltungsbezirke sowie alle irgendwie erwähnenswerten Ortschaften, die Einwohnerzahlen nach neuestem offiziellen Material, die Erhebungen über die Religionsverhältnisse, Angaben über die Verkehrsanstalten, die Gerichtsorganisation, Industrie, Handel und Gewerbe sowie zahlreiche historische Notizen jedem Land und Ort beigefügt, kurz, das Wissenswerteste von allen Staaten und Verwaltungsbezirken, Flüssen und Bergen, Städten, Dörfern und Wohnorten im Deutschen Reich.

26 Lieferungen zu je 50 Pf. oder in Halbleder geb. 15 Mk.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Soeben erschien:

Charles Kingsley

als Dichter und Sozialreformer

von

Ernst Groth

Preis 1 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Preis zierlich gebunden 3 Mark

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Zierliche Ausstattung

Atlantis

und das Volk der Atlanten

Ein Beitrag zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas

von

A. F. R. Knötel

Preis 4,50 Mark

MENZER'S Griechische Weine

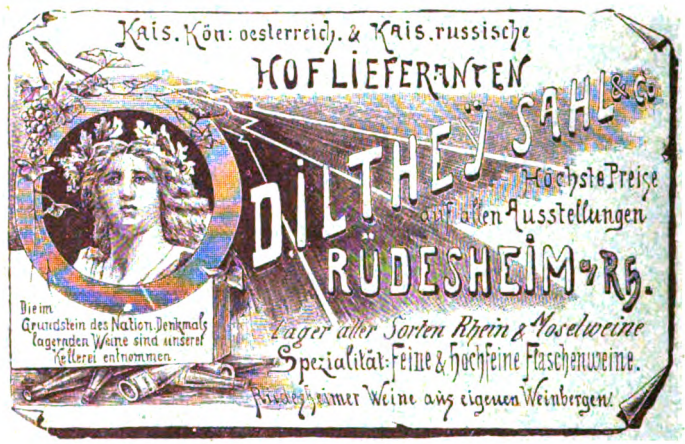
sollten in keiner guten Haushaltung fehlen.

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B.	C.	D.	F.	G.
	18 Mk.	18 Mk. 60 Pfg.	20 Mk. 40 Pfg.	19 Mk.	12 Mk	12 Mk.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pfg. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pfg. das Liter an.

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd.**



J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Photographische Apparate

für **Amateure** (auch Damen), berufswissenschaftliche und technische Zwecke in vollendetster Bauart und grosser Auswahl nebst **Zubehör** und **Materialien** empfiehlt

A. Weser, Dresden-A., Neue Gasse 30

Illustrirte Preisliste gratis und franko

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Burschen heraus!

Die heutigen studentischen Korporationen und ihre Zukunft.

Elegant ausgestattet

Preis 1 Mark

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**

Drei Monate Fabrikarbeiter

und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwandgebunden 3 Mark

Not to be
Taken from the
Library.

Die Grenzboten

CORNELL U...
OCT 20 189
LIBRAR

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 41

Ausgegeben am 5. Oktober 1893

Inhalt:

	Seite
Finis Angliae	49
Zur Erinnerung an Wilhelm Stier. Von H. A. Lier	56
Auch ein Einbänder	64
Die Münchner Ausstellungen. Von M. G. Zimmermann. 2 (Schluß)	70
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Geldkrisen und Volkswirtschaft — Die neue preußische Wahlordnung — Sechs Wochen in Genf — Fuß und Meter — Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage — Bairischer Ministerialstil	81
Litteratur	94

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

MEYERS

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

152 Chromotafeln.

17,500 Seiten Text.

272 Hefte
zu je 50 Pf.
17 Bände
zu je 8 Mk.

KONVERSATIONS-

17 Bände
in Halbfranz
gebunden
zu je 10 Mk.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

LEXIKON

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Neueste Orts- und Landeskunde.

Soeben erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs,

dritte, von Direktor W. Keil neubearbeitete u. vermehrte Auflage, mit vielen Städteplänen, statistischen Karten, Wappenbildern 2c.

Ein Hilfsbuch ersten Ranges, enthält in ca. 70,000 Artikeln alle auf Deutschland bezüglichen topographischen Namen, sämtliche Staaten und deren Verwaltungsbezirke sowie alle irgendwie erwähnenswerten Ortschaften, die Einwohnerzahlen nach neuestem offiziellen Material, die Erhebungen über die Religionsverhältnisse, Angaben über die Verkehrsanstalten, die Gerichtsorganisation, Industrie, Handel und Gewerbe sowie zahlreiche historische Notizen jedem Land und Ort beigefügt, kurz, das Wissenswerteste von allen Staaten und Verwaltungsbezirken, Flüssen und Bergen, Städten, Dörfern und Wohnorten im Deutschen Reich.

26 Lieferungen zu je 50 Pf. oder in Halbleder geb. 15 Mk.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

= Ergänzungsband zu „Brehms Tierleben". =

Soeben erscheint im Anschluß an das berühmte Werk:

Die Schöpfung der Tierwelt.

Von Dr. Wilh. Haacke.

Mit 250 Abbildungen im Text und auf 19 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt nebst 1 Karte von *R. Koch*, *W. Kuhnert*, *G. Mützel* u. a.

13 Lieferungen zu je 1 Mk. (60 Kr.) oder in Halbfranz gebunden zu 15 Mk. (9 Fl.).
Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

MENZER'S Griechische Weine

sollten in keiner guten Haushaltung fehlen.

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B.	C.	D.	F.	G.
	18 Mk.	18 Mk. 60 Pfg.	20 Mk. 40 Pfg.	19 Mk.	12 Mk	12 Mk.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pfg. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pfg. das Liter an.

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd.**

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Photographische Apparate

für **Amateure** (auch Damen), berufswissenschaftliche und technische Zwecke in vollendetster Bauart und grosser Auswahl nebst **Zubehör** und **Materialien** empfiehlt

A. Weser, Dresden-A., Neue Gasse 30

Illustrirte Preisliste gratis und franko

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven** sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den **bekannten nur besten** Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar:

Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten: **„Frühstückskörbchen".** Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten Etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.

Sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen."

= Als zweiter Teil unsrer fesselnd und gemeinverständlich geschriebenen „Allgemeinen Naturkunde" erscheint soeben: =

Der Mensch

von
Prof. Dr. Joh. Ranke.
Zweite, neubearbeitete Auflage.

Mit 1000 Abbildungen im Text, 6 Karten und 36 Tafeln in Farbendruck.
26 Lieferungen zu je 1 Mk. (60 Kr.) oder 2 Halblederbände zu je 15 Mk. (9 Fl.).

Vollständig liegen von der „Allgemeinen Naturkunde" vor: **Brehm, Tierleben**, 10 Halblederbände zu je 15 Mk. — **Ratzel, Völkerkunde**, 3 Halblederbände zu je 16 Mk. — **Kerner, Pflanzenleben**, 2 Halblederbände zu je 16 Mk. — **Neumayr, Erdgeschichte**, 2 Halblederbände zu je 16 Mk.
Erste Lieferungen durch jede Buchhandlung zur Ansicht. — Ausführliche Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Der Himmel auf Erden

in den Jahren

1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Not to be Taken from the Library.

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
OCT 28 1893
LIBRARY

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 42

Ausgegeben am 12. Oktober 1893

Inhalt:

	Seite
Manöverbetrachtungen eines Beteiligten	97
Ein italienischer Katholik über die Freiheit	103
Indische Zustände. 3	113
Die Sprache der gerichtlichen Entscheidungen. Von O. Bähr	119
Zum Geschichtsunterricht an den höhern Lehranstalten. Von Emil Stutzer	123
Die Ziele der gegenwärtigen Litteraturbewegung in Deutschland. Von Adolf Bartels	131
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Behörden und der Mittelstand	138
Litteratur	143
Schwarzes Bret	144

Hierzu 1 litterarische Beilage von Gustav Uhl in Leipzig

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

= Ergänzungsband zu „Brehms Tierleben". =

Soeben erscheint im Anschluß an das berühmte Werk:

Die Schöpfung der Tierwelt.

Von Dr. Wilh. Haacke.

Mit 250 Abbildungen im Text und auf 19 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt nebst 1 Karte von *R. Koch*, *W. Kuhnert*, *G. Mützel* u. a.

13 Lieferungen zu je 1 Mk. (60 Kr.) oder in Halbfranz gebunden zu 15 Mk. (9 Fl.).
Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

MEYERS

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf.
17 Bände zu je 8 Mk.

KONVERSATIONS-

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

LEXIKON

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Julian der Abtrünnige

Geschichtlicher Roman von **Felix Dahn**

3 Bände. (Mit 1 Karte)

1. Band. *Die Jugend.* (337—355 n. Chr.) 284 Seit.
2. Band. *Der Cäsar.* (355—361 n. Chr.) 489 Seit.
3. Band. *Der Imperator.* (361—368 n. Chr.) 603 S.

8°. Geh. Mk. 21.—. Eleg. geb. Mk. 24.—

Der Verfasser hat in diesem gleich nach Vollendung des Kampfes um Rom begonnenen Werke die religiösen, philosophischen und nationalen Kämpfe des vierten Jahrhunderts dargestellt, in denen sich von grossartigem, weltgeschichtlichem Hintergrund die echt tragische Gestalt Julians abhebt; die eigene Weltanschauung des Dichters fand dabei ihren Ausdruck in einem (geschichtlich bezeugten) germanischen Königssohn, der in die christliche wie in die philosophische Geistesbildung der Zeit völlig eingeweiht war.

Soeben erschien:

Charles Kingsley

als Dichter und Sozialreformer

von

Ernst Groth

Preis 1 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

MENZER'S Griechische Weine

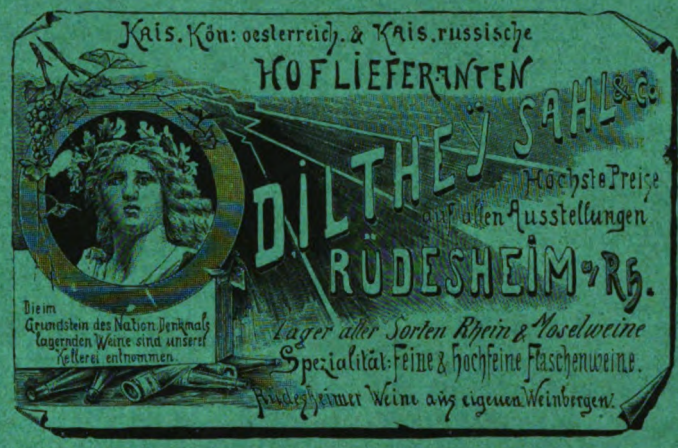
sollten in keiner guten Haushaltung fehlen.

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B.	C.	D.	F.	G.
	18 Mk.	18 Mk. 60 Pfg.	20 Mk. 40 Pfg.	19 Mk.	12 Mk	12 Mk.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pfg. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pfg. das Liter an.

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd.**



J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Photographische Apparate

für **Amateure** (auch Damen), berufswissenschaftliche und technische Zwecke in vollendetster Bauart und grosser Auswahl nebst **Zubehör** und **Materialien** empfiehlt

A. Weser, Dresden-A., Neue Gasse 30

Illustrirte Preisliste gratis und franko

Wahrer Adel

Ein Zeitbild von

J. Scheibert,

Major z. D.

Preis 1 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Gru...

= Als zweiter Teil unsrer fesselnd und gemeinverständlich geschriebenen „Allgemeinen Naturkunde“ erscheint soeben: =

Der Mensch

von
Prof. Dr. Joh. Ranke.
Zweite, neubearbeitete Auflage.

Mit 1000 Abbildungen im Text, 6 Karten und 36 Tafeln in Farbendruck.
26 Lieferungen zu je 1 Mk. (60 Kr.) oder 2 Halblederbände zu je 15 Mk. (9 Fl.).

Vollständig liegen von der „Allgemeinen Naturkunde“ vor: **Brehm, Tierleben**, 10 Halblederbände zu je 15 Mk. — **Ratzel, Völkerkunde**, 3 Halblederbände zu je 16 Mk. — **Kerner, Pflanzenleben**, 2 Halblederbände zu je 16 Mk. — **Neumayr, Erdgeschichte**, 2 Halblederbände zu je 16 Mk.
Erste Lieferungen durch jede Buchhandlung zur Ansicht. — Ausführliche Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Preis zierlich gebunden 3 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Zierliche Ausstattung

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

Not to be Taken from the Library.

CORNELL UNIVERSITY NOV 2 1893 LIBRARY

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 43

Ausgegeben am 19. Oktober 1893

Inhalt:

	Seite
Europa und England	145
Weder Kommunismus noch Kapitalismus	163
Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Von Hans Nord	174
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die politische Lage im Mittelmeer — Noch ein katholischer Schulkalender — Deutsche Nationalbühne	186
Schwarzes Bret	192

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Mehr als 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf.
17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

= Ergänzungsband zu „Brehms Tierleben". =

Soeben erscheint im Anschluß an das berühmte Werk:

Die Schöpfung der Tierwelt.

Von Dr. Wilh. Haacke.

Mit 250 Abbildungen im Text und auf 19 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt nebst 1 Karte von *R. Koch*, *W. Kuhnert*, *G. Mützel* u. a.

13 Lieferungen zu je 1 Mk. (60 Kr.) oder in Halbfranz gebunden zu 15 Mk. (9 Fl.).
Prospekte kostenfrei.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig**

Luise Dorothee

Herzogin von Sachsen-Gotha 1732—1767

Von **Jenny von der Osten**

Mit Benutzung archivalischen Materials

Mit 3 Silhouetten und 3 Bildnissen in Heliogravüre

VIII, ca 440 S. 8°. geh. ℳ 7.50
Eleg. geb. ℳ 8.50

Dies Büchlein giebt wie keins zuvor ein intimes, anmutendes Bild des geistigen Lebens der Rokokozeit. Der Hof zu Gotha war ein Mittelpunkt des französischen Bildungslebens der Aufklärungszeit, wie bald darauf Weimar für die klassische Blütezeit deutscher Dichtung. Die Seele dieser Bewegung war Luise Dorothee, die geistvolle, vaterländisch empfindende Freundin Friedrichs des Grossen. Der grösste Teil des Buches besteht aus bisher unveröffentlichten Briefen und urkundlichen Schriften aus den Archiven zu Gotha und Berlin. In dem Briefwechsel mit Graf Manteuffel, mit Grimm, mit Voltaire und mit Friedrich dem Grossen ist mit mancherlei Aufschlüssen über die Correspondance littéraire Grimms und über die diplomatischen Verhandlungen des siebenjährigen Kriegs vor allem das Leben ihrer Zeit treu bewahrt. Die ebenbürtige Herausgeberin, der kaum ein Bild und Andenken an jene Glanzzeit des Gothaer Hofes unzugänglich geblieben ist, lässt die Quellen schön gefasst und ungetrübt fliessen.

Soeben sind erschienen:

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff

und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Atlantis

und das Volk der Atlanten

Ein Beitrag zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas

von

A. F. R. Knötel

Preis 4,50 Mark

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

MENZER'S Griechische Weine

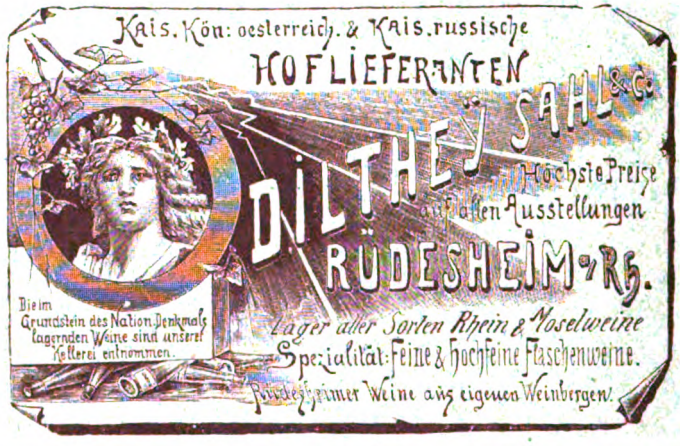
sollten in keiner guten Haushaltung fehlen.

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B.	C.	D.	F.	G.
	18 Mk.	18 Mk. 60 Pfg.	20 Mk. 40 Pfg.	19 Mk.	12 Mk	12 Mk.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pfg. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pfg. das Liter an.

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd.**



J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Photographische Apparate

für **Amateure** (auch Damen), berufswissenschaftliche und technische Zwecke in vollendetster Bauart und grosser Auswahl nebst **Zubehör** und **Materialien** empfiehlt

A. Weser, Dresden-A., Neue Gasse 30

Illustrirte Preisliste gratis und franko

Grösstes und ältestes **Conserven**-Versand-Geschäft

Gegründet 1870 von *Gegründet 1870*

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

Ausführliche Preisliste gratis und franko!

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

---

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
NOV 9 189
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 44

Ausgegeben am 26. Oktober 1893

Inhalt:

	Seite
König Albert	193
Deutschland und das Mittelmeer	196
Weder Kommunismus noch Kapitalismus. (Schluß)	207
Reiseeindrücke aus England	217
Der „Fall Kirchhof"	234
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Ein neuer Sachsenbischof — Unsre Schiffsnamen	236
Litteratur	240

Hierzu eine litterarische Beilage von der Besserschen Buchhandlung (W. Hertz) in Berlin

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Preis zierlich gebunden 3 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Zierliche Ausstattung

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Der Himmel auf Erden

in den Jahren

1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Wie kam es doch?

Ein von Eugen Richter vergessenes Kapitel

Aus glücklich bewahrten Briefen

Preis 1 Mark

Die Judenfrage eine ethische Frage

von

Leopold Caro

Preis broschirt 1 Mark

MENZER'S Griechische Weine

sollten in keiner guten Haushaltung fehlen.

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B.	C.	D.	F.	G.
	18 Mk.	18 Mk. 60 Pfg.	20 Mk. 40 Pfg.	19 Mk.	12 Mk	12 Mk.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pfg. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pfg. das Liter an.

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd.**

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Photographische Apparate

für **Amateure** (auch Damen), berufswissenschaftliche und technische Zwecke in vollendetster Bauart und grosser Auswahl nebst **Zubehör** und **Materialien** empfiehlt

A. Weser, Dresden-A., Neue Gasse 30

Illustrirte Preisliste gratis und franko

Drei Monate Fabrikarbeiter

und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Not to be Taken from the Library.

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY NOV 16 189 LIBRARY

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 45

Ausgegeben am 2. November 1893

Inhalt:

	Seite
Eine Inseratensteuer	241
Die Bürgerkunde in der französischen Volksschule. Von W. Maler	245
Theodor von Bernhardi	257
Der kunsthistorische Kongreß in Nürnberg. Von Karl Kötschau	266
Bilder aus dem Westen. Von E. Below. 8	270
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Zur Diätenfrage — Die „Imparität“ in Preußen — Pädagogik, Universität und Regierung	281
Litteratur	288

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig
in Halbfranzband 6 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Wahrer Adel

Ein Zeitbild von

J. Scheibert,
Major z. D.

Preis 1 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Feldpostbriefe

eines vermißten ehemaligen Afraners

aus dem Kriege 1870

Herausgegeben von seinem Bruder

Lic. theol. G. Türk

Professor an der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen

Preis broschirt 1 Mark 50 Pfennig

Atlantis

und das Volk der Atlanten

Ein Beitrag zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas

von

A. F. R. Knötel

Preis 4,50 Mark

MENZER'S Griechische Weine

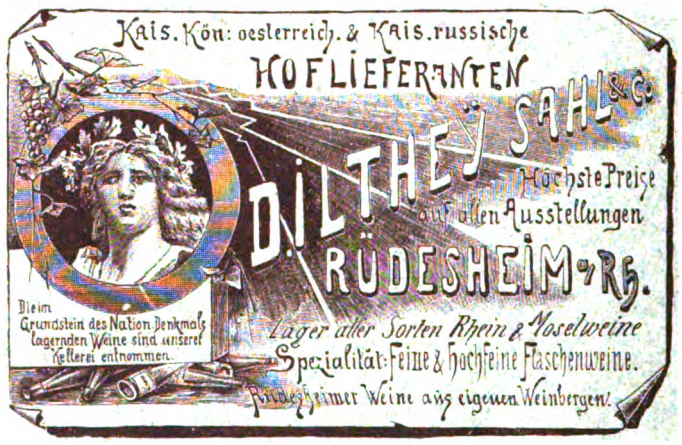
sollten in keiner guten Haushaltung fehlen.

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B.	C.	D.	F.	G.
	18 Mk.	18 Mk. 60 Pfg.	20 Mk. 40 Pfg.	19 Mk.	12 Mk	12 Mk.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pfg. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pfg. das Liter an.

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd.**



Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**

sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekannten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar:

Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten: **„Frühstückskörbchen“.** Dieselben haben sich schon länger allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten Etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.

Sorgfältigste Verpackung garantirt. **Briefe und Telegramme**

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: **„Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen.“**

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Photographische Apparate

für **Amateure** (auch Damen), berufswissenschaftliche und technische Zwecke in vollendetster Bauart und grosser Auswahl nebst **Zubehör** und **Materialien** empfiehlt

A. Weser, Dresden-A., Neue Gasse 30

Illustrirte Preisliste gratis und franko

Not to be
Taken from the
Library.

Die Grenzboten

NOV 20 18
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 46

Ausgegeben am 9. November 1893

Inhalt:

	Seite
Deutschland und Frankreich	289
Die Krisis in Amerika	294
Unser Zeitungselend	299
Die Flüchtlinge. Eine Geschichte von der Landstraße. I	313
Suggestionen in der Politik	325
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Symbiose — Unsre deutschen Lettern — Neue Zeitschriften — Berichtigung	332

Hierzu je eine litterarische Beilage von Emil Felber in Berlin und F. A. Brockhaus in Leipzig

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Aus unsern vier Wänden von Rudolf Reichenau. Zweite Auflage der Gesamtausgabe. Broschirt M. 4.50. Schön in Leinwand gebunden M. 5.50. In Atlas gebunden M. 10.—

Erfahrungen eines Hadschi. Reiseskizzen aus Syrien und Palästina. Von E. Budde. Preis broschirt M. 4.—, in Leinwand gebunden M. 4.50, in Halbfranz gebunden M. 5.50

Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren. Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. Otto Bähr. Zweite neubearbeitete Auflage. Klein-Oktav. Preis M. 3.—, in Leinwand M. 4.50, in Halbfranz M. 5.50

Jonas Briccius. Erzählung von Margarethe von Bülow. Broschirt M. 4.—, in Leinwand M. 5.25, in Halbfranz geb. M. 6.50

Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich 1870/71. Von Moritz Busch. 7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°. Broschirt M. 6.—, in elegantem Halbfranzband M. 8.50

Geschichte der modernen Kunst. Von Adolf Rosenberg. 3 Bde. Preis broschirt M. 15.—, in Lederhalbfranz geb. M. 25.50

Kleine Frauen von Luisa M. Alcott, Deutsch von Pauline Schanz. Zweite revidirte Auflage. — 36 Bogen. — Gebunden M. 6.—

Attarachus und Valeria. Eine lyrische Erzählung aus der Studienmappe eines Bonner Studenten von Beatus Rhenanus. Broschirt M. 2.50, eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.—

Alumneumserinnerungen von einem alten Kreuzschüler (Gustav Wustmann). Ein Band klein 8°. Preis M. 1.50, in elegantem Halbfranz gebunden M. 3.—

Aus der Chronik derer von Riffelshausen. Erzählung von Margarethe von Bülow. Preis broschirt M. 5.—, in Leinwand gebunden M. 6.25, in Halbfranzband M. 7.50

Mit der Diogeneslaterne Satirische Streifzüge von Albert Gehrke. Preis M. 2.—

Handbuch der Musikgeschichte. Von Arey von Dommer. Zweite revidirte und vermehrte Auflage. Preis M. 12.—, in eleg. Halbfranzband M. 14.50

Soeben ſind erſchienen:

Briefe

von

Annette von Droſte-Hülshoff

und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broſchirt 4 Mark, in Halbfranz geb. 6 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

MENZER'S Griechische Weine

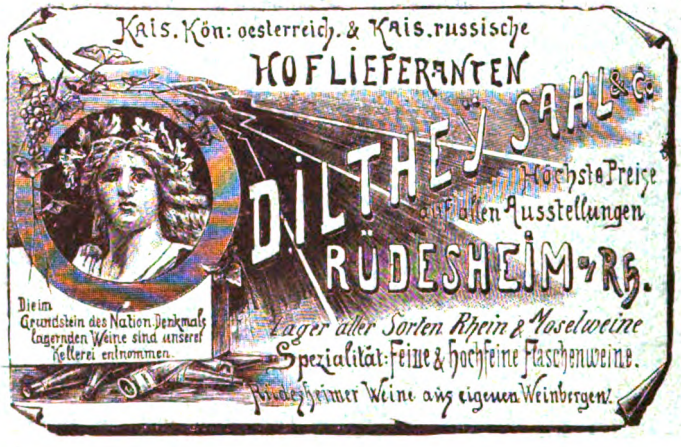
sollten in keiner guten Haushaltung fehlen.

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B.	C.	D.	F.	G.
	18 Mk.	18 Mk. 60 Pfg.	20 Mk. 40 Pfg.	19 Mk.	12 Mk	12 Mk.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pfg. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pfg. das Liter an.

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd.**



J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Photographische Apparate

für **Amateure** (auch Damen), berufswissenschaftliche und technische Zwecke in vollendetster Bauart und grosser Auswahl nebst **Zubehör** und **Materialien** empfiehlt

A. Weser, Dresden-A., Neue Gasse 30

Illustrirte Preisliste gratis und franko

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Burschen heraus!

Die heutigen studentischen Korporationen und ihre Zukunft

Elegant ausgestattet

Preis 1 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die Sprache

des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs

Eine Kritik

Zugleich eine Mahnung an alle deutschen Juristen

Von

Walter Gensel

Preis brosch. 1 Mark

Die Grenzboten

CORNELL UNIVE
DEC 1 18
LIBRAR

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 47

Ausgegeben am 16. November 1893

Inhalt:

	Seite
Die Aussichten der Reichssteuern	337
Die Landarbeiterfrage	349
Die Reform des Militärstrafprozesses	361
Edmund Dorer	368
Die Flüchtlinge. Eine Geschichte von der Landstraße. 3. 4	373
Litteratur	388

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von Gebrüder Borntraeger in Berlin

Victor Hehn **Kulturpflanzen und Hausthiere** in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. *Historisch-linguistische Studien.* **Sechste Auflage.** Bearbeitet von Professor **O. Schrader** in Jena und Prof. **A. Engler** in Berlin. Erscheint in 12 Lieferungen à 1 Mk.
Vorrätig in jeder Buchhandlung

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Goethes Werke

Herausgegeben von
Adolf Stern

Auswahl in 10 Leinenbänden M. 30.—, 10 Halbfranzbänden M. 45.—, 10 Liebhaberbänden M. 60.—, 10 Lederbänden M. 80.—

Schillers Werke

Herausgegeben von
F. A. Krais

Auswahl in 5 Leinenbänden Mk. 15.—, 5 Halbfranzbänden M. 22.50, 5 Liebhaberbänden M. 30.—, 5 Lederbänden M. 40.—

Aus unsern vier Wänden

Von
Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe
Zierliche Ausgabe. 44 Bogen brosch. M. 4.50, schön in Leinwand gebunden M. 5.50, in Atlas gebunden M. 10.—

Erfahrungen eines Hadschi

Reiseskizzen aus Syrien und Palästina
Von
E. Budde

Preis broschirt M. 4.—, in Leinwand gebunden M. 4.50, in Halbfranz gebunden M. 5.50

Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren

Kulturgeschichtliche Skizze
von
Dr. Otto Bähr

Zweite neubearbeitete Auflage. Klein-Oktav Preis M. 3.—, in Leinwand M. 4.50, in Halbfranz M. 5.50

Jonas Briccius

Erzählung von Margerethe von Bülow
Broschirt M. 4.—, in Leinwand M. 5.25, in Halbfranz gebunden M. 6.50

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71
Von
Moritz Busch

7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°. Broschirt M. 6.—, in eleg. Halbfranzband M. 8.50

Geschichte der modernen Kunst

Von
Adolf Rosenberg

3 Bde. Preis broschirt M. 15.—, in Lederhalbfranz gebunden M. 25.50

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden,
besorgt von den Professoren
Adolf Stern und Erich Schmidt

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. M. 28.—, in 6 Leinenbänden M. 34.—, in 6 Halbfranzbänden M. 42.—

Briefe

von
Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking
Herausgegeben von
Theo Schücking

Preis broschirt 4 M., in Halbfranz geb. 6 M.

Kleine Frauen

Von
Luisa M. Alcott
Deutsch von Pauline Schanz
Zweite revidirte Auflage.
36 Bogen. — Gebunden M. 6.—

Attarachus und Valeria

Eine lyrische Erzählung aus der Studienmappe eines Bonner Studenten
Von
Beatus Rhenanus

Brosch. M. 2.50, eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.—

Alumneumserinnerungen

von
einem alten Kreuzschüler (Gustav Wustmann)
Ein Band klein 8°. Preis M. 1.50, in elegantem Halbfranz gebunden M. 3.—

Aus der Chronik derer von Risselshaufen

Erzählung von Margarethe von Bülow
Preis broschirt M. 5.—, in Leinwand gebunden M. 6.25, in Halbfranzband M. 7.50

Mit der Diogeneslaterne

Satirische Streifzüge von Albert Gehrke
Preis M. 2.—

Handbuch der Musikgeschichte

Von
Arey von Dommer

Zweite revidirte und vermehrte Auflage
Preis M. 12.—, in eleg. Halbfranzband M. 14.50

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Preis zierlich gebunden 3 Mark

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Zierliche Ausstattung

Drei Monate Fabrikarbeiter

und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

MENZER'S Griechische Weine

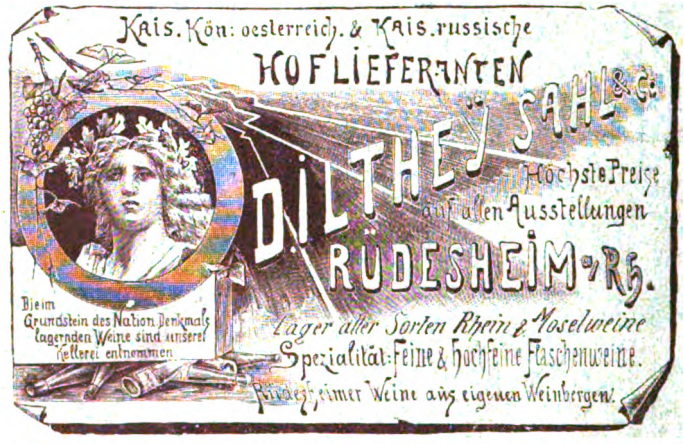
sollten in keiner guten Haushaltung fehlen.

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B.	C.	D.	F.	G.
	18 Mk.	18 Mk. 60 Pfg.	20 Mk. 40 Pfg.	19 Mk.	12 Mk	12 Mk.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pfg. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pfg. das Liter an.

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd.**



Photographische Apparate

für **Amateure** (auch Damen), berufswissenschaftliche und technische Zwecke in vollendetster Bauart und grosser Auswahl nebst **Zubehör** und **Materialien** empfiehlt

A. Weser, Dresden-A., Neue Gasse 30

Illustrirte Preisliste gratis und franko

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Grösstes und ältestes **Conserven-Versand-Geschäft**

Gegründet 1870 *Gegründet 1870*

Gustav Markendorf, Leipzig

von

versendet direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

Ausführliche Preisliste gratis und franko!

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
DEC 9 1893
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 48

Ausgegeben am 23. November 1893

Inhalt:

	Seite
Weiteres zur Steuerfrage und zur Finanzreform	393
Die Landarbeiterfrage. (Schluß)	401
Bildung. Von Friedrich Paulsen. 1. 2. 3	415
Die Million. Von Arnold Fekke	425
Die Flüchtlinge. Eine Geschichte von der Landstraße. 5. 6	429
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Nachschrift — Encomion moriae — Der Spielerprozeß in Hannover — Vom Amtsgericht I in München — Auch eine Steuerfrage	441
Schwarzes Bret	446

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Soeben erschien im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien:

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte Deutschlands von 1871—1890.

Von Dr. Hans Blum.

In Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf. (4 Fl. 50 Kr.) — Zur Ansicht in jeder Buchhandlung.
Prospekte gratis.

Otto Ludwigs
gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschiert 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschiert 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschiert 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschiert 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschiert 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschiert 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Zu Weihnachten!

Griechische Weine Marke **„Menzer“**

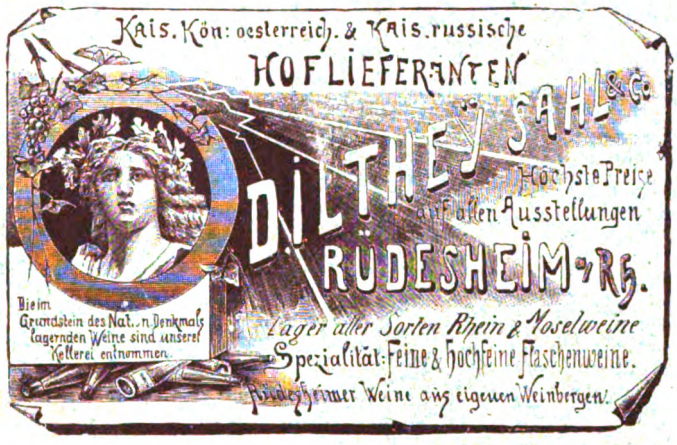
hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von ***J. F. Menzer,*** *Neckargemünd*



Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Beatus Rhenanus

Attarachus und Valeria

Eine lyrische Erzählung aus der Studienmappe eines Bonner Studenten

Brosch. M. 2.50, eleg. geb. m. Goldschn. M. 4.—

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren

Kulturgeschichtliche Skizze

Von

Dr. Otto Bähr

Zweite neubearbeitete Auflage. Klein-Oktav.

Preis M. 3.—, in Leinwand M. 4.50
in Halbfranz M. 5.50

Erfahrungen eines Hadschi

Reiseskizzen aus Syrien und Palästina

Von

E. Budde

Preis brosch. M. 3.—, in Leinwand geb. M. 4.50,
in Halbfranz geb. M. 5.50

= Empfehlenswerte Bücher für die Hausbibliothek. =

Meyers
Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbfranz gebunden 10 Mk. oder in 30 Lieferungen zu je 30 Pfennig.

„Endlich einmal ein wirklicher Handatlas, der den Anforderungen des praktischen Lebens entspricht."
(„*Der Bund*", Bern.)

Afrika.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 154 Abbildungen im Text, 22 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. In Halbfranz gebunden 12 Mk. oder in 10 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Man suchte bis jetzt vergeblich nach einem Werk, das diesem gleichkame." („*Allgemeine Zeitung*", München.)

Asien.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 160 Abbildungen im Text, 14 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. In Halbfranz gebunden 15 Mk. oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Eine litterarische Erscheinung von ungewöhnlicher Bedeutung." („*Deutsche Zeitung*", Wien.)

Amerika.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers, Dr. E. Deckert und Prof. Dr. W. Kükenthal. Eine allgemeine Landeskunde. Mit ungefähr 180 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. In Halbfranz gebunden 15 Mark oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mark.

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte des Reiches von 1871—1890 von Dr. Hans Blum. In Halbfranz gebunden 7 Mark 50 Pf.

Brehms Tierleben.

Dritte, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. E. Pechuel-Loesche. Mit 1910 Abbildungen im Text, 12 Karten und 179 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. 10 Bände in Halbfranz gebunden zu je 15 Mk. oder in 130 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Brehms Tierleben" ist in der ganzen Welt so bekannt, daß es keiner weitern Empfehlung bedarf.

Brehms Tierleben.

Volks- und Schulausgabe in 3 Bänden.

Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage. Mit 1200 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbfranz geb. zu je 10 Mk. oder in 53 Lieferungen zu je 50 Pfennig.

Diese wohlfeile Ausgabe macht das berühmte Werk in gedrängter Form allen denen zugänglich, welchen die zehnbändige Ausgabe nach Umfang und Preis zu groß angelegt ist.

Schöpfung der Tierwelt.

Von Dr. Wilh. Haacke. Mit 230 Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck nebst 1 Karte. In Halbfranz gebunden 15 Mk. oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. Ergänzungsband zu Brehms Tierleben.

Der Mensch.

Von Prof. Dr. Joh. Ranke. *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1000 Abbildungen im Text, 6 Karten und 36 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbfranz gebunden zu je 15 Mk. oder in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. *(Im Erscheinen.)*

„Ein Fundamentalwerk der Anthropologie."
(Prof. *Dr. A. Bastian*, Berlin.)

Völkerkunde.

Von Prof. Dr. Fr. Ratzel. Mit 1200 Abbildungen im Text, 5 Karten und 30 Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbfranz gebunden zu je 16 Mk. oder in 42 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Ein Werk, das alles ausschlägt, was bisher auf diesem Gebiet geleistet wurde." *(„Die Natur.")*

Pflanzenleben.

Von Prof. Dr. A. Kerner von Marilaun. Mit 2100 Abbildungen im Text und 40 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbfranz gebunden zu je 16 Mk. oder in 30 Lieferungen zu je 1 Mk.

„In allem und allem ein Prachtwerk, wie, wir wissen wohl, was wir mit diesen Worten sagen, kein zweites existiert." *(„Neue Freie Presse.")*

Erdgeschichte.

Von Prof. Dr. M. Neumayr. Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbfranz gebunden zu je 16 Mk. oder in 28 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Mit Freuden auf das Dringendste zu empfehlen."
(Oberbergrat Prof. *Dr. Credner.*)

Meyers
Konversations-Lexikon.

Fünfte, neubearbeitete u. vermehrte Auflage.

Mehr als 100,000 Artikel auf nahezu 17,500 Seiten Text mit ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 950 Tafeln, darunter 152 Farbendrucktafeln und 260 Kartenbeilagen. 17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk. oder in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. *(Im Erscheinen.)*

Das neueste und anerkanntbedeutendste Werk seiner Art.

Meyers
Kleines
Konversations-Lexikon.

Fünfte, neubearbeitete u. vermehrte Auflage.

Mit mehreren Hundert Abbildungen, Karten und Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbfranz gebunden zu je 8 Mk. oder in 66 Lieferungen zu je 30 Pfennig.

„Ein Nachschlagebuch ersten Ranges, ein Nonplusultra von Vielseitigkeit, Prägnanz und Sicherheit."
(„Deutsche Rundschau.")

Meyers Hand-Lexikon
des allgemeinen Wissens,

in einem Band. *Fünfte, neubearbeitete Auflage.* In Halbfranz gebunden 10 Mk.

„Wir kennen kein Buch, das diesem an Brauchbarkeit gleichkäme." *(„Süddeutsche Presse".)*

Probehefte liefert jede Buchhandlung auf Verlangen zur Ansicht. — Ausführliche Prospekte gratis.

= Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. =

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 49

Ausgegeben am 30. November 1893

CORNELL UNIVERSITY DEC 16 1893 LIBRARY

Inhalt:

	Seite
Schein und Wirklichkeit in der Politik	449
Die sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften	452
Bach und Windischgrätz	457
Bildung. Von Friedrich Paulsen. 4. 5. (Schluß)	460
Jugend. Ein Liebesdrama	468
Das Künstlerelend	473
Die Flüchtlinge. Eine Geschichte von der Landstraße. 7. 8.	429
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die nationalökonomischen Fortbildungskurse — Vom neuen Reichstagsgebäude in Berlin	491
Litteratur	496

Hierzu je eine litterarische Beilage von E. Piersons Verlag in Dresden, Gustav Fischer in Jena und Peter Hobbing in Leipzig

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von Leopold Voss in Hamburg, Hohe Bleichen 34.

Neuere Erscheinungen:

Johann Friedrich Herbart's Sämmtliche Werke.

Herausgegeben
von
G. Hartenstein.
XIII. Band:
Nachträge und Ergänzungen.
1893. ℳ 6.—, geb. ℳ 7.50.

Dieser Band ist sowohl für die Besitzer des ersten wie auch des zweiten Abdrucks der **Sämmtlichen Werke werthvoll.** (Der zweite Abdruck liegt jetzt vollständig in 12 Bänden zu je ℳ 4.50, geb. ℳ 6.— vor.)

Grundzüge der Logik.

Von
Theodor Lipps,
Professor der Philosophie in Breslau.
1893. ℳ. 3.—.

Die Philosophie des Metaphorischen

in Grundlinien dargestellt
von
Alfred Biese.
1893. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—.

Ausgehend von der Denkart und Ausdrucksweise der Kinder, entwickelt der Verfasser, dass die Metapher nicht ausschliesslich als Mittel der Redekunst und als dichterischer Schmuck anzusehen ist, sondern dass sie vielmehr den Grundstock der Sprache, dass sie die in ewigem Werden begriffene Sprache heute wie ehedem durchzieht. Der Verfasser wendet sich mit seinen Ausführungen über den Kreis der Gelehrten hinaus an das gebildete Publikum, für das die geistreichen, in geschmackvoller, klarer Darstellung gebotenen Ausführungen des Verfassers von hohem Interesse sein werden.

Vorlesungen
über die
Menschen- und Thierseele.

Von
Wilhelm Wundt.
Zweite umgearbeitete Auflage.
ℳ 10.—, elegant gebunden ℳ 12.50.

Die neue Auflage ist eine **völlige Neubearbeitung** des Werkes, wie sie durch die Fortschritte der Wissenschaft, deren Entwicklung wir in erster Linie gerade den Arbeiten Wundts verdanken, geboten war. — Herausgewachsen aus dem Rahmen einer rein theoretischen Wissenschaft, gewinnt die Psychologie für eine grosse Anzahl von Wissensgebieten, welche in das praktische Leben eingreifen, von Tag zu Tag an Bedeutung. In der freien Form von Vorlesungen und in voraussetzungsloser, klarer, dem Gebildeten leicht verständlicher Darstellung, bietet der Verfasser mit diesem Werk eine ausgezeichnete Einführung in dieses Gebiet.

Stimmen der Griechen am Grabe.

Von
J. Geffcken.
1893. ℳ 1.—.

Novalis.

(Friederich von Hardenberg.)
Von
Just Bing.
1893. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.
„Eine liebevolle und feinsinnige Arbeit."

Zu Festgeschenken an Freunde der Naturwissenschaften, namentlich aber an Lehrer, seien nachdrücklich empfohlen:

Thomas H. Huxley,
Grundzüge der Physiologie.

Mit Bewilligung des Verfassers
herausgegeben von
Dr. J. Rosenthal,
Professor an der Universität zu Erlangen.
— **Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage.** —
Mit 118 Abbildungen.
1893. ℳ 9.—, geb. ℳ. 11.—.

Wer eine gründliche Kenntniss vom **Bau und den Verrichtungen des menschlichen Körpers** erlangen will, ohne in der Lage zu sein, medizinische Fachstudien zu machen, wird in Huxley's Werk die gewünschte Belehrung finden.

Technik der Experimentalchemie

Anleitung
zur Ausführung chemischer Experimente
für Lehrer und Studierende sowie zum Selbstunterricht.
Von
Prof. Dr. Rudolf Arendt.
Zweite, umgearbeitete Auflage.
Ein Band mit 780 Abbildungen und einer Figurentafel.
Preis ℳ 20.—, geb. ℳ 22.50.

„Die Arendt'sche Technik der Experimentalchemie ist ein **ganz vorzügliches** Werk. Es ist **einzig** in seiner Art und durch die zahlreichen instruktiven Abbildungen zugleich ein **Prachtwerk.**"

Ausführliche Kataloge und Prospekte sind von der Verlagsbuchhandlung unentgeltlich zu beziehen.

Zu Weihnachten!

Griechische Weine Marke „Menzer“

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

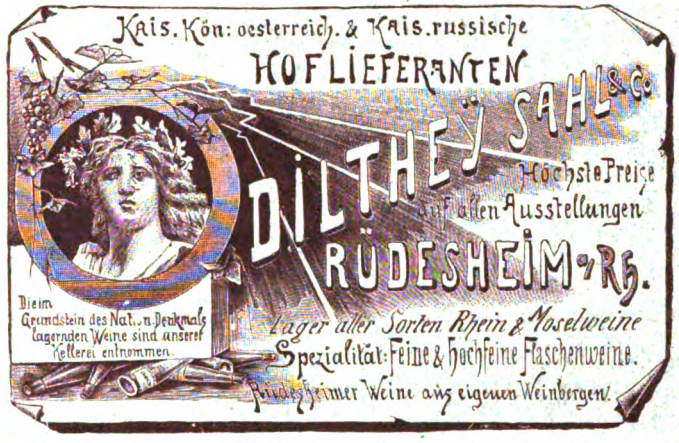
Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd**

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens



Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**

sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekannten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar

Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten: **„Frühstückskörbchen“** Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten Etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.

Sorgfältigste Verpackung garantirt. Briefe und Telegramme

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen.“

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

Von

Charlotte Niese

Preis zierlich gebunden 3 Mark

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in **Rüdesheim a/Rh.**

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin, S. W. 12.
(H. Reuther & O. Reichard).

Preis 20 MARK

Der Schwarzwald

von

Wilhelm Jensen

In elegantem Prachtband mit Goldschnitt.

Zweite verbesserte Auflage
in
zweifarbigem Druck.
MIT ÜBER 200
Original-Illustrationen
von
W. Hasemann, E. Lugo, M. Roman, W. Volz, K. Eyth u. A.

Hervorragend in jeder Beziehung.

Soeben erschien im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien:

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte Deutschlands von 1871—1890.

Von Dr. Hans Blum.

In Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf. (4 Fl. 50 Kr.) — Zur Ansicht in jeder Buchhandlung.
Prospekte gratis.

Soeben erschien bei **F. Rouge** in **Lausanne:**

FRANCE ET ALLEMAGNE

par le

Dr. Otto Arendt

Directeur du „Deutsches Wochenblatt" Membre de la Chambre des Députés de Prusse

Traduction et Préface

par

Henri Erman

Professeur de droit romain aux Universités de Lausanne et de Genève

Si ce problème doit être résolu pacifiquement — et la civilisation y est intéressée — c'est qu'il aura été loyalement posé et discuté. M. Albert Sorel.
(*Le Temps*, mars 1892.)

47 Seiten Gross 8°. Preis 1 Mk.

Zu beziehen durch **Hermann Walther** in **Berlin W., Kleiststrasse 14**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Otto Ludwig

Ein Dichterleben

von

Adolf Stern

Preis broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig

Soeben erschienen:

G. G. Gervinus' Leben

Von ihm selbst

1860

Mit vier Bildnissen in Stahlstich

8°. Geh. M. 9.—; geb. M. 10.25

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
DEC 27 1893
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 50

Ausgegeben am 7. Dezember 1893

Inhalt:

	Seite
Die Quittungssteuer Von O. Bähr	497
Der Arzt und das Unfallgesetz. Von F. König	501
Ein Aufruf zur Organisation der Volksbildung	511
Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking	519
Die Flüchtlinge. Eine Geschichte von der Landstraße. 10. 11. 12	527
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die deutschen Gewerkschaften — Die Gesindenot — Zur Vorbildung der Eisenbahnbeamten — Die Lebensversicherungen und die besitzlosen Klassen — Nochmals die Postdirektoren — Von den Anarchisten — Ein enystischer Dichter	542
Litteratur	552

Hierzu je eine litterarische Beilage von Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig, Hugo Andres & Co. in Frankfurt a. O., Fontane & Co. in Berlin und Gustav Fischer in Jena

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Schöne Festgeschenke

Wilhelm Jensen, Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht. Zweite, durchgesehene Auflage. 2 M. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Dass es dieser graziösen, märchenduftigen und bestrickend lieblichen Dichtung in unsrer poesiefeindlichen Zeit gelungen ist, eine zweite Auflage zu erreichen, spricht am besten für ihren Wert und ihre Beliebtheit.

Wilhelm Jensen, Übermächte. Zwei Novellen. 4 M. Schön gebunden 5 M.

Mit seltener Einmütigkeit hat die gesamte Presse die beiden in diesem Buche enthaltenen Novellen als **zwei Meisterwerke** bezeichnet. Keine Alltags-Lektüre, sondern ein Buch für feinsinnige Leser.

Wilhelm Jensen, Vom Wegrand. Kleine Bilder. Glänzend ausgestattet (Zweifarbendruck). 4.50 M. Gebunden mit Goldschnitt 6 M.

Mit Bezug auf dieses Buch weist das Deutsche Dichterheim unter den Meistern der Stimmungsmalerei Wilhelm Jensen den ersten Platz ein.

Wilhelm Jensen, Die Wunder auf Schloss Gottorp. Ein Gedächtnisblatt aus dem vorigen Jahrhundert. 4.50 M. Fein gebunden 6 M.

Ein ganz aussergewöhnlich spannender und interessanter Roman, die beiden Wunderthäter Cagliostro und St. Germain behandelnd.

Marie von Olfers, Erzählungen. 6 M. Fein gebunden 7 M.

Von der gesamten Presse und dem Publikum als eine wahrhaft köstliche Gabe bezeichnet. So schreibt die „Tägliche Rundschau": „Das Ganze liest sich so reizend, so herzbestrickend, dass man am liebsten immer weiter und nie zu Ende lesen möchte." Ein Haus- und Familienbuch wie wenige.

Percy's Reliques of ancient english poetry. Nach der ersten Auflage von 1765 mit den Varianten der späteren Original-Ausgaben herausgegeben und mit Einleitung versehen von M. M. Arnold Schröer. 2 Bände. 15 M. Gebunden 17 M.

Die beste Ausgabe der herrlichen, für die Volkspoesie so wichtigen Sammlung.

Rudolf Steiner, Die Philosophie der Freiheit. Grundzüge einer modernen Weltanschauung. 4 M.

Ein Buch von solcher Bedeutung, dass sich seiner Kenntnisnahme kein Gebildeter entziehen kann. Der Verfasser ist als Herausgeber der „Naturwissenschaftlichen Schriften Goethes" in der Weimarer Ausgabe und in Kürschners Nationallitteratur in weitesten Kreisen bekannt.

Veit Valentin, Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt. 5.40 M. Gebunden 6.50 M.

Zu dem Besten zählend, was bisher über Goethes Faust veröffentlicht ist.

Olga Wohlbrück, Glück. Novellen. 4 M. Fein gebunden 5 M.

Olga Wohlbrück, anerkannt die begabteste unter den jüngeren Schriftstellerinnen, zeigt sich in diesem Buche auf der Höhe ihres Könnens. Niemand wird „Glück" und „Nur nicht sentimental" ohne tiefste Erschütterung lesen, wenige werden es bei einmaligem Lesen bewenden lassen.

Verlag von Emil Felber in Berlin SW. 46.

Soeben erschien im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien:

Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks.

Politische Geschichte Deutschlands von 1871—1890.

Von Dr. Hans Blum.

In Halbleder gebunden 7 Mk. 50 Pf. (4 Fl. 50 Kr.) — Zur Ansicht in jeder Buchhandlung.
Prospekte gratis

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Goethes Werke

Herausgegeben von

Adolf Stern

Auswahl in 10 Leinenbänden M. 30.—, 10 Halbfranzbänden M. 45.—, 10 Liebhaberbänden M. 60.—, 10 Lederbänden M. 80.—

Schillers Werke

Herausgegeben von

F. A. Krais

Auswahl in 5 Leinenbänden Mk. 15.—, 5 Halbfranzbänden M. 22.50, 5 Liebhaberbänden M. 30.—, 5 Lederbänden M. 40.—

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden,

besorgt von den Professoren

Adolf Stern und Erich Schmidt

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. M. 28.—, in 6 Leinenbänden M. 34.—, in 6 Halbfranzbänden M. 42.—

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 M., in Halbfranz geb. 6 M.

Geschichte der modernen Kunst

Von

Adolf Rosenberg

3 Bde. Preis broschirt M. 15.—, in Lederhalbfranz gebunden M. 25.50

Handbuch der Musikgeschichte

Von

Arey von Dommer

Zweite revidirte und vermehrte Auflage

Preis M. 12.—, in eleg. Halbfranzband M. 14.50

Aus unsern vier Wänden

Von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen brosch. M. 4.50, schön in Leinwand gebunden M. 5.50, in Atlas gebunden M. 10.—

Kleine Frauen

Von

Luisa M. Alcott

Deutsch von Pauline Schanz

Zweite revidirte Auflage.

36 Bogen. — Gebunden M. 6.—

Attarachus und Valeria

Eine lyrische Erzählung aus der Studienmappe eines Bonner Studenten

Von

Beatus Rhenanus

Brosch. M. 2.50, eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.—

Erfahrungen eines Hadschi

Reiseskizzen aus Syrien und Palästina

Von

E. Budde

Preis broschirt M. 3.—, in Leinwand gebunden M. 4.50, in Halbfranz gebunden M. 5.50

Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Dr. Otto Bähr

Zweite neubearbeitete Auflage. Klein-Oktav

Preis M. 3.—, in Leinwand M. 4.50, in Halbfranz M. 5.50

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71

Von

Moritz Busch

7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°.

Broschirt M. 6.—, in eleg. Halbfranzband M. 8.50

Zu Weihnachten!

Griechische Weine Marke **„Menzer“**

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

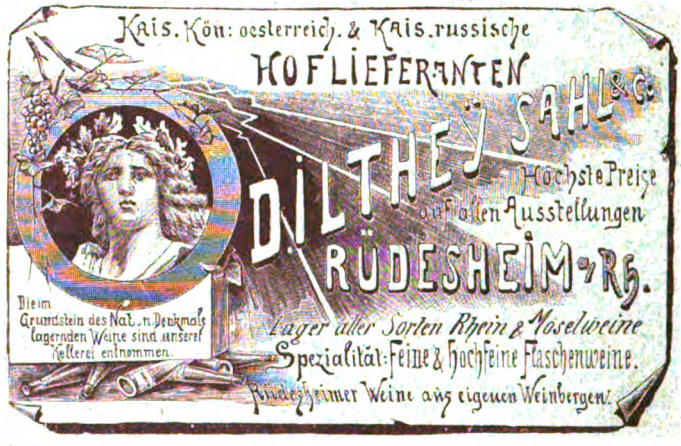
Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd**

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens



Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Bilder aus dem Universitäts-leben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausstattung

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

Von

Charlotte Niese

Preis zierlich gebunden 3 Mark

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet

von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
JAN 1 1894
LIBRARY.

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 51

Ausgegeben am 14. Dezember 1893

Inhalt:

	Seite
Worte oder Thaten?	553
Mehr Kreuzer! Von Georg Wislicenus	557
Gervinus Selbstbiographie	572
Das Raimundtheater in Wien	577
Die Flüchtlinge. Eine Geschichte von der Landstraße. 13. 14. (Schluß)	580
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Nochmals die Aussichten der Reichssteuern — Stammesverschiedenheiten — Berufung und Schöffengericht — Einiges Christentum — Pro domo	589
Litteratur	597
Schwarzes Bret	600

Hierzu je eine litterarische Beilage von Eduard Heinrich Mayer in Leipzig, K. Thienemanns Verlag (Anton Hoffmann) in Stuttgart und von der G. J. Göschenschen Verlagshandlung in Stuttgart

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Soeben erschien:

Evangelisch-soziale Zeitfragen

Zweite Reihe, Heft 9

Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit

Zur Orientirung und Besprechung

speziell für evangelische Arbeitervereine

von

Rudolf Faißt

Preis 50 Pfennig

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts

Von **Hermann Hettner**

Dritter Theil: **Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.** gr. 8. geh.

Erstes Buch: Vom westphälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Grossen, 1648 bis 1740. Vierte verbesserte Auflage. **Preis 7 Mark.**

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Grossen. Vierte verbesserte Auflage. **Preis 10 Mark.**

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfennig

in Halbfranzband 6 Mark

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

In Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Goethes Werke

Herausgegeben von

Adolf Stern

Auswahl in 10 Leinenbänden M. 30.—, 10 Halbfranzbänden M. 45.—, 10 Liebhaberbänden M. 60.—, 10 Lederbänden M. 80.—

Schillers Werke

Herausgegeben von

F. A. Krais

Auswahl in 5 Leinenbänden Mk. 15.—, 5 Halbfranzbänden M. 22.50, 5 Liebhaberbänden M. 30.—, 5 Lederbänden M. 40.—

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden,

besorgt von den Professoren

Adolf Stern und Erich Schmidt

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. M. 28.—, in 6 Leinenbänden M. 34.—, in 6 Halbfranzbänden M. 42.—

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 M., in Halbfranz geb. 6 M.

Leopold von Rankes Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt M. 4.50

Geschichte der modernen Kunst

Von

Adolf Rosenberg

3 Bde. Preis broschirt M. 15.—, in Lederhalbfranz gebunden M. 25.50

Handbuch der Musikgeschichte

Von

Arey von Dommer

Zweite revidirte und vermehrte Auflage

Preis M. 12.—, in eleg. Halbfranzband M. 14.50

Aus unsern vier Wänden

Von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen brosch. M. 4.50, schön in Leinwand gebunden M. 5.50, in Atlas gebunden M. 10.—

Kleine Frauen

Von

Luisa M. Alcott

Deutsch von Pauline Schanz

Zweite revidirte Auflage.

36 Bogen. — Gebunden M. 6.—

Jonas Briccius

Erzählung von Margerethe von Bülow

Broschirt M. 4.—, in Leinwand M. 5.25, in Halbfranz gebunden M. 6.50

Aus der Chronik derer von Riffelshausen

Erzählung von Margarethe von Bülow

Preis broschirt M. 5.—, in Leinwand gebunden M. 6.25, in Halbfranzband M. 7.50

Attarachus und Valeria

Eine lyrische Erzählung aus der Studienmappe eines Bonner Studenten

Von

Beatus Rhenanus

Brosch. M. 2.50, eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.—

Erfahrungen eines Hadschi

Reiseskizzen aus Syrien und Palästina

Von

E. Budde

Preis broschirt M. 3.—, in Leinwand gebunden M. 4.50, in Halbfranz gebunden M. 5.50

Alumneumserinnerungen

von

einem alten Kreuzschüler (Gustav Wustmann)

Ein Band klein 8°. Preis M. 1.50, in elegantem Halbfranz gebunden M. 3.—

Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Dr. Otto Bähr

Zweite neubearbeitete Auflage. Klein-Oktav Preis M. 3.—, in Leinwand M. 4.50, in Halbfranz M. 5.50

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71

Von

Moritz Busch

7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°. Broschirt M. 6.—, in eleg. Halbfranzband M. 8.50

Zu Weihnachten!

Griechische Weine Marke „Menzer"

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

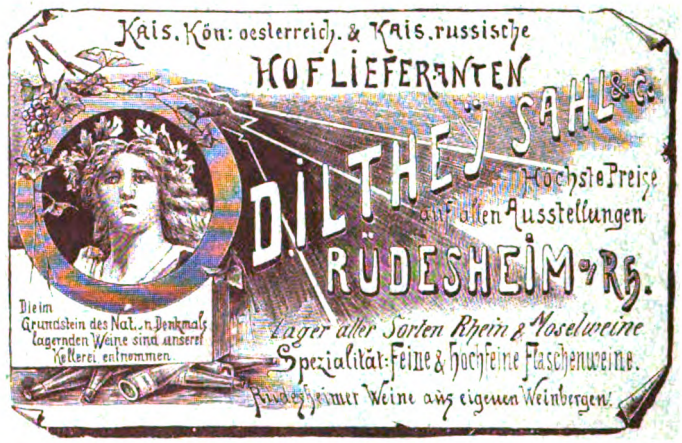
Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von ***J. F. Menzer, Neckargemünd***

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens



Grösstes und ältestes **Conserven**-Versand-Geschäft

Gegründet 1870 von *Gegründet 1870*

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

Ausführliche Preisliste gratis und franko!

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Nr. 52

Ausgegeben am 21. Dezember 1893

Inhalt:

	Seite
Sozialdemokratie und Antisemitismus	601
Indische Zustände. 4. (Schluß)	609
Eine neue Karte des deutschen Reichs. Von E. Hammer	624
Die gute Gesellschaft	630
Bismarcks Schatten	633
Kanonier Schimansky. Eine Weihnachtsgeschichte	635
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Anarchisten und Liberale — Das neue österreichische Geld — Herr Karl Bleibtreu über Moltke — Aus Briefen Wilhelm von Humboldts	645
Schwarzes Bret	652

Hierzu eine Beilage von Eduard Witter in Neustadt a. d. Haardt.

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Goethes Werke

Herausgegeben von

Adolf Stern

Auswahl in 10 Leinenbänden M. 30.—, 10 Halbfranzbänden M. 45.—, 10 Liebhaberbänden M. 60.—, 10 Lederbänden M. 80.—

Schillers Werke

Herausgegeben von

F. A. Krais

Auswahl in 5 Leinenbänden Mk. 15.—, 5 Halbfranzbänden M. 22.50, 5 Liebhaberbänden M. 30.—, 5 Lederbänden M. 40 —

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden,

besorgt von den Professoren

Adolf Stern und Erich Schmidt

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien

Preis brosch. M. 28.—, in 6 Leinenbänden M. 34.—, in 6 Halbfranzbänden M. 42.—

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 M., in Halbfranz geb. 6 M.

Leopold von Rankes Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt M. 4.50

Geschichte der modernen Kunst

Von

Adolf Rósenberg

3 Bde. Preis broschirt M. 15.—, in Lederhalbfranz gebunden M. 25.50

Handbuch der Musikgeschichte

Von

Arey von Dommer

Zweite revidirte und vermehrte Auflage

Aus vier Wänden

Von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe Zierliche Ausgabe. 44 Bogen brosch. M. 4.50, schön in Leinwand gebunden M. 5.50, in Atlas gebunden M. 10.—

Kleine Frauen

Von

Luisa M. Alcott

Deutsch von Pauline Schanz

Zweite revidirte Auflage.

36 Bogen. — Gebunden M. 6.—

Jonas Briccius

Erzählung von Margerethe von Bülow

Broschirt M. 4.—, in Leinwand M. 5.25, in Halbfranz gebunden M. 6.50

Aus der Chronik derer von Riffelshausen

Erzählung von Margarethe von Bülow

Preis broschirt M. 5.—, in Leinwand gebunden M. 6.25, in Halbfranzband M. 7.50

Attarachus und Valeria

Eine lyrische Erzählung aus der Studienmappe eines Bonner Studenten

Von

Beatus Rhenanus

Brosch. M. 2.50, eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.—

Erfahrungen eines Hadschi

Reiseskizzen aus Syrien und Palästina

Von

E. Budde

Preis broschirt M. 3.—, in Leinwand gebunden M. 4.50, in Halbfranz gebunden M. 5.50

Alumneumserinnerungen

von

einem alten Kreuzschüler (Gustav Wustmann)

Ein Band klein 8°. Preis M. 1.50, in elegantem Halbfranz gebunden M. 3.—

Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Dr. Otto Bähr

Zweite neubearbeitete Auflage. Klein-Oktav Preis M. 3.—, in Leinwand M. 4.50, in Halbfranz M. 5.50

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71

Von

Moritz Busch

7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Preis zierlich gebunden 3 Mark

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Zierliche Ausstattung

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Leipzig

Zu Weihnachten!

Griechische Weine Marke „Menzer“

hervorragend beliebt wegen ihrer anerkannt vorzügl. Güte u. Preiswürdigkeit

Probekisten von **je 12 grossen Flaschen,** herb, süss oder claret:

Marke	A	B	C	D	F	G
	18 M.	18 M. 60 Pf.	20 M. 40 Pf.	19 M.	12 M.	12 M.

Weisse deutsche Tischweine von 50 Pf. das Liter an. Rote deutsche Tischweine von 100 Pf. das Liter an

Bitte verlangen Sie die ausführliche **Preisliste** von **J. F. Menzer, Neckargemünd**

Ritter des Königl. Griechischen Erlöser-Ordens

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Drei Monate Fabrikarbeiter
und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Kandidaten der Theologie, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

von

Gustav Wustmann

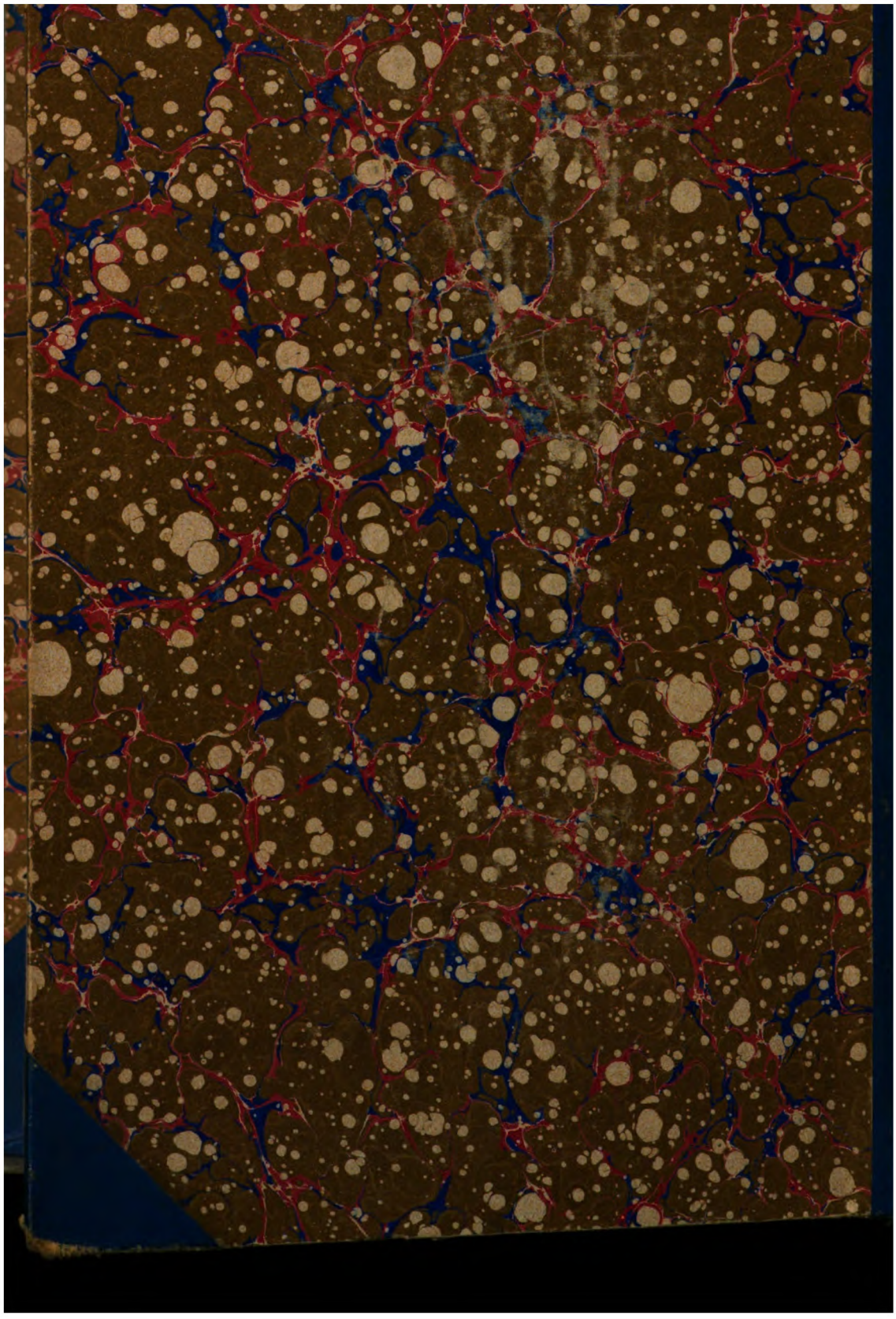
Gebunden 2 Mark

Feldpostbriefe

eines vermißten ehemaligen Afraners aus dem Kriege 1870

Herausgegeben von seinem Bruder

Lic. theol. G. Türk

Professor an der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen

Preis broschirt 1 Mark 50 Pf.